

»Wir haben den Vorteil, dass wir alles mischen können«
Zugehörigkeitsfindung russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler
und ihr Wunsch nach Anerkennung

Von der Philosophischen Fakultät
der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover
zur Erlangung des Grades einer
Doktorin der Philosophie (Dr. phil.) genehmigte
Dissertation

von Nelli Betke

2022

Referentin: Prof. Dr. Eva Barlösius

Korreferent: PD Dr. Axel Philipps

Tag der mündlichen Prüfung: 07.10.2021

Danksagung

Am Ende habe ich es selbst kaum geglaubt. Nach einem langen Weg liegt nun meine Dissertation vor Ihnen.

Diesen Weg habe ich nicht allein beschritten – viele wichtige Personen haben mich auf diesem herausfordernden Weg unterstützt und begleitet, denen ich danken möchte. Ich hoffe, an alle gedacht zu haben.

Mein besonderer und herzlicher Dank gilt Prof. Dr. Eva Barlösius und PD Dr. Axel Philipps für die langjährige Betreuung meiner Dissertation. Sie übernahmen meine Betreuung in einer Zeit, in der die baldige Geburt unseres Sohnes anstand – für sie war das kein Hindernis. Sie unterstützten mich stets unkompliziert und wertschätzend. Ihre motivierenden Denkanstöße und konstruktive Kritik haben das kontinuierliche Voranschreiten und die Fertigstellung meiner Dissertation erst möglich gemacht.

Auch möchte ich mich bei Prof. Dr. Martin Schellhorn herzlich für den Anstoß zu der Promotion bedanken. Er gab mir in der ersten Phase meiner Promotion viel Freiraum bei der Themensuche und unterstützte mich bei der Durchführung meiner Untersuchung.

Ein großer Dank gilt meinen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die in Interviews bereit waren, mir von ihren Alltags- als auch Migrationserfahrungen zu berichten. Ohne sie und ihre Offenheit und Herzlichkeit wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen.

Danken möchte ich auch der Konrad-Adenauer-Stiftung für die finanzielle, aber auch ideelle Förderung in den ersten Jahren meiner Promotion. Es war eine spannende Zeit.

Des Weiteren möchte ich mich bei Christine Betke, Olga Tschabanenko, Frederike von der Lancken und Mareike Träger für das Korrekturlesen meiner Arbeit bedanken.

Tief verbunden und dankbar bin ich meinen Eltern, Olga und Asaf Betke, die mir meinen bisherigen Lebensweg ermöglichten, indem sie den ungewissen Weg einer Migration nach Deutschland beschritten. Dankbar bin ich auch meinen beiden Schwestern Christine Betke und Lena Gentner für die stets aufmunternden Worte und ihr Glaube an mich.

Mein ganz besonderer Dank aber gilt meinem Mann, Alexander Kinzel, und unserem Sohn, Joshua Betke, für ihre unglaubliche Geduld bei der Anfertigung dieser Dissertation. Sie haben häufig auf mich verzichten müssen, mir aber immer Kraft und Zuversicht gegeben, nicht aufzugeben. Ohne euch hätte ich das nicht geschafft.

Abstract

Die Geschichte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ist eine Geschichte, die von freiwilliger und unfreiwilliger Migration durchzogen ist und sich in verschiedene Phasen untergliedern lässt: Ihre Migration ist geprägt von Kolonisation, Deportation und Suppression. Die systematische Einwanderung der Deutschen ins Russische Reich begann Ende des 17. Jahrhunderts. Aber erst mit dem Einladungsmanifest von Katharina II. im Jahr 1763 kam es zu einer großen Auswanderungswelle von deutschen Siedlern ins Russische Reich. Die deutschen Siedler sollten bestimmte Ländereien kolonisieren und bewirtschaften. Im Gegenzug wurden ihnen viele Privilegien in Aussicht gestellt – diese wurden mit der Zeit allerdings immer mehr eingeschränkt.

Der erste Weltkrieg kann als ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler gesehen werden: Es erfolgten erste Zwangsmaßnahmen (u. a. Deportationen) gegen ganze Siedlergruppen aufgrund der Herkunft der Deutschen. Mit dem zweiten Weltkrieg kam es zu den größten Deportationswellen: Ein Teil der Russlanddeutschen fiel unter die deutsche Verwaltung. Der andere Teil wurde in den Osten in Arbeitslager deportiert – nach Sibirien, Kasachstan, Kirgisien und Tadschikistan.

Mit dem Ende des 2. Weltkrieges setzte 1945 die Repatriierung in die Arbeitslager in Sibirien und Mittelasien ein. Nach Auflösung der Arbeitslager (1948) unterstanden sie bis 1955 der Sonderkommandatur und wurden in ihren Rechten beschnitten. Erst 1955 wurden sie zu „freien Sowjetbürgern“ erklärt und durften reisen, wurden aber nicht rehabilitiert. Sie waren eine ethnische deutsche Minderheit.

Zu größerer Anzahl an Ausreisen in die Bundesrepublik kam es erst in den 1970er Jahren. Die größte Ausreisewelle hingegen erfolgte nach dem Zerfall der Sowjetunion. Die Bundesrepublik gewährt seitdem den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern unter Auflagen rechtlich als Deutsche nach Deutschland einreisen zu können. Sie kehren in ihr ethnisches Heimatland nach mehreren Generationen zurück und können als ethnische Rückkehrmigranten betrachtet werden.

Ethnische Rückwanderungen sind ein globales Phänomen, welche bisher allerdings wenig Aufmerksamkeit bekommen. Diese Aufmerksamkeit sollte ihnen hingegen zukommen, denn noch ist das Verständnis für die ethnischen Minderheiten und deren ethnische Rückkehrmigration zu gering. Dabei kann die Frage gestellt werden, wie bei ethnischen Rückkehrern eine tatsächliche Gleichstellung und nicht nur eine vermeintliche Gleichstellung mit Autochthonen gelingen kann. Dazu muss nicht „über“ ethnische Rückkehrmigranten gesprochen werden, sondern „mit“ ihnen, um ihre Beweggründe besser zu verstehen. Es ist noch zu wenig bekannt, wie ihre Migration, die sich auf Ethnizität begründet, verläuft. Was löst eine ethnische Rückkehrmigration in den Rückkehrern selbst aus? Wie gehen sie mit der Frage der Zugehörigkeit um? Denn ethnische Rückkehrer haben multip-

le Herkünfte und legen ihren Minderheitenstatus nie ab. Verändert sich, und wenn ja, unter welchen Umständen, ihre Zugehörigkeit? Haben sie multiple Zugehörigkeiten, so wie die Forschung zu Ethnic Return Migration es andeutet? Oder verlieren sie einen Teil ihrer Zugehörigkeit, wenn sie in das Land der Vorfahren einwandern, so dass nicht von multiplen/hybriden Zugehörigkeiten gesprochen werden kann?

Jeder hat das Verlangen und Bedürfnis nach Zugehörigkeit, Verbundenheit und Wertschätzung. Der Verlust von Zugehörigkeit wird problematisch erlebt. Die Frage nach der Zugehörigkeit stellt sich nicht jedem permanent. Sie tritt zu verschiedenen Zeitpunkten mit unterschiedlicher Intensität und Nachdruck auf. So hat die Zugehörigkeitsfrage für ethnische Rückkehrmigranten wie die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler eine andere Qualität und Emotionalität als für Autochthone. Aufgrund ihrer zwei unterschiedlichen Herkunftsländer (ethnisches und geografisches Herkunftsland) und ihrer Ethnizität ist die Frage nach der Zugehörigkeit für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler von besonderer Wichtigkeit.

Hier setzt die vorliegende Arbeit an und stellt die differenten Erfahrungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in den Mittelpunkt. Ihre Alltagswirklichkeit und wie sie diese vor dem Hintergrund der Zugehörigkeitsfrage erleben bzw. gestalten, rückt ins Zentrum. Nachgezeichnet werden die Versuche der Verortung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler mit den entstehenden Widersprüchen in den Bereichen des alltäglichen Lebens und zwar „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“. Es wird untersucht, welche Zugehörigkeiten sie dabei wie und unter welchen Herausforderungen entwickeln.

Die Untersuchung ist methodologisch der qualitativen Forschung zuzuordnen. Es wurden 10 leitfaden- und videogestützte, problemzentrierte Einzelinterviews zur Auswertung herangezogen. Bei der Auswertung der Ergebnisse kam die Methodik und der theoretische Hintergrund der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010) und ein Teil der Methodologie der Grounded Theory (vgl. Glaser und Strauss 2005) zum Einsatz.

Die Ergebnisse legen nahe, dass die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sich innerhalb der vorherrschenden gesellschaftlichen Strukturen in Deutschland individuell verorten. Sie sprechen bei dem Thema Zugehörigkeit reflektiert vom „Mischen“ ihrer Zugehörigkeiten und einer Positionierung des „Dazwischenbewegens“ zwischen den Endpunkten „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“, die nicht eindeutig und von außen gesehen nicht widerspruchsfrei erscheint. Sie lassen damit die Frage der Zugehörigkeit offen bzw. problematisieren die unklare Zugehörigkeit. Für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler selbst ist es nicht ambivalent, die Parallelität bzw. Differenz zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ zu wahren. Die Differenzen werden partiell in Einklang gebracht,

aber nicht aufgelöst, was auf eine gemischte Zugehörigkeit bzw. auf eine „Mosaik-Zugehörigkeit“ und eine Verortung im Widerspruchsraum deutet.

Dabei eröffnet speziell „Essen“ eine besondere Perspektive zu dem Konzept der Zugehörigkeit. Denn Essen ist im Vergleich zu den untersuchten Bereichen, bei denen sich diese bewusst thematisierte Ambivalenz des Dazugehörens zeigt, der einzige untersuchte alltägliche Bereich, in dem die ambivalente Zugehörigkeit auch Wertschätzungen und Bereicherungen mit sich bringt. Bei Essen ringen die Befragten nicht um Anerkennung, sondern erfahren Beachtung und Zuspruch von Anderen über ihre „russischen“ Speisen und den Geschmack. An der Unreflektiertheit des Essens lässt sich nuancierter ablesen, wie und wo sich die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zugehörig fühlen. Anhand des Essens kann die gesellschaftliche Stellung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler besonders gut rekonstruiert werden. Am Essen, speziell Geschmack, lässt sich besonders gut ablesen, mit welcher Qualität und Intensität die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sich zum Deutschen und/oder zum Russischen/Sowjetischen zugehörig fühlen. So zeigt sich, dass die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sich vom „Russischen/Sowjetischen“ nicht distanzieren können und wollen. Das gibt somit Auskunft über die Zugehörigkeit sowie das Selbstverständnis.

Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung sind speziell für die Ethnic Return Migration Forschung, die Aussiedler-, Migrations- und Zugehörigkeitsforschung bedeutsam. Die Ergebnisse sind aber auch jenseits der Wissenschaft interessant für alle, die ihre eigene Sichtweise auf (ethnische) (Rückkehr-)Migranten und ihre Zugehörigkeiten und Verortungen, speziell auf russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, kritisch reflektieren möchten.

Schlagworte: Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, Ethnic Return Migration, Zugehörigkeit

Inhaltsverzeichnis

Tabellenverzeichnis	IV
Abbildungsverzeichnis	IV
Abkürzungsverzeichnis	V
1 Einleitung	1
1.1 Problemstellung	4
1.2 Zielsetzung und Aufbau der Arbeit	7
2 Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler	14
2.1 Begriffsbestimmung	14
2.2 Geschichte	19
2.3 Rückkehr nach Deutschland	37
2.4 Integration/Aktuelle Situation	52
2.5 Bildungs- und Beschäftigungssituation	55
3 Theoretischer Bezugsrahmen und Forschungsstand	60
3.1 Deutschland als Einwanderungsland – Migration	60
3.2 Personen mit Migrationshintergrund	63
3.3 Ethnic Return Migration	67
3.4 Zugehörigkeit	85
3.5 Heimat	105
3.6 Sprache	112
3.7 Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten	121
3.7.1 Ess-/Ernährungsverhalten im Allgemeinen	121
3.7.2 Einkaufsverhalten/Lebensmittelauswahl im Allgemeinen	131
3.7.3 Exkurs: Erweiterte Nährwertkennzeichnung nach dem Vorbild der GDA-Kennzeichnung	135

3.7.4	Essen/Ernährung und Migration.....	142
3.7.5	Einkaufsverhalten und Migration.....	146
3.7.6	Ess-/Ernährungsverhalten sowie Einkaufsverhalten bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern.....	149
3.8	Gesundheit: Gesundheitsverhalten und Gesundheitshandeln.....	162
3.8.1	Gesundheit und Migration.....	166
3.8.2	Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern.....	172
4	Qualitative Untersuchung.....	178
4.1	Qualitative Sozialforschung.....	178
4.2	Methodisches Vorgehen in der Untersuchung.....	179
4.2.1	Datenerhebung.....	180
4.2.2	Datenaufbereitung.....	185
4.2.3	Datenauswertung.....	187
4.3	Ablauf der Feldarbeit.....	192
4.3.1	Auswahl der Produkte.....	192
4.3.2	Auswahl der Untersuchungsteilnehmer.....	193
4.3.3	Feldzugang und Kontaktaufnahme.....	193
4.3.4	Interviewablauf.....	195
4.3.5	Reflexion/Probleme beim Interviewablauf.....	196
4.4	Begründung der Eignung der Interviews für die veränderte Fragestellung.....	197
5	Ergebnisse der Untersuchung.....	199
5.1	Soziodemographische Beschreibung.....	199
5.2	Einzelfallanalysen.....	203
5.2.1	Anna Reich – „Zum Sparen gezwungene Esserin“.....	203
5.2.2	Richard Turm – „Auf die Verträglichkeit für die Leber bedachter Esser“.....	213
5.2.3	Katharina Krieger – „Kontrollierte Esserin“.....	222
5.2.4	Brigitte Fehmke – „Traditionsverbundene Esserin“.....	230
5.2.5	Tamara Tengel – „Aufopfernde Esserin“.....	238
5.2.6	Andreas Dries – „Sorgloser Esser“.....	248
5.2.7	Sascha Michels – „Einsamer Esser, der nach Gemeinschaft sucht“.....	257
5.2.8	Christina Koch – „Fürsorgliche Esserin“.....	265
5.2.9	Tanja Müller – „Auf die Bedürfnisse der Familie bedachte Esserin“.....	274
5.2.10	Larissa Schäfer – „Von der eigenen Ernährung überzeugte Esserin“.....	284

5.3	Dimensionen.....	295
5.3.1	Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat	298
5.3.2	Sprache	346
5.3.3	Essen, Einkauf (und Gesundheit)	372
5.3.3.1	Exkurs: Erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung.....	375
5.3.3.2	Veränderung des Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhaltens	383
5.3.3.3	Schilderungen zu Essen/Abgrenzung der Speisen.....	403
5.3.3.4	Speisenzubereitung und gemeinsame Mahlzeiten	421
5.3.3.5	Exkurs: Partnerschaftliche Teilung der Speisenzubereitung und partnerschaftliche Teilung der Bewerkstelligung des Einkaufs	423
5.3.3.6	Lebensmittel	425
5.3.3.7	Russischer Lebensmittelladen.....	429
5.3.3.8	Zusammenfassung	430
6	Schlussbetrachtung.....	444
6.1	Zusammenfassung der Ergebnisse.....	444
6.2	Ausblick	480
	Literaturverzeichnis	488
	Anhang.....	530

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: (Spät-)Aussiedleraufnahme von 1950–2008 nach Herkunftsgebieten.....	47
Tabelle 2: Einreisen von Spätaussiedlern nach Deutschland in den Jahren 2009–2020	48
Tabelle 3: Jahresstatistik 2020: Spätaussiedler und ihre Angehörige – Verteilung auf die Länder 2020	51
Tabelle 4: Konzepte des Begriffs „Return Migration“	68
Tabelle 5: Motive der Lebensmittelauswahl	132
Tabelle 6: Drei Phasen der Datenerhebung in der Untersuchung	184
Tabelle 7: Soziodemographische Angaben	201

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Auswanderung der Deutschen nach Russland im 18. und 19. Jahrhundert.	21
Abbildung 2: Zwangsaussiedlung deutscher Sowjetbürger aus dem europäischen Teil der UdSSR 1941	27
Abbildung 3: Deutsche in der Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten nach 1945.	31
Abbildung 4: Ehemalige und heutige Siedlungsgebiete der Deutschen in der ehemaligen UdSSR	36
Abbildung 5: Verlauf der Zuwanderung von (Spät-)Aussiedlern nach Deutschland seit 1950 (kumulierte Zehn– Jahres–Zeiträume)	39
Abbildung 6: Verlauf der Aussiedleraufnahme 1950–1986	40
Abbildung 7: Verlauf der Aussiedleraufnahme 1986–1990	41
Abbildung 8: Verlauf der (Spät-)Aussiedleraufnahme 1990–1996	44
Abbildung 9: Verhältnis von Spätaussiedlern und Familienangehörigen	45
Abbildung 10: Aussiedlerzuwanderung seit 1950.....	49
Abbildung 11: Anteil der (Spät-)Aussiedler an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahr 2014 in den Regierungsbezirken und Ländern	50
Abbildung 12: Abbrecher, Sekundarstufe.....	57
Abbildung 13: Besuchte Schulen, Sekundarstufe II (höhere Bildung)	57
Abbildung 14: Wanderungssaldo 1945 bis 2014	61
Abbildung 15: Anteil der Personen mit Migrationshintergrund 2018 in (ehemaligen) Regierungsbezirken in Prozent	65
Abbildung 16: Anteil der Deutschen an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund 2018 in (ehemaligen) Regierungsbezirken in Prozent	66
Abbildung 17: Das Drei-Komponenten-Modell	123
Abbildung 18: Statisch-systematisch: Faktoren, die die Nahrungsaufnahme kurzfristig und langfristig beeinflussen	125
Abbildung 19: Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung nach der neuen EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO – Symbole	138

Abbildung 20: Mittelwerte der Wichtigkeit der Lebensbereiche des FLZ ^M	164
Abbildung 21: Einflussbedingungen und –prozesse auf die Gesundheit von Migranten	167
Abbildung 22: Generierung des Interviewleifadens	182
Abbildung 23: Ablauf des Feldzuganges und der Kontaktaufnahme	195

Abkürzungsverzeichnis

AAG	Aussiedleraufnahmegesetz
ASSRdWD	Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen
BQFG	Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz
BVFG	Bundesvertriebenengesetz
CSFR	Tschechische und Slowakische Föderative Republik
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DGE	Deutsche Gesellschaft für Ernährung
EinglAnpG	Eingliederungsanpassungsgesetz
FRG	Fremdrentengesetz
GDA	Guideline Daily Amounts
GUS	Gemeinschaft Unabhängiger Staaten
KfbG	Kriegsfolgenbereinigungsgesetz
SGB	Sozialgesetzbuch
StAG	Staatsangehörigkeitsgesetz
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
WoZuG	Wohnzuweisungsgesetz
ZuwandG	Zuwanderungsgesetz

1 Einleitung

Zwischen meinen Welten liegen 2.000 Meilen
Fühl mich oft zerrissen, würd Sie gerne verein'
Ich würd so gerne wissen wo ich hin gehör
In meinen Träumen fließt der Main in das Mittelmeer
Auf der Suche nach mir selbst
In den Straßen von Nado-or ... Nado-o-or
Fühl mich zu Hause, fühle mich verlo-orn, verlo-orn ...
„Nador“ - Songtext von Namika¹ (2015)

Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler² – ein interessanter, im ersten Moment schwer zu durchschauender, zusammengesetzter Begriff.

In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ mit Bedacht verwendet. Der Autorin dieser Arbeit ist bewusst, dass dies eine erste Fremdkategorisierung für diese Personengruppe darstellt. Es ist der Autorin auch bewusst, dass eine „Fremd-Kategorisierung“ mit einer „Selbst-Kategorisierung“ nicht übereinstimmen muss und es sinnvoller ist, die „Selbst-Kategorisierung“ bzw. Selbstbezeichnung der Personengruppe zu nutzen. Allerdings ist das nicht immer einfach, denn selten kann sich eine Personengruppe auf eine „einheitliche“ Bezeichnung einigen. Welche Bezeichnung den „russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern“ gerecht wird bzw. welche sie selbst als stimmig empfinden, ist schwer zu sagen. Wie diese Personengruppe sich nennt und wie sie genannt werden möchte, ist ein Bestandteil des empirischen Teils der hier vorliegenden Arbeit (vgl. Kapitel 5). Dort wird sich zeigen, ob der Begriff „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ sich eignet oder ungeeignet für diese Personengruppe ist. Trotz dieser kurz geschilderten Unzulänglichkeiten soll an dem Begriff „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ festgehalten werden, um eine, auch wenn nicht für alle dieser Personengruppe zutreffende Bezeichnung für diese Personengruppe zu haben. Diese Bezeichnung bedarf hingegen einer Erklärung:

Der Begriff „*Russlanddeutsch*“ wird in der hier vorliegenden Arbeit verwendet, weil er in der deutschsprachigen Forschung ein anerkannter Begriff für Deutsche ist, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Russland migrierten (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 180). Gegenstand der hier vorliegenden Arbeit sind Russlanddeutsche und ihre Nachfahren. Somit wird die Verwendung des Begriffs „Russlanddeutsche“ für diese Arbeit

¹ Namika (bürgerlich *Hanan Hamdi*) ist eine deutsche Sängerin und Rapperin, die 1991 in Frankfurt am Main geboren wurde. Ihre Großeltern stammen aus der marokkanischen Stadt Nador.

² Im Interesse der Lesbarkeit des Textes wird im Folgenden weitgehend jeweils nur die männliche Form verwendet, nichtsdestoweniger beziehen sich die Angaben auf Angehörige auch der anderen beiden Geschlechter – weiblich und divers.

legitimiert. Der Begriff „(Spät-)Aussiedler“ wird ebenfalls in der hier vorliegenden Arbeit verwendet, weil es den rechtlichen Begriff für Russlanddeutsche darstellt. Wie sich im Kapitel 2 zeigen wird, ist nicht jeder (Spät-)Aussiedler auch Russlanddeutscher, aber jeder Russlanddeutsche ist (Spät-)Aussiedler. Die Kombination aus „Russlanddeutsch“ und „(Spät-)Aussiedler“ verweist darauf, dass diese Personen Russlanddeutsche und auch gleichzeitig (Spät-)Aussiedler sind.

Sollte in den Ausführungen der hier vorliegenden Arbeit wie z. B. zu Ergebnissen anderer Untersuchungen der Begriff „Russlanddeutsch“ vor dem Begriff (Spät-)Aussiedler fehlen oder in Klammern stehen, so soll darauf verwiesen werden, dass zwar (Spät-)Aussiedler damit gemeint sind, aber nicht sicher gesagt werden kann, dass es „nur“ bzw. ausschließlich Russlanddeutsche sind, denn Russlanddeutsche sind nur ein Teil der Personen, die den Status/Titel (Spät-)Aussiedler haben. Nicht deutschstämmige Angehörige eines russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlers bekommen auch den Status als (Spät-)Aussiedler (vgl. Kapitel 2).

In der hier vorliegenden Arbeit wird auch zwischen Aussiedlern (Einreise nach Deutschland vor 31.12.1992) und Spätaussiedlern (Einreise nach Deutschland ab 01.01.1993) unterschieden. Sofern nur „Aussiedler“ oder „Spätaussiedler“ gemeint sind, wird auch nur dieser eine Begriff gewählt. Sind sowohl Aussiedler als auch Spätaussiedler gemeint, wird diese Unterscheidung im Fließtext nicht explizit aufgeführt, sondern der Begriff „(Spät-)Aussiedler“ sowohl für Aussiedler als auch Spätaussiedler verwendet, um eine Leserfreundlichkeit zu gewähren.

Um wieder auf den ersten Satz dieses Kapitels zurückzukommen: *„Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler – ist ein interessanter, im ersten Moment schwer zu durchschauender, zusammengesetzter Begriff.“* Mit dem Wort „Russlanddeutscher“ wird auf eine Kombination aus „Deutsch“ und „Russisch“ verwiesen. Heißt es, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sowohl deutsche als auch russische Anteile in sich vereinigen? Der Begriff „(Spät-)Aussiedler“ erscheint sperrig und transportiert eine gewisse negative Konnotation. Von wo wurden (Spät-)Aussiedler ausgesiedelt und wieso? War die Aussiedlung freiwillig oder unter Zwang? Wieso wird von Aussiedlern gesprochen, die „später“ kamen? Was kennzeichnet das „Spät“? Wer sind russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler schlussendlich? Diese Fragen werden sich im Verlauf der hier vorliegenden Arbeit noch klären.

Noch zu wenig werden russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler thematisiert. In der Wissenschaft sind sie bekannt, aber in der allgemeinen Öffentlichkeit kaum. Wenige wissen, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler nach mehreren Generationen nach Deutschland aus den ehemaligen Sowjetstaaten als „rechtlich anerkannte Deutsche“ zurückkehren, denn

nach § 6 BVFG (Bundesvertriebenengesetz)³ sind russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler deutsche Volkszugehörige. Somit können sie sich rechtlich auf eine „Zugehörigkeit zu Deutschland“ berufen. Allerdings müssen sie ihre deutsche Volkszugehörigkeit in ihren Aufnahmeanträgen „beweisen“ bzw. sich zu bestimmten Merkmalen wie Abstammung und Sprache „bekennen“:

„Deutscher Volkszugehöriger im Sinne dieses Gesetzes ist, wer sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird.“ (§ 6 Abs. 1, BVFG)

Dies hat zur Folge, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler das „Deutsche“ bereits vor der Ausreise deutlich herausstellen müssen, um aufgenommen zu werden. Ferner bedeutet Aussiedeln dauerhafte Migration, was die Frage nach Zugehörigkeit früher oder später (noch einmal) aufwirft.

Doch was heißt Zugehörigkeit genau? „Zugehörigkeit“ ist keine Sache, nichts Feststehendes. Zugehörigkeit ist kein wertfreier Begriff. Er transportiert Emotionen (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 12). Wie Namika in ihrem Song „Nador“ im Eingangszitat darstellt, kann Zugehörigkeit und Heimat auch Zerrissenheit bedeuten. Zerrissen zwischen zwei Orten bzw. zwei Welten. Es ist die Suche nach sich selbst, nach der eigenen Verortung.

Wir alle haben ein individuelles Bedürfnis nach Zugehörigkeit (vgl. Abels 2009, S. 189; Pfaff-Czarnecka 2018, S. 15), was evolutionär erklärbar ist: Einzelgänger, die zu keiner Gemeinschaft dazugehörten, starben häufiger, weil sie keinen Rückhalt vor Gefahren hatten (vgl. Rudert und Greifeneder 2018, 49f.). Bereits im Kindesalter ist das Bedürfnis dazuzugehören groß (vgl. Abels 2017, S. 258). Es ist ein Zugehörigkeitsbedürfnis von entscheidender Bedeutung. Dabei spielt Anerkennung in der Interaktion mit anderen eine wichtige Rolle. Wir wollen wertgeschätzt werden (vgl. Kaletta 2008, S. 12).⁴ Werden wir sozial nicht anerkannt, kann dies zu unterschiedlichen negativen psychischen und physischen Reaktionen führen. Es werden Entzündungsreaktionen im Körper und schlussendlich Stress beobachtet (vgl. Slavich et al. 2010). Bestimmte Hirnareale werden aktiviert und lösen Schmerz aus. Dieser Schmerz ist mit physischem Schmerz zu vergleichen

³ „Bundesvertriebenengesetz in der Fassung der Bekanntmachung vom 10. August 2007 (BGBl. I S. 1902), das zuletzt durch Artikel 162 der Verordnung vom 19. Juni 2020 (BGBl. I S. 1328) geändert worden ist“

Das Bundesvertriebenengesetz wurde am 25. März 1953 vom Bundestag verabschiedet. Mit diesem Gesetz sollten Grundlagen und Regelungen für die Eingliederung/Integration der Vertriebenen in den Nachkriegsjahren geschaffen werden. Es hat hingegen nach Jahrzehnten immer noch Bedeutung, denn es wurde immer an die aktuellen Entwicklungen angeglichen (vgl. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat 2021b). Der damalige Bundesinnenminister Horst Seehofer nannte 2018 das Bundesvertriebenengesetz *„ein Dokument für gelebte nationale Solidarität in Deutschland“*. (vgl. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat 2018)

⁴ Zugehörigkeit verweist aber *„nicht nur auf eine Bindung an oder zu Menschen, sondern [hat einen] starken Bezug zu immateriellen und materiellen Objekten und Bande zur natürlichen Umwelt, in der wir leben.“* (Pfaff-Czarnecka 2018, S. 8). Es kann somit zwischen „dinglichen Zugehörigkeit“ und „sozialen Zugehörigkeit“ unterschieden werden. Wobei soziale Zugehörigkeit auf *„das Verhältnis eines Individuums zu einer sozialen Gruppe“* hindeutet und im selben Augenblick *„das Verhältnis der sozialen Gruppe zum Individuum“* darstellt (vgl. Mecheril 2018, S. 24).

(vgl. Eisenberger et al. 2003). Stigmatisierung, als eine Form der nicht sozialen Anerkennung, kann zu „*Belonging Uncertainty*“ führen. Diese Zugehörigkeitsunsicherheit ist mit Zweifeln über die eigene Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft verbunden. Die Fragen, die einem im Kopf kreisen, sind: „Gehöre ich hierher?“, „Gehöre ich tatsächlich dazu?“ (vgl. Walton und Cohen 2007). Dieses Gefühl des Nicht-Dazugehörens kann u. a. zu Angst führen (vgl. Rose 2017).

Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sind nach Deutschland „*gekommen, um zu bleiben*“,⁵ so wie es in der Fachliteratur zu lesen ist (vgl. Dietz 2000, S. 642). Doch fühlen und verstehen sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland auch als Deutsche? Fühlen sie sich (immer noch) Deutschland zugehörig und können sie sich in das vorherrschende „Deutschsein“ in Deutschland einfühlen? Was verbindet sie mit ihrem geografischen und ethnischen Herkunftsland? Das sind einige von vielen spannenden Fragen, die in der hier vorliegenden Arbeit beantwortet werden sollen.

1.1 Problemstellung

Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler stellen unter den vielen Migranten in Deutschland immer noch eine besondere Migrantengruppe dar. Ihre Situation ist „speziell“, auch in einer Zeit, in der Migration mittlerweile in der (täglichen) medialen Berichterstattung einen festen Platz hat. Das Besondere an ihrer Situation ist u. a. ihr rechtlich anerkannter Status als Deutscher nach Deutschland zurückzukehren, was bereits angedeutet wurde. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler unterscheiden sich zu anderen Migrantengruppen noch in einigen weiteren wichtigen Punkten:⁶

Einer der zentralen charakteristischen Punkte ist die Frage nach der eigenen **Zugehörigkeit**. Zum Beispiel sind Italiener in Italien Italiener und bleiben auch Italiener nach einer Migration nach Deutschland. Bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern⁷ ist es anders. Sie haben sich in der ehemaligen Sowjetunion seit der Migration vor über 250 Jahren in das russische Zarenreich als Deutsche gesehen und nehmen an, nach ihrer lang erhofften, in vielen Fällen lang erträumten „Rückkehr“ nach Deutschland als Deutsche wahrgenommen zu werden. Ihre Annahmen bestätigen sich jedoch selten. Sie werden häufig als Russen oder „andere/nicht richtige Deutsche“ bzw. „Deutsche zweiter Klasse“ in Deutschland wahrgenommen (vgl. u. a. Baerwolf 2006; Geißler 2011; Hermann 2013; Kassis et al. 2016) und dies trotz ihres rechtlichen Status, der sie von den anderen Mig-

⁵ Bei anderen Migranten wie den italienischen Migranten in Deutschland ist die Situation anders. Sie leben jahrelang in Deutschland zwischen „Bleiben-Wollen und Rückkehrwunsch“ (vgl. Rieker 2003, S. 132).

⁶ Weitere (allgemeinere) Unterscheidungen, die nicht nur russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler betreffen, sondern viele „ethnische Rückkehrer“, zu denen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler gezählt werden können, finden sich im Kapitel 3.3.

⁷ Nähere Erläuterungen zu den Begriffen „(Spät-)Aussiedler“ und „Russlanddeutsche“ folgen im Kapitel 2.

ranten deutlich unterscheidet. Dabei bleibt die Frage der Zugehörigkeit unklar. Es ist zu fragen, wem sie sich zugehörig fühlen.

Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler besitzen als „deutsche Volkszugehörige“⁸ den **deutschen Pass** – sind also per Staatsbürgerschaft Deutsche und haben, abhängig vom Auswanderungsland, zudem oftmals eine doppelte Staatsbürgerschaft. Die doppelte Staatsbürgerschaft gewährt z. B. Russland. Russland ermöglicht somit seinen Staatsbürgern zurückzukehren, sofern sie es wollen, hingegen auch temporär ihren Lebensmittelpunkt aufgrund von z. B. eines Arbeitsangebotes zu verlagern (vgl. Deutsche Vertretungen in Russland 2018; Schönhuth 2008a, S. 69). Auch andere Staaten wie beispielsweise Belarus erlauben unter bestimmten Voraussetzungen eine doppelte Staatsangehörigkeit (vgl. Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Minsk 2022).

Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler haben den staatsbürgerrechtlichen **Status als Deutsche** – sie wurden rechtlich anerkannt. Aufgrund dessen können sie, wie jeder andere Deutsche auch, in ein beliebiges Land ihrer Wahl auswandern. Hingegen erhalten sie von Deutschland keine finanzielle Unterstützung für ihre Auswanderung. Sie können auch in ihr ursprüngliches Auswanderungsland zurückkehren, wie jeder andere Migrant (vgl. Schönhuth 2008a, S. 70). Einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler kehren tatsächlich zurück.⁹ Die Rückkehr wurde sogar von einigen Staaten wie Russland finanziell gefördert.¹⁰ Russlanddeutschen wird in den ehemaligen Sowjetstaaten auch von der deutschen Regierung seit Jahren durch Zuwendungen geholfen. Zum Beispiel werden seit Anfang der 1990er Jahre die Russlanddeutschen in der heutigen Russischen Föderation unterstützt. Ging es jahrelang darum, die Russlanddeutschen durch die Optimierung der Lebensverhältnisse wie Bereitstellung von Wohnraum und Arbeitsplätzen dazu zu bewegen, nicht nach Deutschland auszuwandern, so geht es heute um die Förderung der kul-

⁸ Nach § 6 Abs. 2 BVFG ist deutscher Volkszugehöriger derjenige,

- (1) der eine Abstammung von mindestens einem Elternteil mit deutscher Staatsangehörigkeit oder deutscher Volkszugehörigkeit nachweisen kann und
- (2) sich zum deutschen Volkstum bis zum Verlassen der Aussiedlungsgebiete durch eine entsprechende Nationalitätenerklärung oder auf andere Weise bekannt hat und
- (3) ein einfaches Gespräch auf Deutsch im Zeitpunkt der Entscheidung des Bundesverwaltungsamtes über den Aufnahmeantrag führen kann

Mit dem Nachweis der deutschen Abstammung wurden (Spät-)Aussiedler bis Ende der 1990er von Beginn an formal den einheimischen Deutschen gleichgestellt (vgl. Schönhuth 2008b, S. 9). Damit waren sie gegenüber anderen Migranten privilegiert. Dies änderte sich mit dem Zuwanderungsgesetz 2005. Aus „Deutschen“ wurden „Zuwanderer“, denn sie werden ab da nicht anders als die anderen Migranten behandelt (vgl. Klekowski von Koppenfels 2014, S. 32).

⁹ Frankfurter Rundschau: „Darum zieht es Russlanddeutsche zurück“, 21.11.2016, <http://www.fr.de/panorama/migration-darum-zieht-es-russlanddeutsche-zurueck-a-293507>

¹⁰ Eine Förderung der Rückkehr bekommen hingegen nicht nur Russlanddeutsche, sondern alle ehemaligen Sowjetbürger; Deutsche Welle: „Russland will die Russlanddeutschen zurücklocken“, 16.09.2007, <http://www.dw.com/de/russland-will-die-russlanddeutschen-zur%C3%BCcklocken/a-2779258> - Russia

Beyond: „Migration: Russland will ehemalige Sowjetbürger als Arbeitskräfte“, 18.09.2013, https://de.rbth.com/gesellschaft/2013/09/18/migration_russland_will_ehemalige_sowjetbuerger_als_arbeitskrae_25981

turellen Zugehörigkeit und der Gemeinschaft (vgl. Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2021b; Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat 2021a).

Einige Autoren wie Katharina Dück (2014, S. 261) sehen bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern viele **Gemeinsamkeiten mit autochthonen Deutschen**,¹¹ die andere Migranten nicht haben. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler haben, nach Dücks Ansicht, mit autochthonen Deutschen eine gemeinsame Kultur, vergleichbare Werte und viele von ihnen die gleiche Sprache gemeinsam. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler nehmen sich ihrer Ansicht nach, als Deutsche wahr – obgleich oder eben wegen der Auswanderung in das damalige russische Zarenreich vor über 250 Jahren. Sawinkin (2013, S. 67f.) hingegen verweist darauf, dass die Werte, Sprache und die Kultur sich in Deutschland weiterentwickelt haben. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler haben von dieser Entwicklung wenig mitbekommen – ihre Werte, Sprache und Kultur haben sich anders entwickelt. Deutsch wurde z. B. bei vielen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in ihrem Auswanderungsland nicht mehr in der Familie gesprochen. Und genau wie Dück (2014, S. 261) verdeutlicht Sawinkin, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich trotz dieser Entwicklungen immer als Deutsche gefühlt haben.

Erwartungen sind ein weiteres Charakteristikum, in denen sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler von vielen anderen Migranten unterscheiden. Es sind sowohl die Erwartungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler an Deutschland und die Mehrheitsbevölkerung¹², als auch die Erwartungen, die von der Mehrheitsbevölkerung an die (Spät-)Aussiedler gestellt werden. Klekowski von Kloppenfels (2009, S. 118) sieht bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern im Vergleich zu den anderen Migranten nicht den gleichen Umgang mit den eigenen Erwartungen an das Einwanderungsland. „Klassische“ Migranten erwarten in Deutschland mit einer anderen Kultur und damit verbundenen Normen und Werten in Berührung zu kommen. Bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern hingegen kommt es zu einer Konfrontation der eigenen sozialen Erwartungen, Normen und Werten mit denen der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland, was eine längere Auseinandersetzung und Anpassung an neue Gegebenheiten zur Folge hat. Zum Beispiel

¹¹ Unter autochthonen Deutschen werden in dieser Arbeit eingeborene, alteingesessene Deutsche verstanden. Dieser Begriff beschreibt in der vorliegenden Arbeit somit Deutsche ohne Migrationshintergrund. Es wird bewusst auf den Begriff „Einheimische“ verzichtet, weil viele Eingewanderte/Migranten und ihre Nachkommen in Deutschland längst heimisch sind (vgl. Neue deutsche Medienmacher e.V. 2017, S. 8).

¹² Bewusst wird in der hier vorliegenden Arbeit der Begriff „Mehrheitsbevölkerung“ und nicht „Mehrheitsgesellschaft“ verwendet. Der Begriff „Mehrheitsgesellschaft“ führt zu Missverständnissen. In einem Einwanderungsland wie Deutschland sind die Begriffe „die deutsche Gesellschaft“ oder „die Gesellschaft in Deutschland“ nicht geeignet, um Personen ohne Migrationshintergrund zu beschreiben – d. h. die Deutschen ohne Migrationshintergrund. Der Begriff „Mehrheitsbevölkerung“ ist passender, um „Deutsche ohne Migrationshintergrund“ zu beschreiben (vgl. Neue deutsche Medienmacher e.V. 2017, S. 10). Nähere Ausführungen zu „Personen ohne Migrationshintergrund“ erfolgen im Kapitel 2.

wird die Erwartung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, dass „in Deutschland dieselben moralischen und sittlichen Werte gültig sind wie unter den Deutschen in der Sowjetunion“ oder „als Deutsche unter Deutschen zu leben“ nicht erfüllt (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 44ff.). Das Leben „unter seinesgleichen“ bleibt häufig nur ein Wunsch (vgl. Sanders 2015, S. 299). Viele reagieren mit Enttäuschung darauf (vgl. Simonov 2013, S. 259). Denn russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler unterscheiden sich gegenüber autochthonen Deutschen in Bezug auf ihre Sprachkenntnisse, ihre Bildung und ihren sozioökonomischen Status¹³ (vgl. Klekowski von Koppenfels 2009, 115f.), was bereits auch bei Sawinkin (2013) deutlich wurde.

Von Seiten der Mehrheitsbevölkerung wird andererseits z. B. erwartet, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler schnell und problemlos assimilieren – erst danach werden sie als zugehörige Deutsche wahrgenommen (vgl. Kurilo 2006, S. 394). Aus diesem Assimilationsdruck ergeben sich weitere Erwartungen bzw. sind diese Erwartungen ein Bestandteil des Assimilationsdrucks. Es wird u. a. erwartet, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler die deutsche Sprache schnell lernen (vgl. Dück 2013, S. 84).

1.2 Zielsetzung und Aufbau der Arbeit

Nach dem Rückgang der (Spät-)Aussiedlereinreisezahlen Ende der 1990er Jahre ist das Interesse an den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in der Forschung gesunken. Seit den letzten Jahren ist hingegen ein Trend zu wieder mehr Forschung zu beobachten. Insgesamt besteht ein großer Bedarf an Forschung in vielen unterschiedlichen Bereichen innerhalb der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlerthematik. Die Datenlage ist häufig lückenhaft. Bisher konzentrieren sich die meisten Studien auf die Geschichte und Integration der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Die Forschung zur Geschichte ist essenziell, um eine Basis für das Verständnis der Situation und der Erfahrungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sowohl in der ehemaligen Sowjetunion als auch in Deutschland zu schaffen. Ebenso ist die Forschung zur Integration hervorzuheben bzw. wichtig, hingegen etwas zu weit gefasst bzw. sollte die Forschung ein paar Schritte zurück ansetzen. In Bezug auf die Integrationsthematik müssten stärker die Bedingungen, Voraussetzungen und Hindernisse von Integration in den Blick genommen und verstanden werden. Zu fragen wäre bspw. diesbezüglich, was die besondere Stellung bzw. „spezielle“ Situation der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler genau ausmacht und was das folglich bedeutet.

Um schlussendlich zu verstehen, ob russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland gemeinschaftlich eingebunden sein möchten, ob eine Integration überhaupt von ihnen gewollt, aber auch von anderen gewährt wird und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler

¹³ Dazu mehr in Kapitel 2.

sich dem „Deutschsein“ in Deutschland bzw. dem „Deutschsein“ der Mehrheitsbevölkerung und den vorherrschenden Werten und Normen verbunden fühlen, und sich somit selbst eine Zugehörigkeit und Verbundenheit schaffen und wo sie sich schlussendlich verorten, ist es sinnvoller und ratsamer russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in alltäglichen¹⁴ Bereichen des Lebens (in der alltäglichen Lebenswelt) zu untersuchen. Somit können die verschiedenen Aspekte im Migrationsprozess, die einem Wandel unterworfen sind, wie z. B. die Herausbildung von Zugehörigkeit(en), nachvollzogen werden. Die hier vorliegende Arbeit setzt genau an dieser Stelle an. Die konkrete Alltagspraxis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler soll dabei in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten in den Mittelpunkt gestellt und aus der Perspektive der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler rekonstruiert werden.¹⁵ Die Sichtweisen und Erfahrungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind von besonderer Wichtigkeit in der hier vorliegenden Arbeit. Denn eine Forschung, die die Perspektiven der Migranten ins Zentrum rückt, entwickelt andere Narrative als eine Forschung, die (nur) Autochthone zu Wort kommen lässt (vgl. Glick-Schiller 2014, S. 173). Die hier vorliegende Arbeit ist eingebettet in die gesellschaftliche Diskussion um Zugehörigkeit(en) und leistet einen Beitrag zur Aussiedler-, Migrations- und Zugehörigkeitsforschung¹⁶ und auch Ethnic Return Migration Forschung.

Zugehörigkeit ist in unserer Gesellschaft wichtiger und aktueller denn je. Das Streben nach Zugehörigkeit ist allgegenwärtig.¹⁷ Menschen verteidigen ihre Zugehörigkeit(en) und haben Angst, ihre Zugehörigkeit(en) zu verlieren (vgl. Pfaff-Czarnecka 2018, S. 5).

In der bisherigen sozialwissenschaftlichen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wird der Zugehörigkeitsbegriff hingegen bisher wenig untersucht. Es ist bislang nur wenig darüber bekannt, wie sie über ihre Zugehörigkeit(en) erzählen bzw. mit welchen unterschiedlichen Praktiken und Deutungen sie ihre Zugehörigkeit ausdrücken und wie sie mit auseinanderstrebenden Erwartungen (eigene Erwartungen und die Erwartungen der Mehrheitsbevölkerung (vgl. Kapitel 1.1)) bezüglich Zugehörigkeit umge-

¹⁴ Nach Römhild (1998, S. 19) ist mit Alltag „*jeder Ort gemeint, an dem Menschen ihrer gewöhnlichen Lebensgestaltung und in Auseinandersetzung mit ihren äußeren Bedingungen miteinander kommunizieren und interagieren.*“

¹⁵ Es geht um die gesellschaftlichen Lebenskontexte.

¹⁶ Es geht in der hier vorliegenden Arbeit somit nicht um das Konzept der Integration, sondern um das Konzept der Zugehörigkeit. Im Kontext der Zuwanderung haben das Konzept der Integration und das Konzept der Zugehörigkeit unterschiedliche Perspektiven – ausgehend von der Zuwandergesellschaft bzw. ausgehend vom Individuum. Bei dem Konzept der Integration verlangt die Zuwandergesellschaft Anpassung. Bei dem Konzept der Zugehörigkeit steht das Individuum im Mittelpunkt und zeigt, wie er/sie kollektiv eingebunden sein möchte und kann (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 49). Eine gute Integration führt hingegen nicht immer zu einer Zugehörigkeit. Trotz guter Integration kann einem die Zugehörigkeit von der Mehrheitsbevölkerung verweigert werden (vgl. Uslucan 2013, S. 244). Für Anderson (2013, S. 42) sind Integration und Zugehörigkeit eng miteinander verbunden. Er sieht als eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen der Integration von Migranten „*ihre sozioökonomische Einbindung und der Zugang zu beruflichem Erfolg und sozialer Akzeptanz im Aufnahmeland – im Sinne von Zugehörigkeit.*“

¹⁷ Die Frage nach der Zugehörigkeit ist in vielen Kontexten zu finden – u. a. auch in der Arbeitswelt (vgl. Geramanis und Hutmacher 2018).

hen. Im Allgemeinen gewinnt in der Migrationsforschung der Begriff Zugehörigkeit allerdings immer mehr an Bedeutung (vgl. Pfaff-Czarnecka 2011, S. 4). Häufig ist Zugehörigkeit, sofern diese im Zusammenhang mit russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern untersucht wird, ein Teilthema einer Studie bzw. wird über den Identitätsbegriff untersucht.¹⁸ Der Zugehörigkeitsbegriff wird nicht im Detail bzw. losgelöst vom Identitätsbegriff betrachtet. Eine Loslösung ist hingegen sinnvoll so Mecheril und Hoffarth (2006, S. 228).

In der sozialwissenschaftlichen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern ist der Identitätsbegriff¹⁹ sehr häufig das Kernthema einer Studie. Die Situation mancher russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler in einigen dieser Studien wird mit „Kulturkonflikt“ (vgl. Kiel 2009), „zwischen zwei Welten stehend“ (vgl. Savoskul 2006, S. 209) oder „Zwisterstellung“ (vgl. Köppen 2015, S. 119) in Bezug auf Identität beschrieben. Die Identitätsforschung deutet eine verlust- und konfliktbehaftete Betrachtungsweise der Situation der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler an, was in der vorliegenden Arbeit mit dem Konzept der Zugehörigkeit weiter beleuchtet werden soll.

Die hier vorliegende Arbeit legt somit einen anderen Schwerpunkt und bietet neue Perspektiven an. In der hier vorliegenden Arbeit kommt es zu einer expliziten Darlegung von Zugehörigkeit(en) – der Identitätsbegriff wird nicht berührt. Denn der Zugehörigkeitsbegriff bringt andere Ergebnisse und einen anderen Einblick in die Lebenswelt von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler als der Identitätsbegriff.²⁰ Die hier vorliegende Arbeit bietet eine neue Perspektive an, das Leben der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu verstehen.

Folglich ist das Ziel der hier vorliegenden Arbeit mit Hilfe von qualitativen Interviews das Thema Zugehörigkeit bzw. allgemeiner gefasst die Versuche der Verortung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die aus den ehemaligen Sowjetstaaten in den 1990er und 2000er Jahren nach Deutschland einwanderten und sich zum Zeitpunkt der Untersuchung (2014) in Norddeutschland aufhielten, zum Gegenstand der Untersuchung zu machen.²¹ Wichtig sind dabei die bewussten und unbewussten Selbstdarstellungen, eigene Perspek-

¹⁸ Auch in Studien zu anderen Migranten in Deutschland wie z. B. den türkischen Migranten (vgl. Schultz und Sackmann 2001) oder italienischen Migranten (vgl. Rieker 2003) wird Zugehörigkeit, wenn überhaupt, über den Identitätsbegriff untersucht oder synonym mit dem Identitätsbegriff verwendet. Oder der Identitätsbegriff allein prägt die Untersuchung wie z. B. in einer Untersuchung zu italienischen Migranten in Deutschland (vgl. Pichler 2010).

¹⁹ Bei Identität geht es stärker um die Frage, wer man ist und weniger um die Frage, wem man sich zugehörig fühlt (vgl. Badawia 2002, S. 59). Zugehörigkeit steht hingegen zu etwas außerhalb des Selbst in Beziehung: *“Belonging is always in relation to something outside the self (a place – in the social as well as geographical sense – and is therefore always ‘located’), whilst identity has been used more as a possessive characteristic of the individual, as that which defines ‘who they are’ or ‘who they think they are’ as well as entailing the construction of bonds with ‘similar’ others.”* (Anthias 2013, S. 9)

²⁰ Eine genauere Gegenüberstellung des Begriffs „Identität“ zu dem Begriff „Zugehörigkeit“ erfolgt im Kapitel 3.4.

²¹ Die weiteren sozio-demographischen Merkmale der untersuchten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler werden im empirischen Teil der Arbeit (Kapitel 5) beschreiben.

tiven, Erfahrungen und Handlungsstrategien der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Insbesondere die gegenwärtige Situation ist von Interesse.

Die hier vorliegende Arbeit geht dabei einen neuen Weg, sich der Zugehörigkeitsfindung, die durch die Migrationserfahrungen und -prozesse beeinflusst wird, zu nähern und diese besser zu erklären und zu verstehen. Das in dieser Arbeit gewählte Forschungsgebiet zeichnet sich durch eine hohe thematische Komplexität aus und hat einen innovativen Charakter. Ziel dieser Arbeit ist es, die Zugehörigkeitsfrage zum zentralen Gegenstand der Forschung zu machen, gesondert zu betrachten und nicht als ein Randthema zu behandeln bzw. bei einem anderen Forschungsschwerpunkt „mitzuverhandeln“.

Um die Zugehörigkeit zu erforschen, ist es sinnvoll, einen spezifischen Zugang (theoretisch als auch methodisch) zu finden. Die Untersuchung von Alltagspraktiken kann dabei viele Informationen über Zugehörigkeit liefern. Es bieten sich unterschiedliche Bereiche des alltäglichen Lebens an, die eine „Nicht-Direkt-Erfragte“ bzw. eine „Nicht-Direkt-Kommunizierte“²² Zugehörigkeit zeigen können. Unter anderem sind Sprache (vgl. Oksaar 2003, S. 17) und Heimat (vgl. Tsuda 2009b; Tsuda 2009c), aber insbesondere Essen und Einkauf gute Zugänge (vgl. Schropfer 2014, S. 72). Essen z. B. lässt sich in allen möglichen soziologischen Themenfeldern verankern – daran lässt sich viel zeigen. Essen ist ein alltäglicher Bereich, der stark sozial geregelt ist (vgl. Barlösius 1999, S. 45). Essen kann als ein „Aufhänger“ dienen, an dem die Herstellung der Zugehörigkeit gezeigt werden kann, denn Essen ist eng mit Zugehörigkeit und Tradition verbunden – es kann u. a. als ein Indikator der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe dienen.²³ Essen ist eine kulturelle Praktik. Pfaff-Czarnecka (2012, S. 46) ist davon überzeugt, dass kulturelle Praktiken wie z. B. Gerüche Nähe oder Distanz schaffen können. Sie können einerseits Grenzen ziehen, aber auch eine Brücke zwischen Autochthonen und Migranten bauen. Über das Thema „Essen“ und die damit zusammenhängenden Themen wie Einkauf und Gesundheit lassen sich sowohl migrations-biographische Entwicklungen rekonstruieren, als auch alltägliche Praktiken erschließen. Das Thema Essen dient in gewisser Weise als ein Leitfaden in den Interviews. Essen, Einkauf und Gesundheit dienen auch als ein Vehikel, um etwas über die noch zu wenig erforschte Migrationsform „Ethnic Return Migration“, zu der russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler gezählt werden können, herauszufinden.

²² Damit ist gemeint, dass die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler nicht nur direkt mit der Frage nach Selbstzuordnung konfrontiert werden bzw. es genügt nicht, sich anzusehen, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich selbst direkt positionieren. Indirekt kann über die Schilderungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu unterschiedlichen Themen wie Essen ihre Positionierung erfahren werden – das heißt welche Zugehörigkeit(en) sie wie zeigen.

²³ In der bisherigen Forschung hat bisher kaum jemand versucht, aus der Perspektive der Soziologie des Essens explizit die Herstellung von Zugehörigkeit am Essen bei in Deutschland lebenden russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zu zeigen.

Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wurden bisher wenig mit „Ethnic Return Migration“ in einem angemessenen Umfang und Verhältnis in der bisherigen Migrationsforschung als eine eigenständige und charakteristische Migrationsform in Verbindung gebracht, bzw. wurde eine Zuordnung zu dieser Migrationsform nur von sehr wenigen Autoren in geringerem Grade präzise gemacht bzw. nur angedeutet (vgl. Ohliger und Münz 2003; Rock und Wolff 2002).

Tsuda (2009b, 36f.) fordert allgemein eine größere Beachtung dieser Migrationsform. Seiner Ansicht nach ist die ethnische Rückkehrmigration²⁴ von besonderem Interesse. Denn im Vergleich zu anderen Migrationsformen, bei der ökonomische oder politische Beweggründe im Vordergrund stehen, spielen bei einer ethnischen Rückkehrmigration auch emotionale Bindungen und Zugehörigkeiten zu dem Land der Vorfahren eine entscheidende Rolle, trotz nicht bestehender vorheriger transnationaler sozialer Beziehungen. Aufgrund dessen soll es im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit darum gehen, die Versuche der Verortung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die durch die Migrationsform „Ethnic Return Migration“ entstehen und die daraus resultierenden Ambivalenzen, zu verstehen und damit die bisherige Forschung zu ergänzen und zu erweitern.

Die zentrale Forschungsfrage ist dabei: Wie verstehen sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst und wie verorten bzw. positionieren sie sich innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland zwischen „Deutsch“ und/oder Russisch/Sowjetisch²⁵ in den drei untersuchten Lebensbereichen „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“²⁶?

Es geht darum, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler für sich die Frage nach der Zugehörigkeit in diesen Bereichen lösen. Dabei werden für die zentrale Forschungsfrage drei Fragestellungen gesondert betrachtet:

- * Welches Selbstverständnis haben russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland? Wie positionieren sie sich zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ bzw. wem fühlen sie sich zugehörig?
- * Welchen Stellenwert haben Essen, Ernährung, Einkauf und Gesundheit, aber auch Heimat und Sprache bei der Herausbildung von Zugehörigkeit(en)?
- * Allgemeiner gesagt: Welche Auswirkungen haben die Migrationserfahrungen auf die Zugehörigkeit(en)?

²⁴ „Ethnic Return Migration“ kann als ethnische Rückkehrmigration übersetzt werden.

²⁵ Sofern „Sowjetisch“ im weiterführenden Text nicht immer gemeinsam mit „Russisch“ genannt werden wird, so ist es dennoch immer mitzudenken. Bewusst wird „Sowjetisch“ gemeinsam mit „Russisch“ genannt, da angenommen werden kann, dass die Befragten einen Bezug zur ehemaligen Sowjetunion haben/hatten, weil sie einen Teil ihres Lebens in der ehemaligen Sowjetunion bzw. den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion verbrachten.

²⁶ Wieso Gesundheit in Klammern steht, wird sich im Verlauf der Arbeit zeigen.

Verschwiegen werden soll hingegen nicht das ursprüngliche Ziel der Arbeit, was sich im Forschungsprozess verändert hat und zu einer anderen inhaltlichen Schwerpunktsetzung führte.²⁷ Das ursprüngliche Ziel der Arbeit war, eine Forschungslücke, die einen Mangel an Forschungen in Bezug auf Verständnis, Nutzung und Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung²⁸ bei (Spät-)Aussiedlern zeigt, zu schließen. Vor diesem Hintergrund war die Intention, die Nutzung, das Verständnis und die Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung bei (Spät-)Aussiedlern zu analysieren. Die Ergebnisse sollten wichtige Erkenntnisse liefern, ob die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung hinsichtlich ihrer momentanen Gestaltungsform geeignet ist, zu einer gesundheitsbewussten Lebensmittelauswahl beizutragen.

Es wurde im Laufe der Arbeit hingegen sichtbar, dass die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung im Alltag der meisten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler keine Relevanz hat und die Ergebnisse sich nicht wesentlich von den Ergebnissen anderer Bevölkerungsgruppen, sowohl in Deutschland als auch international, unterscheiden. Das heißt, dass die Nutzung, das Verständnis und die Bewertung der Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung, was aus Forscherperspektive zunächst interessant erschien, aufgrund u. a. des Desinteresses der Befragten nicht weiter ins Detail verfolgt wurden. Hingegen zeigte sich bei der Auswertung der Ergebnisse, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich u. a. über Essen und Sprache definieren. Es wurde deutlich, dass insbesondere Essen ein zentrales Thema ist, an dem sich vieles ablesen lässt – u. a. auch die Zugehörigkeit.

Denn die Stärke des Materials der hier vorliegenden Arbeit liegt in der „Migrationsgeschichte“ der Befragten. Neben theoretischen und methodischen Verschiebungen veränderte sich somit auch die Schwerpunktsetzung. Folglich ist die Grundlage dieser Arbeit nicht mehr das naturwissenschaftliche Ernährungswissen als normatives Wissen, vielmehr geht es um die Sinndeutungen der interviewten Personen.

Um es auf eine kurze Form zu bringen: Die hier vorliegende Arbeit möchte neue Erkenntnisse zum Stand der bisherigen Forschung zu der Frage nach Zugehörigkeit(en) bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern liefern und die Varianz an Zugängen in diesem Forschungsfeld erhöhen. Es soll ein durchsichtigeres Bild von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und ihrer Lebenssituation geschaffen werden – und zwar aus ihrer

²⁷ Nach dem Offenheitspostulat der qualitativen Forschung ist eine gegenstands- und fragestellungsbezogene Modifikationen geboten, sofern neue empirische Ergebnisse es für erforderlich erachten. Das heißt, dass der Forscher die Forschungsfrage jederzeit modifizieren kann, sofern diese sich als nicht zielführend erweist (vgl. Mey und Mruck 2014, S. 19). Das Kennzeichnende qualitativer Forschung ist nämlich, „*dass sie ihre Fragestellungen, Konzepte und Instrumente in Interaktion mit dem Forschungsfeld immer wieder überprüft und anpasst.*“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2019, S. 109)

²⁸ Näheres dazu in Kapitel 3.7.3.

eigenen Perspektive. Die Hoffnung, die mit der hier vorliegenden Arbeit verbunden wird, ist russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler und ihrer Positionierung innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland besser zu verstehen.

Die hier vorliegende Arbeit ist in sechs Kapitel gegliedert:

An die Einleitung schließt das Kapitel 2 über „Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ an. Dieses Kapitel geht auf die wesentlichen Aspekte der Geschichte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ein. Des Weiteren wird ihre Rückkehr nach Deutschland mit ihren Chancen, Problemen und aktuellen Herausforderungen beleuchtet. Im Kapitel 3 geht es um den theoretischen Bezugsrahmen der Arbeit. In diesem Kapitel wird neben der Theorie ein Abriss über den Forschungsstand gegeben. Im Besonderen werden die Migrationsform „Ethnic Return Migration“ und das Thema „Zugehörigkeit“ thematisiert. Das Kapitel 4 befasst sich mit dem Aufbau der Untersuchung. Es erfolgt eine Darstellung des methodischen Zugangs zu der Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Im Zentrum des Interesses steht die Beschreibung des qualitativen Vorgehens in der Untersuchung und der Ablauf der Feldarbeit. Im Anschluss an das 4. Kapitel erfolgt die Darstellung und Analyse der Ergebnisse im Kapitel 5. Zunächst werden die Einzelfallanalysen vorgestellt, die die Grundlage für die weitere Dimensionenbildung darstellen. Im Zentrum stehen die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler und ihre gesellschaftliche Verortung. Bei den Dimensionen werden Ergebnispräsentation und Diskussion verbunden, denn es wird immer wieder ein Bezug zur Forschungsliteratur hergestellt und darauf hingewiesen, was die Forschung bisher gezeigt hat und wie sich die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung darin einfügen. In den Zusammenfassungen zu den einzelnen Dimensionen am Ende des jeweiligen Kapitels werden Besonderheiten, d. h. Ergebnisse, die über die bisherige Forschung hinausgehen, herausgestellt. Es wird darauf geachtet, die Ergebnisse zu der Fragestellung in Beziehung zu setzen. Im Kapitel 6 kommt es zur Schlussbetrachtung. Es erfolgt eine Zusammenfassung der Ergebnisse und ein Ausblick. Die wichtigsten Ergebnisse werden zusammengefasst und die theoretische und praktische Relevanz der Ergebnisse dargestellt, aber auch der weitere Forschungsbedarf aufgezeigt.

2 Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler

Um ein tieferes Verständnis und eine bessere Nachvollziehbarkeit für die Relevanz der Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler für die hier vorliegende Arbeit zu gewährleisten, ist es wichtig, sie näher vorzustellen. Dabei sollen ihr geschichtlicher Hintergrund, als auch ihre gegenwärtige Situation beleuchtet werden. Dies geschieht in den folgenden Kapiteln. Zunächst soll es um die genaue Erläuterung des Begriffs „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ gehen.

2.1 Begriffsbestimmung

„Russlanddeutsche Spätaussiedler sind eine der größten Migrantengruppen in Deutschland. Dennoch ist in der Mehrheitsbevölkerung das Wissen über sie sehr begrenzt.“

(Panagiotidis 2020)²⁹

Das Eingangszitat von Panagiotidis zeigt zwei Aspekte: Einerseits die Legitimation des in dieser Arbeit verwendeten Begriffs „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“. In der Forschung von Jannis Panagiotidis, der in Deutschland eine Professur für die Erforschung russlanddeutscher Migration und Integration innehatte, ist der Begriff „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ bereits etabliert. Andererseits zeigt das Zitat, wie wichtig die Untersuchung von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern ist, um sie in der Öffentlichkeit „sichtbar“ zu machen.

In diesem Kapitel werden noch weitere nachvollziehbare Gründe für die Verwendung des in dieser Arbeit verwendeten Begriffs „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ genannt. Dieses Kapitel gibt auch einen Überblick über einige wichtige Charakteristika der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Von Interesse sind die Geschichte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, ihre Rückkehr nach Deutschland und ihre aktuelle Lage bzw. Situation wie beispielsweise die Bildungssituation.

Zunächst geht es um das Verständnis des zusammengesetzten Begriffs „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“. Welchen Unterschied gibt es zwischen Russlanddeutschen und (Spät-)Aussiedlern? Wie groß ist dieser Unterschied?

„Russlanddeutsche“ ist ein anerkannter Oberbegriff in der deutschsprachigen Forschung für Deutsche, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Russland migrierten (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 180). Genauer sind es Nachfahren deutscher Aus-

²⁹ Jannis Panagiotidis ist Historiker und war 2014-2020 Juniorprofessor für Russlanddeutsche Migration und Integration am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien an der Universität Osnabrück (vgl. Universität Osnabrück 2022).

wanderer aus den damaligen hessischen Fürstentümern, der Pfalz, Württemberg, Baden, Bayern, Lothringen und dem Elsass, die im 18. und 19. Jahrhundert nach Russland von der deutschen Prinzessin Katharina II. eingeladen wurden, um bis dahin unbewohnte Gebiete insbesondere im unteren Wolgaraum und im Schwarzmeergebiet zu besiedeln. Sie sind somit ethnische Deutsche. Sie lebten weitgehend unter sich in deutschen Siedlungen, bis sie im 2. Weltkrieg u. a. nach Sibirien und Kasachstan verschleppt wurden. Insbesondere in den 1990er Jahren siedelten viele Russlanddeutsche nach Deutschland um (vgl. Dietz 1995b, S. 13; Krieger 2013, S. 1; Plischke und Schlegel 2013, S. 49).

Der Begriff „Russlanddeutsche“ erweckt hingegen den Eindruck von Eindeutigkeit und Homogenität, die es aber nie gegeben hat und die auch heute nicht vorherrscht (vgl. Petersen und Weger 2017, 181f.). Das heißt, dass es ein einheitliches „Russlanddeutschsein“ nie gab und auch heute nicht gibt.

Der Begriff „Russlanddeutsche“ hatte bis zur Zwischenkriegszeit keine Bedeutung in der Öffentlichkeit und wurde auch von den „Deutschen“ im russischen Reich nicht selbst genutzt. Der russische Staat nannte die „Deutschen“/Immigranten „Ausländer“ (*inostrancy*). Zu Zeiten Alexanders I. (1777–1825) wurden sie „Kolonisten“ (*kolonisty*) genannt (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 181). Krieger (2017a) spricht davon, dass im Russischen Reich von Beginn an von „Kolonisten“ bzw. „ausländischen Kolonisten“ gesprochen wurde. Diese Fremdbezeichnung war auch die Selbstbezeichnung der „deutschen Siedler“. Sie nannten sich ferner zur Abgrenzung von anderen Migranten „deutsche Kolonisten“. Abhängig davon, wo sie sich ansiedelten, variierten auch ihre Selbstbezeichnungen. Sie nannten sich z. B. „Schwarzmeerkolonisten“ bzw. „Wolgakolonisten“ oder „(Trans)Kaukasusschwaben“. Erst im 20. Jahrhundert wurde -kolonist bzw. -schwab durch -deutsch ersetzt wie z. B. Wolgadeutsche. Andere Gruppen der Deutschen – Deutschbalten oder Deutsche aus den Städten St. Petersburg und Moskau³⁰ wurden unter dem Sammelbegriff „Deutsche in Russland“ in historischen und publizistischen Werken gefasst (vgl. Krieger 2017a).

Die „Deutschen/deutschen Siedler“ selbst sahen sich als „Deutsche“ (*nemcy*) und lehnten für sich selbst die Bezeichnung Reichsdeutsche (*nemcy-germancy*) vehement ab (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 181). Während des 19. Jahrhundert waren sie dem russischen Staat und dem Zaren treu und entwickelten kein eigenes „übergreifendes, auf den deutschen Staat oder eine deutsche ‚Volksgemeinschaft‘ gerichtetes Bewusstsein“ (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 182). Obwohl die „Deutschen“ sich dem russischen Staat und dem Zaren verbunden fühlten und keinen Gedanken hegten, diesen Staat zu verlassen, hatten die „Altdeutschen“ im Deutschen Reich andere Vorstellungen, wie es mit

³⁰ Diese Deutschen haben sich einen Namen im Militär, Staatsapparat, Wissenschaft, Gesundheitswesen oder Literatur und Kunst gemacht (vgl. Krieger 2017a).

dieser Bevölkerungsgruppe weiter gehen soll. Sie sahen die deutschsprachige Bevölkerung in Russland als Teil des „Deutschtums“ und hatten diesbezüglich verschiedene Pläne, wie sie sich mit diesen wiedervereinigen können. Unter anderem war ihr Wunsch die Rücksiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung in Russland ins Deutsche Reich. Zu diesem Zeitpunkt gab es unterschiedliche Bezeichnungen für die deutschsprachige Bevölkerung in Russland: „Deutsche Bauernkolonien“, „Deutsche in Russland“, „Deutschtum in Russland“, „Deutschrussen“ (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 182).

Auch nach Beginn des ersten Weltkrieges und den Regelungen der russischen Regierung gegen den „*vermeintlichen Feind im Inneren*“ und auch nach Abdankung des Zaren,³¹ hatte die deutschsprachige Bevölkerung in Russland kein Interesse am Deutschen Reich. Der Wunsch nach Autonomie war ihre einzige Forderung. Im Deutschen Reich aber übernahmen wolga- und schwarzmeerdeutsche Emigranten die Funktion, die deutschsprachige Bevölkerung in Russland bzw. der Sowjetunion zu aktivieren, ins Deutsche Reich zu migrieren. In diesem Zusammenhang kam es zur Entstehung des Begriffs „Russlanddeutsche“ (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 183). In der Zwischenkriegszeit gab es aber noch weitere Begriffe neben „Russlanddeutsch“ (vgl. Petersen und Weger 2017, S. 186): Nach der Abdankung des Zaren und Gründung der UdSSR³² (30.12.1922) gewann der Begriff „Sowjetdeutsche“, der von der neuen Regierung eingeführt wurde, an Bedeutung. Das verfolgte Ziel war Abgrenzung – Abgrenzung vom Zarenreich und von anderen Deutschen im Ausland. Vor allem nach 1955 war der Begriff „Sowjetdeutsche“ in allen Medien und wurde auch im politischen Alltag genutzt. Der offizielle Begriff war „sowjetische Bürger deutscher Nationalität“, der bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion bestand (vgl. Krieger 2017a). Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, Ende der 1980er Jahre, wurde der Begriff „Sowjetdeutsche“ durch „Russlanddeutsche“ ersetzt und auch von den Russlanddeutschen selbst genutzt. Denn der zweite Weltkrieg, aber insbesondere die Verfolgung nach 1941 brachte mit sich, dass der Begriff „Russlanddeutsche“ sich ab diesem Zeitpunkt fest etablierte. Russlanddeutsche fühlten sich als eine Schicksalsgemeinschaft, die alle regionalen, konfessionellen und ideologischen Grenzen überwand (vgl. Krieger 2017a).

Diese Ausführungen zeigen, dass die Russlanddeutschen über ihre Geschichte hinweg unterschiedliche Bezeichnungen hatten. Es zeigt auch, dass sie immer „deutsch“ blieben. „Russlanddeutsch“ ist ein Überbegriff für alle Deutsche aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion. Die Begriffe „Kasachstandeutsche“ oder „Usbekendeutsche“, die eigentlich passender wären, sind weniger geläufig bzw. werden kaum genutzt. Der Begriff „Russlanddeutsch“ entspricht dem Selbstbild der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion.

³¹ Weitere Informationen folgen im Kapitel 2.2.

³² Vollständige amtliche Bezeichnung: Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken

Anders sieht es mit den Begriffen „Aussiedler“ und „Spätaussiedler“ aus. Diese Begriffe sind Fremddefinitionen und werden nach Aufnahme in Deutschland auf die Russlanddeutschen angewandt. Der Begriff „Russlanddeutsch“ ist rechtlich nicht gesichert. Für den Begriff „Aussiedler“ und „Spätaussiedler“ gibt es allerdings eine klare Definition aus dem deutschen Gesetz:

Aussiedler sind deutsche Volkszugehörige oder Staatsangehörige im Sinne des Grundgesetzes (Art. 116 Abs. 1), die unter einem Kriegsfolgeschicksal gelitten haben und nach Abschluss der allgemeinen Vertreibungsmaßnahmen vor dem 1. Juli 1990 oder danach im Wege des Aufnahmeverfahrens vor dem 1. Januar 1993 die ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete, Danzig, Estland, Lettland, Litauen, die ehemalige Sowjetunion, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, Albanien oder China verlassen haben oder verlassen (§ 1 Abs. 2 Nr. 3 BVFG).

Spätaussiedler sind hingegen in der Regel deutsche Volkszugehörige, die die Republiken der ehemaligen Sowjetunion nach dem 31. Dezember 1992 im Rahmen des Aufnahmeverfahrens verlassen und innerhalb von sechs Monaten im Geltungsbereich des Gesetzes ihren ständigen Aufenthalt gewählt haben (§ 4 Abs. 1 BVFG). Wer hingegen erst nach dem 31. Dezember 1992 geboren wurde, ist kein Spätaussiedler mehr (§ 4 Abs. 1 Nr. 3 BVFG). Spätaussiedler und Familienangehörige, die in den Aufnahmebescheid einbezogen werden, erhalten mit der Ausstellung der Bescheinigung (Nachweis der Spätaussiedlereigenschaft) nach § 15 Abs. 1 oder Abs. 2 des Bundesvertriebenengesetzes automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit (§ 7 StAG).

Nach den vorherigen Ausführungen lässt sich feststellen, dass nicht alle Aussiedler bzw. Spätaussiedler „Russlanddeutsche“ sind, d. h. deutschstämmige (Spät-)Aussiedler. Nicht deutschstämmige Familienangehörige eines deutschstämmigen (Spät-)Aussiedlers genießen in Deutschland den Status eines (Spät-)Aussiedlers trotz des nicht Vorhandenseins der deutschen Volkszugehörigkeit. Somit lässt sich auch sagen, dass in Deutschland nicht jeder (Spät-)Aussiedler ein Russlanddeutscher ist, aber jeder Russlanddeutsche ist ein (Spät-)Aussiedler.

Folglich wird in dieser Arbeit der Begriff russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zur Beschreibung der Interviewpartner verwendet. Damit soll darauf verwiesen werden, dass alle Interviewpartner in dieser Arbeit rechtlich Aussiedler oder Spätaussiedler, aber auch deutschstämmig sind bzw. sich auf deutsche Nachfahren berufen und somit auch Russlanddeutsche sind. Bei der Beschreibung von Studien (insbesondere zum Stand der Forschung; Kapitel 3) wird derjenige Begriff für die „Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion“ gewählt, der von den Autoren selbst gewählt wurde.

Wie viele Russlanddeutsche sich in Deutschland aufhalten, lässt sich nicht genau sagen, weil „russlanddeutsch“ häufig mit dem rechtlichen Status „(Spät-)Aussiedler“ in Verbin-

derung gebracht wird. Es liegen unterschiedliche Zahlen vor: Krieger (2017b) spricht von 2,5 Millionen Personen russlanddeutscher Herkunft (anderse ethnische Familienmitglieder inbegriffen) in Deutschland. An die 0,6 Millionen sind noch in den Ländern der GUS.³³ In anderen Quellen wird berichtet, dass 2,3 Millionen Russlanddeutsche mit dem Status Aussiedler bzw. Spätaussiedler aus den ehemaligen Sowjetstaaten nach Deutschland immigrierten (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2019). Panagiotidis (2017) sagt, dass seit Mitte der 1980er Jahre 2,3 Millionen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler (anderse ethnische Familienmitglieder inbegriffen) aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland immigriert sein sollen. Werden alle (Spät-)Aussiedler betrachtet, also nicht nur (Spät-)Aussiedler aus den ehemaligen Sowjetstaaten, so zeigen die Daten des Bundesverwaltungsamtes, dass von 1950 bis August 2014 insgesamt 4.517.052 (Spät-)Aussiedler und deren Angehörige (2.369.506 davon aus der ehemaligen UdSSR) in die Bundesrepublik kamen (vgl. Deutscher Bundestag 2016, S. 3). Vor allem aus Kasachstan (568.000) und der Russischen Föderation (555.000) kommen die meisten (Spät-)Aussiedler. Weitere wichtige Herkunftsländer sind Polen (570.000) und Rumänien (209.000). Im Jahr 2014 lebten noch knapp 69 % dieser (Spät-)Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland – das sind 3,1 Millionen (vgl. Statistisches Bundesamt 2015, S. 7). Im Jahr 2016 lebten 3,162 Millionen (Spät-)Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland. Im Jahr 2017 waren es hingegen 2,854 Millionen. Das Sinken der Zahl der (Spät-)Aussiedler ist der methodischen Neuorientierung des Mikrozensus geschuldet³⁴ (vgl. Statistisches Bundesamt 2018, S. 5). In dem Bericht vom Jahr 2019 zum Mikrozensus 2018 werden zum Jahr 2017 etwas andere Zahlen aufgeführt: 2017 sollen sich 2,731 Millionen (Spät-)Aussiedler in Deutschland aufgehalten haben. Für das Jahr 2018 wird eine Zahl von 2,640 Millionen (Spät-)Aussiedler genannt (vgl. Statistisches Bundesamt 2019a, S. 5). Im Jahr 2020 wird von rund 2,5 Millionen (Spät-)Aussiedler in Deutschland ausgegangen: Die meisten kommen aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion (1,46 Mio.) – vor allem aus Kasachstan (673.000) und aus Russland (584.000). Aber auch aus Polen (622.000) und Rumänien (221.000) kommen viele (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2022). Deutschland hat zwischen 1950 und 2020 an die 4,6 Millionen (Spät-)Aussiedler aufgenommen, was der Einwohnerzahl von Neuseeland entspricht (vgl. Bundesverwaltungsamt 2020c; Bundeszentrale für politische Bildung 2022).

³³ Unter GUS wird die Gemeinschaft Unabhängiger Staaten verstanden, was einen Zusammenschluss der ehemaligen Sowjetrepubliken darstellt. In der GUS sind alle ehemaligen sowjetischen Teilrepubliken (Russland, Weißrussland, Ukraine, Armenien, Aserbaidschan, Kasachstan, Kirgistan, die Republik Moldau, Tadschikistan, Turkmenistan, Usbekistan, Georgien). Die baltischen Staaten (Estland, Lettland, Litauen) gehören nicht dazu (vgl. Hett und Szkola 2014)

³⁴ Zu berücksichtigen ist, dass das Mikrozensusgesetz im Dezember 2016 geändert wurde. Es kam zu einigen Änderungen bei der Erhebung und Aufbereitung was das Thema „Migration“ anbetrifft. So wurden im Mikrozensus 2017 zum Beispiel im Vergleich zu den Erhebungen in den Vorjahren auch Angaben zum Geburtsort gemacht, um den Migrationsstatus von Migranten zu bestimmen und *„die anderen dabei einfließenden Angaben zu überprüfen. Damit werden (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedler genauer erfasst.“* (vgl. Statistisches Bundesamt 2018, S. 5).

Doch wer sind die Russlanddeutschen genau? Wieso wanderten sie vor über 250 Jahren nach Russland aus und kamen Generationen später wieder nach Deutschland zurück? Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, die Geschichte der Russlanddeutschen zu kennen, um auch ihre Migration, die politischen und rechtlichen Bedingungen unter denen sie lebten und heute leben und die daraus entstehenden Auswirkungen auf sie selbst und ihr Leben einordnen zu können. Ein kurzer historischer Abriss veranschaulicht in den nächsten Abschnitten die Situation der „Russlanddeutschen“ bzw. der „russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler“.

2.2 Geschichte

Die Geschichte der ethnischen Deutschen bzw. russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ist geprägt von Migration, Kolonisation und Binnenwanderung (vgl. Hermann und Öhlschläger 2013, S. 111; Ohliger und Münz 2003, S. 9). Sie ist allerdings auch durch Unterdrückung und Vertreibung bestimmt (vgl. Schönhuth 2006, S. 367). In diesem Teilkapitel werden diese Tatbestände näher erläutert.

Als Startpunkt der ersten deutschen Siedlungen im Osten wird das 10. Jahrhundert gesehen, wobei der Begriff „deutsch“ nicht ganz korrekt ist, denn zu diesem Zeitpunkt gab es „den deutschen Staat“ noch nicht, sondern das „Heilige Römische Reich“. Ab diesem Zeitpunkt kann die Ausweitung des Reiches in den Osten als der Beginn der „deutschen“ Ausweitung gesehen werden. Bis Ende des 12. Jahrhunderts kam es zur Besiedlung u. a. Schlesiens, Pommerns und Siebenbürgens (vgl. Ingenhorst 1997, 17f.). Die Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. nennt es die „*Anfänge des Deutschtums in Rußland*“ (Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 2).

Die gezielte Einwanderung hatte hingegen ihren Anfang am Ende des 17. Jahrhunderts durch **Peter I.** (1682–1725), der eine Öffnung des Russischen Reiches als Ziel hatte. Viele Personen aus den oberen sozialen Schichten wie z. B. Offiziere, Wissenschaftler, Ärzte, Lehrer, Handwerker, Kaufleute und Baumeister siedelten sich vornehmlich in größeren Städten wie Moskau und St. Petersburg an. Sie machten noch eine überschaubare Gruppe aus. Im 18. Jahrhundert siedelten deutsche Ärzte und Apotheker in das Russische Reich aus (vgl. Eisfeld 1999, S. 12; Ingenhorst 1997, S. 18f.).

Eine weit größere Gruppe an deutschen Siedlern kam in den darauffolgenden Jahren (1762/1763) durch die Anwerbung von **Katharina II.** (1762–1796). Katharina II. verfolgte das Ziel, die brachliegende Steppe an der mittleren Wolga durch die Siedler zu bewirtschaften und zu besiedeln. Die russischen Bauern sollten von den deutschen Siedlern, die bäuerlicher Herkunft waren, lernen. Insbesondere das Einladungsmanifest von 1763 fand großen Anklang bei den deutschen Siedlern (vgl. Dalos 2014, S. 43; Ingenhorst

1997, 19f.; Krieger 2015a, 23ff.). Dieses Manifest, das zu Folge hatte, dass fast ein Jahrhundert lang Kolonisten angeworben wurden, beinhaltete viele Privilegien, die für die deutschen Siedler verlockend waren (vgl. Krieger 2017c):

- Fahrt zum gewählten Wohnort auf Staatskosten
- unentgeltliche Zuteilung von Land
- freie Steuerjahre
- innere Selbstverwaltung
- Befreiung von Militärdienst und militärischer Einquartierung
- Berufs- und Religionsfreiheit
- Recht auf Rückwanderung nach Bezahlen aller Schulden usw.

Dies war nicht der einzige Grund für die Auswanderung. Auch die schlechten Verhältnisse im Herkunftsland nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) veranlassten viele deutsche Siedler in das Russische Reich an die Wolga auszuwandern (vgl. Dalos 2014, S. 15; Ingenhorst 1997, S. 20).

Bis zum **Anwerbestopp (1774)** begaben sich 30.623 Kolonisten in das russische Zarenreich. Die Meisten kamen aus Westfalen (27 %), Hessen (17 %), Preußen und Norddeutschland (18 %), Sachsen (13 %), aus dem Elsass, Baden und einigen anderen deutschen Gebieten/Landstrichen. Hingegen folgten auch Kolonisten aus der Schweiz, Holland, Schweden und Dänemark dem Einladungsmanifest. Diese Kolonisten durften sich hingegen nicht wie versprochen überall ansiedeln – insbesondere nicht in Städten. Sie wurden vermehrt um Saratow³⁵ angesiedelt. Somit wurden auf beiden Seiten der Wolga 66 evangelische und 38 katholische Mutterkolonien gegründet (vgl. Krieger 2017c). Anders als angenommen bzw. von den zaristischen Anwerbern bzw. privaten Vermittlern geschildert, fanden die deutschen Siedler an der Wolga katastrophale Bedingungen vor. Es gab u. a. keine Infrastruktur, nur in geringem Maße Baumaterial und landwirtschaftliche Geräte fehlten. Sie waren auf die Hilfe der russischen Bauern angewiesen, die ihnen Erdhütten zum Überwintern bauten. Sie mussten sich an das neue Klima und auch die andere Form der Bewirtschaftung und das Überwintern gewöhnen. Die Folge waren Missernten und Hungersnöte. Allerdings starben bereits während des Transports zu den Ansiedlungsgebieten viele. Erst Ende des 18. Jahrhunderts kam es zur Stabilisierung der Situation in den Kolonien an der Wolga (vgl. Eisfeld 1999, S. 13; Ingenhorst 1997, S. 19; Krieger 2017c).

Ab 1785 wurde die heutige südliche Ukraine („Neurußland“) von deutschen Siedlern besiedelt. Diese Siedlungen stellten keine dichten in sich geschlossenen Siedlungen wie die an der Wolga dar, sondern es siedelten sich kleine Gruppen in verschiedenen Gebieten

³⁵ Es ist eine Stadt an der Wolga.

an. Ab 1804 mit dem Regierungsantritt von **Alexander I.** (1801–1825) war das Ziel die Einwanderung von qualifizierten, spezialisierten gut ausgebildeten Personen. Viele dieser „neuen“ Siedler kamen aus dem Südwesten Deutschlands, vornehmlich aus Württemberg, Nordbaden, Elsass, Südostpfalz, Hessen und Rheinlanden (vgl. Eisfeld 1999, S. 25; Ingenhorst 1997, 24f.). Religiöse Gründe waren bei vielen Kolonisten wie z. B. bei den Mennoniten aus dem Raum um Danzig und aus Westpreußen ausschlaggebend für die Migration (vgl. Krieger 2017c). Circa 10.000 Familien mit 55.000 Personen siedelten sich bis Mitte des 19. Jahrhunderts in diesem Gebiet („Neurußland“) an (vgl. Ingenhorst 1997, S. 25; Rosenberg 2001, S. 3). Mit dem Jahr 1819 kam die große Auswanderung zum Erliegen. Nur noch wenige Kolonisten folgten nach (vgl. Krieger 2017c).

In der folgenden Abbildung 1 sind die Aussiedlungs- und Ansiedlungsgebiete der deutschen Siedler abgebildet.



Abbildung 1: Auswanderung der Deutschen nach Russland im 18. und 19. Jahrhundert.

Quelle: Kompetenzzentrum für Integration (o. J.): erstellt vom Ingenieurbüro für Kartographie, J. Zwick, Gießen

Insgesamt hatten sich circa 100.000 Siedler aus politischen, religiösen und wirtschaftlichen Gründen an die Wolga, Neurußland, kleine Kolonien bei St. Petersburg, Südkaukasus und in anderen Teilen Russlands angesiedelt (vgl. Ingenhorst 1997, 26f.). Jedoch bestand bei den Siedlern kein ausgeprägtes übergeordnetes Gefühl der Zugehörigkeit zum Deutschein. Nach den geographischen Siedlungsräumen nannten sich die deutschen Siedler: Wolgadeutsche, Schwarzmeerdeutsche (oder südrussische Kolonisten), südrus-

sische Mennoniten, Kaukasus-³⁶ Krim-³⁷ oder Wolhyniendeutsche³⁸ (vgl. Krieger 2013, S. 189). Charakteristisch für einige Kolonien war ihre nach Herkunft gemischte, aber konfessionell homogene Struktur (lutherische, katholische, mennonitische Gläubige; Andersgläubige). Die Kolonisten lebten friedvoll neben der russischen Mehrheitsbevölkerung (vgl. Ingenhorst 1997, S. 27).

In den darauffolgenden Jahren kam es zur **Gründung von Tochterkolonien**, für die es unterschiedliche Gründe gab. Unter anderem gründeten die deutschen Siedler Tochterkolonien aufgrund von Kinderreichtum (vor 1918 lag die durchschnittliche Kinderzahl pro Familie bei 8 Kindern) oder des Erbsystems (Hoferbe war der jüngste Sohn). Aber auch die höheren Pachten und Bodenpreise in den ursprünglichen Kolonien veranlassten zur Gründung von Tochterkolonien. Zunächst entstanden Kolonien um die Mutterkolonien im Wolga- und Schwarzmeergebiet. Dann setzte eine Binnenwanderung nach Osten ein. Zunächst an das Dnjeprgebiet³⁹ und Nordkaukasus,⁴⁰ dann nach Sibirien und Mittelasien (insb. Kasachstan, Kirgisien). Aus 304 Mutterkolonien entstanden 3232 Tochterkolonien (vgl. Ingenhorst 1997, S. 28; Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 6). Des Weiteren kam es immer mehr zu einer Kommunikation mit der „Außenwelt“. In den Städten übten deutsche Siedler immer mehr Einfluss aus. Sie waren als Offiziere im Militär und in der Verwaltung tätig oder waren wohlhabende Landbesitzer (vgl. Ingenhorst 1997, S. 28; Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 6).

In der **zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts** zeigte sich eine starke Nähe zum „Russischen“. Es kam zur Verschlechterung der politischen und wirtschaftlichen Lage: Deutsch wurde als Amtssprache außer Kraft gesetzt und Russisch wurde in den Kolonien verbreitet. Russisch wurde als Unterrichtssprache eingeführt.⁴¹ Deutsche Siedler wurden zum 25-jährigen Militärdienst verpflichtet (Mennoniten,⁴² die sich für Wehrlosigkeit aussprachen, leisteten Ersatzdienst). Als Konsequenz wanderten viele nach Sibirien oder nach Amerika (insbesondere die Mennoniten) aus. Als Ursache für die Beschneidung dieser

³⁶ Es ist ein Hochgebirge in Eurasien zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer.

³⁷ Es ist eine Halbinsel im nördlichen Schwarzen Meer.

³⁸ Es ist eine Landschaft in der nordwestlichen Ukraine.

³⁹ Es ist ein 1.870 km langer Zufluss des Asowschen Meeres im Südwesten des europäischen Teils von Russland.

⁴⁰ Der Kaukasus ist ein Hochgebirge, welches sich zwischen dem Schwarzen Meer im Westen und dem Kaspischen Meer im Osten befindet.

⁴¹ Wann genau Russisch zur Unterrichtssprache wurde, lässt sich aus der Literatur nicht genau feststellen. Die Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. (1997, S. 11) sprechen von dem Jahr 1891. Krieger (2015a, S. 231) nennt das Jahr 1897. Ingenhorst (1997, S. 30) beziffert das Jahr 1880.

⁴² Mennoniten sind eine evangelische Freikirche, die ihre Ursprünge in der Täuferbewegung der Reformationszeit hat (vgl. Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R. 2022).

Rechte bzw. der vormals zugesicherten Privilegien wird die Gründung des deutschen Staates 1871 mit dem Aufbau von Schutzzöllen für Industrieware und Getreide gesehen (vgl. Eisfeld 2012, S. 64; Ingenhorst 1997, S. 29ff.; Krieger 2013, S. 189; Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 12). Die Deutschen im Russischen Reich standen zwischen dem Deutschen und dem Russischen Reich und wurden für alle Geschehnisse, die zuungunsten des Russischen Reiches geschahen, verantwortlich gemacht. Die Deutschen im Russischen Reich waren hingegen immer zarentreu und wurden als „*systemstabilisierend*“ gesehen. Sie hatten überhaupt kein Interesse an der Politik im Deutschen Reich. Trotz der angespannten Situation der Deutschen im Russischen Reich und der Auswanderung nach Amerika im Jahr 1912, bei der 300–400.000 Kolonisten das Russische Reich verließen, wuchs ihre Bevölkerung bis zum Jahr 1924 auf 2,4 Millionen an (vgl. Ingenhorst 1997, S. 29ff.; Krieger 2013, S. 189; Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 12).

Die Lage der Russlanddeutschen im Russischen Reich zu **Beginn des 20. Jahrhundert** war nicht gut: Siedlungsgebiete waren räumlich stark zerschlagen, nur an der Wolga und in der Ukraine existierten größere geschlossene Gebiete. Es fand keine gemeinsame wirtschaftliche, sprachliche und kulturelle Weiterentwicklung der „Russlanddeutschen“ statt. Die Russlanddeutschen waren von der russischen Umwelt, außer vom Warenaustausch, fast abgeschnitten. Sprachbarrieren und ungleiche soziale Schichten der beiden Gruppen trugen dazu bei, dass sich diese Lage nicht änderte. Es kam zu keiner Vermischung der beiden Gruppen, beispielsweise durch eine Ehe. Auf dem Land waren die Verhältnisse noch schlechter. Es herrschten unterschiedliche Religionen vor. Russlanddeutsche waren vornehmlich evangelisch-lutherischen, die Russen hingegen russisch-orthodoxen Glaubens. Dies wurde als ein Stolperstein für die Integration gesehen. Der Kirche kam hierbei eine wichtige Aufgabe zu: Die Kirchen übernahmen die Aufgabe, die Kultur der Russlanddeutschen zu bewahren und zu fördern (vgl. Ingenhorst 1997, S. 32).

Im **1. Weltkrieg** kam es zu ersten Zwangsmaßnahmen gegen ganze Siedlergruppen aufgrund der Herkunft der Deutschen.⁴³ Die Deutschen wurden als Feinde gesehen, denn das Russische Reich führte einen Krieg gegen diese Nation, obwohl die Russlanddeutschen mit den Russen gegen das Deutsche Reich kämpften⁴⁴ (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 14). Die Deutschen wurden als „*innere Feinde*“ gesehen (vgl. Eisfeld 2012, S. 64). Insbeson-

⁴³ Sie waren Bürger des Russischen Reiches, hatten aber die deutsche Nationalität.

⁴⁴ An die 300.000 Deutsche waren in der zaristischen Armee (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 14).

dere die Wolhyniendeutschen (nordwestliche Ukraine) mussten darunter leiden. Alle Deutschen, die in einem 100–150 km breiten westlichen Grenzstreifen zu Polen wohnten, wurden nach Osten ins Landesinnere bis nach Sibirien deportiert und enteignet (vgl. Ingenhorst 1997, S. 33). Insgesamt wurden aus den polnischen Gouvernements⁴⁵ Russlands, aus den Ostprovinzen ca. 300.000 deutsche Untertanen des russischen Reichs und 1915/16 knapp 200.000 Wolhyniendeutsche mit der Begründung, dass sie eine mögliche Gefahr für Russland seien, deportiert (vgl. Eisfeld 2012, S. 64f.). Eisfeld (2012, S. 65) spricht von „**ethnischer Deportation**“. Des Weiteren kam es in dieser Zeit zur Schließung deutscher Schulen. Es erging ein Verbot in der Öffentlichkeit Deutsch zu sprechen und deutschsprachige Zeitungen herauszubringen. Auch das Versammlungsrecht wurde eingeschränkt (vgl. Ingenhorst 1997, S. 32; Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 14). Die Russlanddeutschen entfernten sich innerlich immer mehr vom russischen Reich. Sie machten sich Gedanken, wie es im Russischen Reich für sie weitergehen könne, welche Perspektiven sie noch haben (vgl. Krieger 2017b).

In der **Oktoberrevolution 1917** wendeten sich die Russlanddeutschen mit der Abdankung des Zaren Nikolaus II am 15.03.1917 zum ersten Mal von dem Zaren ab, obwohl sie jahrelang dem Zaren treu und wenig politisch aktiv waren. Dennoch waren sie in der allgemeinen russischen Bevölkerung aufgrund ihrer Nationalität „Deutsch“. Sie waren deutsche Volkszugehörige. Aufgrund dessen wurden sie benachteiligt und diskriminiert. Als Auslöser für diese Abkehr von dem Zaren wird u. a. die Liquidation des deutschen Landbesitzes nach einem Dekret der Bolschewiki⁴⁶ gesehen, was die wirtschaftliche Existenz vieler Deutscher zerstörte. Des Weiteren wurden die Russlanddeutschen bezichtigt, im Krieg Verrat gegenüber Russland begangen zu haben. Allerdings führte auch die Beschneidung ihrer Rechte zu dieser Abkehr (vgl. Ingenhorst 1997, S. 33ff.). In dieser Zeit kam es zu vereinzelt Emigrationen von Russlanddeutschen nach Deutschland, die an die Russlanddeutschen im Sowjetstaat appellierten, sich auf ihre „Urheimat“ zu besinnen und nach Deutschland zurückzukehren. Es blieb allerdings nur bei diesem Appell, u. a. auch aufgrund des instabilen wirtschaftlichen Zustands der Weimarer Republik (vgl. Krieger 2017b).

In den Jahren des **Bürgerkriegs (1918–1921)** erlebten die Russlanddeutschen Missernten, Hungertod und diverse Überfälle auf ihren Besitz. Eine Besserung ihrer Situation ergab sich durch die Neuordnung der Arbeitskommune (ein autonomes Gebiet, das 1918 gegründet wird) an der Wolga, die in eine „Autonome Sozialistische Sowjetrepublik“

⁴⁵ Verwaltungsbezirk/Verwaltungsgebiet

⁴⁶ Machtergreifung der Bolschewiki (eine Partei, die aus der Spaltung der SDAPR (Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands) entstand) im November 1917 unter Lenins Führung. Die Bolschewiki wollten den Sturz des Zaren und den Aufbau eines sozialistischen bzw. kommunistischen Staates (vgl. von Hofen 2021).

(ASSR) der Wolgadeutschen im Jahre 1924⁴⁷ umgewandelt wurde. Deutsch wurde nun zur Amts- und Unterrichtssprache. Das Bildungssystem wurde widerbelebt, ausgebaut und gefördert (vgl. Krieger 2017b; Schneider 2005).

Es blieb aber nicht bei diesen neu gewonnenen Freiheiten und Rechten, denn mit dem Beginn des **Stalinismus Ende der 20er Jahre**⁴⁸ erlebten die Russlanddeutschen Verhaftungen und Deportationen. Es kam auch zu Säuberungswellen und Liquidationen der Russlanddeutschen, was mit der Annullierung der Rechte, der Sprache und der Selbstverwaltung einherging. 1928 kam es zu Verhaftung und Verbannung der Geistlichen und dem Verbot von religiösen Praktiken und Schriften. Ein wichtiges gemeinschafts- und zugehörigkeitsstiftendes Merkmal „Religion“⁴⁹ und „Kirche“⁵⁰, was als tragendes Element des Russlanddeutschseins aufgefasst werden kann, wurde den Russlanddeutschen genommen. Sie konnten nur im Verborgenen ihre Religion ausüben. Ab 1936 kam es zu Säuberungsaktionen, bei der die deutsche Intelligenz besonders betroffen war. Dazu zählten Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Beamte und Gegner Stalins (vgl. Ingenhorst 1997, S. 43ff.).

Im Jahre 1939 wurde der „**Hitler-Stalin-Pakt**“ geschlossen. Dieser Pakt zwischen Stalin und Hitler hatte die Landaufteilung zum Ziel. Baltische Staaten (außer Litauen), Finnland, Bessarabien⁵¹ und östliches Polen fielen unter die russische Einflussosphäre. Westliches Polen fiel unter die deutsche Einflussosphäre. Am 01.09.1939 mit dem Beginn des 2. Weltkrieges zog Deutschland in Westpolen ein. Tage später, am 17.09.1939, rückte Russland in Ostpolen ein. Dies hatte zur Folge, dass Litauen zur sowjetischen Einflussosphäre und die Woywodschaft (auch Woiwodschaft)⁵² Lublin und Teile der Woywodschaft Warschau zur deutschen Einflussosphäre fielen (vgl. Ingenhorst 1997, S. 47f.). Dies brachte Konsequenzen mit sich: Es kam zur Umsiedlung der russlanddeutschen Minderheiten im Winter 1939/40 aus den baltischen Ländern und aus Galizien.⁵³ Sie wurden in Reichs-

⁴⁷ Die Sowjetunion wird im Jahr 1922 gegründet (vgl. Hilbk 2016).

⁴⁸ Die Zwangsmaßnahmen unter Stalin (seit Mitte der 20er Jahre) betrafen in der Regel die gesamte russische Bevölkerung. Dies änderte sich mit dem Einmarsch Hitlers in die Sowjetunion. Ab da galten alle Maßnahmen nur den Russlanddeutschen bzw. nur gegen sie wurde vorgegangen (vgl. Ingenhorst 1997, S. 50).

⁴⁹ Das kirchliche Leben war stark ausgeprägt. Am Sonntag ging außer einer Person, die zu Hause blieb, die ganze Familie in die Kirche. Am Sonntag waren die Kirchen überfüllt, keiner arbeitete – auch nicht zu Ernte- und Dreschzeiten (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, 9ff.).

⁵⁰ Aber nicht nur christliche Gemeinschaften wurden bekämpft und zerstört, sondern auch andere religiöse wie z. B. russisch-orthodoxe, jüdische oder moslemische Gemeinschaften. In der Sowjetunion unter Stalin galt nur die kommunistische Weltanschauung als die einzig richtige (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. 2022).

⁵¹ Historische Landschaft in Südosteuropa, begrenzt vom Schwarzen Meer im Süden sowie den Flüssen Pruth im Westen und Dnister im Osten. Das frühere Bessarabien deckt sich heute weitgehend mit dem westlich des Dnister liegenden Teil Moldawiens, nur der Süden (Budschak) sowie der äußerste Norden (um Hotin) gehören zur Ukraine (vgl. Schlarb 2014).

⁵² Polnischer Verwaltungsbezirk als oberste Stufe der territorialen Gliederung

⁵³ Landschaft im Westen der Ukraine (Ostgalizien) und im Süden Polens (Westgalizien), aus Wolhynien und im Süden aus Bessarabien und Bukowina (historische Landschaft im Grenzraum zwischen Mittel-, Südost- und

gau Wartheland⁵⁴ und in Westpreußen angesiedelt. Die Folge war eine Durchmischung der Russlanddeutschen, denn sie wurden nicht mehr in ihren gewohnten Gruppen bzw. Gemeinschaften umgesiedelt. Ihnen wurden Wohnungen von vertriebenen Polen gegeben. Das hierbei verfolgte Ziel war das Schaffen eines neuen „Deutschtums“ für die noch ausstehende Besiedlung der „Ostgebiete“ (vgl. Ingenhorst 1997, S. 47f.).

Im **2. Weltkrieg** erlebten die Russlanddeutschen massenhafte Deportationen. Die **ersten Deportationen** begannen mit dem Einmarsch der Deutschen in die Ukraine. Viele der dort lebenden Russlanddeutschen fielen unter die deutsche Verwaltung. Die 350.000 Russlanddeutsche, die unter die deutsche Herrschaft fielen, wurden zu „Volksdeutschen“. Aber es erging ihnen nicht besser als den anderen Russlanddeutschen. Die Nationalsozialisten wollten ihre weitere Suppression. Denn auch diese Russlanddeutschen wurden verdächtigt, denn sie lebten sehr lange unter der russischen Herrschaft. Für die Nationalsozialisten ging es nur um das „*rassische Erbgut*“ und die „*arische Veranlagung*“ für die „*Weiterverwendungsfähigkeit*“ für ihre Bevölkerungs- und Besiedlungspolitik. Die „Volksdeutschen“ bekamen Vergünstigungen gegenüber anderen Nationalitäten wie z. B. niedrigere Steuern. Sie beteiligten sich hingegen auch an dem Holocaust. Sie diskreditierten Juden. Des Weiteren waren sie an Massenmorden beteiligt. Die restlichen Deutschen, die nicht unter die deutsche Verwaltung gefallen waren, wurden nach Sibirien, Kasachstan, Kirgisien und Tadschikistan in Sondersiedlungen, die es noch zu erreichen galt, deportiert. Ihnen wurde gesagt, dass sie zum Schutze gegen die Deutschen, als eine Art Evakuierung, weggebracht werden (vgl. Ingenhorst 1997, S. 50ff.).

Die **zweite große Deportationswelle** kam 1941. Am 28. August 1941 erging ein Erlass zur Umsiedlung der Wolgadeutschen aus den Gebieten Saratow und Stalingrad⁵⁵ auf Beschluss der obersten Partei- und Staatsführung der Sowjetunion. Den Russlanddeutschen wurde u. a. unterstellt, Spione und Diversanten zu decken und Sprengstoffanschläge begangen zu haben. Um der weiteren Entwicklung zu entgehen, sollten sie in Gebiete jenseits des Urals umgesiedelt werden. Die Ansiedlungsgebiete sollten das Omsker⁵⁶ und Nowosibirsker⁵⁷ Gebiet, aber auch die sibirischen Regionen Altai⁵⁸ und Krasnojarsk⁵⁹, Unionsrepublik Kasachstan und andere Nachbarortschaften sein (vgl. Abbildung 2). Die Durchführung begann im September 1941. Allerdings wurden auch andere deutsche Be-

Osteuropa. Die nördliche Hälfte gehört zur Ukraine und ist Teil des Bezirks Czernowitz. Die südliche Hälfte gehört zu Rumänien und ist Teil des Kreises Suceava (vgl. Röskau-Rydel 2015).

⁵⁴ Frühere polnische Provinz Posen (vgl. Lemmen 2014).

⁵⁵ Heute Wolgograd; Stadt im heutigen Russland am westlichen Ufer der Wolga

⁵⁶ Stadt in Sibirien; im Süden grenzt sie an Kasachstan, im Norden an die Oblast Tomsk; liegt an dem Fluss Irtysh

⁵⁷ Stadt östlich des Uralgebirges im Süden des Westsibirischen Tieflandes

⁵⁸ Liegt im südlichen Sibirien am Oberlauf des Ob

⁵⁹ Erstreckt sich vom Sajangebirge im Süden entlang des Jenissei bis zur Taimyrhalbinsel

völkerungsgruppen, die bisher keine eigene Autonomie hatten, aus ihren Wohngebieten in den nächsten Monaten verbannt. Die Russlanddeutschen mussten alles zurücklassen und wurden auf Schiffen, mit der Bahn und in Viehwagen in den Osten gebracht. Dies dauerte oft viele Monate. In den Ansiedlungsgebieten hingegen herrschten katastrophale Bedingungen vor. Es gab keine Unterkünfte, keine Winterkleidung und kaum etwas zu essen. Viele starben während des „Transports“ und in der ersten Zeit im Zielland. Das einzige was den Russlanddeutschen blieb, war die gegenseitige Unterstützung. Am 7. September 1941 wurde dann die „Autonome Wolgarepublik“ formell aufgelöst. Ende 1941 wurden aus dem europäischen Teil der Sowjetunion 794.059 Personen nach Kasachstan und Sibirien deportiert – 438.715 waren Wolgadeutsche. Diese Deportation stellte die größte ethnische Deportation dar, die in der Geschichte der UdSSR jemals verzeichnet wurde (vgl. Eisfeld 1999, 120ff.; Ingenhorst 1997, S. 52; Krieger 2013, S. 195).

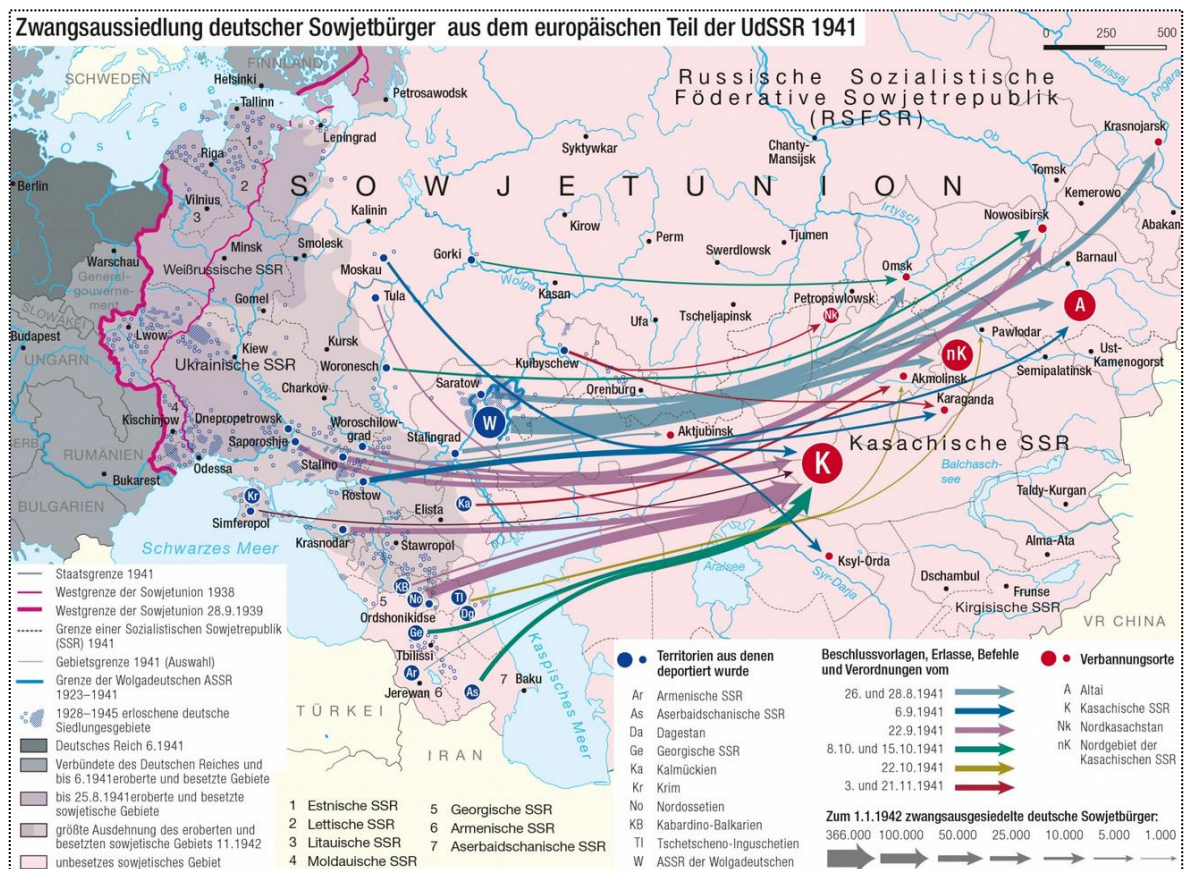


Abbildung 2: Zwangaussiedlung deutscher Sowjetbürger aus dem europäischen Teil der UdSSR 1941

Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung (2021); erstellt vom Ingenieurbüro und Verlag mr-kartographie, Gotha

Krieger (2013, S. 189) spricht vom 28. August als das „schwärzeste Datum in der jahrhundertelangen russlanddeutschen Geschichte“. Ingenhorst (1997, S. 50) sieht die Deportationen als „Beginn des Endes der Geschichte der Russlanddeutschen Minderheit als präsenste und erkennbare Volksgruppe in der Sowjetunion“. Eisfeld (2012, 77f.) bezeichnet

die Deportationen als „*ihrem Wesen nach eine ethnische Säuberung des europäischen Teils der UdSSR von der deutschen Bevölkerung.*“

Die Auflösung der Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen (ASSRdWD) und die Deportation der Deutschen aus dem europäischen Teil der Sowjetunion stellen für Krieger (2013, S. 197) den Beginn der Verfolgung und Stigmatisierung der Deutschen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit zu Deutschland dar. Es wurden, so Krieger (2013, 197ff.), unterschiedliche Mittel nach der Deportation ergriffen, um das politische, gesellschaftliche und kulturelle Leben der Russlanddeutschen in der Öffentlichkeit nicht mehr sichtbar werden zu lassen:

- **Verschwinden der Kultur:** Abschaffung aller nationalen kulturellen Bereiche – wie z. B. das deutsche Staatstheater in Engels⁶⁰ oder deutsche Fachhochschulen; Verbrennung von deutschen Büchern; Verbot Deutsch als Amts-, Medien- und Unterrichtssprache zu verwenden.⁶¹
- **Wirtschaftliche widerrechtliche Aneignungen:** Der sowjetische Staat enteignete die Russlanddeutschen, allerdings auch Genossenschaften, Betriebe und Behörden.
- **Minderung der Bürgerrechte:** Unterdrückung; Zwangsumsiedlung der in den Städten lebenden Russlanddeutschen in ländliche Regionen oder kleine Städtchen, die sie nicht ohne Weiteres verlassen durften. In diesen Regionen mussten sie landwirtschaftlich arbeiten. Dies hatte zur Folge, dass der politischen und kulturellen Elite der Russlanddeutschen die Einflussnahme über gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Themen genommen wurde.
- **Transport in die Zwangsarbeiterlager:** Jugendliche und Erwachsene (wehrpflichtige Männer bis 55 Jahre; Frauen von 15–45 Jahre) mussten ab Januar bzw. Oktober 1942 in Arbeitslagern (Trudarmija oder Trudarmee), die weit weg von der eigenen Familie waren, arbeiten. Auch russlanddeutsche Offiziere und Soldaten kamen ins Arbeitslager. Sie alle verrichteten Arbeiten wie z. B. den Bau von Eisenbahnlinien und Industriebetrieben oder Holzfällen. An die 350.000 Russlanddeutsche wurden während des 2. Weltkrieges zur Arbeit gezwungen. Viele Russlanddeutsche verstarben in diesen Lagern, in denen die Sterblichkeitsrate bei ungefähr 20 % lag.
- **Keine Differenzierung:** In allen Medien (Flugblätter, Zeitungen, Bücher, Zeitschriften) wurden über die Russlanddeutschen Vorurteile verbreitet. Zwischen Deutschen aus dem Nationalsozialismus und den Russlanddeutschen, die auch Sowjetbürger waren,

⁶⁰ Heute Stadt in der russischen Oblast (Verwaltungsbezirk) Saratow (im südöstlichen Teil des europäischen Russlands). Von 1924 bis 1941 die Hauptstadt der Wolgadeutschen Republik (vgl. Krieger 2015b).

⁶¹ Darüber hinaus existierte die Anordnung es zu unterlassen, die Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen aufzuarbeiten und zu veröffentlichen (vgl. Krieger 2013, S. 210).

d. h. die sowjetische Staatsangehörigkeit hatten, wurde keine Differenzierung unternommen. Dies hatte zur Folge, dass diskriminierende Äußerungen für die Russlanddeutschen zum Alltag wurden.

- **Orte wurden anders benannt:** Die Russlanddeutschen sollten nicht mehr präsent sein, deswegen wurden Orte aus den ehemals deutschen Siedlungen im Wolgagebiet, Ukraine, Krim durch russische umbenannt – z. B. wurde aus Mariental (größte und älteste Siedlung der Wolgadeutschen) Sowjetskoje.

Mit dem **Ende des 2. Weltkrieges** setzte 1945 die Repatriierung ein. Russlanddeutsche, die sich in Warthegau⁶² befanden und nach Kriegsende in den Westen flüchten wollten, wurden in die UdSSR repatriert. Ebenso wurde aus den vier deutschen Besatzungszonen mit dem Einverständnis der Alliierten die Hälfte der 200.000 Russlanddeutschen repatriert. Der Rest entkam der Repatriierung. Die Repatriierten kamen in Sonderlager in Sibirien und Mittelasien und ersetzten die deutschen Kriegsgefangenen in den Arbeitslagern, weil die deutschen Kriegsgefangenen starben oder freigelassen wurden⁶³ (vgl. Ingenhorst 1997, S. 55). Auch nach dem Krieg hatte sich nichts an der Lage der Russlanddeutschen geändert. Nach Auflösung der Arbeitslager (1948) unterstanden sie der Sonderkommandatur und somit der Unterdrückung. Sie wurden in ihren Rechten beschnitten. Zum Beispiel mussten sie jeden Monat bei der zuständigen Stelle vorsprechen, Wohnortwechsel war ihnen untersagt, ebenso das Zurückkehren in die Vertreibungsgebiete. Nur mit Erlaubnis des Kommandanten durften sie die Arbeitsstelle wechseln (vgl. Ingenhorst 1997, S. 55f.; Krieger 2013, S. 202). Verletzungen dieser Auflagen wurden streng bestraft wie z. B. mit 20 Jahren Zuchthaus bei einer Reise über die Gebietsgrenzen oder mit 10 Tagen Arbeitsarrest bei Besuch im Nachbarsort ohne vorherige eingeholte Erlaubnis (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997). Der Druck zur Assimilation wurde immer größer. Weil die Behördensprache Russisch war, ersetzte sie auch immer mehr Deutsch als Alltagssprache. Um der Stigmatisierung als „Fritzen“ oder „Faschist“ zu umgehen, verbargen viele Russlanddeutsche ihre Herkunft (vgl. Ingenhorst 1997, S. 55f).

Erste Aussiedlungen und Ende der UdSSR

Eine Änderung, die aber nicht alle Hoffnungen der Russlanddeutschen erfüllte, war der Erlass des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR vom 13.12.1955. In diesem Erlass wurden Deutsche **freie Sowjetbürger**, die Reisefreiheit genießen durften. Die Kom-

⁶² Die Region Warthegau, auch Wartheland genannt, war bis September 1939 polnisches Staatsgebiet. Mit Angriff Deutschlands wurde es Teil des Deutschen Reiches (vgl. Lemmen 2014).

⁶³ Es ist immer noch nicht gänzlich geklärt, wie viele Russlanddeutsche insgesamt in den Sondersiedlungen oder auf dem Transportweg dorthin verstarben. Von 45.000 ist die Sprache, was von einigen Wissenschaftlern als zu niedrig gesehen wird (vgl. Schneider 2005).

mandantur wurde aufgehoben. Aber Russlanddeutsche wurden nicht rehabilitiert und ihr enteignetes Vermögen wurde ihnen auch nicht zurückgegeben. Sie mussten schriftlich unterzeichnen, dass sie nicht in ihre ehemaligen Aussiedlungsgebiete zurückkehren und auf ihr Vermögen verzichten (vgl. Eisfeld 1999, S. 134; Ingenhorst 1997, S. 57f.; Krieger 2013, S. 215). Russlanddeutsche wurden immer noch als Faschisten und Vaterlandsverräter bezeichnet. Sie verteilten sich über das ganze Land, wobei den Schwerpunkt Sibirien und die mittelasiatischen Republiken bildeten (vgl. Abbildung 3). Diese räumliche Verteilung – „Zerstreuung in der Diaspora“⁶⁴ brachte mit sich, dass es immer schwerer wurde, die deutsche Sprache und die deutsche Kultur mit ihren Traditionen zu erhalten (vgl. Ingenhorst 1997, S. 56f.). In der Diaspora mit der u. a. fremden Kultur und Religion konnten sie sich hingegen „deutsche“ Tugenden bewahren. Sie nahmen sich fleißiger, ordentlicher, pünktlicher und härter arbeitend als die Mehrheitsbevölkerung wahr. Dieses positive Selbstbild führte einerseits zu Wohlstand, allerdings auch zu Eifersucht bei der Mehrheitsbevölkerung. Russlanddeutsche waren immer Fremde – trotz der beginnenden ersten zwangloseren Kontakte zu den anderen Sowjetbürgern (vgl. Ingenhorst 1997, S. 66). Im Jahr 1959 lebten in der Sowjetunion weniger als 10 % der Russlanddeutschen in geschlossenen traditionellen deutschen Siedlungen (vgl. Ingenhorst 1997, S. 59).

⁶⁴ Der Begriff „Diaspora“ geht auf die Zerstreuung der Juden zurück, die außerhalb von Israel ihren Lebensmittelpunkt haben. Dies stellt die klassische Form von Diaspora dar. Darunter ist Vertreibung und Verfolgung – Zwang zur Migration – für alle Beteiligten zu verstehen mit der Folge von Verlust des Herkunftslandes, in welches eine Rückkehr nicht ohne Weiteres erfolgen kann (vgl. Tiesler 2009, S. 159). Gegenwärtig wird der Begriff „Diaspora“ benutzt, um verschiedene Arten von Gruppen näher zu charakterisieren, die zu Orten und Räumen eine Beziehung haben, in denen sie selbst nicht leben. Diese Beziehungen sind von privater, politischer oder wirtschaftlicher Natur (vgl. Tiesler 2009, 165f.). Der Begriff „Diaspora“ sollte hingegen u. a. aufgrund des Fehlens von traumatischen einschneidenden Ereignissen nicht für Arbeitsmigranten verwendet werden (vgl. Faist 1999, S. 10). Die Definition des Begriffs „Diaspora“ ist eine nicht aufhörende lebendige Diskussion, denn diverse ethnisch-kulturelle Gruppen erheben den Anspruch, zu einer Diaspora gezählt zu werden, gehören aber strenggenommen nicht zu der ursprünglichen Bedeutung des Begriff „Diaspora“, der auf die Juden zurückgeht (vgl. Bercovitch 2007, S. 18).



Abbildung 3: Deutsche in der Sowjetunion und deren Nachfolgestaaten nach 1945.

Quelle: Bundeszentrale für politische Bildung 2021; erstellt vom Ingenieurbüro und Verlag mr-kartographie, Gotha

Was die Arbeitsmarktsituation und die Bildung der Russlanddeutschen anbetrifft, so mussten Russlanddeutsche bis in die 1960er Jahre als ungelernete Arbeitskräfte niedrigbezahlte und wenig anspruchsvolle Arbeit aufgrund fehlender und verwehrter Schulausbildung (fast eine Generation zwischen 1941–1956) verrichten. Bei diesen Berufen war harte körperliche Arbeit unabdingbar. Hatten die Russlanddeutschen im Russischen Reich und vor dem zweiten Weltkrieg eine gute Bildung und gehörten in der Sowjetunion zu der am besten ausgebildeten Bevölkerungsgruppe, so verzeichnete man 50 Jahre später einen unbedeutend kleinen Anteil an Akademikern unter ihnen. Russlanddeutsche wurden mit anderen Nationalitäten in der UdSSR, die z. B. einen freien Zugang zum Studium hatten, nie wirklich gleichgestellt (vgl. Ingenhorst 1997, S. 59; Krieger 2013, S. 209f.). Russlanddeutsche hatten wenige Möglichkeiten, sich weiterzubilden, geschweige denn Hochschulen zu besuchen. Ihnen blieb auch die Aufnahme in den kommunistischen Jugendverband (russ. Komsomol) oder in die Partei verwehrt. Dies hatte die Konsequenz, dass Russlanddeutsche geringe Chancen hatten, gesellschaftlich oder beruflich Anerkennung zu bekommen (vgl. Krieger 2013, S. 203). Erst Anfang der 1980er Jahre kam es zu einer Angleichung der Berufs- und Ausbildungsbedingungen gegenüber der durchschnittlichen sowjetischen Allgemeinbevölkerung (vgl. Ingenhorst 1997, S. 67).

Eine teilweise Verbesserung der Situation der Russlanddeutschen kam mit der **Lockerung des Kirchenverbotes 1956**.⁶⁵ Russlanddeutsche durften Zuhause wieder ihre Religion ausüben. Hingegen war der Religionsunterricht in den Schulen immer noch verboten (vgl. Ingenhorst 1997, S. 60). Des Weiteren durfte ab 1957 an Schulen muttersprachlicher Deutschunterricht eingeführt werden (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 19). Problematisch hingegen war, dass qualifizierte Lehrer für diesen Unterricht fehlten. Darüber hinaus hatten die Eltern die Befürchtung, dass ihre Kinder mit der Einführung der deutschen Sprache in der Schule diskriminiert werden würden. Sie wollten nicht, dass ihre Kinder als „Fritzen“ oder „Faschist“ beschimpft werden. Außerdem hatten die Kinder nicht den Ansporn, Deutsch zu lernen, denn sie sahen in der deutschen Sprache keinen Nutzen, sondern eher eine Belastung. Lediglich in einigen Siedlungen wurde die deutsche Sprache nicht durch die russische Sprache als Umgangssprache substituiert (vgl. Ingenhorst 1997, S. 60f.).

Der Verlust der deutschen Muttersprache kann als Folge der fortschreitenden Annäherung zum Russischen und Integration gesehen werden. Der öffentliche Gebrauch der deutschen Sprache führte häufig zur direkten Unterdrückung, dem Russlanddeutsche mit dem Gebrauch der russischen Sprache entgegentreten wollten. Die unterschiedliche Herkunft der Russlanddeutschen trug dazu bei, dass kein Hochdeutsch gesprochen wurde, sondern Dialekte (Hessisch, Pfälzerisch, Niederdeutsch u. a.), Mundarten der Herkunftsgebiete der Vorfahren, die über mehrere Generationen fast ohne Beimischungen weitergetragen und überliefert wurden. Dialekte waren vor dem Krieg kein Problem gewesen – in der Diaspora, in der keine vertrauten Strukturen mehr herrschten, wurde es zum Problem. Für Russlanddeutsche wurde es einfacher, anstelle der unterschiedlichen vorherrschenden Dialekte sich in einer gemeinsam verstandenen Sprache, und zwar Russisch, zu verständigen (vgl. Ingenhorst 1997, S. 67).

Um sich gegen die vollständige „Verschmelzung“ mit dem Russischen zu wehren und aufgrund fehlender Anerkennung als gleichberechtigte „Sowjetbürger“ in der Sowjetunion, sahen einige Russlanddeutsche die *Ausreise nach Deutschland* als die einzige Möglichkeit. Insbesondere die repartierten Russlanddeutschen wollten die Sowjetunion verlassen. Eine Grundlage für diese Ausreisen und somit Einwanderungen nach Deutschland wurde 1955 geschaffen: Die Bundesrepublik Deutschland legitimierte diese repartierten Russlanddeutschen durch ein Gesetz vom 22. Februar als „Deutsche“ im Sinne des Grundgesetzes (vgl. Eisfeld 1999, S. 136; Krieger 2013, S. 206).

⁶⁵ Breits nach dem Krieg kam es zu einer Annäherung von Kirche und Staat. Während dieser Lockerung des strikten Kirchenverbots wurden an die 15.000 Kirchen wieder für den Gottesdienst freigegeben. Priester kamen aus Strafslagern frei. In den 1950er Jahren soll es 20.000 orthodoxe Gemeinden gegeben haben (vgl. Stricker 1993, 95ff.).

An die 100.000 Russlanddeutsche hatten bis 1957 einen Antrag auf Ausreise eingereicht (allein zwischen 1956–1957 waren es 80.000 Anträge). Im Jahr 1958 durften die ersten ausreisen. Es waren „Vertragsumsiedler“ bzw. repatrierte Russlanddeutsche — eine Gruppe Russlanddeutscher, die aufgrund des Hitler-Stalin-Paktes ins Deutsche Reich umgesiedelt und nach dem Krieg von Stalin repatriert wurden. Des Weiteren wurden nur Familienzusammenführungen mit der Auflage, dass ein Verwandter ersten Grades aus der Bundesrepublik Deutschland eine Anforderung einreicht, anerkannt. Problematisch daran war, dass Antragsteller keine Anonymität genießen durften. Es wurde durch die Art und Weise der Antragstellung und der dafür notwendigen Schritte wie z. B., dass die Arbeitsstelle die Ausreise gutheißt, publik gemacht, wer ausreisen möchte, was Repressionen von Nachbarn aber auch Arbeitskollegen und Verhaftungen mit sich brachte. Den Ausreisenden wurde Angst eingeflößt (vgl. Ingenhorst 1997, S. 59; Krieger 2013, S. 206).⁶⁶ Zum Beispiel wurden unnachgiebige Bemühungen um Ausreise (200 Bittschriften verschickte z. B. ein Russlanddeutscher an verschiedene Institutionen) mit Verwahrung bestraft (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 22). Schikane und Willkür gegenüber den Russlanddeutschen herrschte in den Behörden, die die Ausreiseanträge ausstellten. Unter anderem wurde nur zu bestimmten Zeiten eine kleine Anzahl an Formularen für die Ausreiseanträge ausgeteilt. Beispielsweise konnten die Formulare nur bei der Arbeit beim Vorgesetzten abgeholt werden. Wer keinen Vorgesetzten hatte, weil er/sie nicht arbeitete, konnte somit keinen Antrag stellen. Insgesamt wurden sehr wenige Genehmigungen bis dahin ausgestellt. Erst 1987 änderte sich das geringfügig (vgl. Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V. und Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. 1997, S. 22)

In den nächsten Jahren kam es zum **Aufleben der offiziellen zwischenstaatlichen Beziehungen** zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion, was zur Folge hatte, dass Anfang der 1970er Jahre die Russlanddeutschen ihre Situation nicht mehr tatenlos hinnehmen wollten. Sie demonstrierten für ihre Ausreise und reichten mehr Ausreiseanträge ein (vgl. Eisfeld 1999, 144ff.; Ingenhorst 1997, S. 61). Unter Präsident Michail Gorbatschow,⁶⁷ der noch mehr die zwischenstaatlichen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion förderte und die Bundesrepublik als

⁶⁶ DDR-Emigranten, auch Übersiedler genannt, die einen Ausreiseantrag in die Bundesrepublik Deutschland in der DDR stellten, erging es vergleichbar wie den Russlanddeutschen in der ehemaligen Sowjetunion. Die Partei und der Staat gingen mit Übersiedlungsersuchen konfrontativ um und erschwerten den DDR-Emigranten das Leben erheblich. Den DDR-Bürgern wurde häufig gekündigt. Sie wurden als „Asoziale“ oder „Staatsfeinde“ beschimpft, überwacht oder verhaftet. Ihnen drohten auch Geld- oder Haftstrafen. Mit den Jahren wurden hingegen immer mehr Ausreisen möglich (vgl. Wehr 2016). Was Ausreiseverbote anbetrifft, so können in diesem Zusammenhang auch Juden in Deutschland während des zweiten Weltkrieges genannt werden. Das Ausreiseverbot galt ab 23.10.1941 und ermöglichte massenhafte Deportationen von Juden und Jüdinnen (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2016b; Meyer 2014).

⁶⁷ Michail Gorbatschow war März 1990 bis Dezember 1991 Staatspräsident der Sowjetunion (vgl. Zündorf 2016).

einen wichtigen Partner bei der Umstrukturierung der sowjetischen Wirtschaft sah, wurden immer mehr Ausreisen nach Deutschland möglich. Aber auch Besuchsreisen wurden gewährt (vgl. Eisfeld 1999, S. 162). Es wurden gleichzeitig auch Forderungen nach einer Autonomie und die öffentliche Kritik an der Sowjetunion immer größer. Ab Herbst 1988 kam es immer häufiger zu positiven Meldungen in den Medien zu den Russlanddeutschen. Es wurde immer häufiger kommuniziert, wie wichtig es ist, ihre deutsche Autonomie⁶⁸ wiederherzustellen. Diese neue Politik führte dazu, dass die sowjetische Bevölkerung für die Belange der Russlanddeutschen, ihre Geschichte und die Verbrechen Stalins immer mehr sensibilisiert wurde. Dennoch gab es immer noch zu viele Gegenparolen. Es herrschte ein großer Widerstand gegen die Autonomie der Russlanddeutschen. Folglich kam es zu einem rapiden Anstieg an Anträgen auf Ausreise nach Deutschland ab 1990 (vgl. Krieger 2013, S. 215ff.).

Mit dem **Zerfall der Sowjetunion** setzten die Russlanddeutschen die Hoffnung zur Wiederherstellung der Autonomie auf Boris Jelzin,⁶⁹ der zwei Gesetze in die Hand bekam: „Über die Rehabilitierung der repressiven Völker“ vom 26.04.1991 und „Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen“ vom 18.10.1991. In diesen Gesetzen wurden Völkermord und einer Verleumdung gleichkommende Angriffe gegenüber verschleppten Völkern für gesetzeswidrig und verbrecherisch befunden (vgl. Krieger 2013, 218). Mit dem Gesetz „Über die Rehabilitierung der repressiven Völker“ kam es zur Anerkennung der Russlanddeutschen als Opfer des Stalinismus. Ihnen wurde Wiedergutmachung versprochen (vgl. Krieger 2013, S. 5). Das Gesetz „Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen“ hatte zum Ziel, Entschädigungsleistungen für Haftzeiten und Eigentumsverluste zu leisten, aber auch Versorgungsprivilegien zuzusichern (vgl. Nietzel 2012, S. 251). Boris Jelzin hingegen verkörperte in seinen Amtshandlungen die Meinungen und Haltungen der ansässigen Bevölkerung um Saratow, die strikt gegen die Wiedererrichtung der deutschen Autonomie waren. Er stellte sich bewusst auf eine Bevölkerungsseite – auf die der ansässigen Bevölkerung. Weitere Zugeständnisse an Russlanddeutsche wie das Schaffen neuer kleiner deutscher Gebiete, fanden bei den Russlanddeutschen aufgrund mangelnder tatsächlicher Wiedergutmachung kein Gehör (vgl. Krieger 2013, 218ff.). Zum Beispiel schlug Jelzin vor, auf dem Kapustin Jar, dem Atomwaffentestgelände nahe Astrachan⁷⁰, ihre Republik wieder zu erbauen (vgl. Hilbk 2016). Dalos (2014, S. 287) nennt Jelzin „die letzte Enttäuschung“ für die Russlanddeutschen. Diese Enttäuschung führte wiederum zum Anstieg an Anträgen auf Ausreise nach Deutschland (vgl. Krieger 2013, S. 220).

⁶⁸ Damit ist u. a. die Rückkehr in ihre alten Siedlungsgebiete, insbesondere in die „Autonome Republik der Sowjetdeutschen an der Wolga“ gemeint (vgl. Krieger 2013, S. 216).

⁶⁹ Boris Jelzin war 1991 bis 1999 der erste Präsident Russlands (vgl. Schröder 2018).

⁷⁰ Stadt an der Wolga in Russland

Der „Große Vaterländische Krieg“ (der deutsch-sowjetische Krieg 1941–1945) ist ein wichtiges, wenn nicht sogar das wichtigste Identifikationssymbol und produziert ein starkes nationales Selbstbewusstsein (vgl. Nietzel 2012, S. 250). Im Vergleich zu allen anderen Ländern hatte die Sowjetunion die meisten Toten – rund 25 Millionen – zu verzeichnen (vgl. Echternkamp 2015).⁷¹ Dies kann eine Erklärung dafür sein, dass der „Große Vaterländische Krieg“ auch heute noch dazu beiträgt, dass Russlanddeutsche ein negatives Bild in der Mehrheitsbevölkerung haben. Sie werden u. a. immer noch der Kollaboration während des 2. Weltkrieges beschuldigt. Auch heute wird in Russland immer noch wenig unternommen, die Geschichte der Russlanddeutschen aufzuarbeiten bzw. ist die Aufarbeitung teilweise immer noch nicht gern gesehen.⁷² Es wird auch nicht der Versuch unternommen, die Wolgarepublik wiederherzustellen. Ein Teil der Geschichte wird bewusst ausgeblendet.⁷³ In der öffentlichen Diskussion hat die Geschichte der Russlanddeutschen keinen Platz (vgl. Krieger 2013, 221ff.). Diese ganzen Entwicklungen fördern die vielen Aussiedlungen seit insbesondere 1990 in die Bundesrepublik. Immer weniger Russlanddeutsche bleiben in der ehemaligen Sowjetunion (vgl. Ingenhorst 1997, S. 68).

In der untenstehenden Abbildung 4 sind zur Veranschaulichung die ehemaligen und heutigen Siedlungsgebiete der Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion zu sehen. In dieser Abbildung wird deutlich, dass die ehemaligen Siedlungsgebiete der Deutschen im westlichen Teil der Sowjetunion (im europäischen Teil) lagen. Einige Siedlungsgebiete wie bei Saratow sind gänzlich verschwunden. Die heutigen Siedlungsgebiete der Deutschen sind über viele Teilrepubliken der ehemaligen Sowjetunion verstreut und sind nicht mehr wie früher geschlossene größere Siedlungen.

⁷¹ Zwischen 1939 und 1945 starben über 60 Millionen Menschen (vgl. Echternkamp 2015).

⁷² Es wird auch gerichtlich in der Gegenwart gegen Personen vorgegangen, die die Schicksale von Russlanddeutschen während der Stalinzeit belegen wollen; Johannes Voswinkel in: Zeit Online: „Es bleibt Familiengheimnis“; 02.02.2012; <http://www.zeit.de/2012/06/Historiker-Suprun>.

⁷³ Nicht nur die russlanddeutsche Geschichte wird in Deutschland nicht aufgearbeitet, sondern z. B. auch die koloniale Vergangenheit Deutschlands – die afrikanische Diaspora in Deutschland (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung o.J.). Aber auch andere Länder wie Frankreich arbeiten ihre Geschichte, speziell die Kolonialgeschichte, nicht auf (vgl. Sold 2013). Dies zeigt, dass die Geschichte der Russlanddeutschen, ihr Schicksal, zwar mit anderen Schicksalen nicht deckungsgleich ist, aber gewisse Ähnlichkeiten aufweist.



Abbildung 4: Ehemalige und heutige Siedlungsgebiete der Deutschen in der ehemaligen UdSSR

Quelle: Kompetenzzentrum für Integration (o. J.): erstellt vom Ingenieurbüro für Kartographie, J. Zwick, Gießen

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die russlanddeutsche Geschichte noch nicht hinreichend aufgearbeitet ist. Russlanddeutsche Geschichte ist aber nicht nur die Geschichte der Russlanddeutschen, sondern ein wichtiger Teil der deutschen, aber auch der russischen Geschichte. Zu wenig ist noch bekannt über die Russlanddeutschen. In den Schulgeschichtsbüchern beispielsweise wurden Russlanddeutsche bis vor Kurzem kaum bis gar nicht thematisch bearbeitet. Es lassen sich hingegen Veränderungen, zumindest in Russland, beobachten. So berichtet das Informationsportal der Russlanddeutschen (Rus-Deutsch), dass die russlanddeutsche Geschichte in die Schulen des Wolgagebiets zurückkehrt. In einigen Schulen in der Region Saratow wird in Heimatkunde über die Geschichte der Wolgadeutschen gelehrt (vgl. RusDeutsch 2018). Ein weiteres Beispiel ist das „Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte“ in Detmold, welches im März 1996 eröffnet wurde. Auf zwei Etagen lassen sich heute eine Dauerausstellung, eine Bibliothek, Magazin- und Archivräume sowie Räume für Wechsellausstellungen finden (vgl. Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte 2022). Ein weiteres Beispiel ist das „Wolhynier Umsiedlermuseum Linstow“, welches 2017 sein 25-jähriges Jubiläum feierte (vgl. Koschyk 2018, S. 10f.). Auch das „Museum Friedland“ ist ein weiteres Beispiel. Die historische Bedeutung dieses Grenzdurchgangslagers steht dabei im Mittelpunkt (vgl. Museum Friedland 2017). Dieses Grenzdurchgangslager wurde am 20. September 1945 als Flüchtlingslager errichtet. In der Nachkriegszeit wurden dort Heimatvertriebene, Flüchtlinge, Evaku-

ierte, entlassene Kriegsgefangene und Displaced Persons aufgenommen (vgl. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat 2020). Unter anderem haben somit auch (Spät-)Aussiedler dieses Lager passiert.

Um es auf den Punkt zu bringen, Russlanddeutsche mussten immer wieder in ihrer Migrationsgeschichte in einer fremden Umgebung neu anfangen und Deportation, Benachteiligung und Diskriminierung erleiden. Sie hatten jahrzehntelang nach dem 2. Weltkrieg die Hoffnung in ihre alten Siedlungsgebiete zurückzukehren, was ihnen bis heute verwehrt blieb. Die einzige Möglichkeit, die sie sahen, war die Ausreise nach Deutschland. Im nächsten Unterkapitel soll es folglich detaillierter um die Rückkehr bzw. Ausreise nach Deutschland gehen.

2.3 Rückkehr nach Deutschland

Es stellt sich die Frage, wieso die Bundesrepublik Deutschland russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler überhaupt bzw. immer noch aufnimmt. Dafür liegen unterschiedliche Gründe vor: Zunächst ist das Grundgesetz⁷⁴ (Artikel 116, Absatz 1) zu nennen. Nach diesem Gesetz gelten (Spät-)Aussiedler als deutsche Staatsbürger. Sie werden allen anderen Deutschen gleichgestellt, wenn sie den Status eines deutschen Volkszugehörigen oder als deren Ehegatten oder Abkömmlinge erhalten. Des Weiteren spielen das Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge (Bundesvertriebenengesetz (BVFGE)) sowie das Kriegsfolgenbereinigungsgesetz (KfbG)⁷⁵ eine wichtige Rolle. Das Bundesvertriebenengesetz definiert den Begriff des „Aussiedlers“ bzw. Spätaussiedlers und regelt hierbei die Aufnahme und Anerkennung der (Spät-)Aussiedler. In diesem Gesetz wird der Anspruch auf Aufnahme begründet. Nach dem Kriegsfolgenbereinigungsgesetz muss jede ausreisende Person einen Vertreibungsdruck glaubhaft nachweisen, um in die Bundesrepublik Deutschland einreisen zu können.

Die Bundesrepublik Deutschland hat anteilig die Verantwortung für die Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion übernommen. Aus diesem Grund räumt sie diesen die Möglichkeit ein, nach Deutschland umzusiedeln. Dies kann als ein Zeichen für Solidarität und Wiedergutmachung des zugefügten Leidens und der Benachteiligung gedeutet werden, denn Russlanddeutsche sind Opfer des Krieges und des Stalinismus (vgl. Krieger 2013, S. 230). Es geht somit um Vergangenheitsbewältigung und historische Verantwortung, so Klekowski von Koppenfels (2014, S. 24).⁷⁶

⁷⁴ "Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland in der im Bundesgesetzblatt Teil III, Gliederungsnummer 100-1, veröffentlichten bereinigten Fassung, das zuletzt durch Artikel 1 u. 2 Satz 2 des Gesetzes vom 29. September 2020 (BGBl. I S. 2048) geändert worden ist"

⁷⁵ Kriegsfolgenbereinigungsgesetz vom 21. Dezember 1992 (BGBl. I S. 2094)

⁷⁶ Diese genannte Verantwortung, die Deutschland übernimmt, ist nicht nur daher gesagt. Auf Seiten des Amtes des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, wird diese

Aber nicht jeder, der aus der ehemaligen Sowjetunion stammt, kann den Aussiedlerstatus automatisch erhalten und nach Deutschland einreisen. Jede Person, die sich auf den Status eines Aussiedlers beruft, muss nachweisen, dass sie deutscher Abstammung ist. Diese Person muss sich auch zur deutschen Volksgruppe bekennen. Des Weiteren muss diese Person nachweisen, dass sie durch die deutsche Sprache, Erziehung und Kulturtradition beeinflusst wurde bzw. diese Werte lebte bzw. lebt. Wichtig, wenn nicht sogar das Wichtigste ist, dass diese Person immer noch unter den Folgen des Zweiten Weltkrieges leidet – im Grunde genommen ein Kriegsfolgenschicksal hat. Sich auf seine Vorfahren zu berufen, die vor mehr als 250 Jahren aus Deutschland auswanderten reicht somit nicht aus (vgl. Waffenschmidt o.J., S. 2). Spätaussiedler,⁷⁷ wie Russlanddeutsche nach dem 31. Dezember 1992 rechtlich genannt werden, müssen hingegen nach einer Änderung des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG) neben der deutschen Abstammung, Bekenntnis zum deutschen Volkstum auch deutsche Sprachkenntnisse vorweisen (§ 6 Abs. 2 BVFG).

Eine weitere Frage ist, wieso russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler überhaupt nach Deutschland aussiedeln wollen. Auch auf diese Frage können unterschiedliche Antworten gegeben werden. Aufgrund der Tatsache, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler nicht mehr in ihre Ursprungsorte bzw. Siedlungen, aus denen sie vertrieben wurden, als gleichberechtigte Personen zurückkehren konnten und auch nicht rehabilitiert wurden (vgl. Kapitel 2.2), entschieden sich viele in ihre historische Heimat wieder zurückzukehren (vgl. Dalos 2014, 246f.; Eisfeld 2013, S. 52; Krieger 2013, S. 5). Die meisten kehrten vor der Wiedervereinigung in die Bundesrepublik Deutschland zurück, wobei auch einige in die DDR ausreisten. Bis 1989 reisten an die 150.000 Deutsche aus Osteuropa in die DDR ein. Sie bekamen aber im Vergleich zur Bundesrepublik Deutschland, die spezielle Gesetze für die Aufnahme von Deutschen hatte, keine besondere Stellung in der DDR (vgl. Panagiotidis 2021). Kotzian (2010, 222f.) nennt keine genauen Zahlen. Er führt allerdings auf, dass Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion, die in die DDR migrierten, in der Statistik nicht dokumentiert wurden. Die Bezeichnung „Aussiedler“ existierte in der DDR nicht. Deutsche Personen aus Osteuropa wurden in der DDR „Übersiedler“ genannt (vgl. Schneider 2011).

Verantwortung deutlich herausgestellt: *„Die Aufnahme und Integration der Spätaussiedler ist Teil des Bemühens der Bundesregierung, sich der Verantwortung Deutschlands für den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen zu stellen. Diese Verantwortung umfasst neben der Versöhnung und Wiedergutmachung gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus und des Aggressionskrieges auch die Solidarität mit den Deutschen in den Ländern Osteuropas und den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion. Die Aufnahme der Spätaussiedler sowie ihre gesellschaftliche und soziale Integration ist ein wesentlicher Bestandteil dieser Solidarleistung.“* (vgl. Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2020)

⁷⁷ Zur Unterscheidung zwischen Aussiedler und Spätaussiedler siehe Kapitel 2.

Die Rückkehr in das Land der Vorfahren, die „Suche nach einer besseren Nationalitätensituation“⁷⁸ und der Wunsch unter Deutschen zu leben, waren ethnisch motivierte Ausreisegründe. Neben den ethnisch motivierten Ausreisegründen spielten aber auch wirtschaftliche Gründe eine Rolle. Die Ausreisenden erwarteten materiell besser gestellt zu werden (vgl. Dietz et al. 1998, S. 34; Pfetsch 1999, S. 21). Aber auch die einsetzende Nähe immer mehr zum Russischen bei den jüngeren Personen, denen die Eltern entgegengetreten wollten, spielte eine entscheidende Rolle (vgl. Kiel 2009, S. 35). Viele Russlanddeutsche wollten die deutsche Sprache und Kultur pflegen. Des Weiteren erhofften sie sich eine Verbesserung der gesundheitlichen Versorgung und das Zusammenleben mit der Verwandtschaft (vgl. Kirsch 2004, S. 85).

Die Abbildung 5 veranschaulicht graphisch den Verlauf der Zuwanderung von (Spät-)Aussiedlern⁷⁹ ab dem Jahr 1950 anhand der kumulierten Zahlen für Zehn-Jahres-Zeiträume bis zum Jahr 2009. Es lässt sich gut erkennen, dass insbesondere in den 1990er Jahren, die meisten (Spät-)Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland umsiedelten.

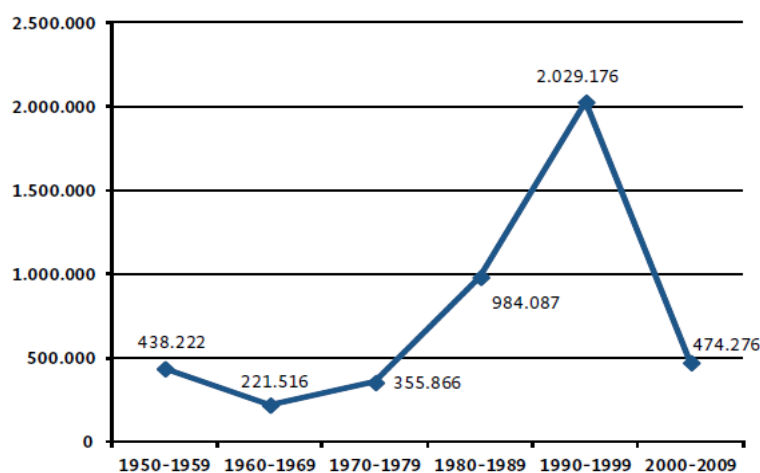


Abbildung 5: Verlauf der Zuwanderung von (Spät-)Aussiedlern nach Deutschland seit 1950 (kumulierte Zehn-Jahres-Zeiträume)

Quelle: Worbs et al. (2013, S. 35)

Die (Spät-)Aussiedleraufnahme kann zur detaillierteren Anschauung in drei Hauptphasen eingeteilt werden: Die erste Phase ist zwischen den Jahren 1950 bis 1986. Die zweite Phase fasst den Zeitraum 1987–1990 und die letzte Phase beginnt mit dem Jahr 1991 bis zur Gegenwart, die ebenfalls in weitere Phasen untergliedert werden kann (vgl. Hensen 2009, S. 47).

⁷⁸ Dietz et al. (1998, S. 34) identifizieren in ihrer Studie den Grund zur „Suche nach einer besseren Nationalitätensituation“ ethnische Spannungen und ethnische Ausgrenzungsprozesse in den geografischen Herkunftsländern.

⁷⁹ Es soll hier nochmal darauf verwiesen werden, dass in Statistiken selten „Russlanddeutsche“ separat ausgewiesen werden. Sie werden unter den Begriff „(Spät-)Aussiedler“ gefasst bzw. sind ein Teil der (Spät-)Aussiedler.

Zwischen den Jahren 1950 bis 1986, zur Zeit des „Eisernen Vorhangs“, siedelten vornehmlich Personen aus Polen, gefolgt von Personen aus Rumänien in die Bundesrepublik Deutschland um. Relativ wenige Aussiedler siedelten aus der ehemaligen Sowjetunion aus. In dieser Zeit wurden 1,34 Millionen Aussiedler aufgenommen (vgl. Hensen 2009, S. 47ff.), was in Abbildung 6 deutlich wird.

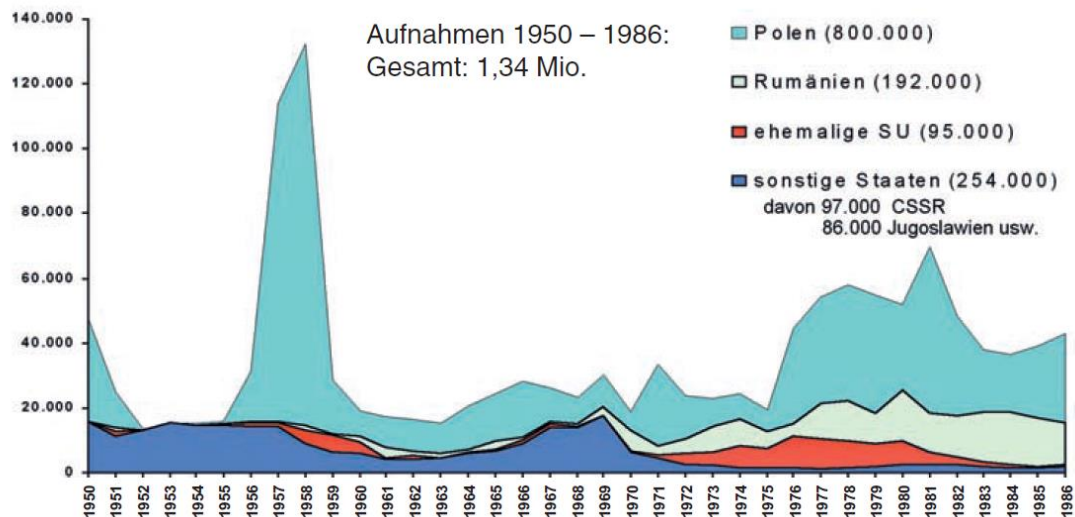


Abbildung 6: Verlauf der Aussiedleraufnahme 1950–1986

Quelle: Hensen (2009, S. 50)

Zwischen 1987 bis 1990 kam es zu einer Öffnung der Grenzen im damaligen Ostblock. Viele Aussiedler ergriffen diese Möglichkeit und verließen ihr geografisches Herkunftsland. In dieser Zeit kamen mit 1,05 Millionen fast so viele Aussiedler in die Bundesrepublik Deutschland wie in der Zeit von 1950 bis 1986. Immer noch kamen die meisten Aussiedler aus Polen (570.000 Personen). Als zweithäufigstes verlassenes Land gehörte in diesem Zeitraum die ehemalige Sowjetunion, gefolgt von Rumänien (vgl. Hensen 2009, S. 50). In der Abbildung 7 ist dieser Verlauf abgebildet.

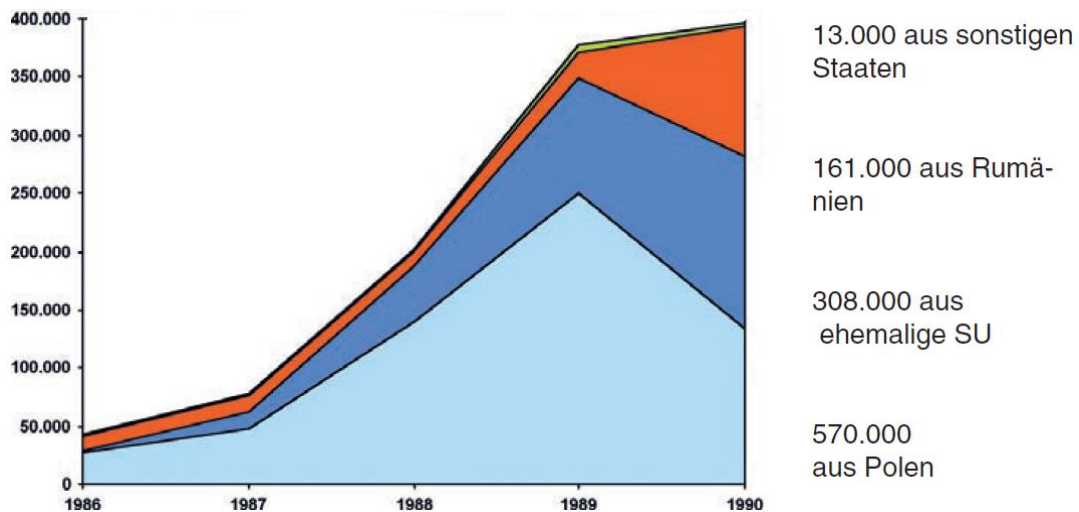


Abbildung 7: Verlauf der Aussiedleraufnahme 1986–1990

Quelle: Hensen (2009, S. 50)

Steuerung der (Spät-)Aussiedleraufnahme

Bis Ende 1987 war die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland weitgehend unproblematisch. „Spätheimkehrer“ durften ohne sehr strenge Auflagen nach Deutschland zurückkehren (vgl. Eisfeld 2013, S. 52). Danach wurden unterschiedliche Gesetze verabschiedet, weil die Bundesrepublik Deutschland die stark steigenden Zahlen der ausreisenden Aussiedler begrenzen wollte. Die wichtigsten Gesetze und Regelungen, mit Einschüben von Einreisezahlen zum Zeitpunkt dieser Gesetze und Regelungen, werden im Folgenden kurz dargestellt:

01.01.1990 – Eingliederungsanpassungsgesetz (EinglAnpG):

- Aussiedler bekommen bei Arbeitslosigkeit nicht mehr eine lohnbezogene Arbeitslosenunterstützung, sondern Eingliederungsgeld: Kürzung der Bezugsdauer von neun auf sechs Monate (vgl. Eisfeld 2013, S. 54).

01.07.1990 – Aussiedleraufnahmegesetz (AAG):

- Antragstellung auf Ausreise nach Deutschland ist nur aus dem Ausreiseland möglich. Das Bundesverwaltungsamt muss den Antrag bescheiden (vgl. Bundesverwaltungsamt 2022a, 2020c).
- Erst mit der Erteilung eines Aufnahmebescheides dürfen die antragstellende Person und die einbezogenen Familienmitglieder nach Deutschland einreisen. Die Anerkennung als (Spät-)Aussiedler findet erst in Deutschland statt (vgl. Bundesverwaltungsamt 2022a).
- Einfache mündliche Sprachkenntnisse sind erforderlich – Diskussion über den Antrag unmittelbar nach der Einreise (vgl. Klekowski von Koppenfels 2014, S. 27).
- Die Änderung des Verfahrens bringt große Auswirkungen mit sich. Um die gesetzlichen Voraussetzungen für die Aufnahme festzustellen, ist ein immenser Aufwand

notwendig. Zum Beispiel siedelten 1990 noch rund 400.000 Personen um. In den nächsten Jahren sank die Zahl auf rund 220.000. Die Antragszahlen hingegen stiegen stark an (vgl. Eisfeld 2013, S. 52; Krieger 2013, S. 228; Klekowski von Koppenfels 2014, S. 27).

01.01.1992 – Fremdrentengesetz (FRG)⁸⁰:

- (Spät-)Aussiedler erhalten in Deutschland Rente auch wenn sie vorher nicht viele Beiträge in die Rentenversicherung gezahlt haben – hingegen mit Abschlägen (vgl. Baumann et al. 2016, S. 2).
- Zunächst wird 1991 nach dem Fremdrentengesetz ein Abschlag der Entgeltpunkte von 30 % beschlossen, allerdings wird 1996 der Abschlag auf 40 % erhöht (bei Ehepaaren, gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften und eheähnlichen Gemeinschaften werden zusammen höchstens 40 Entgeltpunkte anerkannt), d. h., dass Spätaussiedler 60 % des Rentenniveaus autochthoner Deutscher erhalten (vgl. Eisfeld 2013, S. 55; Bundesverfassungsgericht 2006; Deutsche Rentenversicherung 2021). Wurden in Deutschland weitere Ansprüche nach dem deutschen Rentenrecht erworben, so werden die ermittelten Entgeltpunkte zusätzlich anerkannt (vgl. Deutsche Rentenversicherung 2021, S. 13).
- Die Fremdrente der Personen, die nach den 6. Mai 1996 nach Deutschland kamen, wird auf maximal 25 Entgeltpunkte für Einzelpersonen beschränkt (vgl. Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2020).
- Aber nicht nur das Zuzugsjahr hat einen Einfluss auf die Rentenhöhe, sondern auch das Ausbildungsniveau und das Geschlecht. (Spät-)Aussiedler mit einem akademischen Beruf haben höhere Ansprüche. Aber auch Männer haben einen höheren Rentenanspruch (vgl. Baumann et al. 2016, S. 2).
- (Spät-)Aussiedlern droht Altersarmut (vgl. Eisfeld 2013, S. 55; Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2019).
- Nach einem Koalitionsbeschluss vom 10.11.2019 erhalten (Spät-)Aussiedler ab dem 01.01.2021 einen Grundrentenzuschlag, wenn sie bestimmte Kriterien erfül-

⁸⁰ „Fremdrentengesetz in der im Bundesgesetzblatt Teil III, Gliederungsnummer 824-2, veröffentlichten bereinigten Fassung, das zuletzt durch Artikel 7 des Gesetzes vom 11. November 2016 (BGBl. I S. 2500) geändert worden ist“

Mit Fremdrente „werden Leistungen der deutschen Rentenversicherung nach dem Fremdrentengesetz (FRG) bezeichnet. Das Fremdrentengesetz ermöglicht es, unter bestimmten Voraussetzungen, ausländische rentenrechtliche Zeiten in der deutschen Rentenversicherung für Vertriebene, Aussiedler oder Spätaussiedler zu berücksichtigen. Insofern handelt es sich um Altersversorgung von deutschen Volkszugehörigen durch Anrechnung ihrer vor der Vertreibung oder Aussiedlung im Ausland erbrachten Beitrags- und Beschäftigungszeiten.“ (vgl. Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2020).

len (vgl. Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2019; Deutsche Rentenversicherung 2021, S. 9).

01.01.1993 – Kriegsfolgenbereinigungsgesetz (KfbG)⁸¹:

- Der Begriff „Aussiedler“ wird durch den Begriff „Spätaussiedler“ ausgetauscht (vgl. § 4, Absatz 1, Kriegsfolgenbereinigungsgesetz).
- Personen, die nach dem 01.01.1993 geboren wurden, dürfen nicht selbst einen Antrag auf Ausreise stellen. Sie können hingegen in den Antrag eines Aussiedlers miteinbezogen werden. Dies stellt nach Meinung einiger Juristen einen möglichen Verfassungsbruch dar, denn damit wird der (Spät-)Aussiedlerzuzug zukünftig zum Erliegen gebracht werden. Aus dem Grundgesetz (Art. 116, Abs. 1) ist dies jedoch nicht herauszulesen (vgl. Krieger 2013, S. 228).
- Einbeziehung von (auch nicht deutschen) Familienangehörigen möglich; diese werden in Deutschland eingebürgert (§ 4, Absatz 3, Kriegsfolgenbereinigungsgesetz).
- Verteilung auf unterschiedliche Bundesländer (auch neue Bundesländer) nach einem Schlüssel. Nordrhein-Westfalen hat den höchsten Sollanteil (21,8) (§ 8, Absatz 3, Kriegsfolgenbereinigungsgesetz).
- Ausschlussgründe werden initiiert: Spätaussiedler werden aufgrund von bestimmten Gründen nicht anerkannt – z. B. wenn sie eine hohe politische oder berufliche Position in ihrem geografischen Herkunftsland innehatten oder gegen Menschlichkeit oder Rechtsstaatlichkeit verstoßen haben (vgl. § 5, Kriegsfolgenbereinigungsgesetz).
- Kontingentierung: 220.000 Spätaussiedler durften pro Jahr (mit einer Abweichung von 10 % nach oben/unten) aufgenommen werden; 1999 erfolgt eine Absenkung auf 103.080 Spätaussiedler (vgl. Eisfeld 2013, S. 53).
- Kriegsfolgenschicksal: „Fortbestehender Verfolgungsdruck“ wird lediglich definierten Personen aus konkreten Gründen ein Aussiedlerstatus erteilt – es sind Personen aus der ehemaligen Sowjetunion. Andere Personen aus anderen Ländern/Gebieten müssen ihren Verfolgungsdruck glaubhaft darlegen bzw. nachweisen – das sind Personen aus Ost- und Mitteleuropa (vgl. Brommler 2006, S. 113; Klekowski von Koppenfels 2014, S. 27).

In den Jahren 1993 und 1995 kamen insgesamt 660.000 Personen nach Deutschland. In diesem Zeitraum war das Hauptherkunftsgebiet die ehemalige Sowjetunion, wie in der Abbildung 8 zu entnehmen ist (vgl. Hensen 2009, S. 55).

⁸¹ Kriegsfolgenbereinigungsgesetz vom 21. Dezember 1992 (BGBl. I S. 2094)

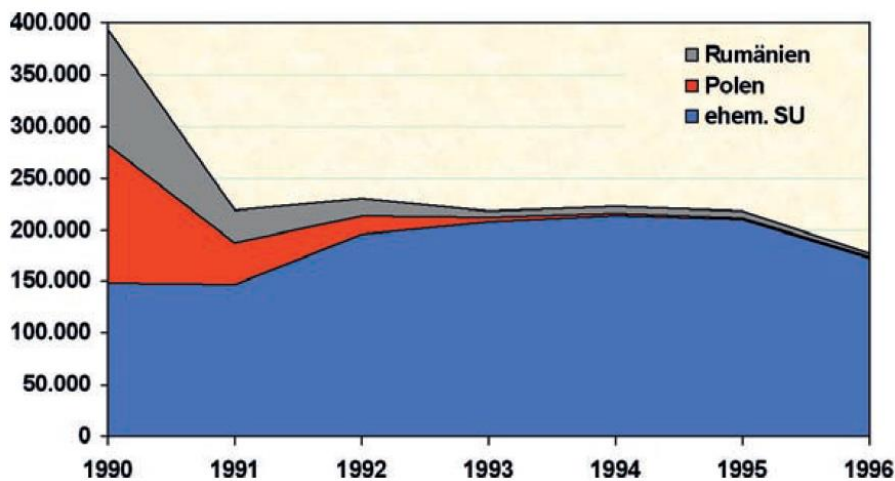


Abbildung 8: Verlauf der (Spät-)Aussiedleraufnahme 1990–1996

Quelle: Hensen (2009, S. 55)

1996: Nachweis der deutschen Sprachkenntnisse, die in der Familie vermittelt wurden – kein Hochdeutsch, welches nachträglich erlernt wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt erhielten (Spät-)Aussiedler fast automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft. Dies änderte sich mit dem „Sprachtest“ (offiziell: Feststellen der Sprachkenntnisse im Verwaltungsverfahren im Rahmen einer nicht wiederholten Anhörung), der nicht wiederholbar war (vgl. Hensen 2009, S. 56).

- Dies war ein sehr großes Problem für viele Russlanddeutsche (insbesondere, für diejenigen, die nach 1945 geboren wurden), denn mit den Jahren kam es zu einer Abkehr von der deutschen Muttersprache. Ein wichtiger Grund ist die Deportation, die zur Distanzierung von der deutschen Muttersprache führte. Dieses Gesetz führte schlussendlich dazu, dass Familien auseinander gerissen wurden, denn Kinder und Enkelkinder wurden als Spätaussiedler nicht anerkannt (vgl. Krieger 2013, S. 228).
- Es wird ebenfalls an der Reliabilität und Validität des Testes gezweifelt. Die Kritikpunkte sind die Qualifikation der Prüfer, die unprofessionelle Test-Administration und die unklare und widersprechende Funktion des Testes und seine Sprachideologie (vgl. Schüpbach 2009, S. 80).
- Das Bundesverwaltungsamt hatte viele Tausende Sprachtests durchgeführt. Einige Personen bestanden diesen Test nicht. Eine große Anzahl an Personen nahm erst gar nicht teil, sondern machte von der Möglichkeit Gebrauch, in den Aufnahmebescheid eines anerkannten Spätaussiedlers miteinbezogen zu werden. Dies hatte eine Veränderung der rechtlichen Struktur zur Folge. Das Verhältnis von Spätaussiedlern und Familienangehörigen änderte sich. Im Jahr 1993 lag der Anteil der Spätaussiedler bei 75 %. Elf Jahre später sank dieser auf unter 25 %. Der

Anteil der Einbezogenen und der sonstigen Angehörigen stieg hingegen an, was in der Abbildung 9 verdeutlicht wird (vgl. Hensen 2009, S. 57).

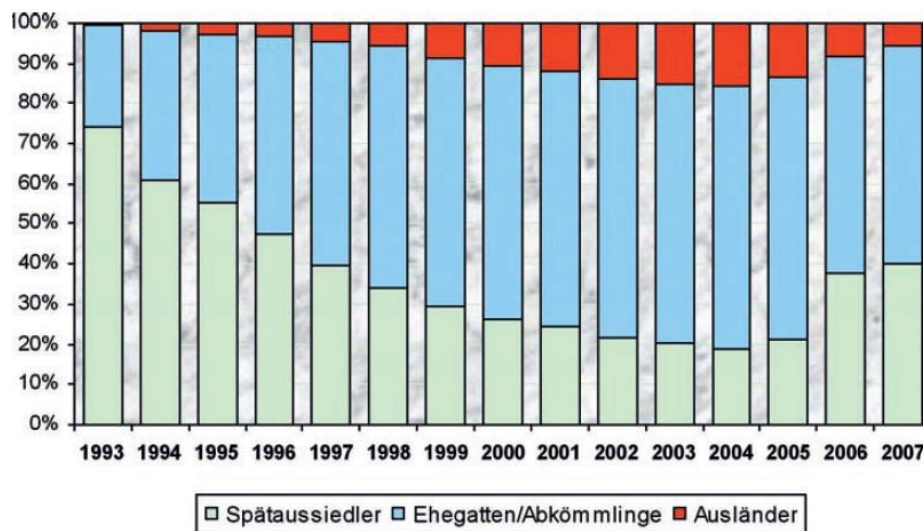


Abbildung 9: Verhältnis von Spätaussiedlern und Familienangehörigen

Quelle: Hensen (2009, S. 57)

Zwischen 1996 bis 2004 kamen 940.000 Personen nach Deutschland – aus der ehemaligen Sowjetunion (vgl. Hensen 2009, S. 58).

26.02.1996 bis 2009 – Wohnzuweisungsgesetz (WoZuG)⁸²:

Dieses Gesetz brachte eine Einschränkung der Freizügigkeit mit sich:

- Das Gesetz wurde 1989 verabschiedet und 1996 verschärft. Berufliche und räumliche Mobilität war eingeschränkt, denn (Spät-)Aussiedler wurden Bundesländern nach dem Königsteiner Schlüssel zugeordnet – genauso wie Asylbewerber. Ab 1996 mussten Aussiedler 2 Jahre an dem ihnen zugewiesenen Ort leben. Wer diesen Ort verließ, hatte keinen Anspruch auf Leistungen wie z. B. Sprachkurs, Sozialhilfe oder Arbeitslosenunterstützung. 1999 kam es zu einer Verlängerung der Frist auf drei Jahre. Ausnahmen bestanden, wenn die betreffenden Personen an einem selbst gewählten Wohnort einen Arbeitsplatz und eine eigene Wohnung nachweisen konnten (vgl. Eisfeld 2013, S. 54; Haug und Sauer 2007, S. 12; Klekowski von Koppenfels 2014, 29f.).
- Familien lebten viele Jahre getrennt voneinander (vgl. Krieger 2013, S. 229).
- Andere Migrantengruppen waren von dieser Regelung nicht betroffen (vgl. Krieger 2013, S. 229).

⁸² Neufassung des Gesetzes über die Festlegung eines vorläufigen Wohnortes für Spätaussiedler (WoZuG); vormals Gesetz über die Festlegung eines vorläufigen Wohnortes für Aussiedler und Übersiedler vom 06.07.1989.

- Spätaussiedler – eine zweite Gesellschaft in Deutschland so Klekowski von Koppenfels (2004).
- Erst das Bundesverfassungsgericht zeigte mit seinem Urteil, dass dieses Gesetz verfassungswidrig gegen Artikel 11 Grundgesetz⁸³ ist (vgl. Klekowski von Koppenfels 2004, 2014, 29f.).

2005 – Zuwanderungsgesetz (ZuwandG):

- Einbeziehung in den Aufnahmeantrag von nichtdeutschen Familienmitgliedern (Ehegatte oder Abkömmlinge) des Antragstellers mit einem Sprachtest möglich. Grundkenntnisse der deutschen Sprache (auch als Fremdsprache) sind nötig (vgl. Hensen 2009, S. 58; Klekowski von Koppenfels 2014, S. 32).
- Folge: Immer weniger Spätaussiedler reisen nach Deutschland ein, weil sie den Test nicht bestehen. Aussiedlerzahlen: 2004: 58.728 Personen; 2007: 7.626 Personen (vgl. Krieger 2013, S. 229).
- Sprachverlust, der historisch erklärbar ist, wird ignoriert (vgl. Krieger 2013, S. 229).
- Aus Spätaussiedlern (Deutschen) werden Zuwanderer, denn sie werden genau wie andere Zuwanderer behandelt (vgl. Klekowski von Koppenfels 2014, S. 32).
- Eisfeld (2013, S. 53) spricht von Gleichstellung mit Ausländern in Bezug auf Sprachkenntnisse und Nachzug.
- Eingliederung bei den Spätaussiedlern im Ganzen: Viele speziell für Spätaussiedler konzipierte Regelungen wurden gestrichen; dazu gehören u. a. Eingliederungsseminare und wichtige Bereiche der Jugendarbeit (vgl. Engel 2009, S. 179).

Bereits Jahre davor kam es zur **Kürzung der Sprachkurse** von 12 Monaten (1991) auf 9 Monate (1992) und dann auf 6 Monate (ab 1994) (vgl. Eisfeld 2013, S. 54). (Spät-)Aussiedler, die vor dem 1. Januar 2005 in Deutschland aufgenommen wurden und noch keinen Sprachkurs der Bundesagentur für Arbeit (SGB III – Kurs) besucht haben, können seitdem an einem Integrationskurs kostenlos teilnehmen (vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2021b).

Insgesamt sind von 2005, wo das Zuwanderungsgesetz verabschiedet wurde, bis Mitte 2008 an die 50.000 Personen nach Deutschland ausgesiedelt – fast alle aus der ehemaligen Sowjetunion (vgl. Hensen 2009, S. 60). Auch in den Jahren nach dem Zuwanderungsgesetz kam es zu einigen Regelungen. Zu nennen ist das **Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz (BQFG)**⁸⁴ 2012, was teilweise die Anerkennung der Bildungsab-

⁸³ „Alle Deutschen genießen Freizügigkeit im ganzen Bundesgebiet.“ (Art. 11, Abs. 1 Grundgesetz)

⁸⁴ Gesetz über die Feststellung der Gleichwertigkeit von Berufsqualifikationen (Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz (BQFG)) – "Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz vom 6. Dezember 2011 (BGBl. I S. 2515), das zuletzt durch Artikel 1 des Gesetzes vom 3. Dezember 2020 (BGBl. I S. 2702) geändert worden ist"

schlüsse vereinfachte (vgl. auch Kapitel 2.5). **Einbeziehungsvoraussetzungen** in den Aufnahmeantrag von nichtdeutschen Familienmitgliedern (Ehegatte oder Abkömmlinge) wurden 2013 durch das 10. Gesetz zur Änderung des Bundesvertriebenengesetzes neu geregelt. Eine nachträgliche Einbeziehung – auch ohne Härtefallbegründung – von Ehepartnern und Abkömmlingen ist möglich. Minderjährige Abkömmlinge sowie Personen, die geistig, seelisch oder körperlich behindert sind, müssen keinen Sprachtest machen. Für Spätaussiedler selbst kann das Bekenntnis zum deutschen Volkstum nun durch Nationalitätenerklärung oder auf andere Weise passieren. Das Bekenntnis kann durch ausreichende Sprachkenntnisse entsprechend dem Niveau B1 des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen erfolgen. Aber auch familiär vermittelte Deutschkenntnisse als Nachweise sind möglich. Im Jahr 2016 wurde eine Richtlinie über eine **Anerkennungsleistung** an ehemalige deutsche Zwangsarbeiter verabschiedet. Ehemalige deutsche Zwangsarbeiter erhalten auf Antrag unter bestimmten Voraussetzungen eine einmalige Anerkennungsleistung.

Tabelle 1 zeigt einen Überblick über die Verteilung auf die wichtigsten Herkunftsgebiete von 1950 bis 2008.

Tabelle 1: (Spät-)Aussiedleraufnahme von 1950–2008 nach Herkunftsgebieten

Quelle: Eigene Darstellung nach Bergner (2009, S. 240)

Gesamt	Ehemalige UdSSR	Polen	Rumänien	Ehemalige CSFR ⁸⁵	Ehemaliges Jugoslawien	Ungarn	Andere Länder
4.499.301	2.352.044	1.445.030	430.192	104.620	90.370	21.41	55.627

⁸⁵ Ehemalige Tschechoslowakische Republik, die bis 1993 aus dem heutigen Staaten Tschechien, Slowakei und einem Teil der Ukraine bestand (vgl. Barner und Ritterbach 2018).

In den Jahren 2009 bis 2021 reisten insgesamt 63.158 Spätaussiedler nach Deutschland ein (vgl. Tabelle 2).

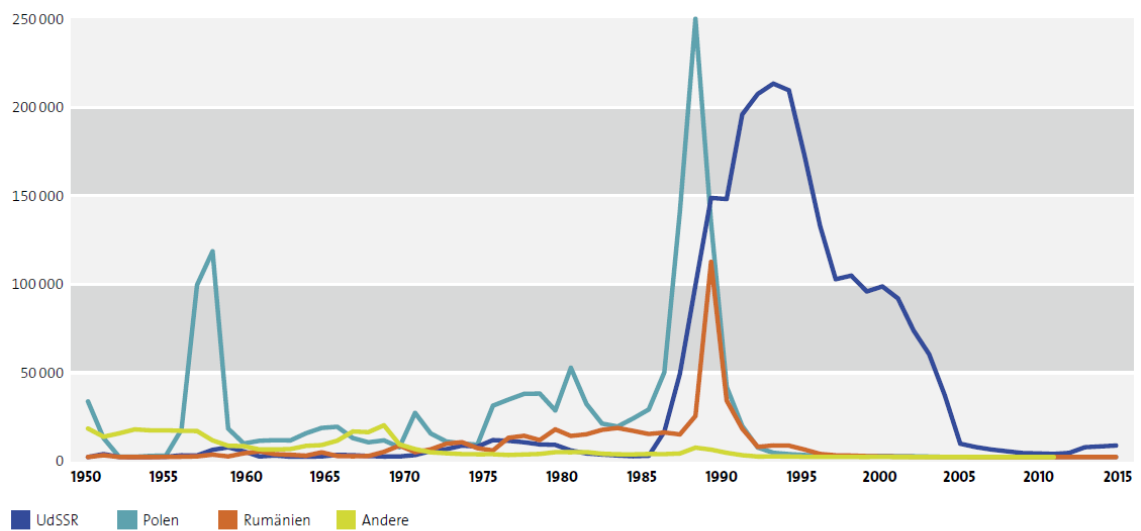
Tabelle 2: Einreisen von Spätaussiedlern nach Deutschland in den Jahren 2009–2020

Quelle: Eigene Darstellung nach Bundesverwaltungsamt (2022b)

Jahr der Einreise nach Deutschland	Registrierungen/Verteilungen (in Personen)
2009	3.360
2010	2.350
2011	2.148
2012	1.817
2013	2.427
2014	5.649
2015	6.118
2016	6.588
2017	7.059
2018	7.126
2019	7.155
2020	4.309
2021	7.052

Seit 2013 war insgesamt ein Trend nach oben bei den Einreisezahlen der Spätaussiedler zu beobachten (vgl. Bundesverwaltungsamt 2020a). Denkbar ist, dass es auf das 10. Gesetz zur Änderung des Bundesvertriebenengesetzes zurückzuführen ist, wonach mehr Einbeziehungen in den Aufnahmeantrag eines Spätaussiedlers möglich sind. Allein im Vergleich zu 2017 sind 2018 die Zahl der Anträge auf Aufnahme als Spätaussiedler, Ehegatte oder dessen Abkömmlinge um 1.480 auf 14.705 gestiegen (vgl. Bundesverwaltungsamt 2019). Im Jahr 2020 kam es zu einem Einbruch der Einreisezahlen. Die niedrigste Einreisezahl war im April 2020: lediglich 8 Personen (vgl. Bundesverwaltungsamt 2020b). Es ist zu vermuten, dass die „Coronavirus SARS-CoV-2 Problematik“ 2020 (vgl. Bundesministerium für Gesundheit 2022) der Grund dafür ist. Im Vergleich zu 2019 ist 2020 ein Rückgang um 2.846 Personen zu beobachten gewesen (vgl. Bundesverwaltungsamt 2021, S. 6). Im Jahr 2021 ist es wieder zu einem Anstieg der Einreisezahlen gekommen – ein Zuwachs um 2.743 Personen (vgl. Bundesverwaltungsamt 2022b).

In der Abbildung 10 ist die Aussiedlerzuwanderung graphisch noch zusammenfassender von 1950 bis 2015 dargestellt.



Erstellt auf Grundlage von Daten des Bundesverwaltungsamts

www.bva.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/Statistik/Zeitreihe_1950_2017.pdf?__blob=publicationFile&v=5

Abbildung 10: Aussiedlerzuwanderung seit 1950

Quelle: Panagiotidis (2019b, S. 9)

In diesen ganzen Jahren verteilten sich (Spät-)Aussiedler unterschiedlich auf die einzelnen Bundesländer – nicht zuletzt aufgrund des Wohnzuweisungsgesetzes in Deutschland. Dies verdeutlicht die Abbildung 11, in der (Spät-)Aussiedler anteilig an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahr 2014 aufgeführt werden.

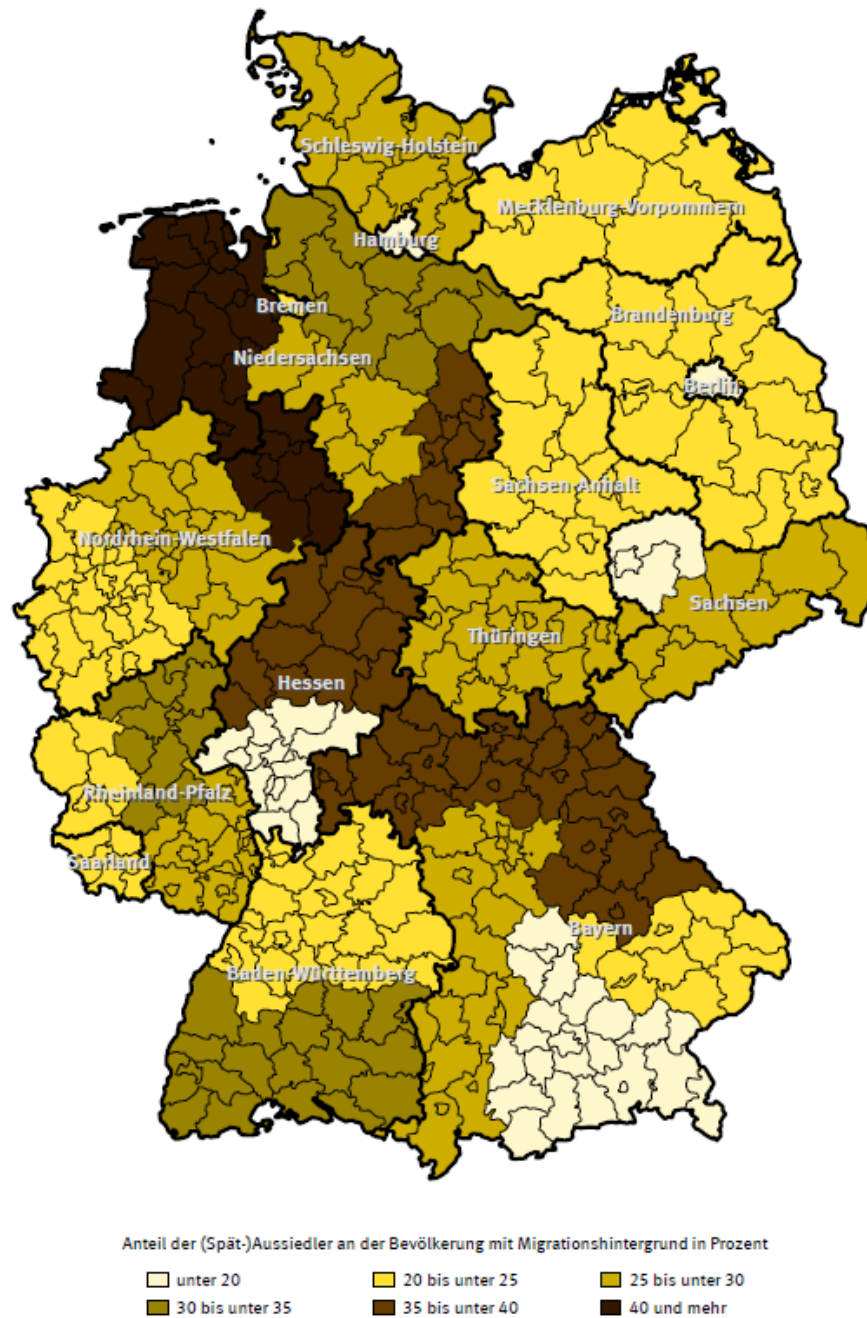


Abbildung 11: Anteil der (Spät-)Aussiedler an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund im Jahr 2014 in den Regierungsbezirken und Ländern

Quelle: Statistisches Bundesamt (2015, S. 25)

Im Jahr 2020 wurden die meisten Spätaussiedler auf die Bundesländer Nordrhein-Westfalen (917 Personen) und Bayern (685 Personen) verteilt. Die Wenigsten kamen nach Bremen (48 Personen), was in der Tabelle 3 ersichtlich ist (vgl. Bundesverwaltungsamt 2021).

Tabelle 3: Jahresstatistik 2020: Spätaussiedler und ihre Angehörige – Verteilung auf die Länder 2020

Quelle: Bundesverwaltungsamt (2021)

Land	Gesamt	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	Oktober	November	Dezember
Baden-Württemberg	567	52	44	48		14	13	45	67	74	51	78	81
Bayern	685	65	49	60		15	6	65	55	111	52	100	107
Berlin	206	18	17	23		6	7	7	20	31	18	34	25
Brandenburg	115	11	5	10			10	8	14	8	4	15	30
Bremen	48	9	2	5					6	6	8	2	10
Hamburg	112	11	11	8			3	13	6	26	14	5	15
Hessen	316	34	22	34	2		9	21	28	61	24	50	31
Mecklenburg-Vorpommern	66	3	0	5			8		4	11	9	10	16
Niedersachsen	404	39	27	42		4	11	34	29	59	57	35	67
Nordrhein-Westfalen	917	101	57	89	1	6	12	81	73	148	95	103	151
Rheinland-Pfalz	215	22	15	16		12	1	19	19	42	14	28	27
Saarland	59	4	8					6	10	5	4	18	4
Sachsen	212	17	10	16	2	15	15	9	14	35	31	11	37
Sachsen-Anhalt	120	0	23	2		2	9	4	8	18	27	7	20
Schleswig-Holstein	148	8	23	4		8		9	22	6	16	24	28
Thüringen	119	24	0	1	3	15	1	3	13	15	11	8	25
Σ Länder	4.309	418	313	363	8	97	105	324	388	656	435	528	674

Die Ausreise der Russlanddeutschen brachte aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in den ehemaligen Sowjetstaaten Veränderungen mit sich. In den Staaten Mittel- und Osteuropas sowie in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion leben heute noch schätzungsweise rund 1 Million ethnische Deutsche (vgl. Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten 2021a). Im Jahr 2017 spricht Krieger (2017b) davon, dass sich 600.000 ethnische Deutsche in den ehemaligen Sowjetstaaten aufhalten. Zum Beispiel lassen sich einige Veränderungen in der Russischen Föderation beobachten: Heute leben immer weniger Russlanddeutsche in der Russischen Föderation. Es lassen sich aber auch ethnographische Veränderungen beobachten. Früher lebten Russlanddeutsche enger bei einander. Heute sind Russlanddeutsche quer über das Land verteilt. Es gibt keine Gebiete oder Orte mehr, in denen die Russlanddeutschen die Mehrheit darstellen, was vor Jahren noch der Fall war. Des Weiteren werden Veränderungen in der Kultur der Russlanddeutschen sichtbar. Es kam zu einer Veränderung der Werte in allen wichtigen Bereichen des Lebens (vgl. Sawinkin 2013, S. 67f.).

Festzuhalten aus diesem Kapitel ist, dass Aussiedler bis Ende 1987 in Deutschland willkommen waren und mit wenigen Auflagen vor bzw. nach der Einreise zu rechnen hatten. Dies änderte sich schnell als die Bundesrepublik Deutschland merkte, dass die Ausreisen immer mehr wurden. Unterschiedliche Regelungen und Gesetze erschwerten es Aussiedlern seitdem nach Deutschland einzureisen. Dennoch reisten insbesondere in den 1990er Jahren die meisten (Spät-)Aussiedler aus unterschiedlichen Gründen aus ihren geografischen Herkunftsländern nach Deutschland aus. In den folgenden Jahren gingen die Ausreisen zurück, kamen hingegen nicht zum Erliegen. In den letzten Jahren (außer 2020) war zu beobachten, dass die Ausreisezahlen wieder stiegen. In den ehemaligen Sowjet-

staaten leben aufgrund dieser Ausreisen immer weniger Russlanddeutsche, was viele Veränderungen für diese Staaten mit sich bringt.

Im nächsten Kapitel soll es darum gehen, wie „integriert“ die (Spät-)Aussiedler sind, denn von einigen Autoren wird Integration als der Schlüssel zum gesellschaftlichen Leben gesehen. Auch in den vorherigen Ausführungen wurde der Begriff „Integration“ immer wieder verwendet, so dass dieser Begriff einer näheren Erläuterung bedarf.

2.4 Integration/Aktuelle Situation

Spätaussiedler gehören zu einer Personengruppe, die wenig Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie führen ein nach ihren eigenen Vorstellungen zurückgezogenes Leben, was damit erklärt werden kann, dass sie bereits in der ehemaligen Sowjetunion aufgrund von Benachteiligung und Diskriminierung zurückgezogen lebten, um wenig Aufmerksamkeit zu erwecken (vgl. Kornischka et al. 2008, S. 64).

Die Frage, die sich hierbei stellen könnte, ist, ob russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland integriert sind. So einfach lässt sich diese Frage allerdings nicht beantworten. Zunächst einmal ist es notwendig, zu beschreiben, was „Integration“ überhaupt in unserer westlichen Gesellschaft bedeuten kann. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2020) legt dar:

„Integration ist ein langfristiger Prozess. Sein Ziel ist es, alle Menschen, die dauerhaft und rechtmäßig in Deutschland leben, in die Gesellschaft einzubeziehen. Zugewanderten soll eine umfassende und gleichberechtigte Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen ermöglicht werden. Sie stehen dafür in der Pflicht, Deutsch zu lernen sowie die Verfassung und die Gesetze zu kennen, zu respektieren und zu befolgen.“

Der deutsche Historiker Ulrich Herbert ist der Ansicht, dass (Spät-)Aussiedler sich gut integriert haben. Er vertritt die Meinung, dass die meisten (Spät-)Aussiedler, die in den Achtziger- und späten Neunzigerjahren nach Deutschland kamen, sich relativ schnell, wenn auch nicht immer ohne Aufsehen zu erregen und trotz kultureller Differenzen und Sprachproblemen, integriert haben. Ulrich Herberts Ansicht nach wurden sie als Deutsche wahrgenommen und erhielten schnell Sprachförderung und finanzielle Leistungen, was die Integration förderte (vgl. Haederer und Schnaas 2015, S. 73). Mack-Philipp (2013, S. 26) spricht ebenfalls von einer guten Integration der (Spät-)Aussiedler. Sie sind seiner Ansicht nach ein Teil der Gesellschaft geworden. Aber es existieren auch entgegengesetzte Meinungen zur Integration der (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedler. Sawinkin (2013, S. 67) geht davon aus, dass vermutet werden kann, dass Russlanddeutsche aufgrund der gemeinsamen Geschichte, Kultur, Sprache und vergleichbaren Einstellungen eine einfache Integration vorweisen – dies ist hingegen nicht der Fall. Seiner Ansicht nach haben sich die Sprache, Werte und die Kultur in Deutschland weiterentwickelt, wobei die

Russlanddeutschen an der Weiterentwicklung nicht teilhaben konnten. Die Bedeutung der deutschen Sprache ließ immer mehr nach. Auch Dalos (2014, S. 296) spricht von Integrationsproblemen bei Russlanddeutschen. Er verweist darauf, dass die Integrationsprobleme auf den Verlust der deutschen Sprache zurückzuführen sind. Kaiser (2006, S. 20) spricht von einer doppelten Nichtintegration, denn in der ehemaligen Sowjetunion waren sie Deutsche, in Deutschland sind sie Russen. Diese doppelte „Nicht-Integration“ zeigt, wie wichtig die Frage nach der Zugehörigkeit ist – die selbst zugeschriebene als auch die fremd zugeschriebene Zugehörigkeit. Kornischka et al. (2008, S. 64) machen die Integration vom Zeitpunkt der Einreise nach Deutschland abhängig. Aussiedler, die vor den 1990er Jahren nach Deutschland kamen, hatten ihrer Ansicht nach weniger Probleme bei der Integration als (Spät-)Aussiedler, die in den 1990er Jahren nach Deutschland kamen.

Panagiotidis (2017) fasst die zwei Positionen so zusammen: Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler gelten auf der einen Seite als eine gut integrierte Personengruppe, an der man sich orientieren kann. Auf der anderen Seite werden sie mit einer Parallelgesellschaft⁸⁶ in Verbindung gebracht beziehungsweise assoziiert. Vor allem seit Demonstrationen wegen des „Falls Lisa“⁸⁷ und einer gewissen Sympathie einiger russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler für die AfD (Alternative für Deutschland),⁸⁸ gewinnen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in den klassischen und sozialen Medien an Interesse.

Der Historiker Ulrich Herbert zieht sowohl die Einwanderer selbst als auch die Aufnahmegesellschaft⁸⁹ in Verantwortung für das Gelingen und Misslingen einer Integration. Aber auch die Rechtslage und die wirtschaftliche Lage tragen ihren Einfluss zum Gelingen und Misslingen bei (vgl. Haederer und Schnaas 2015, S. 74). Zum Beispiel muss eine gewisse Akzeptanz von der Aufnahmegesellschaft vorhanden sein. Was die *gesellschaftliche Ak-*

⁸⁶ In einem Interview mit Spiegel Online lehnt der Migrationsforscher Klaus J. Bade den Begriff „Parallelgesellschaft“ ab: „Parallelgesellschaften im klassischen Sinne gibt es in Deutschland gar nicht. Dafür müssten mehrere Punkte zusammenkommen: eine monokulturelle Identität, ein freiwilliger und bewusster sozialer Rückzug auch in Siedlung und Lebensalltag, eine weitgehende wirtschaftliche Abgrenzung, eine Doppelung der Institutionen des Staates. Bei uns sind die Einwandererviertel meist ethnisch gemischt, der Rückzug ist sozial bedingt, eine Doppelung von Institutionen fehlt.“ (*Spiegel online: "Leitkultur"-Debatte "Zuwanderung wird als Bedrohung empfunden"*, 24.11.2014, <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/leitkultur-debatte-zuwanderung-wird-als-bedrohung-empfunden-a-329285.html>)

⁸⁷ Ein russlanddeutsches Mädchen gab vor, von Flüchtlingen im Januar 2016 in Berlin vergewaltigt worden zu sein, was sich viel später als erfunden herausstellte. Dieser Fall brachte aber nicht nur Demonstrationen von Russlanddeutschen in Deutschland mit sich, sondern auch großes mediales Interesse im deutschen, aber auch im russischen Staatsfernsehen. Außerdem schaltete sich Russlands Außenminister Lawrow ein. (*Deutsche Welle: „Angeklagter im "Fall Lisa" zu Bewährungsstrafe verurteilt“*, 20.06.2017, <http://www.dw.com/de/angeklagter-im-fall-lisa-zu-bew%C3%A4hrungsstrafe-verurteilt/a-39323265>)

⁸⁸ MDR.de: „Ist die AfD die neue Heimat für Russlanddeutsche?“, 19.10.2017, <https://www.mdr.de/heute-im-osten/russlanddeutsche-waehlen-afd-100.html>
Insbesondere der „Fall Lisa“ verschaffte der AfD in einigen Regionen Zulauf von den Russlanddeutschen. Es entstanden Vereinigungen wie u. a. „Russlanddeutsche, Aussiedler und Spätaussiedler in der AfD“ in NRW (vgl. Schaubert 2018).

⁸⁹ Mit Aufnahmegesellschaft ist in dieser Arbeit die gesamte Bevölkerung in Deutschland (über 83 Millionen Bürger) gemeint. Also eine „multikulturelle“ Aufnahmegesellschaft, denn auch Migranten und ihre Nachkommen gehören zur „Aufnahmegesellschaft“ (vgl. Neue deutsche Medienmacher e.V. 2017, S. 6).

zeptanz in Deutschland seitens der Mehrheitsbevölkerung anbetrifft, so war diese nicht immer gegeben. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler fühlen sich fremd und nicht angenommen in Deutschland. Obwohl sie in Deutschland rechtlich anerkannt wurden, fühlen sie sich genau wie in der ehemaligen Sowjetunion nicht wohl – sie spüren, dass sie nicht willkommen sind und ausgegrenzt werden (vgl. Geißler 2011, S. 61; Kiel 2009, S. 35; Krieger 2013, S. 229). Sie spüren, dass sie sich von der autochthonen Bevölkerung kulturell unterscheiden. Von den autochthonen Deutschen wurden sie bereits in den 1990er Jahren als nicht „richtige Deutsche“ wahrgenommen. Sie wurden als „Ausländer“ oder „russische Migranten“ klassifiziert (vgl. Pfetsch 1999, S. 23). Auch in den 2000er Jahren spüren russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wenig Akzeptanz: Rivalitätsängste, Unsicherheit, Mangel an Solidarität und Vorurteile sind zu beobachten. Die Aufnahmegesellschaft weiß nichts über ihre Geschichte, ihre Herkunft und ihr Schicksal (vgl. Brommler 2006, S. 122). (Spät-)Aussiedler als Nachbarn oder als ein angeheirateter Partner in der Familie können sich viele nicht vorstellen (vgl. Mocan und Raschke 2016, S. 11). Des Weiteren werden (Spät-)Aussiedler als eine Belastung für das soziale Netz gesehen (vgl. Geißler 2011, S. 61). Den meisten Zuspruch hatten noch russlanddeutsche Aussiedler, die bis Mitte der 1980er Jahre nach Deutschland kamen (vgl. Dietz 1996, S. 132). Nach Anstieg der Aussiedlerzahlen und Verschlechterung der Sprachkenntnisse und Integration kippte die positive Meinung (vgl. Klekowski von Koppenfels 2009, S. 114).

Die *Medien* berichten davon, dass Russlanddeutsche den autochthonen Deutschen die Arbeitsplätze und Wohnungen wegnehmen. Des Weiteren stellen sie nach Medienberichten ein großes Problem dar, weil sie eine hohe Kriminalitätsrate und Gewaltbereitschaft aufweisen. Ihnen wird unterstellt, häufiger arbeitslos zu sein. Weitere Schlagwörter sind Ghettoisierung – „Klein Moskau“, religiöse Segregation, schlechte Deutschkenntnisse und schlecht gelingende Integration. Aber auch bei *Politikern und Wissenschaftlern* bestand ein negatives Bild über die (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedler. Die Schlagwörter, die dort genannt wurden, waren „*ethnisch privilegierte Zuwanderer*“, „*die am schwierigsten integrierbare Gruppe*“, „*selbst gewählte Abschottung*“, „*religiöse Segregation*“, „*kaum vorhandene kulturelle Nähe zur Aufnahmegesellschaft*“, „*autoritäre bzw. rechtslastige Vorstellungen*“, „*soziokulturelle Fremdheit in Deutschland*“ (vgl. Klekowski von Koppenfels 2003, S. 319; Krieger 2013, S. 229).

Problematisch bzw. schwierig ist auch die *Terminologie* für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, was bereits anklang. Kathrin Vogel zum Beispiel spricht in ihrer Arbeit von Russlanddeutschen und Deutschen (vgl. Vogel 2008, S. 321). Russlanddeutsche sind rechtlich Deutsche, die außerhalb von Deutschland geboren wurden und eine Volkszugehörigkeit zu Deutschland haben, was mehrmals anklang. Das heißt, dass in der Studie von Kathrin Vogel Deutsche mit Deutschen verglichen werden, die allerdings unterschiedliche Hintergründe haben. Welche Bezeichnung den „russlanddeutschen

(Spät-)Aussiedlern“ gerecht wird, ist schwer zu sagen. „Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ ist eine, auch wenn nicht für alle dieser Personengruppe zutreffende Bezeichnung für diese Personengruppe. Deswegen ist die **Frage nach der Zugehörigkeit** so wichtig, um der **Problematik der Terminologie** entgegen zu wirken. Wie wollen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wahrgenommen und bezeichnet werden und wie nehmen sie sich selbst wahr, ist eine wichtige Frage. Das Problem der Terminologie legitimiert die Frage nach der Zugehörigkeit für die Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Integration den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht immer einfach gemacht wurde. Unter anderem fehlende gesellschaftliche Akzeptanz und Vorurteile erschwerten die Integration. Immer noch gibt es zwei Lager, die einerseits von einer gelungenen und andererseits von einer misslungenen Integration sprechen. Dies zeigt aber auch, dass die Perspektive Integration nachteilig bzw. als ungeeignet angesehen werden kann, die angedeuteten Probleme zu erklären und zu verstehen. Die Perspektive Zugehörigkeit kann hier einen Zugang bieten, die skizzierten Probleme zu verstehen und zu interpretieren. Im Kapitel 1.2 klang bereits an, dass das Konzept der Zugehörigkeit und das Konzept der Integration unterschiedliche Perspektiven verfolgen. Anders als beim Konzept der Integration steht bei Zugehörigkeit das Individuum im Zentrum und verdeutlicht, wie er/sie in der Gemeinschaft einbezogen sein möchte und kann (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 49). Es geht somit um die Perspektive des Individuums. Diese Innenperspektive kann zu einer besseren Erklärung und einem besseren Verständnis für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler führen.

2.5 Bildungs- und Beschäftigungssituation

Für die soziale Integration ist der Zugang zum Arbeitsmarkt unabdingbar. Personen werden dadurch befähigt, für sich selbst zu sorgen. Des Weiteren kommt es zu einer Stärkung des eigenen empfundenen Wertes und es lassen sich einfacher Kontakte zu autochthonen Deutschen knüpfen (vgl. Brommler 2006, S. 116f.). Ganz so einfach ist es hingegen bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht.

Viele hochqualifizierte russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler kehrten nach Deutschland zurück, hingegen war die Anerkennung ihrer in der UdSSR und später in der GUS erworbenen Berufsabschlüsse, insbesondere der Hochschulabschlüsse bis ins Jahr 2011 problematisch. Erst 2012 kam es mit dem Berufsqualifikationsfeststellungsgesetz zu einer kleinen Verbesserung (vgl. Bundesministerium für Bildung und Forschung 2021). Das heißt, die Fachkenntnisse und Berufserfahrung der (Spät-)Aussiedler wurden jahrelang von der

deutschen Regierung nicht genutzt.⁹⁰ Am häufigsten waren davon Ingenieure, medizinische Berufe und Pädagogen betroffen (vgl. Eisfeld 2013, S. 53; Schmid 2009, S. 73). Durch die Nichtanerkennung der Berufsabschlüsse kam es bei vielen (Spät-)Aussiedlern zu einem sozialen Abstieg. Sie nahmen oft Arbeiten an, die unter ihren Qualifikationen lagen (vgl. Greif et al. 1999, S. 103; Menzel 2014, S. 72). In diesem Zusammenhang sind Leiharbeitsfirmen zu nennen, die von der Not der (Spät-)Aussiedler profitierten (vgl. Siebenhüter 2011, S. 49). Aber auch bei Jugendlichen kam es zu einem sozialen Abstieg bzw. sozialer Fremdheit. Denn mit der Einreise nach Deutschland wurden viele Abschlüsse der jungen (Spät-)Aussiedler herabgestuft. Nach einer neunjährigen Schulpflicht in der ehemaligen Sowjetunion wird ihr Abschluss in Deutschland mit einem Hauptschulabschluss gleichgesetzt. Dies ist hingegen nicht äquivalent (vgl. Söhn 2008, S. 411). Der angestrebte Ausbildungsgang im geografischen Herkunftsland wurde für viele Jugendliche in Deutschland nicht mehr wichtig. Häufig konnten sie auch nicht an ihren bereits gelernten Beruf anschließen (vgl. Dietz 1999, S. 166).

Nach den Ergebnissen einer Studie aus dem Jahr 2007 zeigen Baumann und Mika (2012), die Daten der Deutschen Rentenversicherung nutzen, dass zwischen Aussiedlern und (Spät-)Aussiedlern bezüglich beruflicher Qualifikation unterschieden werden muss, denn diese beiden Gruppen bringen unterschiedliche Voraussetzungen mit. Was ihnen gemeinsam ist, ist ihre berufliche Herkunft aus der Landwirtschaft. Bei Aussiedlern sind es 20 % und bei Spätaussiedlern etwas mehr als 25 %, die aus der Landwirtschaft kommen. Bei beiden Personengruppen lässt sich beobachten, dass viele ohne Berufsausbildung nach Deutschland kamen. Dabei sind die Aussiedlerinnen häufiger davon betroffen. Männliche Aussiedler haben die besten Ausgangsvoraussetzungen – an die 60 % haben eine Berufsausbildung oder Hochschulabschluss. Grundsätzlich ist das Ausbildungsniveau der Aussiedler und Aussiedlerinnen höher als bei den Spätaussiedlern oder den Spätaussiedlerinnen, was sich besonders bei den Hochschulabschlüssen zeigt. Auch bei der Arbeitslosigkeit sind Aussiedler im Vorteil. Aussiedler und Aussiedlerinnen sind ein Jahr weniger arbeitslos als die Spätaussiedler und die Spätaussiedlerinnen (vgl. Baumann und Mika 2012, S. 151). Auch zeigen Baumann und Mika (2012, S. 146ff.), dass das Jahr der Rückkehr nach Deutschland auf die Rentenhöhe einen Einfluss hat.

Flake (2013) macht einen anderen Vergleich. Sie nutzt die Daten des Mikrozensus von 2007 und 2008 und nimmt einen Vergleich zwischen (Spät-)Aussiedlern, russischen jüdischen Flüchtlingen⁹¹ und autochthonen Deutschen in Deutschland vor. Sie kommt zu dem Schluss, dass (Spät-)Aussiedler den niedrigsten Schulabschluss verglichen mit autoch-

⁹⁰ Auch bei anderen Personengruppen mit Migrationshintergrund (Definition von „Personen mit Migrationshintergrund“ siehe 3.2) kann von ungenutzten Potenzialen gesprochen werden (vgl. Beinke und Bohlinger 2011).

⁹¹ Beide Migrantengruppen wurden in den Jahren 1971 bis 1994 geboren und kehrten zwischen 1989 und 1994 nach Deutschland zurück.

thonen Deutschen und russischen jüdischen Flüchtlinge in Deutschland aufweisen. Ein Drittel der autochthonen Deutschen hat Abitur. Bei den russischen jüdischen Flüchtlingen ist es jeder vierte und bei den Aussiedlern ist es lediglich jeder achte. Es lässt sich beobachten, dass die beiden Migrantengruppen sich schneller und besser ins deutsche Bildungssystem integrieren, wenn sie jung nach Deutschland einreisen (vgl. Flake 2013, S. 13). In der Abbildung 12 und Abbildung 13 ist erkennbar, dass Bildungsunterschiede zwischen autochthonen Deutschen und den beiden Migrantengruppen mit dem Alter zum Zeitpunkt der Migration ansteigen. Das siebte Lebensalter stellt hierbei einen wichtigen einschneidenden Punkt dar. Personen, die zum Zeitpunkt der Einreise sieben und älter Jahre waren, erhalten häufiger einen Hauptschulabschluss und seltener das Abitur, denn ihre Ausbildungsbiografie wird mit der Rückkehr nach Deutschland unterbrochen (vgl. Flake 2013, S. 14).

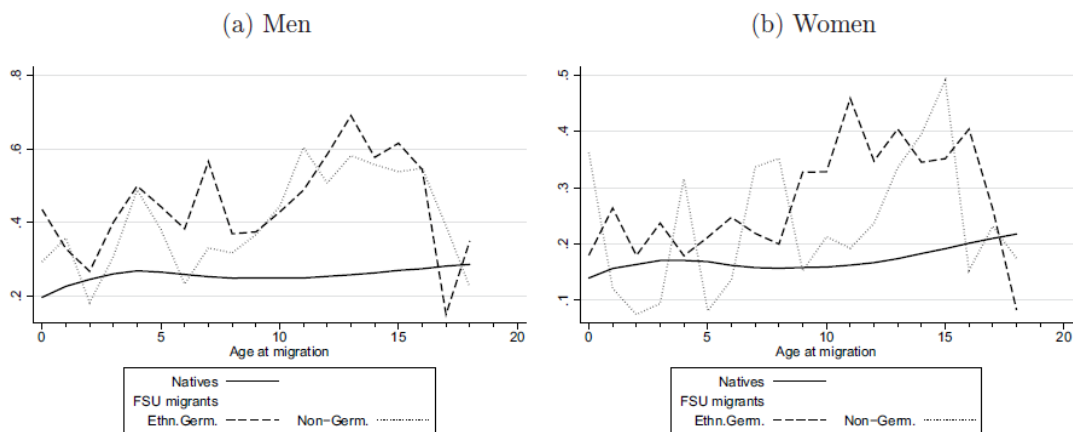


Abbildung 12: Abbrecher, Sekundarstufe

Note. Mikrozensus 2007 and 2008. Weighted numbers. Birth cohorts 1971 to 1994, i.e. 12- to 37-year-olds. Immigrants who arrived in Germany between 1989 and 1994 and below age 19 without a foreign degree. Migrants are compared to natives in a comparable age, i.e. migrant who arrived, for example, at age 5 are 18- to 24-year-olds at time of survey and are, therefore, compared to 18- to 24-year-old natives.

Quelle: Flake (2013, S. 14)

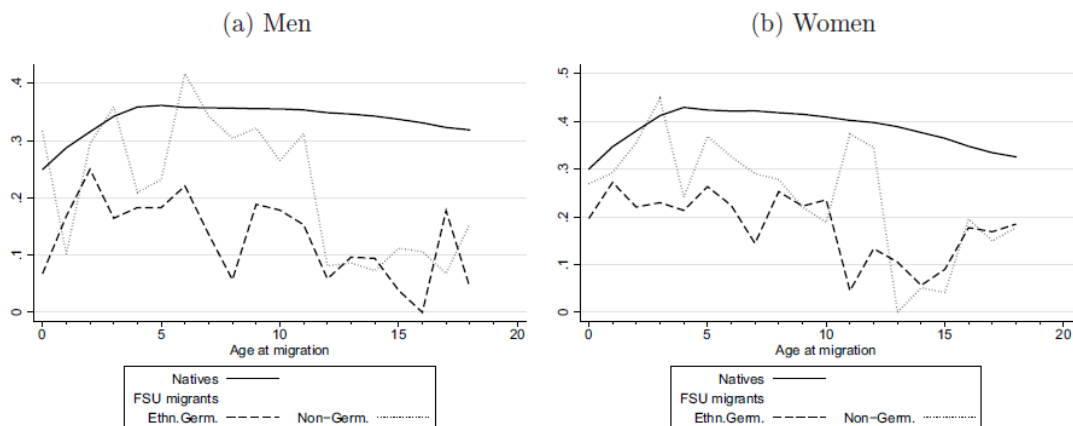


Abbildung 13: Besuchte Schulen, Sekundarstufe II (höhere Bildung)

Notiz: Siehe Abbildung 12

Quelle: Flake (2013, S. 15)

Aufschlussreich ist die Beobachtung, dass jüdische Flüchtlinge trotz eines höheren Schulabschlusses als Aussiedler dennoch seltener als (Spät-)Aussiedler und autochthone Deutsche über eine Berufsausbildung oder einen Hochschulabschluss verfügen. Bei der Hochschulausbildung ist bei autochthonen Deutschen ein höherer Anteil als bei den beiden anderen Migrantengruppen zu verzeichnen (vgl. Flake 2013, S. 25). Zu berücksichtigen ist hierbei auch die Bildung der Eltern. Kinder, die aus einem Haushalt kommen, in dem die Eltern selbst relativ gut gebildet sind, haben tendenziell häufiger selbst einen höheren Bildungsabschluss. Bei den jüdischen Flüchtlingen kann z. B. beobachtet werden, dass viele aus städtischen Regionen stammen und besser gebildet sind, wohingegen viele (Spät-)Aussiedler aus ländlichen Regionen stammen und Handwerksberufe ausüben. Dieser sozioökonomische Status wird häufig an die Kinder weitergegeben (vgl. Flake 2013, S. 16f.). Was die Beschäftigungsrate anbetrifft, so weisen die männlichen Personen der beiden Migrantengruppen eine höhere Arbeitslosigkeits- und eine niedrigere Beschäftigungsrate als autochthone männliche Deutsche auf. Weibliche Personen aus den beiden Migrantengruppen haben im Vergleich zu weiblichen autochthonen Deutschen ebenfalls niedrigere Beschäftigungsraten, die Arbeitslosigkeitsrate ist hingegen vergleichbar. Die Arbeitsmarktergebnisse stehen in Verbindung mit dem Alter bei der Einreise. Bei männlichen Personen in den zwei Migrantengruppen hat der Einreisezeitpunkt keinen Einfluss. Bei den weiblichen Personen sieht es anders aus: Weibliche Personen aus den beiden Migrantengruppen, die mit einem höheren Alter nach Deutschland zurückkehren, unterscheiden sich stärker zu den autochthonen deutschen weiblichen Personen als weibliche Personen, die mit einem jüngeren Alter nach Deutschland einreisen (vgl. Flake 2013, S. 25).

Auch die Bundeszentrale für politische Bildung (2016a, S. 238), die bei dem Bildungsniveau die Daten des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) 2013 verwendet, kommt teilweise zu vergleichbaren Ergebnissen. Das Bildungsniveau (berufliche Bildung) der (Spät-)Aussiedler ist niedriger als das der Personen ohne Migrationshintergrund. Ohne Berufsabschluss sind 29 % der (Spät-)Aussiedler (14 % der Personen ohne Migrationshintergrund). Über eine Berufsausbildung verfügen 54 % der (Spät-)Aussiedler (64 % bei Personen ohne Migrationshintergrund). Einen akademischen Abschluss können 17 % der (Spät-)Aussiedler vorweisen. Bei Personen ohne Migrationshintergrund liegt der Anteil bei 22 %. Die Kinder der (Spät-)Aussiedler können hohe Qualifikationen nachweisen, was sich in den hohen Abiturzahlen widerspiegelt. Bezeichnend ist die Nicht-Erwerbstätigkeitsquote. Diese liegt bei Personen ohne Migrationshintergrund bei 13 % und bei (Spät-)Aussiedlern bei 9 % (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2016a, S. 238).

Was die Bildungszeiten anbetrifft, so stellen Wiessner et al. (2020) fest, dass Aussiedler niedrigere Bildungszeiten als Personen ohne Migrationshintergrund in Deutschland ha-

ben – dies betrifft die Kategorie 11 bis 13 Bildungsjahre (24,1 % vs. 26,1 %), 14 bis 17 Bildungsjahre (41 % vs. 43 %), mindestens 18 Bildungsjahre (18,2 % vs. 20,5 %). Allerdings haben sie häufiger als Personen ohne Migrationshintergrund max. 10 Bildungsjahre (5,2 % vs. 1,9 %) investiert.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass (Spät-)Aussiedler ein niedrigeres Bildungsniveau als autochthone Deutsche aufweisen. Allerdings nähern sie sich immer mehr der autochthonen Bevölkerung an. Entscheidend, welchen schulischen, aber auch beruflichen Weg sie einschlagen, ist der Einreisezeitpunkt nach Deutschland. Bei schulpflichtigen Kindern/Teenagern ist ein Einreisezeitpunkt vor dem siebten Lebensjahr von Vorteil, damit sie in Deutschland ohne gravierende Unterbrechung ihre schulische Ausbildung durchlaufen können. Bei Personen, die im erwerbsfähigen Alter nach Deutschland einreisen, ist das Einreisealter nicht zu vernachlässigen. Jüngere Personen können sich besser und schneller in die Berufswelt integrieren. Aber auch das Einreisejahr sagt einiges darüber aus, welches Bildungsniveau die (Spät-)Aussiedler aufweisen. Aussiedler, d. h. Personen, die vor 1992 nach Deutschland einreisten, sind beruflich besser qualifiziert als Spätaussiedler, d. h. Personen, die nach 1992 nach Deutschland einreisten. Aber auch in den Bildungszeiten gibt es Unterschiede. (Spät-)Aussiedler verfügen häufiger über weniger Bildungszeiten.

3 Theoretischer Bezugsrahmen und Forschungsstand

Im folgenden Kapitel soll es einerseits um die theoretische Untermauerung des Forschungsinteresses dieser Arbeit gehen. Da der Schwerpunkt der hier vorliegenden Arbeit bei der Beschreibung der Positionierung und Verortung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen liegt, werden hier im Folgenden die wichtigsten Theorien und Konstrukte, aber auch tragende Begriffe wie u. a. Migration oder Zugehörigkeit dargestellt. Andere wichtige Begriffe werden ebenfalls in den jeweiligen Kapiteln erläutert. Im Anschluss an die unterschiedlichen Theorien, Konstrukte und tragende Begriffe wird der Forschungsstand mit relevanten empirischen Studien u. a. zu Zugehörigkeit, Ernährungs- und Einkaufsverhalten von Migranten und insbesondere aber von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in den jeweiligen einzelnen Kapiteln zusammengefasst. Somit kann die eigene Arbeit in der bestehenden Forschungslandschaft verortet werden.

3.1 Deutschland als Einwanderungsland – Migration

Die Bevölkerung in Deutschland ist multikulturell zusammengesetzt. Hingegen wurde Deutschland von der Politik und in der Gesellschaft jahrelang nicht als Einwanderungsland gesehen (vgl. Tauschwitz 2015, 165f.).⁹² Das Bild einer monokulturellen Gesellschaft herrschte vor (vgl. Hermanni und Lange 2015, S. 58). Die „harten“ Fakten zeigen, dass Deutschland eines der wichtigsten Zielländer für Migration in Europa ist. Es ist ein „Einwanderungsland“ (vgl. Farsi 2014, S. 28; Hanewinkel und Oltmer 2017), wenn auch ein junges Einwanderungsland (vgl. Costadura und Ries 2016, S. 19). Deutschland ist ein beliebtes Einwanderungsland. Diese Beliebtheit steht für sich allein – losgelöst von der Flüchtlingssituation in Deutschland (vgl. Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2016, S. 6). Ende 2020 waren knapp 1,86 Millionen Schutzsuchende⁹³ im Ausländerzentralregister (AZR) registriert (vgl. Statistisches Bundesamt 2021). Einwanderung gehört zur Geschichte Deutschlands, was in der Abbildung 14 deutlich wird.

⁹² Zum Beispiel sagte 2006 der damalige Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble (CDU): „*Wir waren nie ein Einwanderungsland und wir sind's bis heute nicht*“, zur Eröffnung eines Integrationskongresses des Deutschen Caritasverbandes in Berlin. (In: Der Tagesspiegel: „Wir sind kein Einwanderungsland“, 07.12.2006, <http://www.tagesspiegel.de/politik/wir-sind-kein-einwanderungsland/783936.html>)

⁹³ „*Schutzsuchende sind Ausländerinnen und Ausländer, die sich nach Angaben des AZR unter Berufung auf völkerrechtliche, humanitäre oder politische Gründe in Deutschland aufhalten.*“ (vgl. Statistisches Bundesamt 2021)

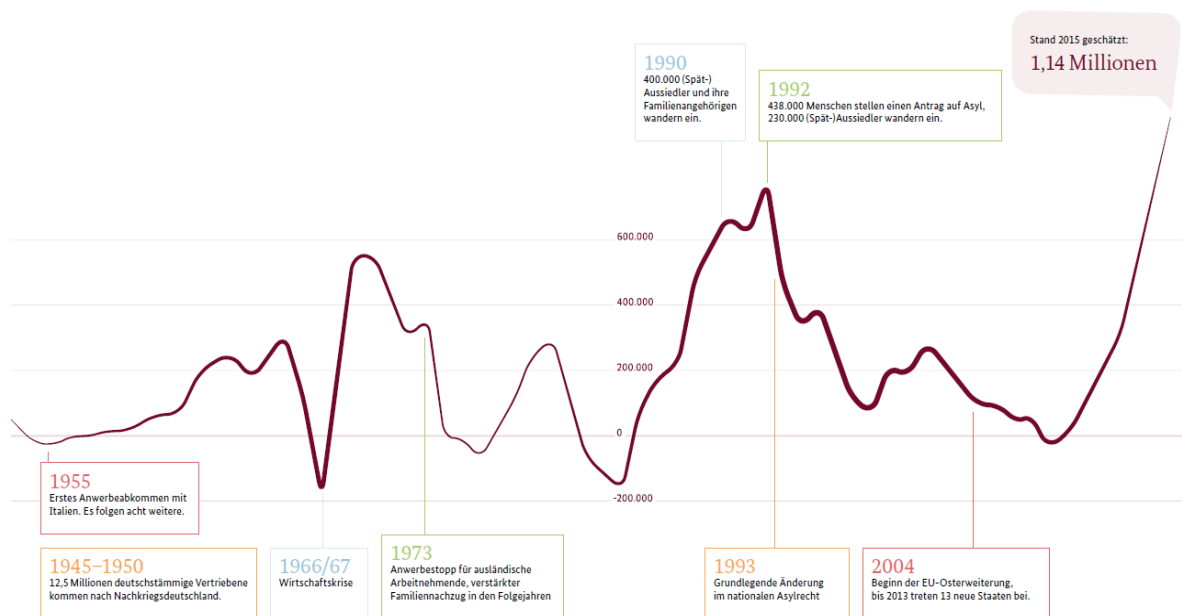


Abbildung 14: Wanderungssaldo 1945 bis 2014

Quelle: Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2016, S. 14)

Der Tatbestand, dass Deutschland ein beliebtes Einwanderungsland ist, ist aufschlussreich und für die vorliegende Arbeit wichtig, um einerseits zu verstehen, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler nur eine von vielen Migrantengruppen in Deutschland darstellen und sich aufgrund dessen eine eigene Positionierung in der Gesellschaft schaffen müssen, um mit allen anderen Migranten nicht gleichgestellt zu werden. Insofern hilft es zu verstehen, ob und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich in der Gesellschaft positionieren und verorten. Andererseits hilft der Tatbestand, dass Deutschland ein beliebtes Einwanderungsland ist, nachzuvollziehen, dass Deutschland für viele russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler noch nicht an Beliebtheit eingebüßt hat. Hingegen entscheiden sich einige Russlanddeutsche auch bewusst gegen eine Ausreise nach Deutschland (vgl. Tauschwitz 2015).

Doch zunächst zu dem Begriff „Migration“. Im 21. Jahrhundert ist Migration eines der bedeutenden Globalisierungssphänomene (vgl. Nieswand und Drotbohm 2014). Was genau besagt Migration? In der Fachliteratur gibt es keine einheitliche Definition des Begriffs Migration.

Aus der Migrationsforschung kann u. a. folgende Definition gegeben werden:

„Migration ist die auf einen längerfristigen Aufenthalt angelegte räumliche Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Individuen, Familien, Gruppen oder auch ganzen Bevölkerungen.“ (Oltmer 2012)

Oltmer (2012) unterscheidet dabei verschiedene Erscheinungsformen räumlicher Verlagerungen des Lebensmittelpunktes wie beispielsweise Zwangswanderung. Er versteht darunter Migration, die sich aus Zwang zur Abwanderung aus politischen, ethno-nationalen,

rassistischen oder religiösen Gründen (Flucht, Vertreibung, Deportation, Umsiedlung) begründet. Diese Erscheinungsform war bei den Russlanddeutschen insbesondere während des zweiten Weltkrieges anzutreffen.⁹⁴ Heute trifft sie auf die Russlanddeutschen hingegen nicht zu, denn sie migrieren heute nicht aufgrund von Zwang nach Deutschland. Des Weiteren führt Oltmer (2012) verschiedene Hintergründe von Migration auf: Chancenwahrnehmung (Arbeits- und Siedlungswanderungen), aber auch Zwang, Krise (z. B. wegen menschlicher oder natürlicher Umweltzerstörung; wirtschaftliche und soziale Not), Bildung/Ausbildung und Kultur. Wieso russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler heute immer noch nach Deutschland migrieren, begründet sich weitgehend im engsten Sinne nicht auf den von Oltmer (2012) genannten Umstände, sondern insbesondere auf ihren rechtlichen Status, ihren ethnischen Hintergrund und der Aufnahmepolitik der Bundesrepublik Deutschland, was sich noch im Kapitel 2.3 zeigen wird.

Es erscheint sinnvoll noch eine weitere Definition, diesmal aus der Soziologie, für Migration zu geben:

„Migration wird [...] verstanden als ein Prozess der räumlichen Versetzung des Lebensmittelpunktes, also einiger bis aller relevanten Lebensbereiche, an einen anderen Ort, der mit der Erfahrung sozialer, politischer und/oder kultureller Grenzziehung einhergeht.“ (Oswald 2011, S. 13)

Oswald (2011, S. 14) versteht dabei unter einem Ortswechsel Kolonial- oder Arbeitswanderung (aktive Wanderung) als auch Flucht oder Verschleppung (passive Wanderung). Zu Grenzerfahrungen zählt sie sowohl räumliche als auch komplexe persönliche/psychische Gesichtspunkte. Eine Grenze kann z. B. eine Nationalstaatsgrenze darstellen. Eine Grenze kann aber auch nicht-räumlich verstanden werden. Ein Beispiel sind Grenzen zwischen Sprach- und Wissensräumen oder religiöse bzw. kulturell-ethnische Abgrenzungen. Für Oswald ist eine Migration ein Prozess, der weit mehr als nur einen Ortswechsel darstellt. Sie bezeichnet den Migrationsprozess als eine „*psycho-soziale Leistung*“, welche Zeit braucht und nicht immer schnell abgeschlossen ist.

Im Rahmen dieser Arbeit wird „Migration“ in Bezug auf die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler im Sinne der Definition von Oswald (2011) verstanden. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sind aktiv aus den ehemaligen Sowjetstaaten ausgewandert und haben ihren Lebensmittelpunkt nach Deutschland verlagert. Sie haben in Deutschland mit sozialen, politischen und auch kulturellen Grenzziehungen Erfahrungen machen müssen. In Oswalds (2011) Definition für „Migration“ wird die Komplexität von Migration besser als in anderen Definitionen aufgegriffen. In dieser Definition wird besonders deutlich, dass der Migrationsprozess vielschichtig ist, eine lange Zeit beanspruchen und auch mühselig sein kann. Dies trifft für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler weitgehend zu.

⁹⁴ Vergleiche dazu Kapitel 2.

Schaut man sich die Kulturgeschichte an, so ist erkennbar, dass diese durch Migration geprägt ist. Dabei haben Migranten einen wesentlichen Einfluss sowohl auf das Auswanderungs- als auch Einwanderungsland durch ihre Migration. Sie formen und gestalten diese Länder und sind selbst den Einflüssen der unterschiedlichen geographischen, kulturellen und sozialen Gegebenheiten im Auswanderungs- und Einwanderungsland ausgesetzt (vgl. Zeeb et al. 2008, S. 130). In den Einwanderungsländern können durch diese Veränderungen Spannungen zwischen Autochthonen und Migranten erzeugt werden (vgl. Oswald 2011, S. 16).

Heute kann der Begriff „Migration“ häufig nicht ohne den Begriff „Personen mit Migrationshintergrund“ auskommen. Folglich wird dieser Begriff untenstehend näher erläutert.

3.2 Personen mit Migrationshintergrund

Im Jahr 2017 hatten 20,3 Millionen und im Jahr 2018 20,8 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund,⁹⁵ was einen Zuwachs von 2,5 % darstellt (vgl. Statistisches Bundesamt 2019b). Auch im Jahr 2019 kam es zu einem Zuwachs – 21,2 Millionen Menschen (26,0 % der Bevölkerung) hatten einen Migrationshintergrund (vgl. Statistisches Bundesamt 2020). Ebenfalls kam es 2020 zu einem Anstieg – 21,9 Millionen Menschen (26,7 % der Bevölkerung) hatten einen Migrationshintergrund (vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 2021a, S. 15).

Das Statistische Bundesamt (2019a, S. 4) definiert Migrationshintergrund folgendermaßen:

„Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil die deutsche Staatsangehörigkeit nicht durch Geburt besitzt.“

Nach dieser Definition haben folgende Personen einen Migrationshintergrund:

1. zugewanderte und nicht zugewanderte Ausländer
2. zugewanderte und nicht zugewanderte Eingebürgerte
3. (Spät-)Aussiedler
4. Personen, die die deutsche Staatsangehörigkeit durch Adoption durch ein deutsches Elternteil erhalten haben⁹⁶
5. mit deutscher Staatsangehörigkeit geborene Kinder der vier zuvor genannten Gruppen

⁹⁵ Im Jahr 2005 wurde der Begriff Migrationshintergrund im Mikrozensus eingeführt (vgl. Will 2020).

⁹⁶ Mit dem Mikrozensus 2017 ist u. a. der Aspekt Adoption dazugekommen. Das Mikrozensusgesetz wurde Dezember 2016 geändert. Es kam dadurch insgesamt zu Änderungen bei der Erhebung und Aufbereitung was das Thema „Migration“ betrifft (vgl. Statistisches Bundesamt 2018, S. 5).

Einen Migrationshintergrund haben hingegen nicht die Vertriebenen⁹⁷ des Zweiten Weltkrieges und ihre Nachkommen (vgl. Statistisches Bundesamt 2019a, S. 4). Zu unterscheiden ist ebenfalls zwischen eigener und nicht eigener Migrationserfahrung. Von einer eigenen Migrationserfahrung ist bei Personen die Rede, wenn sie Zuwanderer sind und somit im Ausland geboren wurden. Personen, die in Deutschland geboren wurden, haben keine eigene Migrationserfahrung (vgl. Statistisches Bundesamt 2019a, S. 6).

In der Abbildung 15 ist der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund in (ehemaligen) Regierungsbezirken im Jahr 2018 in Prozent aufgeführt. Auffallend ist, dass insbesondere im Osten der Bundesrepublik Deutschland der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund am geringsten ist (weitgehend unter 11 %; Ausnahme ist Berlin). Im Westen und Südwesten der Bundesrepublik Deutschland liegt der Anteil der Personen mit Migrationshintergrund in einigen Regierungsbezirken hingegen über 31 %. Auch in den Staatstaaten Hamburg und Bremen liegt der Anteil über 31 %.

Der Anteil der Deutschen an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund in den (ehemaligen) Regierungsbezirken im Jahr 2018 ist in der Abbildung 16 zu sehen. In dieser Abbildung wird deutlich, dass besonders in den östlichen Bezirken der Bundesrepublik Deutschland der Anteil der Deutschen an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund am geringsten ist. Es sind unter 44 % bis maximal unter 50 %.

⁹⁷ Das Bundesvertriebenengesetz definiert Vertriebene folgend: „*Vertriebener ist, wer als deutscher Staatsangehöriger oder deutscher Volkszugehöriger seinen Wohnsitz in den ehemals unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebieten oder in den Gebieten außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches nach dem Gebietsstande vom 31. Dezember 1937 hatte und diesen im Zusammenhang mit den Ereignissen des zweiten Weltkrieges infolge Vertreibung, insbesondere durch Ausweisung oder Flucht, verloren hat. Bei mehrfachem Wohnsitz muss derjenige Wohnsitz verloren gegangen sein, der für die persönlichen Lebensverhältnisse des Betroffenen bestimmend war. Als bestimmender Wohnsitz im Sinne des Satzes 2 ist insbesondere der Wohnsitz anzusehen, an welchem die Familienangehörigen gewohnt haben.*“ (Bundesvertriebenengesetz (BVG) § 1)

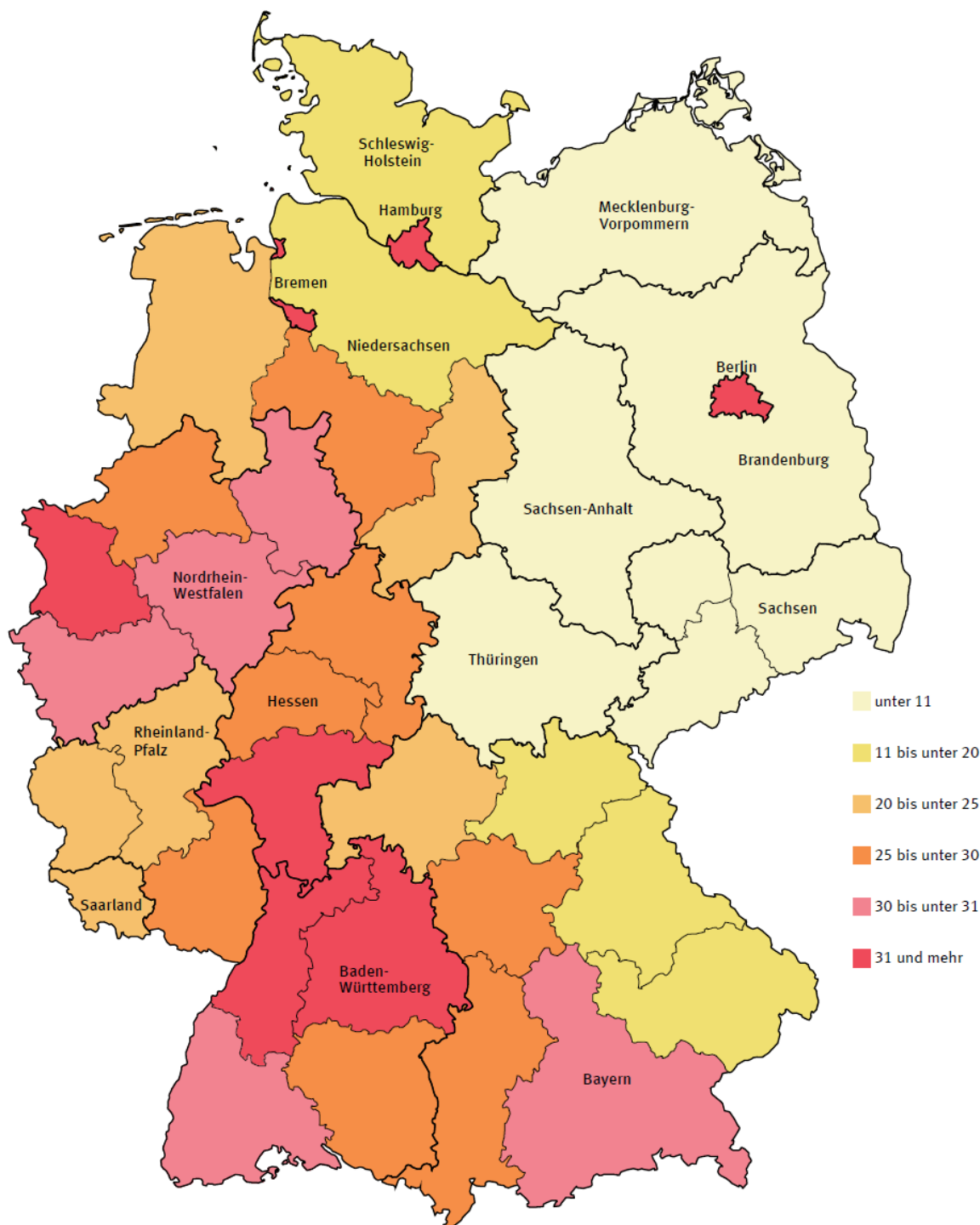


Abbildung 15: Anteil der Personen mit Migrationshintergrund 2018 in (ehemaligen) Regierungsbezirken in Prozent

Quelle: Statistisches Bundesamt (2019a, S. 24)

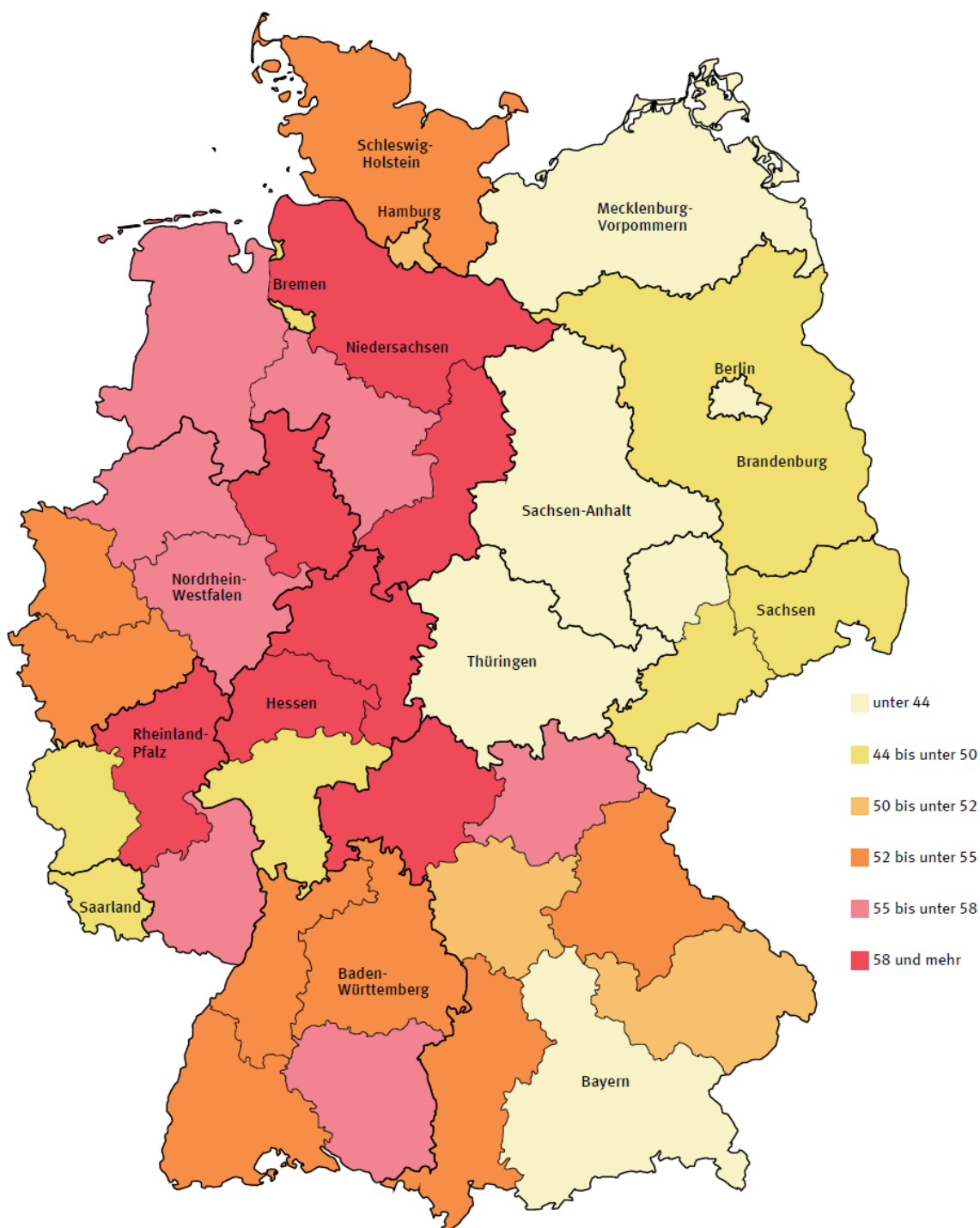


Abbildung 16: Anteil der Deutschen an der Bevölkerung mit Migrationshintergrund 2018 in (ehemaligen) Regierungsbezirken in Prozent

Quelle: Statistisches Bundesamt (2019a, S. 26)

3.3 Ethnic Return Migration

Es gibt viele Formen der Migration. Diese vielen Formen detailliert aufzuführen, würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Die russlanddeutsche Migration und somit die russlanddeutsche Geschichte ist ein wichtiger Abschnitt nicht nur der europäischen Migrationsgeschichte, sondern auch der russischen/sowjetischen Migrationsgeschichte. Im Rahmen dieser Arbeit wird die Migration der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler nach Deutschland in dem Kontext der „Ethnic Return Migration“ verortet, weil russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler im Vergleich zu anderen Migranten in Deutschland „ethnic return migrants“ (ethnische Rückkehrer) sind. In der Literatur zur „Ethnic Return Migration“, aber auch zur klassischen „Return Migration“ werden (russlanddeutsche) (Spät-)Aussiedler hingegen noch zu wenig thematisiert bzw. nicht in einer adäquaten Art und Weise.

In diesem Kapitel soll der Versuch unternommen werden, aufzuzeigen, wieso russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zu dem Konzept „*Ethnic Return Migration*“ gezählt werden können. Was unter „Return Migration“, aber explizit „Ethnic Return Migration“ verstanden wird, wie sich diese Form der Migration herleitet und welche anderen Formen der Migration bzw. Konzepte damit zusammenhängen, soll im Folgenden aufgezeigt werden. Zunächst aber zu einer allgemeinen Definition von „Return Migration“:

„Return Migration“ kann als eine Rückwanderung in das Heimatland, um sich dort niederzulassen definiert werden:

"[...] the movement of emigrants back to their homelands to resettle" (Gmelch 1980, S. 136)

Die Gründe für eine Rückkehr sind sehr unterschiedlich. Sie reichen von politischen, über ökonomischen bis hin zu persönlichen Gründen. Oft spielen verschiedene Gründe gleichzeitig eine Rolle (vgl. King 2001, S. 14).

Nach Bovenkerks (1974) Auffassung ist die Literatur nicht einheitlich bei dem Begriff „Return Migration“. Es existieren unterschiedliche Bezeichnungen für diesen Begriff, die oft zu Verwirrung führen. Um eine gewisse Klarheit und Differenzierung bei diesem Begriff zu schaffen, schlägt Bovenkerk (1974, S. 5) einige Konzepte bzw. Typen dieses Begriffs vor:

- **Return Migration** – Personen kehren zum ersten Mal nach der Auswanderung in das Ursprungsland oder die Ursprungsregion zurück.
- **Transilient Migration** – Personen wandern weiter bzw. wandern in ein weiteres Land weiter.
- **Re-Emigration** – Personen wandern in das Herkunftsland zurück, nachdem sie in das Ursprungsland zum ersten Mal zurückgekehrt sind.
- **Second time Emigration** – Personen wandern in ein drittes Land aus, nachdem sie in ihr Ursprungsland zurückgekehrt sind.

- **Circulation** – Es finden zwischen zwei Orten mehr als eine Rückkehr statt.

Diese Konzepte werden in der folgenden Tabelle 4 noch einmal visuell aufgeführt.

$A \rightarrow B$	Emigration
$A \rightarrow B \dots B \rightarrow A$	Return Migration
$A \rightarrow B \rightarrow C$	Transilient Migration
$A \rightarrow B \dots B \rightarrow A \dots A \rightarrow B$	Re-Emigration
$A \rightarrow B \dots B \rightarrow A \dots A \rightarrow C$	Second time Emigration
$A \rightarrow B \dots B \rightarrow A \dots A \rightarrow B \dots B \rightarrow A$	Circulation

Tabelle 4: Konzepte des Begriffs „Return Migration“

Eigene Darstellung nach Bovenkerk (1974, S. 5)

Nach diesen Konzepten von Bovenkerk ließen sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zu „Return Migration“ zuordnen, denn sie kehren in den meisten Fällen zum ersten Mal nach Deutschland, in ihr „Ursprungsland“, zurück. Neben Bovenkerk nehmen auch einige andere Autoren zwischen unterschiedlichen Konzepten bzw. Typen von „Return Migration“ Unterscheidungen vor. Gmelch (1980) z. B. unterscheidet zwei Typen von „Return Migration“:

Zum **ersten Typ** zählt er Personen, bei denen eine Rückkehr immer schon geplant gewesen ist und einen Teil der Migrationsstrategie darstellt. Diese Migranten wandern in ein Land aus, um dort etwas Bestimmtes zu verwirklichen – wie z. B. das Ansparen von Geld – und kehren nach einer festgelegten Zeit wieder zurück in ihr Herkunftsland (temporäre Migration). Zum **zweiten Typ** gehören Personen, die sich fest vorgenommen haben, in dem Einwanderungsland permanent zu bleiben, hingegen nach einer Zeit in ihr Herkunftsland entweder freiwillig oder unter Zwang aufgrund von unterschiedlichen Gründen zurückkehren (vgl. Gmelch 1980, S. 137). Zu dem ersten Typ können russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler im engeren Sinne nicht zugeordnet werden, denn eine Migration vor über 250 Jahren in das damalige russische Zarenreich war nicht temporär geplant. Im weitesten Sinne könnten sie zu dem zweiten Typ gezählt werden. Sie hatten vor, im ehemaligen Zarenreich zu bleiben, aber insbesondere die beiden Weltkriege veränderten ihre Situation und vor allem den Rückkehrwunsch nach Deutschland.

King (1986, 5ff.) unterscheidet drei Typen an „Return-Migration“, die für ihn die wichtigsten darstellen:

- Zunächst wären die Personen zu nennen, die in ein Land migrieren, welches ihnen eine bessere berufliche Perspektive bietet. Vom Lebensstandard und der Wirt-

schaftskraft unterscheiden sich die Herkunfts- und Einwanderungsländer nicht. King zählt britische Migranten von und nach Nordamerika und Australien dazu.

- Die zweite Form stellt Migranten dar, die aufgrund von einer besseren wirtschaftlichen Lage ihres Herkunftslandes in dieses Land zurückkehren. Dazu gehören koloniale bzw. ehemalige koloniale Gebiete. Zum Beispiel kehren Briten aus Kenia oder Franzosen aus Algerien zurück.
- Die dritte Form kennzeichnet Migranten, die aus einem Industrieland als Arbeitskräfte in ihr Herkunftsland zurückkehren. Zu nennen wären Türken aus Deutschland oder Puerto-Ricaner aus den USA.

Nach diesen drei Typen liegt bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern mit der zweiten Form eine gewisse Übereinstimmung vor. Denn sie kehren in den meisten Fällen von einem weniger wirtschaftlich entwickelten Land (aus einem der Nachfolgestaaten in der ehemaligen Sowjetunion) in ein wirtschaftlich stärkeres Land – und zwar Deutschland. Neben diesen drei aus Kings (1986) Sicht wichtigsten Formen gibt es noch viele weitere Typen von „Return Migration“. Er selbst zählt drei andere zu den auch wichtigen Typen:

- „Wallfahrt-Migration“ – „pilgrimage migration“
- „Pendelmigration“ – „circular migration“
- „Vorfahren betreffende Migration“ – „ancestral return migration“

Zu den ersten beiden Typen mehr in der Arbeit von King (1986). Die dritte Form ist die für die vorliegende Arbeit wichtigere Form. Die „ancestral return migration“ ist nach Auffassung von King hingegen unbedeutend. Dies steht im Gegensatz zu Tsuda (2009b), was nachfolgend näher erläutert wird. King (1986) versteht unter „ancestral return migration“ die Rückkehr von Personen in das Heimatland ihrer Vorfahren. Sie selbst sind die zweite Generation, die mit den Eltern zurückkehrt, aber auch Repatrierte wie die Franzosen aus Algerien – die „pieds-noirs“,⁹⁸ die außerhalb dieses Heimatlandes geboren wurden. Die in Diaspora lebenden Juden, die nach Israel nach Generationen und hunderten von Jahren zurückkehren, werden nach Kings Darstellung ebenfalls zu diesem Typ gezählt. Die Juden stellen die wahre bzw. ursprünglichste Form von „Return Migration“ dar (vgl. King 1986, 5f.). Nach diesen Ausführungen können russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zu dem Typ „ancestral return migration“ gezählt werden, denn sie kehren in das Land ihrer Vorfahren, nach Deutschland, zurück.

Weitere und bereits genannte Typologien von Rückkehrern lassen sich bei King (2001) finden. Diese werden in diesem Kapitel nicht weiter aufgeführt, da sie mit russlanddeut-

⁹⁸ Auch Schwarzfüßler genannt. Sogenannte Algerienfranzosen (europäischer Siedler), die sich seit der französischen Eroberung Algeriens 1830 dort niedergelassen hatten (vgl. Borutta und Jansen 2016; Choi 2016; Hubbell 2015).

schen (Spät-)Aussiedlern wenig in Verbindung gebracht werden können wie z. B. „return of failure“ oder „return of retirement“.

Diese aufgeführten (älteren) Migrationstypen bzw. Migrationskonzepte zeigen, dass die Migration der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler mit diesen weitgehend in der Kombination erklärt werden kann bzw. diese Konzepte aufzeigen, welche Form der Migration bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern vorliegen kann bzw. vorliegt. Festzuhalten ist, dass bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern im engeren Sinne keine klassische „Return Migration“ vorliegt. Bei ihnen kann von einer ethnischen „Return Migration“ bzw. „Ethnic Return Migration“ gesprochen werden, was übersetzt auch „ethnische Rückwanderung“ genannt werden kann. Dies wird sich in den folgenden Ausführungen deutlicher anhand charakteristischer Merkmale von „Ethnic Return Migration“, die sich größtenteils auch bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern finden lassen, zeigen.

Bei der klassischen „Return Migration“ kehren die Rückkehrer in das Land der Geburt zurück. Ethnische Rückkehrer – „ethnic return migrants“ – kehren hingegen in das Land ihrer Vorfahren nach mehreren Generationen zurück. Das heißt, beide Migrantengruppen kehren zu einem Ort, dem sie sich verbunden und zugehörig fühlen, zurück, hingegen in der gleichen oder nach mehreren Generationen (vgl. Tsuda 2009d, S. 5).

Ethnic Return Migration ist in den bisherigen Migrationsstudien ein noch wenig beachtetes Thema, trotz der vielen ethnischen Rückwanderungen weltweit. Diese Rückwanderungen dauern an und sind in den meisten Fällen nicht abgeschlossen. Zum Beispiel verzeichnet Griechenland, Spanien, Italien, Polen, Ungarn, aber auch Japan, Südkorea oder China Migrationsströme von ethnischen Rückwanderern (vgl. Stefansson 2004, S. 3; Tsuda 2009d, 2ff.). Ohliger und Münz (2003, S. 14) sehen die ethnische Migration größtenteils als eine dauerhafte Migration. Die Rückkehr der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler⁹⁹ nach Deutschland und die der russischen Juden nach Israel sind die zwei größten ethnischen Rückkehrmigrationswanderungen (vgl. Tsuda 2016, S. 23).

Wird der Begriff „Ethnic Return Migration“ näher betrachtet und eine erste Interpretation vorgenommen, so entsteht der Eindruck, dass die Rückkehrer in das Land der Vorfahren kommen, um ihre ethnische Herkunft¹⁰⁰ herauszufinden, was nicht falsch ist. Hingegen

⁹⁹ Tsuda (2016, 22f.) spricht von ethnischen Deutschen – „ethnic German“. Im weiteren Verlauf des Textes in diesem Unterkapitel wird hingegen der Begriff „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ und zwar immer dann, wenn in den Studien der Begriff „ethnic German“ auftaucht genutzt, denn „russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler“ sind ethnische Deutsche bzw. „ethnic“ German“.

¹⁰⁰ Hier könnte von der Migrationsform „*Roots Migration*“ gesprochen werden – auch bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern. Wessendorf (2007) versteht darunter die Rückkehr von Migranten in das Land der Vorfahren, um die eigene kulturelle und ethnische Herkunft – die eigenen Wurzeln – herauszufinden. Bei diesen Migranten besteht ein starkes Zugehörigkeitsgefühl und ausgeprägte Verbundenheit mit dem Land ihrer Vorfahren. Wessendorf (2007) prägte diesen Begriff bei Italienern der zweiten Generation, die aus der Schweiz aus unterschiedlichen Gründen nach Italien zurückkehrten. Bereits Jahre davor nutzte Dietz (1995b, S. 26) einen vergleichbaren Begriff. Sie spricht bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern von „back to the roots“, was vergleichbar mit dem Konzept „*Roots Migration*“ ist.

kommen viele Rückkehrer in das Land ihrer Vorfahren aufgrund von weltweiten wirtschaftlichen Unterschieden in den einzelnen Ländern. Sie kehren nämlich in das wohlhabendere Land ihrer Vorfahren aus ihrem ärmeren Ausreiseland zurück. Diese Möglichkeit bekommen sie allerdings *nur* aufgrund ihrer Ethnizität.¹⁰¹ Somit sind wirtschaftliche Gründe nicht die alleinigen Gründe. Ethnizität ist von besonderer Wichtigkeit bei dieser Migrationsform. Ethnizität ist gewissermaßen ein Türöffner für die ethnischen Rückwanderer. Ethnizität ist des Weiteren wichtig, um die Politik der Aufnahmeländer, aber auch die Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung zu verstehen (vgl. Tsuda 2009d, 6f.). Viele Aufnahmeländer, aber nicht alle, haben eine günstige Einwanderungspolitik, die das Ziel verfolgt, ethnisch zugehörige Bürger in das Land ihrer Vorfahren aus ihren momentan ansässigen Ländern, in denen sie meistens eine ethnische Minderheit darstellen, zurückzuholen (vgl. Tsuda 2016, S. 33).

Ethnizität ist von besonderer Wichtigkeit. Denn Ethnizität ist sowohl *vor* der Auswanderung als auch *während* der Einwanderung von entscheidender Bedeutung für die ethnischen Rückkehrer. Und gerade in diesem zentralen Punkt unterscheiden sie sich zu vielen anderen Migranten. Denn andere Migranten wie z. B. Arbeitsmigranten werden erst während der Migration zu einer ethnischen Minderheit, sie sind es in den meisten Fällen nicht vorher. Hingegen findet bei ethnischen Rückwandern, anders als angenommen, nicht immer eine problemlose Integration aufgrund ihrer Ethnizität und der offiziellen „händeoffenen“ Aufnahmepolitik der von ihnen aufgesuchten Länder statt. Sie haben wie alle anderen Migranten, die sich nicht auf die gemeinsame Ethnizität berufen können, mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Dies sind u. a. mangelnde Akzeptanz in der Gesellschaft oder schlechte Arbeitsmarktchancen (vgl. Ohliger und Münz 2003, S. 15). Diese Integrationsprobleme fördern bei autochthonen Deutschen z. B. oft Feindseligkeit (vgl. Ohliger 2003, S. 47). Die hier aufgeführten Probleme werden im weiteren Verlauf dieses Kapitels weiter aufgegriffen.

Es kann angenommen werden, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler u. a. aufgrund ihrer Ethnizität in das Land ihrer Vorfahren, nach Deutschland, zurückkehren. Dies stimmt im Wesentlichen. Ihre Ethnizität förderte ihre Auswanderung aus der ehemaligen Sowjetunion, aber auch ihre Einwanderung nach Deutschland. Dietz (1995b, 23ff.) macht deutlich, dass mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, welche sich als ein Vielvölkerstaat verstand,¹⁰² unterschiedliche ethnische Konflikte entstanden. Diese Konflikte waren durch verschiedene Ethnizitäten,¹⁰³ die noch zu Zeiten der Sowjetunion durch die staatliche Natio-

¹⁰¹ Siehe zu der Bedeutung und Definition des Begriffs „*Ethnizität*“ mehr in Kapitel 3.4.

¹⁰² Zum Beispiel wurden im Jahr 1989 über 100 ethnische Gruppen in der Sowjetunion gezählt (vgl. Dietz 1995b, S. 25).

¹⁰³ Ethnizität wird insbesondere in der Soziologie häufig mit Konflikten und Problemen in Verbindung gebracht (vgl. Groenemeyer 2003, S. 14).

nationalitätenpolitik unterbunden wurden, bedingt. Diese ethnischen Konflikte werden von Dietz (1995b, S. 26) als ein Auslöser bzw. Beginn für die vermehrte Migration der Russlanddeutschen gesehen. Mit dieser Ansicht steht Dietz (1995b) nicht allein, denn auch Dalos (2014, S. 10) kritisiert die Nationalitätenpolitik der Sowjetunion. Seiner Ansicht nach hatte die Sowjetunion einen „*doktrinären und lebensfremden Umgang mit der nationalen Frage*“. Somit lässt sich erklären, wieso ethnische Konflikte mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion aufflammten. Ethnizität kann bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern allerdings auch nicht als der alleinige Grund gesehen werden,¹⁰⁴ was auch bei anderen Rückwanderern zu beobachten ist. Die Ausprägung der Ethnizität bestimmt hingegen wie stark das Verlangen in das Land der Vorfahren zurückzukehren ist. Vorfahren beeinflussen über die gelebten Praktiken Zuhause, wie stark sich die eigenen Nachkommen der ethnischen Kultur zugehörig fühlen (vgl. Sardinha 2011, S. 234). Bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wurde über Generationen die Heimat Deutschland romantisiert (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 37; Klekowski von Koppenfels 2003, S. 316).

Tsuda (2010) spricht bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern neben „Ethnic Return Migration“ auch von „*Diasporic Return Migration*“¹⁰⁵. Diese Begriffe existieren bei ihm parallel bzw. erklären einander. Denn ethnische Rückwanderer können ihren Ursprung in der Diaspora begründen (vgl. Tsuda 2009d, S. 9). Nach Tsuda (2009b, S. 25f.) existieren zwei Arten einer „Diaspora-Rückkehr“. Die erste Form von „Diaspora-Rückkehr“ ist „Return Migration“ der ersten Generation, die in einer Diaspora lebt. Sie kehren in ihr Geburtsland zurück. Die zweite Form stellt Nachkommen der Personen, die in einer Diaspora leben, dar. Diese Nachkommen – „*diasporic decendants*“ – kehren in das Land ihrer Vorfahren (ihr ethnisches Heimatland) nach vielen Jahren/Generationen zurück. Zu dem zweiten Typ können russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler gezählt werden. Dieser Migrationstyp „Diasporic Return Migration“ weist eine Ähnlichkeit zu Kings (1986) Migrationstyp „*ancestral return migration*“ auf, der bereits in diesem Unterkapitel thematisiert wurde.

Heute gibt eine Vielfalt an Diasporas. Hingegen kann nur die Diaspora der Juden als eine klassische Diaspora, die u. a. mit Diskriminierung, Herabsetzung, gewaltsamer Vertreibung und Entfremdung verbunden war, gesehen werden. Gegenwärtig sind ökonomische Diasporas verstärkt zu beobachten. Bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern bzw. den ethnischen Deutschen kann von einer kolonialen Diaspora gesprochen werden. Denn die

¹⁰⁴ In dem Kapitel 2.3 wurde deutlich, dass Ethnizität als ein ethnisch motivierter Ausreisegrund bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht der alleinige Grund war, nach Deutschland auszuwandern. Unter anderem spielten wirtschaftliche Gründe ebenfalls eine Rolle. Hingegen kann Ethnizität als ein gewisser Türöffner bzw. eine formale Grundvoraussetzung gesehen werden. Ohne den ethnischen Hintergrund gäbe es für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler keine politische Grundlage nach Deutschland auszureisen.

¹⁰⁵ Auch andere Autoren sehen bei (Spät-)Aussiedlern eine Diaspora (vgl. Menzel und Engel 2014; Silbereisen et al. 2016). Schönhuth (2008b) geht einen Schritt weiter und sieht bei (Spät-)Aussiedlern de facto die Vertreibung der (Spät-)Aussiedler aus ihren Siedlungsgebieten in der Wolga- und Schwarzmeerregion als „die“ Diaspora (vgl. Schönhuth 2008b, S. 8).

ethnischen Deutschen siedelten sich bereits vor hunderten von Jahren, ausgelöst durch Kolonisation und Eroberung, in den osteuropäischen Staaten an (vgl. Tsuda 2009d, S. 9f.). In den meisten osteuropäischen, zentraleuropäischen und in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion ist die deutsche Diaspora auch heute noch anzutreffen. Ethnisch deutsche Minderheiten lebten und leben immer noch in Estland, Litauen, Lettland, Polen, Tschechien, Slowenien, Georgien, Rumänien, Moldawien, Ukraine, Serbien, Kroatien, Ungarn, Weißrussland, Kasachstan, Usbekistan, Kirgistan und Tadschikistan (vgl. Koranyi und Wittlinger 2011, S. 97).¹⁰⁶

Neben dieser kolonialen Diaspora spielt die ökonomische Diaspora eine entscheidende Rolle. Tsuda (2016, 29ff.) gibt zu verstehen, dass es zwar richtig ist, dass ethnische Rückmigration durch bessere wirtschaftliche Lage in dem Land der Vorfahren begünstigt wird, dies aber nicht der einzige Auslöser ist. Auch ethnische transnationale Bindungen zwischen dem Auswanderungsland und dem Land der Vorfahren tragen zur Rückwanderung bei. Einerseits ist die Politik des Aufnahmelandes bemüht, was in den vorherigen Ausführungen deutlich wurde, die Diaspora-Nachkommen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit in das Land ihrer Vorfahren zurückkehren zu lassen. Andererseits leisten die Diaspora-Nachkommen einen eigenen Beitrag zur Rückkehr bei. Zwar können sich die meisten Diaspora-Nachkommen bei einer Rückkehr nicht auf soziale Kontakte in dem Land ihrer Vorfahren berufen und haben das Land der Vorfahren in den meisten Fällen noch nie gesehen, hingegen besteht eine „*transnationale ethnische Bindung*“ zum Land der Vorfahren. Es ist eine Bindung, die sich aus einer angenommenen ethnischen Zugehörigkeit begründet. Ethnische Rückwanderung kann somit als ein vielschichtiges Gebilde von wirtschaftlichen Faktoren bzw. wirtschaftlichem Druck und Ethnizität gesehen werden, bei dem weder Ethnizität, noch der wirtschaftliche Druck zur kompletten Erklärung der ethnischen Rückkehr allein ausreichen. Erst die Kombination aus beiden Faktoren trägt zum vollständigen Verständnis bei. Denn Ethnizität erklärt nur, wohin die Rückkehrer gehen, aber nicht warum. Der wirtschaftliche Druck hingegen erklärt, warum die Rückkehrer auswandern, aber nicht wohin (vgl. Tsuda 2016, 29ff.).

Bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern treffen die im letzten Abschnitt aufgeführten Aussagen von Tsuda (2016) in den meisten Fällen zu bzw. unterliegen einem zeitlichen Wandel. Dies betrifft einmal die Aufnahmepolitik der Bundesrepublik Deutschland. Jahrelang war die deutsche Politik sehr bemüht, russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler und deren Nachkommen aufgrund ihrer ethnischen Herkunft nach „Hause“ bzw. in ihre „ethnische

¹⁰⁶ Einige Autoren gehen davon aus, dass (Spät-)Aussiedler aus einer Diaspora in eine andere Diaspora in Deutschland kommen. Nach Menzel und Engel (2014, S. 10) bilden russlanddeutsche Remigranten, die nach 1990 nach Deutschland kamen, keine geschlossene Diaspora wie Remigranten, die vor 1990 nach Deutschland kamen. Ihnen steht es auch offen, temporär oder dauerhaft in ihr Herkunftsland zurückzukehren. Einige leben in einer „translokalen“ Diaspora. Sie können im Gegensatz zur traditionellen Migration, ihren Rückweg in das Ausreiseland antreten und ihre Migration umkehren.

Heimat“ zurückzuholen. Hingegen änderte sich diese „ethnisch positiv bejahende“ Aufnahmepolitik insbesondere mit dem Anstieg der (Spät-)Aussiedlerzahlen in den 1990er Jahren (vgl. Klekowski von Koppenfels 2009). Klekowski von Koppenfels (2014, S. 33) nennt es einen *„politische[n] Perspektivenwechsel von Willkommenheißen deutscher Staatsbürger zum Willkommenheißen von Zuwanderern“*.

Was die „transnationale ethnische Bindung“ zum Land der Vorfahren anbetrifft, so ist diese Bindung bei vielen über viele Jahrzehnte nicht gerissen. Viele russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler haben sich Deutschland immer verbunden und zugehörig gefühlt und sich als Deutsche bezeichnet (vgl. Dietz 1995b; Ingenhorst 1997; Krieger 2013; Sell-Greiser 1993, 86ff.). Die Vorstellung „als Deutsche unter Deutschen“ zu leben existierte fortdauernd (vgl. Kiel 2009; Klekowski von Koppenfels 2009, S. 115). Diese Zugehörigkeit und Verbundenheit hatten allerdings nicht alle russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Viele verloren ihre Bindung zu Deutschland z. B. durch den Verlust der deutschen Kultur und der deutschen Sprache, was auf ihren Minderheitenstatus zurückzuführen ist (vgl. Dietz 2000, S. 642).

Was die wirtschaftlichen Überlegungen für eine Rückkehr nach Deutschland anbelangt, so plädieren einige Autoren dafür, in wirtschaftlichen Überlegungen nicht die Hauptgründe für die Ausreise der (Spät-)Aussiedler zu sehen. Wirtschaftliche Überlegungen haben eine Relevanz für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, hingegen sind sie nicht die treibenden Motoren. In den Herkunftsländern konnten die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler trotz Deportation, Zwangsarbeit, herbem Verlust an materiellen und finanziellen Ressourcen und erschwertem Leben einen gewissen Wohlstand aufbauen. Dieser ist hingegen nicht mit dem Wohlstand von Personen aus der Bundesrepublik vergleichbar (vgl. Bade 1990, 133f.). Die hauptsächlichen Gründe für die Ausreise sieht Bade (1990, 133f.) in Suppression, Nichtanerkennung ethnischer, religiöser und sprachlich kultureller Minderheiten in den Staaten des Warschauer Paktes¹⁰⁷ (außer in Ungarn). Ethnische Rückkehrer haben mit dem Status einer Minderheit allerdings ihr ganzes Leben lang zu kämpfen (vgl. Ohliger und Münz 2003, S. 6). Denn in dem Land ihrer Geburt gehörten sie aufgrund ihrer Vorfahren einer Minderheit an und auch in dem Land ihrer Vorfahren werden sie aufgrund ihrer kulturellen Prägung wieder zu einer Minderheit. Dies bringt einige Probleme mit sich, wenn eine Rückkehr aus der Diaspora in das Land der Vorfahren stattfindet. Die ethnischen Rückkehrer beginnen sich mit dem Begriff „homeland“ – Hei-

¹⁰⁷ Regionales militärisch-politisches Verteidigungsbündnis, der zwischen Albanien, Bulgarien, der DDR, Polen, Rumänien, der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Ungarn bestand (vgl. Würz 2016).

mat¹⁰⁸ auseinanderzusetzen. Bei einigen kommt dabei das Gefühl von heimatlos – „*people without a homeland*“ – auf (vgl. Tsuda 2009c, S. 342).

Bei ethnischen Rückkehrern kann aber auch von zwei Heimaten gesprochen werden: „*ethnic homeland*“ (Land der Vorfahren) und „*natal homeland*“ (Land der Geburt und der Kindheit). Die negativen Erfahrungen der sozialen Entfremdung in dem Land ihrer Vorfahren, ihrer ethnischen Heimat, führen bei einigen ethnischen Rückkehrern zu einem Bruch der idealisierten und nostalgischen Verbundenheit mit ihrer ethnischen Heimat. Sie bringen das Land ihrer Vorfahren nicht mehr mit ihrer ethnischen Heimat in Verbindung. Es ist für sie kein Ort mehr, der Sehnsucht und Verlangen auslöst. Wohingegen die Migration an sich dazu beitragen kann, dass aus dem „*natal homeland*“ die wahre Heimat werden kann. Das heißt, dass „*natal homeland*“ eine höhere emotionalere Bedeutung und Verbundenheit beigemessen wird als dem „*ethnic homeland*“. Dies kann mit Heimweh und den negativen Erfahrungen der sozialen Entfremdung in dem „*ethnic homeland*“ erklärt werden (vgl. Tsuda 2009c, 342).

Tsuda (2009c, S. 343) plädiert dafür, noch zwischen „*homeland*“ und „*home*“ (Zuhause) zu unterscheiden, da diese beiden Begriffe für einige ethnische Rückkehrmigranten einen Unterschied darstellen und nicht auf einen Ort zusammenfallen. Tsuda (2009c, S. 343) definiert es folgendermaßen:

“Homeland is a place of origin to which one feels emotionally attached, whereas home is a stable place of residence that feels secure, comfortable, and familiar.”

Zum Beispiel ist Südkorea für koreanische Amerikaner ihr „*homeland of racial origin*“, wohingegen die USA ihr „*home*“ ist (vgl. Kim 2009). Tsuda (2009c, S. 343) spricht hierbei von einer Verschiebung des Konzeptes „*home*“ und zwar von „*place of racial belonging*“ (Südkorea) zu „*place of cultural belonging*“ (USA).

Für viele ethnische Rückkehrer ist ihr ethnisches Heimatland nicht „ihr Heimatland“, dem sie sich verbunden fühlen, was bereits deutlich wurde, hingegen wird ihre ethnische Heimat (*ethnic homeland*) für viele zu ihrem „Zuhause“ (*home*). Denn anfängliche Vorbehalte, das ethnische Heimatland zu einem Zuhause zu machen, verschwinden bei vielen ethnischen Migranten nach einer Zeit. Es wird zu einem „neuen“ Zuhause aufgrund der Tatsache, dass viele ethnische Rückkehrer nicht wieder in ihr Geburtsland zurückkehren. Innerfamiliärer Zusammenhalt, Zusammenhalt innerhalb der ethnischen Gruppe, aber auch die bessere wirtschaftliche Situation und Sicherheit im Land ihrer Vorfahren (ihre ethnische Heimat) hält sie trotz sozialer Entfremdung und Heimweh zurück (vgl. Tsuda 2009c, S. 343f.). Bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern trifft das letztgenannte (Rückkehr ins

¹⁰⁸ An dieser Stelle wird der Begriff „*homeland*“ mit „Heimat“ übersetzt, obwohl dies strenggenommen nicht richtig ist, denn im Englischen gibt es keine äquivalente Bedeutung für den Begriff „Heimat“ (vgl. Blickle 2002, S. 2).

geografische Herkunftsland) nicht ganz zu. Mit der Einreise nach Deutschland verschließen sich viele eine Rückkehroption, denn sie kommen nach Deutschland, um zu bleiben (vgl. Dietz 2000, S. 642; Göler und Lautenbacher 2010, S. 35; Sell-Greiser 1993, S. 143). Hingegen beobachtet die neuere Migrations- und (Spät-)Aussiedlerforschung, die sich bisher zu wenig diesem Phänomen gewidmet hat, dass einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wieder in die ehemaligen Sowjetstaaten zurückkehren. Ein Grund ist u. a. die veränderte Politik in den geografischen Herkunftsländern, denn Russlanddeutsche waren und sind immer noch in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung in den geografischen Herkunftsländern gute und kompetente Arbeitskräfte. Aber auch aufgrund mangelnder Akzeptanz seitens der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland kehren sie zurück (vgl. Flack 2016; Mattok 2015, 175ff.; Schönhuth 2008a). Kaiser und Schönhuth (2015, 281ff.) stellen drei wesentliche Motive für die Rückkehr heraus: sozio-ökonomische Motive wie z. B. Arbeitslosigkeit in Deutschland, was zu Statusverlust¹⁰⁹ führt, psychische Motive wie z. B. Gefühl von Einsamkeit, was u. a. zu psychischen Erkrankungen und Heimweh führt und zuletzt soziokulturelle Motive wie z. B. Erfahrungen der Fremdheit in vielen Bereichen des Lebens. Familienzusammenführung, was diese drei Motive zu einer Einheit zusammenfasst, ist ein weiteres Motiv. Eine Rückkehr zu der eigenen Familie im geografischen Herkunftsland geschieht u. a. aufgrund von Tod oder Scheidung vom Partner.

Es lässt sich somit sagen, dass enttäuschte „Erwartungen an den privilegierten Status“ und die geweckten Erwartungen, u. a. auch von der Politik, „als Deutsche unter Deutschen zu leben“, hierbei eine entscheidende Rolle spielen. Die Rückkehrorte in der Russischen Föderation, zu denen immer soziale Netzwerke aufrechterhalten wurden, sind größere Städte, aber auch ehemalige deutsche Gebiete wie Halbstadt¹¹⁰ (Altai Region), Aowo¹¹¹ (Region Aow), Novosibirsk und Omsk. Aber nicht nur „enttäuschte“ (Spät-)Aussiedler kehren in die ehemaligen Sowjetstaaten zurück, sondern auch „erfolgreiche“ (Spät-)Aussiedler u. a. aufgrund von einer doppelten Staatsangehörigkeit. Sie nutzen ihre in Deutschland erlangten beruflichen und sprachlichen Fähigkeiten, um dauerhaft oder temporär („transnationale Lebensprojekte“) zurückzukehren und diese Fähigkeiten bestmöglich einzusetzen (vgl. Kaiser und Schönhuth 2014, 247ff.; 2015, 284f.). Einige bildungserfolgreiche junge (Spät-)Aussiedler leben oft transnational, d. h. sie pendeln zwi-

¹⁰⁹ Statusverlust ist nicht nur bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, sondern auch bei anderen ethnischen Rückkehrmigranten anzutreffen wie z. B. den ethnischen Koreanern in China, die nach Südkorea zurückkehren. Sie müssen in Südkorea häufig schlechter bezahlte Arbeit annehmen (vgl. Song 2009, S. 295). Aber nicht bei allen ethnischen Rückkehrmigranten ist von einem Statusverlust zu sprechen. Ein Beispiel sind Finnenschweden – ethnische Schweden, die nach Finnland zurückkehren. In Finnland können Finnenschweden Schwedisch und Finnisch sprechen, was nach einer Rückkehr nach Schweden für sie bei der sozialen Integration von Vorteil ist (vgl. Hedberg 2009).

¹¹⁰ Im Süden Westsibiriens

¹¹¹ Aowo ist ein Dorf in Westsibirien; ca. 40 km südwestlich von Omsk.

schen Deutschland und Russland aufgrund von Aus- oder Weiterbildung oder Beruf (vgl. Schmitz 2013). Kaiser und Schönhuth (2014, S. 248) sprechen von einer „Umkehr von der Rückkehr“ von „Reremigration“.

Im weiteren Verlauf der Arbeit, insbesondere im empirischen Teil der Arbeit, wird es relevant werden, wie explizit die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu dem Begriff „Heimat“ stehen, denn nach Tsudas (2009c) Ausführungen ist bzw. wird der Begriff „Heimat“ von zentraler Bedeutung für ethnische Rückkehrer nicht nur in dem Land ihrer Vorfahren. Verbundenheit und Zugehörigkeit stehen dabei in enger Verbindung zum Begriff Heimat. Dazu mehr in den folgenden Kapiteln.

Zunächst aber zu weiteren Charakteristika von Ethnic Return Migration, die auch bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler vorzufinden sind. Einige Autoren sehen (Spät-)Aussiedler als co-ethnics¹¹² bzw. co-ethnische Migranten, was als Synonym für ethnisch privilegierte Migranten verwendet werden kann (vgl. Cyrus et al. 2005, 9f.; Klekowski von Koppenfels 2003, S. 316; Ohliger und Münz 2003, S. 5). Sie sind zwar bei der strukturellen Integration privilegiert gegenüber anderen Migranten – z. B. bekommen sie fast automatisch die deutsche Staatsangehörigkeit,¹¹³ aber auch sie müssen in anderen Bereichen mit Problemen kämpfen wie z. B. mit Sprachproblemen (vgl. Ohliger und Münz 2003, S. 7; Roll 2003). Die soziale und kulturelle Integration verläuft schwieriger. In diesem Bereich kann von keiner Privilegierung gesprochen werden (vgl. Rosenberg 2010, S. 83). Die grundsätzlichen Erwartungen, dass ethnische Rückkehrer keine soziokulturellen Unterschiede zu Autochthonen haben, können nicht erfüllt werden. Denn ethnische Rückkehrer werden in ihrem Geburtsland sozialisiert und somit kulturell anders geprägt, so dass sie sich in dieser Hinsicht häufig nicht von anderen Migranten unterscheiden (vgl. Tsuda 2009d, S. 9). Das heißt, ihr „co-ethnischer Status“ vereinfacht ihnen nicht die soziale Integration (vgl. Tsuda 2016, S. 31). Ihre andere kulturelle Prägung führt häufig dazu, dass sie im Land der Vorfahren von Autochthonen ungeachtet der gemeinsamen Herkunft bzw. Abstammung als eine Minderheit ausgegrenzt werden. Sie werden aufgrund ihrer geographischen Herkunft aus einem meist weniger entwickelten Land abgewertet und herabgewürdigt, was für die ethnischen Rückkehrer unerwartet ist, denn sie hatten aufgrund der eigenen empfundenen Zugehörigkeit zu dem Land ihrer Vorfahren eine andere

¹¹² Cyrus et al. (2005, S. 9) geben eine Definition für Co-ethnics: *“Co-ethnics are descendants of immigrants or members of co-ethnic communities abroad that result from past migration movements.”*

Žmegač et al. (2010) verstehen unter „koethnischer“ oder „ethnisch privilegierter“ Migration *„Migrationsbewegungen, in denen Ethnizität sowohl in Hinsicht auf das Auswanderungs- als auch auf das Einwanderungsland eine entscheidende Rolle spielt. Ausgelöst worden sind diese Migrationen durch die Umwandlung von multinationalen Reichen oder Staaten in neue Nationalstaaten, in denen ethnische Gruppen plötzlich zu nationalen Minderheiten erklärt wurden und sich daher zu einem Großteil in ihren „ethnischen Heimatländern“ niederließen.“*

¹¹³ Weitere Ausführungen zum „privilegierten Status“ und die dadurch bestehenden Probleme finden sich im Kapitel 2.

Willkommenskultur erwartet. Diese Erwartungen, aufgrund der langjährigen empfundenen ethnischen Zugehörigkeit eine bessere und leichtere Rückkehr zu haben, was sich schlussendlich nicht bewahrheitet, führen dazu, dass viele ethnische Rückkehrer mehr soziale Entfremdung als andere Migranten verspüren. Andere „nicht-privilegierte“ Migranten haben nicht diese Erwartungen und sind folglich auch nicht so stark enttäuscht und aller Illusionen beraubt wie ethnische Rückkehrer (vgl. Tsuda 2009c, S. 329ff.).

Schlussendlich kommt es während des Migrationsprozesses zu einer Bedeutungsänderung des Begriffs Ethnizität – weg von Abstammung hin zur Kultur. Die noch anfänglich auf Abstammung begründete ethnische Integration kehrt sich in eine ethnische Ausgrenzung, die sich auf die Kultur stützt, um (vgl. Tsuda 2009d, S. 7). Die ethnische Ausgrenzung hat dabei unterschiedliche Abstufungen bzw. variiert. Je mehr ethnische Rückkehrer sich in der Sprache und in der Kultur von der autochthonen Bevölkerung u. a. aufgrund von größerem/geringerem Assimilationsgrad oder Beibehaltung/Verlust von Traditionen unterscheiden, desto mehr werden sie ausgegrenzt. Dabei haben auch die geographische Lage der Herkunftsländer und Aufnahmeländer einen Einfluss auf die ethnische Ausgrenzung. Entstammen diese Länder aus keinen gemeinsamen kulturellen Regionen der Welt, so erleben ethnische Rückkehrer Ablehnung und Ausgrenzung. Kommen z. B. ethnische Rückkehrer aus zwei unterschiedlichen sozio-ökonomischen Systemen wie z. B. ethnische Rückkehrer aus den ehemaligen kommunistischen Staaten, die in die kapitalistischen Staaten einwandern, so sind kulturelle Probleme und somit ethnische Ausgrenzung vorprogrammiert. Ethnische Ausgrenzung erleben ethnische Rückkehrer ebenfalls auf dem Arbeitsmarkt aufgrund ihrer anderen kulturellen Prägung. Sie erhalten häufig nur schlecht bezahlte und wenig sozial angesehene Arbeitsplätze, trotz ihrer häufig guten Ausbildung. Auch werden häufig ihre Bildungsabschlüsse nicht anerkannt oder sind nicht übertragbar. Dies kann einen negativen Einfluss auf ihr Selbstbewusstsein haben (vgl. Tsuda 2009c, S. 330ff.). Denn all das, was ethnische Rückkehrer während und nach ihrer Rückkehr in das Land ihrer Vorfahren erleben, hat einen Einfluss auf ihr „*ethnonationales*“ Zugehörigkeitsgefühl. Ausgrenzung und Diskriminierung führen häufig dazu, dass ethnische Rückkehrer sich nicht mehr so stark mit dem Land der Vorfahren verbunden fühlen, sondern eine stärkere Bindung zu ihrem Geburtsland entwickeln. Es kommt bei einigen ethnischen Rückkehrern zu einer neuen „*nationalistischen Wertschätzung*“ des Geburtslandes. Diese Verlagerung der Verbundenheit und Zugehörigkeit kann zu einer Form von „*detrterritorized migrant nationalism*“ führen, bei der die nationale Loyalität dem Geburtsland außerhalb dessen Grenzen zugesprochen wird. Dieses „*Wiederaufleben einer nationalistischen Identifikation*“ mit dem Geburtsland geschieht im gleichen Zug wie die aktive Beteiligung an kulturellen nationalen Aktivitäten des Geburtslandes. Zum Beispiel gewinnen russische Lieder für (Spät-)Aussiedler in Deutschland an Bedeutung oder Salsa gewinnt an Bedeutung für Japanische Brasilianer (häufig zum ersten Mal in ihrem Leben) in

Japan. Diese Entwicklungen zeigen, dass nicht immer hybride Zugehörigkeiten entstehen. Einige ethnische Rückkehrer, die sowohl im Geburtsland als auch im Land der Vorfahren extreme Diskriminierung und Stigmatisierung erleiden, entwickeln zu keinem der beiden Länder Verbundenheit und Zugehörigkeit (vgl. Tsuda 2009c, S. 334ff.).

Viele der im letzten Abschnitt geschilderten Probleme treffen auch auf russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zu (vgl. Kapitel 2). An russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wird einerseits die Erwartung gestellt, sich sofort und ohne besondere Schwierigkeiten in die bestehenden Gesellschaftsstrukturen einzufügen, andererseits haben auch russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler die Erwartung, dass sie sich in die bestehenden Gesellschaftsstrukturen gut einfügen werden. Dieses Einfügen fällt hingegen nicht immer einfach (vgl. Klekowski von Koppenfels 2003, S. 314ff.). Sie kommen aus zwei geographisch sehr weit voneinander entfernten Staaten der Welt, die sich auch kulturell voneinander unterscheiden. Durch die Sozialisation in den kommunistischen Staaten kommt es bei einigen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zu einem Verlust des kulturellen Erbes wie der Sprache oder der Traditionen (vgl. Dietz 2000, S. 642). Die Folge daraus ist eine andere kulturelle Prägung, was zu keiner Annäherung an die Mehrheitsbevölkerung, sondern ganz im Gegenteil zu einer Marginalisierung¹¹⁴ führt. Ihre Erwartungen von einem „*Goldenen Westen*“ erfüllten sich nicht (vgl. Sell-Greiser 1993, 96ff.). Klekowski von Koppenfels (2003, S. 316) spricht bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern von einer doppelten Erschwernis der Integration. Denn neben Sprachproblemen und den Problemen auf dem Arbeitsmarkt stellt sich ihnen die Frage nach der Zugehörigkeit. Behindert wird dieser Prozess der Zugehörigkeitsfindung durch die geringe Akzeptanz von anderen Kulturen seitens der Mehrheitsbevölkerung. Das Gefühl nicht dazuzugehören und das Gefühl von Fremdsein sind ständige Begleiter einiger russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler (vgl. Ipsen-Peitzmeier und Kaiser 2006, S. 13).

Die in den letzten Abschnitten aufgeführten auftretenden Probleme bei einer Rückkehr in das Land der Vorfahren betreffen in den meisten Fällen ethnische Rückkehrer aus weniger entwickelten Staaten, die in weiter entwickelte Staaten zurückkehren. Ethnische Rückkehrer, die genau den umgekehrten Weg nehmen, d. h. von einem weiter entwickelten Staat in einen weniger entwickelten Staat zurückkehren, sind zwar auch mit kultureller Entfremdung konfrontiert, hingegen werden sie mehr geachtet. Sie werden insbesondere aufgrund ihrer guten beruflichen Qualifikation auf dem Arbeitsmarkt nicht diskriminiert (vgl. Tsuda 2009c, S. 333).

Um das Gesamtbild von Rückkehrmigration und seinen Ausprägungen bzw. Verflechtungen zu vervollständigen und in ausreichendem Maße darstellen zu können, kann noch

¹¹⁴ Unter Marginalisierung versteht Berry (1997, S. 9) die Ablehnung der eigenen kulturellen Identität als auch die Ablehnung einer anderen Kultur.

zwischen *gezwungener* und *freiwilliger* Rückkehrmigration unterschieden werden. Unter gezwungener Rückkehrmigration wird eine Migration verstanden, die aufgrund von Regierungsverwaltungsmaßnahmen erzwungen wird. Der Migrant hat kein Mitspracherecht und wird gezwungen, ein Land zu verlassen. Unter freiwilliger Migration wird eine Migration verstanden, bei der der Migrant ohne Zwang und Nötigung migriert. Hingegen muss berücksichtigt werden, dass Familienentschlüsse häufig eine wichtigere Rolle als individuelle Entschlüsse spielen, so dass eine Rückkehr nicht immer auf einen individuellen Entschluss zurückzuführen ist (vgl. Entzinger 1985, S. 266). Bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern kann von einer freiwilligen Rückkehr gesprochen werden, denn sie wurden nicht gezwungen, ihr geographisches Herkunftsland zu verlassen. Wohingegen nicht jeder diese Rückkehr als freiwillig wahrnimmt. Insbesondere Jugendliche fühlen sich als eine „mitgenommene Generation“ – „Generation 1.5“ (vgl. Kaiser und Schönhuth 2015, S. 286; Leontiy 2016; Vogel 2008, S. 260; Vogelgesang 2008). Sie haben sich der Familienentscheidung nach Deutschland zurückzukehren fügen müssen.

Die Annahme in dieser Arbeit (Spät-)Aussiedler zu (ethnischen) Rückkehrern zu zählen, wird noch von einigen weiteren Autoren, die bisher nicht genannt wurden, unterstützt. Dietz (1996, S. 123) z. B. spricht bei (Spät-)Aussiedlern von Rückwanderern nach Generationen. Menzel und Engel (2014, S. 9) sehen bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern eine ethnische Remigration – sie kehren in das Land der Vorfahren, Deutschland, nach über 250 Jahren zurück. Krieger (2013, S. 5) sieht bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern Vertreibung als einen wesentlichen Treiber für den Rückkehrwunsch. Auch Sardinha (2011, S. 233) macht deutlich, dass der Wunsch in das Herkunftsland/Heimatland zurückzukehren insbesondere bei den Personen aufkommt, die eine Vertreibung aus ihrem Herkunftsland/Heimatland erleiden mussten.

Schönhuth (2006, S. 8) hingegen distanziert sich bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern von einer Rückkehrmigration weder bei der Einreise nach Deutschland, noch bei der Rückkehr ins geographische Herkunftsland,¹¹⁵ zu sprechen. Er sieht bei der Rückkehr ins geographische Herkunftsland dem Gesetz nach eine einfache „Auswanderung von Deutschen in ein Land ihrer Wahl“. Nähere Ausführungen, wieso die Einreise nach Deutschland keine Rückkehrmigration für ihn darstellt, macht er hingegen nicht. Schönhuth distanziert sich ebenfalls bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern von einer Diaspora zu sprechen. Die Vertreibungen aus ihren geschlossenen Siedlungsgebieten sind für ihn die „eigentliche“ Diaspora. Seine Ansichten werden hingegen kaum von anderen Autoren geteilt. Auch die Autorin dieser Arbeit teilt seine Ansicht nicht. So simpel wie er die Rückkehr der Russlanddeutschen in ihr geographisches Herkunftsland als „Aus-

¹¹⁵ In den vorherigen Ausführungen wurde deutlich, dass nicht alle russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland verbleiben, sondern wieder in ihr geographisches Herkunftsland bzw. Geburtsland aus unterschiedlichen Gründen zurückkehren.

wanderung von Deutschen in ein Land ihrer Wahl“ schildert, ist es nicht. Die Auswanderung der Deutschen/Russlanddeutschen in ihr geographisches Herkunftsland wie z. B. Kasachstan ist eine andere Situation als wenn „autochthone“ Deutsche nach Kasachstan ausreisen. Russlanddeutsche haben eine ganz andere (emotionale) Verbundenheit zu Kasachstan u. a. aufgrund ihrer Geburt, aber auch Sozialisation in Kasachstan als autochthone Deutsche. Auch werden sie anders von der dort lebenden Bevölkerung aufgenommen, denn sie waren neben ihrer Nationalität Deutsch auch rechtlich Sowjetbürger. Ihre nationale Zugehörigkeit zum Deutschen bestand neben ihrer sowjetischen Staatsangehörigkeit – d. h. die nationale Zugehörigkeit war kein Widerspruch zur sowjetischen Staatsangehörigkeit/Zugehörigkeit, was auch Dietz (1995b, 27f.) anmerkt.

Werden die bisherigen Migrationsstudien betrachtet, so lassen sich vermehrt Studien zur Rückkehr der zweiten Generation in das Land ihrer Eltern finden (vgl. Binaiša 2011; King und Kilinc 2013; Reynolds 2011; Sardinha 2011). Zum Beispiel kehren „in Deutschland geborene Türken“ in die Türkei zurück (vgl. King und Kilinc 2013). Oder die in Großbritannien geborenen Nachfahren in zweiter Generation kehren in die karibischen Staaten zurück. Sie kehren hingegen in die karibischen Staaten nicht aufgrund von kultureller und emotionaler Verbundenheit mit dem Heimatland ihrer Eltern zurück, sondern aus pragmatischen Gründen. Dazu gehören bessere Berufsaussichten, die sie sich erhoffen, aber auch innige Freundschaften mit den Anwohnern (vgl. Reynolds 2011, S. 536). Hingegen gibt es außer zu Juden, die am meisten untersucht werden, noch zu wenig bzw. nur sporadisch Literatur zu Rückkehrern nach mehreren Generationen – explizit zu ethnischen Rückkehrern wie es die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern sind. Einige Studien bzw. Beiträge lassen sich vereinzelt finden wie bspw. zu Finnlandsschweden. Das sind Schweden, die in Finnland seit einigen Generationen leben und insbesondere seit den 1980er und 1990er Jahren nicht mehr ausschließlich aus ökonomischen, sondern aus ethnischen Gründen nach Schweden zurückkehren (vgl. Hedberg 2009). Ein weiteres Beispiel sind ethnische Koreaner in China, die nach Südkorea nach einigen Generationen zurückkehren (vgl. Song 2009). In dem Sammelband „*Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*“ von Tsuda (2009a) werden einige weitere ethnische Rückwanderungen behandelt, bei denen nicht immer von einer Rückkehr nach mehreren Generationen die Rede ist.

Zusammenfassung

Um die bisherigen Ausführungen zu „Ethnic Return Migration“ adäquat zusammenzufassen, soll hier auf das Wesentliche bzw. Charakteristische dieser Migrationsform eingegangen und des Weiteren verdeutlicht werden, wieso die Migrationsforschung sich mit dieser Migrationsform (weiter) auseinandersetzen sollte.

Deutlich wurde in diesem Kapitel, dass bei vielen Migrationstypen soziale, politische und/oder wirtschaftliche Überlegungen die Hauptgründe für Migrationsströme sind. Bei ethnischen Rückkehrmigrationen sind diese zwar auch von Bedeutung, hingegen sind sie nicht die alleinigen Beweggründe bzw. sind nicht die zentralen treibenden Motoren. Ethnizität ist von entscheidender Bedeutung, denn ethnische Rückkehrer unterscheiden sich insbesondere aufgrund ihrer Ethnizität sowohl vor der Auswanderung als auch während der Einwanderung von anderen Migranten. Sie erhoffen sich unter Personen zu leben, die die gleiche Abstammung haben. Somit ist ihre ethnische Zugehörigkeit der Grund, wieso sie nicht in ein beliebiges Land z. B. bei politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Veränderungen¹¹⁶ eines Landes bzw. ihres Geburtslands, auswandern, sondern in das Land der Vorfahren. Ethnizität ist eine wesentliche Zugangsvoraussetzung, um im Land der Vorfahren aufgenommen zu werden. Charakteristisch für diese Migrationsform ist folglich die in den meisten Fällen „pro ethnische Politik“ der Aufnahmeländer, die die „ethnischen Landsleute“ in ihre ethnische Heimat zurückholen möchte. Hingegen kann zu keinem Zeitpunkt von einer Gleichstellung der ethnischen Rückkehrer mit Autochthonen aufgrund ihrer Ethnizität gesprochen werden. Allerdings werden ethnische Rückkehrer als „co-ethnics“, d. h. ethnisch privilegierte Migranten von einigen Autoren bezeichnet. Ethnische Rückkehrer bekommen in den meisten Aufnahmeländern u. a. einen legalen Status und die Staatsangehörigkeit des jeweiligen Landes. Hingegen haben sie, anders als aufgrund ihrer Ethnizität angenommen, nicht weniger Probleme als andere „klassische“ Migranten, die nicht „privilegiert“ sind. Ihr „privilegierter“ Status ist kein Garant für eine erhoffte unproblematische Rückkehr. Insbesondere die soziale Integration ist erschwert.¹¹⁷ Sie haben somit keinen „Heimvorteil“, wie man es im Fußball nennen würde. Im Vergleich zu anderen „klassischen“ Migranten haben ethnische Rückkehrer Erwartungen an das Aufnahmeland und sind auch mit Erwartungen des Aufnahmelandes konfrontiert, was zu einer stärkeren sozialen Entfremdung als bei anderen Migranten führt, weil diese Erwartungen nicht erfüllt werden. Einige nehmen genau wie im Geburtsland wieder einen Minderheitenstatus an. Es ist ein Minderheitenstatus, den sie ihr ganzes Leben mit sich tragen, und zwar über Generationen hinweg. Fühlten sich viele aufgrund von Ausgrenzung und Diskriminierung im Geburtsland dem Land der Vorfahren verbunden, so kommt es im Land der Vorfahren zu vergleichbaren, aber umgekehrten, Prozessen. Es findet eine „Re-Identifikation“¹¹⁸ mit dem Geburtsland aufgrund von Ausgrenzung und Diskriminierung, die auf Basis von kultu-

¹¹⁶ Diese Veränderungen können zur Entstehung von ethnischen Konflikten führen (vgl. Dietz 1995b, 23f.).

¹¹⁷ Berücksichtigt werden muss, dass ethnische Rückkehrer aus besser entwickelten Ländern, die in schlechter entwickelte Länder einwandern, mit weniger Problemen konfrontiert sind.

¹¹⁸ Unter Re-Identifikation kann die Wiederidentifikation mit der ursprünglichen Herkunftskultur verstanden werden, die aufgrund von Stigmatisierung und Ausgrenzung seitens der Mehrheitsbevölkerung entsteht (vgl. Yildiz 1997, S. 87).

rellen Differenzen entstehen, im Land der Vorfahren statt. Es kann in diesem Zusammenhang von doppelten Fremdheitserfahrungen gesprochen werden.

„Ethnic Return Migration“ als eine von vielen Migrationsformen ist erkenntnisreich für die Migrationsforschung, weil sie zeigt, dass Migration aufgrund von Ethnizität und damit verbundenen „transkulturellen Bindungen“, sei es emotional oder real, zu dem Land der Vorfahren, nie abgeschlossen ist. Es zeigt auch, dass eine Migration umkehrbar ist und nicht unidirektional (nur in eine Richtung) gedacht werden soll. Ethnische Migration ist somit kein abgeschlossener Prozess, denn auch nach mehreren Generationen kann eine Migration in das „Ursprungsland“ bzw. das Land der Vorfahren stattfinden, weil ethnische Rückkehrmigranten diese besagten „transkulturellen Bindungen“, aber auch die sichere Eintrittskarte „Ethnizität“ für das Betreten des Land der Vorfahren besitzen und das Land der Vorfahren in den meisten Fällen eine „pro ethnische Politik“ betreibt. „Ethnic Return Migration“ zeigt auch, dass einige Menschen das innige und über Generationen hinweg fort-dauernde Bedürfnis haben, den Minderheitenstatus abzulegen und unter seinesgleichen zu leben. Sie haben das Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Sie erwarten im Land der Vorfahren sozial anerkannt und verstanden zu werden. Diese Bedürfnisse werden in den meisten Fällen hingegen nicht befriedigt. Die häufig, insbesondere von der Politik, angenommene Gleichheit zwischen Rückkehrern und Autochthonen aufgrund ihrer Ethnizität ist nicht anzutreffen. Kulturelle Differenzen scheinen unüberwindbare Hindernisse zu sein. Das Gefühl der Fremdheit sowohl im Geburtsland als auch im Land der Vorfahren ist ethnischen Migranten bekannt (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2017a; Klekowski von Koppenfels 2003; Tsuda 2009c).

Nun stellt sich die Frage, wieso die Migrationsforschung sich mit „Ethnic Return Migration“ weiter bzw. intensiver auseinandersetzen sollte. Dafür gibt es mehrere gute Gründe:

Der Migrationstyp „Ethnic Return Migration“ wird bisher nicht adäquat in der Migrationsforschung erforscht. Der Migrationstyp „Ethnic Return Migration“ hat es bisher nicht gänzlich geschafft, trotz der vielen ethnischen Rückwanderungen weltweit, als ein charakteristischer, für sich allein stehender Migrationstyp in Migrationsstudien wahrgenommen zu werden – und das nicht nur bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, obwohl ihre Rückkehr eine der größten ethnischen Rückkehrmigrationswanderungen weltweit ist.

Gerade das Charakteristische an dieser Migrationsform macht diese Migrationsform so interessant für die Migrationsforschung. „Ethnic Return Migration“ zeigt einen Perspektivenwechsel. Wirtschaftliche Gründe sind nicht immer die ausschlaggebenden Gründe für eine (Rückkehr-)Migration. Es geht den Migranten nicht immer nur um materielle Besserstellung. Dies wird besonders bei ethnischen Rückkehrern deutlich, die aus wirtschaftsstarken Ländern in wirtschaftsschwächere Länder einwandern. Sie nehmen eine materielle Degradierung in Kauf. „Ethnic Return Migration“ ist nicht nur eine „einfache“ Rückkehr.

Es ist eine „ethnische“ Rückkehr aufgrund einer emotionalen Bindung zu dem Land der Vorfahren, welches unterschiedliche Herausforderungen mit sich bringt. Rückkehrer sind häufig einem neuen sozialen System und einer anderen Kultur ausgesetzt. Ethnische Rückkehrer bringen auch eine andere Kultur mit, was zu einer größeren Vielfalt in der autochthonen Kulturlandschaft des Aufnahmelandes führen kann, sofern dies gewollt ist. Die Aufnahmebevölkerung steht somit auch vor neuen Herausforderungen. Wie nimmt sie diese Rückkehrer auf bzw. wie sollte sie diese aufnehmen? Was nimmt sie von deren Kultur in die eigene Kultur auf bzw. respektiert sie andere Kulturelemente neben der eigenen Kultur? Gegenüber welchen Aspekten nimmt die Aufnahmegesellschaft eine ablehnende/händeöffnende Haltung ein? Noch viele weitere Fragen ergeben sich, die noch nicht gänzlich geklärt sind, woran auch deutlich wird, dass „Ethnic Return Migration“ noch nicht auf ein breites Interesse in der Migrationsforschung stößt.

Ethnische Rückwanderungen sind ein globales Phänomen, welche bisher allerdings wenig Aufmerksamkeit bekommen. Diese Aufmerksamkeit sollte ihnen hingegen zukommen, denn noch ist das Verständnis für die ethnischen Minderheiten und deren ethnische Rückkehrmigration zu gering. Dabei kann die Frage gestellt werden, wie bei ethnischen Rückkehrern eine tatsächliche Gleichstellung und nicht nur eine vermeintliche Gleichstellung mit Autochthonen gelingen kann. Dazu muss nicht „über“ ethnische Rückkehrmigranten gesprochen werden, sondern „mit“ ihnen, um ihre Beweggründe besser zu verstehen. Es ist noch zu wenig bekannt, wie ihre Migration, die sich auf Ethnizität begründet, verläuft. Was löst eine ethnische Rückkehrmigration in den Rückkehrern selbst aus? Wie gehen sie mit der Frage der Zugehörigkeit um bzw. wie lösen sie die Frage nach der Zugehörigkeit für sich? Denn ethnische Rückkehrer haben multiple Herkünfte und legen ihren Minderheitenstatus nie ab. Verändern sich, und wenn ja, unter welchen Umständen, ihre Zugehörigkeiten? Haben sie multiple Zugehörigkeiten, so wie die Forschung zu Ethnic Return Migration es andeutet? Oder verlieren sie einen Teil ihrer Zugehörigkeit, wenn sie in das Land der Vorfahren einwandern, so dass nicht von multiplen/hybriden Zugehörigkeiten gesprochen werden kann?

Aufgrund ihrer transnationalen Bindungen bzw. ethnischen Zugehörigkeit und ihren angenommenen zwei Heimaten – Land der Vorfahren und Land der Geburt und/oder der Kindheit – kann angenommen werden, dass die meisten ethnische Rückkehrer tatsächlich multiple Zugehörigkeiten haben. Aufgrund dieser Annahme soll zunächst allgemeiner im folgenden Kapitel 3.4 auf das Konzept der Zugehörigkeiten eingegangen werden. Dabei soll die Frage beantwortet werden, was unter Zugehörigkeiten verstanden wird. Im nächsten Schritt, bei den Ergebnissen des empirischen Teils (Kapitel 5), wird es darum gehen, die Fragen zu beantworten, ob auch russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler multiple Zugehörigkeiten haben und wie, wo und unter welchen Gegebenheiten sich diese bei ihnen zeigen. Denn die Frage der Zugehörigkeit, insbesondere der nationalen Zugehörigkeit, ist für

Russlanddeutsche immer schon von zentraler Bedeutung in ihrem Alltag in der Sowjetunion gewesen, was die bisherige Forschung zeigt. Dabei lassen sich zwei unterschiedliche nationale Grenzziehungen feststellen. Seit 1937 konnten die Sowjetbürger bei Volkszählungen die nationale Zugehörigkeit angeben, die sie selbst verspürten. Anders war dies im Pass – dort herrschte die „Passnationalität“. Beim „Punkt fünf“ musste die Nationalität eingetragen werden, die auch die Eltern hatten. Kinder, die aus Mischehen entstammen, hatten mit 16 Jahren die Möglichkeit, die Nationalität zu wechseln. Bei allen anderen war diese für das ganze Leben unveränderlich. Hingegen wurde mit den Jahren bekannt, dass insbesondere in den 1960/1970er Jahren einige Deutsche aufgrund von Diskriminierung den Versuch unternahmen, bei der Eintragung der Nationalität ihrer Kinder eine „privilegierte“ Nationalität wie die Russische anzugeben. Denn die deutsche nationale Zugehörigkeit war wie eine Brandmarke für die Russlanddeutschen. Sie spielte u. a. bei Hochschuleintritt oder Beginn einer neuen Arbeitsstelle eine wichtige Rolle (vgl. Dietz 1995b, 27f.). Wurden Kinder aus ethnisch gemischten Ehen als Deutsche und nicht als Russen im Pass eingetragen, so kann dies als ein „Sich bekennen“ zum Deutschsein und der ethnischen Abstammung gedeutet werden (vgl. Strewe 1992, S. 10). Aber nicht nur die deutsche Zugehörigkeit war von Bedeutung, sondern auch die russische Zugehörigkeit eines Partners. Denn bei gemischten Ehen hatte die russische Zugehörigkeit eines Partners in der Sowjetunion Vorteile. Diese Zugehörigkeit konnte dazu beitragen, dass die Familie angesehen war und einige Privilegien genießen konnte (vgl. Stephan 2011, S. 101).

3.4 Zugehörigkeit

Floating in a sea of strange believers
Where do I belong?

„Where Do I Belong“ – Songtext von Anastacia¹¹⁹

Der Begriff „Zugehörigkeit“ gewinnt immer mehr an Bedeutung in der Öffentlichkeit und den gesellschaftlichen Diskussionen (vgl. Martinsen 2019; Pfaff-Czarnecka 2012, 7f.; Rieger-Ladich et al. 2020). Dies zeigt sich auch in Liedern von bekannten Künstlerinnen wie Anastacia im Eingangszitat. Die Frage nach der Zugehörigkeit ist gegenwärtig von hoher Bedeutung für die Selbstverortung einer Person und ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung (vgl. Freist et al. 2019, S. 9).

Insbesondere in einer migrationsgeprägten Gesellschaft ist der Begriff Zugehörigkeit von zentraler Bedeutung. In der heutigen globalisierten Welt entsteht der Wunsch nach „Verortung“. Häufig wird „Zugehörigkeit“ hingegen synonym mit dem Begriff „Identität“ gebraucht, was empirisch und analytisch jeder Grundlage entbehrt, so Pfaff-Czarnecka

¹¹⁹ Anastacia (*1968) ist eine amerikanische Sängerin und Songschreiberin.

(2012, S. 10ff.). Im weiteren Verlauf des Kapitels wird sich zeigen, wieso dies der Fall ist. Dabei wird auf einige wichtige Unterschiede dieser beiden Begriffe eingegangen.

Die hier vorliegende Arbeit bedient sich des Begriffs der „Zugehörigkeit“ – losgelöst vom Begriff „Identität“, um die Versuche der Verortung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu analysieren. Denn die Diskussion um den Identitätsbegriff ist mittlerweile so weitverzweigt, dass er sich jeder eindeutigen Definition entzieht.¹²⁰ Brubaker und Cooper (2007) hinterfragen den Identitätsbegriff, der „häufig zu viel“, „zu wenig“ oder „gar nichts“ aussagt. Sie fordern Identitäten nicht so zu verstehen, dass alle Personen eine besitzen, danach streben, diese konstruieren oder in Einklang bringen. Der Identitätsbegriff ist ein inhaltsloser und generalisierender Begriff, so Brubaker und Cooper (2007, 46f.). Brubaker und Cooper (2007, S. 60) sind davon überzeugt, dass

„[...] man das Wort Identität nicht benötigt, um die soziale und politische Wirksamkeit eines partikularistischen Selbstverständnisses in nichtinstrumenteller Weise darzulegen.“

Brubaker und Cooper sehen zwei zentrale Gegenpositionen bei dem Begriff „Identität“ und zwar die weichen bzw. schwachen und harten bzw. starken Konzeptionen von Identität. Die weichen Konzepte zeichnet aus, dass sie die Position vertreten, dass die Identität nicht gleichbleibend ist. Unter anderem gehen diese Konstruktionen¹²¹ davon aus, dass die Identität mannigfaltig und nicht stabil ist. Starke Konzeptionen von Identität hingegen verweisen auf die Unveränderlichkeit der Identität. Beide Konzeptionen sind mit Problemen behaftet (vgl. Brubaker und Cooper 2007, 61ff.). Brubaker und Cooper (2007, S. 47) sehen es als unvereinbar und hinderlich, undifferenziert und ohne jegliche Reflexion Zugehörigkeiten, Formen des Dazugehörens, Erleben von Gemeinsamkeit, Verbundenheit und Zusammenhalt, Selbstverständnis und Selbstidentifikation in der Sprache der Identität einen Rahmen zu geben. Der Begriff „Identität“ mag in bestimmten praktischen Zusammenhängen sinnvoll und wichtig sein, so Brubaker und Cooper, aber

„Identität ist zu mehrdeutig, zu zerrissen zwischen »harten« und »weichen« Bedeutungen, zwischen essentialistischen Konnotationen und konstruktivistischen Konkretisierungen, um den Anforderungen der Gesellschaftsanalyse zu genügen.“ (Brubaker und Cooper 2007, S. 47)

¹²⁰ Der Begriff der Identität hat nicht nur viele Bedeutungen, Definitionen, sondern auch Theorien. Diese verschiedenen theoretischen Ansätze bzw. Positionen widersprechen sich teilweise. In vielen Überblicken über die sozialwissenschaftlichen Identitätstheorien zählen u. a. insbesondere Georg Erik H. Erikson (psychosoziales Model zur Identitätsentwicklung), Herbert Mead (sozialwissenschaftliche Identitätsforschung) oder Erving Goffmann (interaktionistische Identitätstheorie) zu den einflussreichsten Autoren für die Identitätstheorien bzw. Identitätskonzepte (vgl. Abels 2017; Abels 1998; Abels und König 2010; Gugutzer 2002; Hill und Schnell 1990; Krappmann 2000; Levita 1971). Die unterschiedlichen klassischen Theorien zu dem Begriff Identität, die existieren, einzeln aufzuführen und näher zu erläutern würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und ist auch nicht Gegenstand dieser Arbeit.

¹²¹ „Konstrukt“ meint die Auswahl von Merkmalen, die bei der sozialen Kategorisierung der Eigengruppe wie der Fremdgruppe für charakteristisch, wesentlich, typisch gehalten werden (vgl. Rosenberg 2010, S. 82).

Aus diesem Grund schlagen Brubaker und Cooper (2007) die Verwendung nicht nur von einem, sondern von mehreren, anderen, eindeutigeren Begriffen im Austausch von dem überbeanspruchten Identitätsbegriff vor. Es geht ihnen um die Nutzung differenzierterer Begrifflichkeiten (vgl. Brubaker und Cooper 2007, S. 66).¹²²

Die erste Begriffsgruppe, die sie vorschlagen ist „*Identifikation und Kategorisierung*“. Nach diesem Begriff identifiziert sich jemand selbst oder wird von jemandem identifiziert. Das heißt, es findet eine Darstellung, Verortung oder Klassifizierung zu einer bestimmten Kategorie von einem selbst oder von anderen statt. Diese „Selbst- und Fremdentifizierung“ sind hingegen nicht losgelöst vom Sinnzusammenhang und den jeweiligen Gegebenheiten. Brubaker und Cooper unterscheiden hierbei zwischen „relationaler“ und „kategorialer“ Identifikation. Man identifiziert sich selbst oder wird von anderen durch die Stellung in einem Beziehungsgeflecht (bspw. in einem Freundeskreis) identifiziert. Man kann sich hingegen auch selbst durch die Zugehörigkeit zu einer Personengruppe, die ein „kategoriales Attribut“ (bspw. Ethnizität,¹²³ Sprache, Nationalität, Staatsangehörigkeit) teilen, identifizieren, oder wird von anderen diesbezüglich identifiziert. In unserer Gesellschaft ist der Staat ein wichtiger „Identifizierer“, der u. a. Kategorien und Einteilungsklassen bestimmen kann (vgl. Brubaker und Cooper 2007, 67ff.).

Die zweite Begriffsgruppe, die Brubaker und Cooper vorschlagen, ist „*Selbstverständnis und gesellschaftliche Verortung*“. Hierbei geht es um das Selbstverständnis der eigenen Person – wer und wo bin ich in der vorherrschenden Gesellschaft, wie verortete ich mich und was für Konsequenzen ergeben sich daraus für mich und mein Verhalten? Es geht aber auch um das Verständnis des gesamten gesellschaftlichen Lebens. Das „Selbstverständnis“ fasst das „Selbst“ hingegen nicht als eine einförmige, in Einklang stehende Größe auf. Jeder kann sich auf eine andere Art und Weise selbst verorten und begreifen. Das Selbstverständnis ist des Weiteren nie nur auf die Erkenntnis bezogen, sondern beinhaltet Emotionen und Gefühle. Dabei muss berücksichtigt werden, dass sowohl das Verständnis über das „Selbst“ als auch über das gesellschaftliche Leben kulturspezifisch sind. Das Selbstverständnis kann dabei zeit- und personenabhängig einem Wandel unterworfen sein und auch beständig sein. Das Selbstverständnis schließt allerdings nicht das Verständnis der Anderen ein, obwohl das Verständnis der Anderen auf das eigene Verständnis Einfluss ausüben kann (vgl. Brubaker und Cooper 2007, 71ff.).

Die letzte Begriffsgruppe, die Brubaker und Cooper vorschlagen, ist „*Gemeinsamkeit (commonality), Verbundenheit (connectedness) und Zusammengehörigkeitsgefühl (groupness)*“. Unter Gemeinsamkeit wird die Teilhabe an einem kollektiven Charakteristi-

¹²² Brubaker und Cooper (2007, S. 59) sprechen sich vor dem Hintergrund, dass einige Wissenschaftler den Identitätsbegriff für unverzichtbar halten, dafür aus, den Begriff nicht gänzlich an den Rand der Existenz zu schieben, sondern diesen eine neue Orientierung zu geben, um ihn gegen kritischen Vorbehalt zu stärken.

¹²³ Erläuterungen zu dem Begriff „Ethnizität“ folgen noch in diesem Kapitel.

kum verstanden. Verbundenheit bezeichnet den Zusammenhalt der Personen untereinander. Gemeinsamkeit und Verbundenheit führen zusammen zu einem Zugehörigkeitsgefühl – das Empfinden vom Dazugehören zu einer kollektiv eintretenden Gruppe. Dabei können Gemeinsamkeit und Verbundenheit unterschiedliche Ausprägungen und Abstufungen annehmen – abhängig von der Relevanz, die ihnen von den Handelnden eingeräumt wird (vgl. Brubaker und Cooper 2007, 73ff.). Zu beachten ist, dass das Zusammengehörigkeitsgefühl nicht als konstant und beständig betrachtet werden sollte. Das Zusammengehörigkeitsgefühl ist modifizierbar und kann sich im Laufe des Lebens wandeln (vgl. Brubaker 2007, 22f.).

Die von Brubaker und Cooper (2007) vorgeschlagenen Begriffe, insbesondere Zugehörigkeitsgefühl, anstelle des Begriffes „Identität“ sind für die vorliegende Untersuchung schlüssig. Denn mit den von Brubaker und Cooper (2007) vorgeschlagenen Begriffen werden die Interviews in der hier vorliegenden Untersuchung vor dem Hintergrund der Forschungsfrage, der Themen Ethnic Return Migration und Ethnizität zugänglich und verständlich. Die von Brubaker und Cooper (2007) vorgeschlagenen Begriffe bringen auch andere Erkenntnisse als der Begriff Identität.

Neben Brubaker und Cooper (2007) sehen auch andere Wissenschaftler den Identitätsbegriff als nicht mehr zeitgemäß an, was den Entschluss in der hier vorliegenden Arbeit den Identitätsbegriff nicht zu verwenden, bestärkt. Berdjas (2017, S. 50) sieht den Identitätsbegriff problematisch: *„Von Identität zu sprechen, kann zu einer vorschnellen Vereinheitlichung verleiten.“* Die Bedeutung von Identität, so Berdjas (2017, S. 50) ist *„Mit-sich-selbst-gleich-sein (oder werden)“*. Auch Abels und König (2010, S. 20) sehen den Identitätsbegriff als problematisch. So weisen sie darauf hin, dass das Wort „Identität“ auf das Wort „idem ens“ aus dem lateinischen zurückgeht, was *„der-selbe-seiend“*, vergleichbar mit dem Ausdruck *„Mit-sich-selbst-gleich-sein (oder werden)“* von Berdjas (2017, S. 50), bedeutet. Aus soziologischer Betrachtungsweise ist diese Bedeutung, die einen unveränderten Zustand impliziert, zu hinterfragen, so Abels und König (2010, S. 20).

Anthias (2016, S. 492) hält den Begriff „Identität“ für einen sinnlosen Begriff. Die Frage nach der Identität führt bei den Befragten zu zwei Reaktionen: starrer Blick und Schweigen oder einem formelmäßigen Antwortverhalten. Es ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Frage nach der Identität fragt zu viel und gleichzeitig zu wenig (vgl. Anthias 2016, S. 494). Anthias (2006, 19f.) spricht sich auch, genau wie Pfaff-Czarnecka (2012), gegen eine synonyme Verwendung von Identität und Zugehörigkeit aus. Eine Person kann sich mit etwas identifizieren, aber das heißt noch lange nicht, dass sie sich auch zugehörig fühlt. Es ist möglich, dass dieser Person von jemand anderem die Zugehörigkeit verwehrt bleibt. Demgegenüber kann eine Person sich zugehörig und anerkannt fühlen, aber sich nicht gänzlich identifizieren.

Pfaff-Czarnecka (2012, 10f.) plädiert ebenfalls wie Brubaker und Cooper (2007) dafür, den Begriff „Zugehörigkeit“ anstelle von „Identität“ zu verwenden. Der Begriff „Zugehörigkeit“ umfasst die essentiellen Dimensionen des Identitätsbegriff und vermag menschliche Beziehungen, die vielschichtig, ambivalent, einen unauflösbaren Widerspruch in sich enthaltend und einem Prozess unterworfen sind, angemessener darzustellen und zu beschreiben als der Identitätsbegriff (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, 10f.). Zugehörigkeit ist z. B. in der Lage, die verschiedenen Dimensionen der Verortung (Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit, Anbindung) in sich zu vereinigen. Der Begriff „Zugehörigkeit“ hat eine „größere“ Dichte, was nutzenbringender ist (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 26). Das Konzept der Zugehörigkeit nimmt also auf den Identitätsbegriff Bezug, entwickelt sich aber viel weiter bzw. umfasst viel mehr (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 25). Auch Yuval-Davis (2007, S. 3) und Anthias (2013, S. 9) sehen Zugehörigkeit als ein Konzept, welches über Identität, aber auch Identifikation hinausgeht.

„Identität“ und „Zugehörigkeit“, so Pfaff-Czarnecka (2012, S. 25) haben eine unterschiedliche Sichtweise auf die soziale Welt. Während Identität die soziale Welt dichotom wahrnimmt, verweist Zugehörigkeit auf die situative, veränderliche und mannigfaltige Wesensart der sozialen Welt (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 25). Das Konzept der Zugehörigkeit wird der Komplexität und Dynamik der Welt gerechter als das Konzept der Identität. Zugehörigkeit ist eine „zentrale Dimension des Lebens“, so Pfaff-Czarnecka (2011, S. 2). Identität ist nach Pfaff-Czarneckas (2011, S. 4) Annahme ein kategoriales Konzept, wohingegen Zugehörigkeit eine Kombination aus Kategorisierung und gesellschaftlichen Bezüge darstellt. Mecheril und Hoffarth (2006, S. 228) sehen deutlich zwei entgegengesetzte Konzepte bei „Identität“ und „Zugehörigkeit“, die ihrer Auffassung nach getrennt voneinander betrachtet werden müssen. „Identität“ und „Zugehörigkeit“ haben zwei unterschiedliche Perspektiven und liefern folglich unterschiedliche Ergebnisse, wie sie hinweisen:

„Mit dem Identitätsbegriff wird gefragt, wie Individuen personale Kohärenz, Kontinuität und Konsistenz herstellen oder mit Inkohärenz, Diskontinuität und Inkonsistenz umgehen bzw. produktiv umgehen können. Beim Zugehörigkeitsbegriff wird gefragt, unter welchen sozialen politischen und gesellschaftlichen und von diesen vermittelten individuellen Bedingungen Individuen sich selbst als einem Kontext zugehörig verstehen, erkennen und achten können.“ (Mecheril und Hoffarth 2006, S. 229)

Beim Zugehörigkeitsbegriff steht das Verhältnis von Individuum und sozialem Kontext im Vordergrund. Beim Identitätsbegriff stehen die Neigungen des Individuums im Zentrum, die zugegebenermaßen sozial vermittelt, aber individuell zu verantworten sind (vgl. Mecheril und Hoffarth 2006, S. 228). Einen weiteren Unterschied zwischen „Identität“ und „Zugehörigkeit“ sieht Pfaff-Czarnecka (2012, S. 26f.) in der Auffassung, was Gemeinsamkeit bedeutet. Beide Begriffe bedienen sich unterschiedlicher Größen. Zugehörigkeit geht

den Weg von innen nach außen. Zugehörigkeit ergibt sich u. a. aus dem Gefühl des Aufgehobenseins in einem sozialen Netzwerk. Zugehörigkeit richtet sein Hauptaugenmerk auf ein gemeinsames Wissen, gemeinsames Ziel, aber auch auf das gemeinsame Schicksal und nicht auf die Übereinstimmung aller Mitglieder in einem sozialen Netzwerk. Pfaff-Czarnecka (2012) bedient sich einem Motto des ehemaligen Präsidenten der USA – Barack Obama: „*Yes we can.*“, um die Verschiedenartigkeit von „Identität“ und „Zugehörigkeit“ darzustellen. Barak Obama löste mit seinem kurzen Satz eine gefühlte Verbundenheit innerhalb aller US-Bürger aus. Er zeigte ihnen, dass sie gemeinsame Ziele und eine gemeinsame Zukunft haben. Es war nicht erforderlich auf eine „gemeinsame Identität“ zu pochen. Bei Zugehörigkeit werden Grenzziehungen erst dann wichtig bzw. im Rahmen von Zugehörigkeit thematisiert, wenn Konfrontationen sich einstellen – Zugehörigkeit entsteht in konfrontativen und konfliktären Situationen der Grenzziehung. Bei Identität ist es anders. Identität bedient sich an Grenzerfahrungen. In dem Empfinden der Andersartigkeit kommt Identität zum Vorschein. Identität geht den Weg von außen nach innen (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 26f.).

Doch gibt es eine (genaue) Definition von Zugehörigkeit? Pfaff-Czarnecka (2012, S. 12) definiert Zugehörigkeit als

„[...] eine emotionsgeladene soziale Verortung, die durch das Wechselspiel (1) der Wahrnehmungen, (2) der sozialen Beziehung der Gegenseitigkeit und (3) der materiellen und immateriellen Anbindungen entsteht.“

Diese in der Definition genannte „emotionsgeladene soziale Verortung“, die nicht ausdrücklich dargelegt werden muss, sondern als selbstverständlich¹²⁴ im Idealfall zu begreifen wäre, begründet sich auf ein gemeinsames geistiges Kapital, auf ein gemeinsames Erleben oder die „*Verbundenheit durch Bande von Gegenseitigkeit*“. Die soziale Verortung ist das Bedürfnis nach Beständigkeit und Bekanntem, was im Gegensatz zu der Auseinandersetzung „*mit dem und mit den Fremden*“ steht (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 8).

Soziale Verortung muss multidimensional gedacht werden. Anhand unzähliger charakteristischer Eigenschaften, die jede Person besitzt bzw., die eine Person ausmachen, bildet diese Person im Laufe ihres Lebens Zugehörigkeiten. Jeder hat die Aufgabe, die charakteristischen Eigenschaften so zu kombinieren, dass sie in Einklang zu einander stehen (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 11f.). Verortung ist somit ein Prozess, denn es werden immer wieder neue Zugehörigkeiten erschaffen (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 44). Zugehörigkeit ist ein dynamisches Konzept und nichts Feststehendes (vgl. Yuval-Davis 2011,

¹²⁴ Diese Selbstverständlichkeit, die von diesem Begriff ausgeht, begründet sich auf das Unausgesprochene. Wird Zugehörigkeit in aller Ausführlichkeit zum Thema gemacht, schwindet ein Stück der Selbstverständlichkeit (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 20). Zugehörigkeit müsste als „*Selbstverständlichkeit des Seins*“ verstanden werden. Hingegen ist dieses Verständnis heute nicht mehr zu halten, denn diese „*Selbstverständlichkeit des Seins*“ verschwindet, weil Menschen befürchten, ihre Zugehörigkeit zu verlieren, so Pfaff-Czarnecka 2018, S. 5).

S. 12). Diese vielen Zugehörigkeiten, die eine Person gleichzeitig innehat bzw. besitzt, sind immer abhängig von der Situation und dem Kontext. Eine Person kann zwischen diesen wählen. Es ist somit eine Entscheidung und keine Fügung (vgl. Melter 2006, S. 40; Pfaff-Czarnecka 2012, S. 48; Rosenthal und Bogner 2010, S. 15). Mehrfachzugehörigkeit bedeutet darüber hinaus „Sowohl-als-auch“. Man kann sich z. B. zwei verschiedenen Orten zugehörig fühlen – bspw. Deutschland und zugleich Moskau (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 53, 2018, S. 9, 2018, S. 9) Diese Pluralität dieses Begriffs bedeutet aber auch, dass Zugehörigkeiten nicht immer leicht miteinander kombiniert werden können (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, 17f.). Eine „Navigation zwischen unterschiedlichen Zugehörigkeiten“ ist häufig notwendig (vgl. Pfaff-Czarnecka 2018, S. 9). Im Kontext von Migration ist der Begriff „natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit“ zu nennen, den Mecheril (2003) prägte. Dieser Begriff meint, dass die soziale Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft durch die Begriffe „Nation“, „Ethnizität“ und „Kultur“ strukturiert wird, die „*ineinander verschwimmen*“ (vgl. Mecheril 2003, S. 24).

Aber nicht nur Verortung spielt bei Zugehörigkeit eine Rolle, sondern auch Entortung, denn es ist ein Element der Zugehörigkeit. Erst mit der Entortung findet die Auseinandersetzung mit der Verortung statt und somit wird der Zugehörigkeit eine hohe Bedeutung beigemessen. Entortung kann aber auch Entfremdung bedeuten – das Zugehörigkeitsgefühl kommt nicht zustande (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 40). Zugehörigkeit entsteht somit auch aus Nicht-Zugehörigkeitserfahrungen (vgl. Melter 2006, S. 40).

Pfaff-Czarnecka (2018, S. 6) spricht von Zugehörigkeit als „*eine zentrale und komplexe Dimension menschlicher Existenz*“. Pfaff-Czarnecka (2012, S. 12) sieht Zugehörigkeit ferner als essenziell für das menschliche Dasein. Rosenthal und Bogner (2010, S. 14f.) differenzieren dieses essenzielle Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Sie führen an, dass die Zugehörigkeitsfrage sich nicht jedem und in jeder Lebensphase stellt. Die Zugehörigkeitsfrage stellt sich in den meisten Fällen in speziellen biographischen, sozialen und soziokulturellen Konstellationen. Des Weiteren sind Zugehörigkeiten einem Wandel unterworfen und können sich im Laufe des Lebens ändern. Gerade in der heutigen globalisierten Welt wandeln sich Zugehörigkeiten. Sie sind fluider und unbeständiger geworden (vgl. Yildiz 2016, S. 459). Zugehörigkeit muss auch anders – und zwar neu – gedacht werden: flexibler, kreativer und egalitärer (vgl. Pfaff-Czarnecka 2018, S. 5). Riegel und Geisen (2010, S. 8) sind davon überzeugt, dass die Frage nach Zugehörigkeit für alle von Bedeutung ist, hingegen spielen, vergleichbar wie Rosenthal und Bogner (2010, S. 14f.) anführen, die eigene Biographie, die eigene gesellschaftliche und soziale Verortung und der jeweilige Kontext eine Rolle für diese Wichtigkeit. Darüber hinaus hat die Zugehörigkeitsfrage für Personen, für die ihre Zugehörigkeit selbstverständlich ist, eine andere Qualität als für Personen, deren Zugehörigkeit nicht anerkannt wird. Gerade die Kategorisierung als „*Andere*“ führt zu einer Auseinandersetzung.

Die Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit ist in den meisten Fällen keine individuelle Handlung bzw. Entscheidung. Zugehörigkeiten entstehen nicht losgelöst von der Zustimmung und Tolerierung der Mehrheitsbevölkerung in bestimmten Kontexten (vgl. Ruokonen-Engler 2016, S. 248). Das heißt, dass Zugehörigkeiten nicht nur von einem selbst gebildet werden, sie unterliegen der Einflussnahme der Mehrheitsbevölkerung. In der Interaktion mit Anderen und nicht nur beim Antreffen von Gemeinsamkeiten entsteht die Zugehörigkeit zu einem Volk, zu einer Gruppe, zu einer Gesellschaft (vgl. Saadaoui-el Amin 2013, S. 94). Die Zugehörigkeiten von Personen stützen sich auf die Differenzierung von „Wir“ und „die Anderen“ (vgl. Saadaoui-el Amin 2013, S. 203). Somit sind Zugehörigkeiten, die durch Differenzierungen entstehen, „Gegenstand von Aushandlungsprozessen“. Es wird einerseits ausgehandelt, welche Kriterien, die wandelbar sind, eine Zugehörigkeit beschreiben, andererseits was für Konsequenzen eine Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit hat (vgl. Riegel und Geisen 2010, S. 7). Zugehörigkeiten besitzen folglich, so Riegel und Geisen,

„[...] sowohl eine subjektiv-biografische Komponente im Sinne einer Affinität und Verbundenheit bzw. subjektiver Selbstverortung innerhalb eines sozialen oder räumlichen Kontextes als auch eine objektive Komponente im Sinne einer sozial-strukturellen Positionierung des Individuums im gesellschaftlichen Raum.“ (Riegel und Geisen 2010, S. 7)

Somit ergeben sich verschiedene Sichtweisen und diverse Möglichkeiten zu handeln (vgl. Riegel und Geisen 2010, S. 7).

Die Familiengeschichte ist ebenfalls eine zentrale Grundlage für die eigene Herstellung der Zugehörigkeit – die Selbstdefinition orientiert sich häufig an der Definition der Familie (vgl. Rosenthal 2005, 53ff.). Menschen konstruieren meistens ihre ethnische Zugehörigkeit nicht weisungsfrei und losgelöst von ihrer Stellung in der Familie. Es ist somit keine individuelle Entscheidung, sondern eine Entscheidung, die vor dem Hintergrund der familiären Geschichte gefällt wird. Auch aufgrund der familiären Zugehörigkeit bleiben dem Individuum nicht viele Möglichkeiten einer ethnischen Zugehörigkeit (vgl. Rosenthal und Bogner 2010, 13f.).

In diesem Zusammenhang kann der Begriff „**Ethnizität**“ eingeführt werden, der in den vorherigen Ausführungen von Brubaker (2007) genannt wurde und bei der Migrationsform „Ethnic Return Migration“ und somit in der hier vorliegenden Untersuchung von zentraler Bedeutung ist.

Ethnizität ist im Miteinander mit Anderen (Fremdzuschreibung), aber auch bei der persönlichen Selbstidentifikation (Selbstzuschreibung) von Bedeutung (vgl. Groenemeyer 2003, S. 28). Fremd- und Selbstzuschreibung können sich in bestimmten Bereichen überschneiden bzw. interferieren. Die Folge davon ist die Bildung von Gruppen, zu denen man sich zugehörig fühlt oder von denen man sich abgrenzt (vgl. Filsinger 2010). Diese ange-

nommene Zugehörigkeit zu einer Gruppe ist nicht räumlich begrenzt, sondern kann unterschiedliche Entfernungen überwinden (vgl. Kaiser 2006, S. 23).

Ethnizität hat zum Ziel, kulturelle Verschiedenartigkeit sichtbar zu machen. Dazu dienen unterschiedliche Kategorien wie Einstellungen zu bestimmten Werten und Grundprinzipien, aber auch u. a. Sprache, Traditionen und Gestaltung des Alltags (vgl. Groenemeyer 2003, S. 16). Eine kollektive Kultur¹²⁵ bereichert das Zusammenleben, indem es ein Zusammengehörigkeitsgefühl stiftet. Kultur unterliegt Veränderungen (vgl. Filsinger 2010, S. 10).

(Ethnische) Gruppen¹²⁶ verwenden Ethnizität, um sich nach bestimmten kulturellen Merkmalen wie z. B. Sprache oder Speisen, was bereits aufgeführt wurde, abzugrenzen bzw. zu differenzieren (vgl. Groenemeyer 2003, S. 12). Ethnizität ist eine Folge von Gemeinsamkeiten und nicht der Grund für Gemeinsamkeiten, wie Bös (2008, S. 57) verdeutlicht:

„Nicht Ethnizität ist der Grund für eine besondere Lebensweise, ein Gruppenschicksal oder gemeinsames Aussehen, sondern weil diese Merkmale vorliegen, entsteht Ethnizität, im Sinne des geteilten Abstammungsglaubens, der dann zur ‚Propagierung‘ eines bestimmten ethnischen Gruppenhandelns verwendet wird.“

Ethnizität kann als ein Charakteristikum, wenn auch nicht als ein quasi-biologisches Charakteristikum, der Migranten als auch der Autochthonen gesehen werden. Die Größe bzw. Dimension der kulturellen Unterschiede hat dabei einen wesentlichen Einfluss auf Abgrenzung und Annäherung zwischen den Migranten und den Autochthonen (vgl. Filsinger 2010, S. 6). Der Begriff Ethnizität beschreibt somit die Herstellung eines Zugehörigkeitsgefühls.

Ethnizität kann hingegen nicht ohne **Ethnisierung**¹²⁷ existieren, denn es sind Gegenstücke zueinander: Weitläufig zusammengefasst meint Ethnizität das Anderssein, was eine Person selbst anstrebt – anders ausgedrückt: selbstzugeschriebenes Anderssein. Unter

¹²⁵ Unter Kultur kann im weitesten Sinne „die vom Menschen durch die Bearbeitung der Natur mithilfe von planmäßigen Techniken selbst geschaffene Welt der geistigen Güter, materiellen Kunstprodukte und sozialen Einrichtungen“, verstanden werden. Dieser Begriff umgrenzt die „Gesamtheit der vom Menschen selbst hervorgebrachten und im Zuge der Sozialisation erworbenen Voraussetzungen sozialen Handelns, d. h. die typischen Arbeits- und Lebensformen, Denk- und Handlungsweisen, Wertvorstellungen und geistigen Lebensäußerungen einer Gemeinschaft“ (Nünning 2009).

¹²⁶ Unter ethnischen Gruppen werden „kleinere Einheiten von Menschen bezeichnet, die sich hinsichtlich ihrer Herkunft, Geschichte, Religion oder Kultur selbst als Einheit definieren oder von anderen so definiert werden“ (Groenemeyer und Mansel 2003, S. 15). Bös (2005, S. 22) geht davon aus, dass von einer ethnischen Gruppe gesprochen werden kann, wenn Gruppenmitglieder an eine Abstammungsgemeinsamkeit glauben. Der Glaube an diese Abstammungsgemeinsamkeit beruht auf einen oder mehreren Charakteristika wie Aussehen, Sitten, Kolonisierungs- und Wanderungserfahrungen.

¹²⁷ Der Begriff „Ethnisierung“ wird bereits hier eingeführt, um zu verstehen, was dieser Begriff aussagt, der im weiteren Verlauf der Arbeit wichtig werden wird – dies trotz der Tatsache, dass es bei dieser Arbeit nicht im Kern um Ethnisierungsprozesse und Diskriminierung geht. Ethnisierungsprozesse spielen bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in dieser Arbeit bei dem Selbstverständnis eine wichtige Rolle, was sich im empirischen Teil der Arbeit zeigen wird.

Ethnisierung hingegen wird das Anderssein verstanden, was von Fremden ausgehend entsteht – d. h. das fremdzugeschriebene Anderssein (vgl. Römhild 1998, S. 140). Ethnisierung ist ein Prozess, bei dem ethnische Merkmale einer Person zugeschrieben werden (vgl. Bukow 1996, S. 133). Insgesamt hat Ethnisierung viele Ausprägungen. Es kann zu Diskriminierung, Ächtung, aber auch Völkermord führen (vgl. Römhild 1998, S. 148). Bei Russlanddeutschen lassen sich in ihrer Geschichte viele Formen der Diskriminierung¹²⁸ als Ergebnis von Ethnisierungsprozessen finden (vgl. Römhild 1998, 148f.). Nach Bukow (1996, S. 142) zielen Ethnisierungsprozesse

„[...] zu Beginn bloß auf Abgrenzung, genauer gesagt auf die Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungskreise zu Fremden, zum Ausländer, und erst zum Schluss beginnt man, sich auch selbst ethnisch zu interpretieren. Ethnisierung setzt mit Diskriminierung des anderen, mit der Erzeugung von Gruppen zu ethnischen Minderheiten ein.“

Bukow (1992, S. 141) sieht in der Ethnisierung den Umgang der Mehrheitsbevölkerung mit fremden Einwanderern. Die fremden Einwanderer, die Minderheit, werden mit ethnischen Zuschreibungen ausgegrenzt. Dies hat Konsequenzen: Einerseits kommt es zu einem ethnischen Zusammengehörigkeitsgefühl der Mehrheit. Andererseits bzw. als Folge davon entwickelt die Minderheit stärker ein nationales Bewusstsein. Es kommt durch Fremdzuschreibung zur Bildung einer ethnischen Minderheit. Dies wiederum führt dazu, dass die Mehrheitsbevölkerung sich in ihrem Bestreben rückbestätigt fühlt. Es kommt zu einem „gesellschaftsinternen »Ausland«“.

Bilger (2012, S. 62) begreift Ethnisierung als

„[...] die Summe von kulturellen und sozialen Praktiken, die das kollektivierende Ganze der Ethnizität als Strukturkategorie erst herstellen.“

Mittels Ethnisierung können Personen sich von „Anderen“ abgrenzen, indem sie sich für Besser oder Schlechter bzw. den Anderen überlegen oder unterlegen halten. Dabei setzt sich Ethnisierung aus Fremdethnisierung – man wird von Anderen ethnisiert – und Selbstethnisierung – man akzeptiert, dass man anders ist – zusammen. Bilger (2012, S. 63) stellt weiter fest:

*„**Sie** (die Herrschenden) haben die Macht, **uns** (die oder ihre Anderen, also die Ethnisiererten oder zu-Ethnisierenden) mit ihren Mitteln, Diskursen und Praktiken der Fremdethnisierung von unserer eigenen Andersartigkeit derart zu überzeugen, dass **wir uns** als Andere oder Fremde verstehen als solche in unseren Diskursen und Praktiken der Selbstethnisierung erst konstituieren.“*

Fremd- und Selbstethnisierung agieren zusammen (vgl. Bilger 2012, 62f.) und kommen u. a. bei sozialer Ungleichheit zum Tragen (vgl. Bommers und Scherr 1991; Filsinger

¹²⁸ Vergleiche dazu Kapitel 2.

2010). Die ständige Konfrontation mit ethnisierenden Zuschreibungen von Anderen kann bei vielen zu (selbst-)ethnisierenden Gruppenbildungen führen. Diese Menschen versuchen dadurch den eigenen Alltag zu meistern und sich im eigenen Leben durchzusetzen (vgl. Filsinger 2010, 11f.). Mit Ethnisierung bezwecken einige Minderheiten die Degradierung des Fremden und die Erhöhung der eigenen Person. Aber auch die Aufwertung des Fremden ist bei einigen anzutreffen. Erstrebenswerte Eigenschaften der Fremden werden dabei auf einen selbst übertragen. Ethnisierung weicht grundsätzlich von anderen Kategorien wie Alter oder Geschlecht, die ebenfalls wie Ethnisierung eine Abgrenzung zu Anderen schaffen, ab. Dies geschieht dadurch, dass Personen sich auf ihre gemeinsame ethnische Herkunft und Abstammung berufen und dadurch Ethnisierung zu einer bedeutenden Kategorie der Abgrenzung wird. Des Weiteren kann Ethnisierung durch diese besondere Stellung auch zur Instrumentalisierung innerhalb einer Gemeinschaft genutzt werden (vgl. Römhild 1998, 148ff.).

Um die beiden Begriffe „Ethnizität“ und „Ethnisierung“ wieder zusammenzubringen – Ethnizität ist eine Folge von Ethnisierung, was bei Bilgers (2012) Ausführungen deutlich wurde. Sowohl Ethnisierung, als auch Ethnizität beruhen auf Differenzierungs- als auch Homogenisierungsprozessen. Eine ethnische Gruppe hat das Ziel, homogen innerhalb der Gruppe bzw. im „Inneren“ zu sein und sich gleichzeitig nach „Außen“ abzugrenzen. Dies kann sowohl zeitlich und auf bestimmte Gegebenheiten abgesteckt sein, als auch das gesamte Leben bestimmen (vgl. Römhild 1998, S. 152). Darüber hinaus können Ethnisierung und Ethnizität „Re-Identifikation“ bedingen. Das heißt, dass es zu einer Wiederidentifikation mit dem geographischen Herkunftsland bzw. Geburtsland und der geografischen Herkunftskultur bei ethnischen Minderheiten aufgrund von Diskriminierung und Ausgrenzung seitens der Mehrheitsbevölkerung kommt (vgl. Yildiz 1997, S. 87). „Re-Identifikation“ meint weitgehend nichts anderes als „Re-Ethnisierung“ – d. h. Rückzug in die Herkunftsgruppe aufgrund von Diskriminierung (vgl. Skrobaneck 2007, S. 266).

Nach den vorherigen Ausführungen in diesem Kapitel u. a. zu Zugehörigkeit, Ethnizität und Ethnisierung ist es mehr als angebracht, vor dem Hintergrund der Forschungsfrage zu schauen, wie diese Begriffe auf Migranten, aber insbesondere auf russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler anzuwenden sind bzw. bereits angewandt wurden und welche Fragen sich noch ergeben.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wird auf die ausführliche Darstellung der vielen Veröffentlichungen der (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlerforschung in Bezug auf die Identitätsfrage bzw. die Konstruktion der Identität verzichtet. Es soll lediglich auf einige Studien verwiesen werden, die sich mit dem Identitätsbegriff bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern befasst haben bzw. sich am Identitätsbegriff versucht haben. Die hier

vorliegende Arbeit möchte einen anderen Weg als diese Studien gehen bzw. eine andere Perspektive aufzeigen und zwar die der Zugehörigkeit.

Kurilo (2015) stellt in ihrer im Gebiet der Geschichte und Ethnologie verorteten Studie *„Russlanddeutsche als kulturelle Hybride. Schicksal einer Mischkultur im 21. Jahrhundert“* drei verschiedene Identitätstypen heraus: „Deutsche in Russland“, „Deutsche Russen“ und „Russische Deutsche“. Sie verwendet den Begriff der kulturellen Identität. Diese drei Identitätstypen begründen sich, so Kurilo (2015, S. 61), auf kulturellen Erfahrungen, Fremd- und Selbstwahrnehmung der Russlanddeutschen. Ihr Ziel ist die Darstellung der „Gruppe der »Russlanddeutschen« als ein komplexes soziales Phänomen“ (vgl. Kurilo 2015, S. 61).

Simonov (2013) zeigt in ihrer Untersuchung *„Die heimatlosen Heimkehrer. Zwei Subkulturen im Vergleich; sozialpsychologische Aspekte der Identität von russlanddeutschen Spätaussiedlern in Deutschland und irischen Heimkehrern in Irland“* einen andauernden Konflikt der Identitätsfindung. Sie fokussiert sich auf den sozialpsychologischen Aspekt der kulturellen Identität. Die Sprache ist dabei die abhängige Variable im Vergleich der beiden Gruppen (vgl. Simonov 2013, S. 28).

Kiel (2009) rekonstruiert in ihrer Studie *„Wie deutsch sind Russlanddeutsche? Eine empirische Studie zur ethnisch-kulturellen Identität in russlanddeutschen Aussiedlerfamilien.“* fünf unterschiedliche Typen im Hinblick auf die Betrachtung des ethnischen Aspektes der kulturellen Identität wie bspw. die „wahren Deutschen“ oder die „sowjetischen Leute“. Sie untersucht dazu russlanddeutsche Drei-Generationen-Familien. Angesprochene Themenkomplexe in den Interviews sind u. a. Kultur, ethnisch kulturelle Identität, Integration und Erziehung. Die Kultursituation der Russlanddeutschen ist der Gegenstand ihrer Forschung. Ihr Erkenntnisinteresse liegt in der Untersuchung der „Identitätsbildungsprozesse vor dem jeweiligen Erlebnishintergrund der Russlanddeutschen“ (vgl. Kiel 2009, S. 53f.). Kiel stellt u. a. fest, dass Russlanddeutsche einen Kulturkonflikt haben.

Baerwolf (2006) befasst sich in ihrer Studie *„Identitätsstrategien von jungen >Russen< in Berlin. Ein Vergleich zwischen russischen Deutschen und russischen Juden“* mit individuellen und kollektiven Identitätsstrategien der beiden genannten Migrationsgruppen. Die zentrale Frage ist, wie die sechs Befragten „ihr identifikatorisches Selbstverständnis im Migrationsverlauf und Ankommensprozess sowohl auf individueller als auch kollektiver Ebene verhandeln“ (vgl. Baerwolf 2006, S. 176).

Reitemeier (2006) erfasst in seiner Studie *„Im Wechselbad der kulturellen Identitäten. Identifizierungs- und De-Identifizierungsprozesse bei russlanddeutschen Aussiedlern“* vier Identitätsorientierungen wie u. a. „nur noch deutsch“ oder „gar kein Deutscher mehr, für die Deutschen ein Russe“. Reitemeiers Ziel ist die Herausarbeitung von Identitätsprozessen und Identitätsproblematiken.

Savoskul (2006) geht in ihrer Arbeit *„Russlanddeutsche in Deutschland: Integration und Typen der ethnischen Selbstidentifikation“* u. a. der Frage nach, ob es „einen Zusammenhang zwischen verschiedenen Identitätstypen der Russlanddeutschen und verschiedenen Binnenstrukturen“ gibt. Sie unterteilt Russlanddeutsche in drei Typen hinsichtlich der Selbstbeschreibung und der Wahrnehmung der eigenen Identität (sie nennt es ethnische Selbstidentifizierung¹²⁹): „Deutsche“, „Russlanddeutsche“ und „Russaki“.

Die angeführten Autorinnen und Autoren bedienen sich fast ausschließlich an dem Begriff der kulturellen Identität. Gelegentlich kommt der Begriff „Zugehörigkeit“ in diesen Studien vor – am Rande des Identitätsbegriffs bzw. Zugehörigkeit wird über den Identitätsbegriff am Rande diskutiert. Zugehörigkeit wird hingegen häufig undifferenziert bzw. häufig synonym für Identität verwendet. Dies ist in der hier vorliegenden Arbeit bzw. Untersuchung nicht der Fall, denn es wird ausschließlich der Zugehörigkeitsbegriff gebraucht. Pfaff-Czarnecka (2012, S. 10) hält die synonyme Benutzung für falsch, was bereits deutlich wurde. Der Schwerpunkt der Arbeiten der angeführten Autorinnen und Autoren liegt, wie gesagt, bei dem Begriff der Identität. Wie bereits weiter oben im Kapitel erwähnt, ist der Identitätsbegriff hingegen mit diversen Problemen behaftet, auf die nicht weiter eingegangen werden soll.

Die angeführten Autorinnen und Autoren bedienen sich an dem Begriff der (kulturellen) Identität, den sie nicht immer explizieren. Eine Explikation und Eingrenzung des basierenden Verständnisses von Identität ist hingegen notwendig, wenn mit dem Konzept Identität gearbeitet wird (vgl. Huxel 2014, S. 50). Es ist ein unreflektierter und unscharfer Begriff und die angeführten Autorinnen und Autoren setzen häufig voraus, dass jeder weiß, was „Identität“ heißt. Eine Erklärung, was kulturelle Identität darstellen kann, gibt Kiel (2009, S. 56ff.) in ihrer Studie. Sie verweist darauf, dass bei kultureller Identität sowohl verschiedene Aspekte von Kultur wie u. a. Symbole und Werte als auch Identitätsressourcen wie Geschlechtszugehörigkeit berücksichtigt werden. Eine klare Definition gibt sie allerdings nicht. Dies zeigt, wie uneindeutig der Begriff „Identität“ verwendet wird. Wie bereits gezeigt wurde, sind Brubaker und Cooper (2007) als auch Pfaff-Czarnecka (2012) und Anthias (2016) davon überzeugt, dass dieser Begriff nichtssagend ist – er sagt zu viel und gleichzeitig zu wenig aus. Im Vergleich zum Zugehörigkeitsbegriff, der in der hier vorliegenden Arbeit bzw. Untersuchung verwendet wird, ist der Identitätsbegriff in den Studien der angeführten Autorinnen und Autoren zu mehrdeutig. „Identität“ und „Zugehörigkeit“ haben eine unterschiedliche Betrachtungsweise auf die soziale Welt (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 25). Das Konzept der Identität wird der Komplexität und Dynamik der Welt weniger gerecht als das Konzept der Zugehörigkeit (vgl. Pfaff-Czarnecka 2011, S. 2).

¹²⁹ Diese ethnische Selbstidentifizierung kann im Sinne von Brubaker und Cooper (2007) verstanden werden. Die von Savoskul (2006) Befragten mussten sich selbst beschreiben. Sie definierten sich unterschiedlich, was Savoskul veranlasste sie zu kategorisieren.

Im Vergleich zu differenzierteren Begrifflichkeiten wie Zugehörigkeitsgefühl, beschreibt der Identitätsbegriff auch die sozialen Beziehungen zwischen Personen schlechter. Er ist auch nicht in der Lage, als ein einziger Begriff u. a. die Vielzahl an Zugehörigkeiten und Formen des Dazugehörens zu beschreiben. Der Identitätsbegriff ist zu undifferenziert. Der Zugehörigkeitsbegriff hat hingegen eine „*größere Dichte*“ wie Pfaff-Czarnecka (2012, S. 26) es umschreibt. Er fasst verschiedene Dimensionen symbolischer und anderer Verortungen zusammen wie z. B. Gemeinsamkeit. Diese verschiedenen Dimensionen der Zugehörigkeit, die in den oben aufgeführten Studien mit dem Identitätsbegriff nicht berücksichtigt werden, werden in der hier vorliegenden Untersuchung mit dem Zugehörigkeitsbegriff berücksichtigt. Ferner wird die Frage nach der Zugehörigkeit für sich allein und nicht am Rande des Identitätsbegriffs betrachtet. Die Frage nach der Zugehörigkeit ist die Kernthematik der hier vorliegenden Arbeit.

Die Zugehörigkeitsfrage ist eine zentrale Frage für viele, auch für Migranten, was in den bisherigen Ausführungen deutlich wurde und sollte schon allein deswegen es wert sein, erforscht zu werden. Aber gerade für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sollte der Zugehörigkeitsbegriff verwendet werden, denn schon allein aufgrund ihrer *Volkszugehörigkeit* nach dem Bundesvertriebenengesetz (vgl. Kapitel 2) bietet sich der Begriff Zugehörigkeit an.

Bezogen auf Migranten ist im Allgemeinen festzustellen, dass die Art und Weise wie Migranten sich selbst begreifen bzw. verstehen und wie sie sich positionieren, selten von der eigenen subjektiven Zugehörigkeit abhängt. Die Aufnahmegesellschaft nimmt sich das Recht, Migranten national in eine bereits vorherrschende Hierarchie von „Autochthonen“ und „Ausländern“ einzuordnen und zu positionieren (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 52). Bukow und Llaryora (1993, 51ff.) sehen ethnisierende Zuschreibungen der Aufnahmegesellschaft als Grund für die Wahrnehmungen der Migranten als Fremde. Speziell in der Ethnic Return Migration Forschung ist der Begriff „Fremdheit“ (soziale Entfremdung) ein häufig verwendeter Begriff (vgl. Tsuda 2009c).

Gaudenz und Römhild (1996, S. 29) merken an, dass das Gefühl von Fremdsein bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern durch ethnisierende Zuschreibungen zu beobachten ist. Ihnen wird von der Politik und von der Mehrheitsbevölkerung eine Zugehörigkeit, die nicht immer ihrem subjektiven Zugehörigkeitsgefühl entspricht, zugewiesen. Zum Beispiel werden (Spät-)Aussiedler erst in Deutschland zu (Spät-)Aussiedlern, denn diese Bezeichnung erhalten sie erst bei der Einreise nach Deutschland. Sie werden von der Bundesregierung mit diesem Begriff von autochthonen Deutschen und gleichzeitig von den Ausländern abgegrenzt. Ihnen wird eine Position zwischen „Fremdsein“ und „Deutschsein“ zugeteilt. Dieser „Zwischen-Status“ zwingt sie zur Auseinandersetzung mit der eigenen Positionierung.

Im Folgenden werden drei Studien dargestellt, die für das vorliegende Forschungsziel von Relevanz sind, um eine Positionierung der eigenen Arbeit in der Forschungslandschaft vornehmen zu können. Diese drei Studien unternehmen den Versuch, sich der Zugehörigkeitsfrage zu nähern und die Identitätsfrage nicht in den Vordergrund zu stellen bzw. den Identitätsbegriff erst gar nicht anzuwenden.

Zu nennen ist die Studie »„Halb Deutscher, halb Russe.“ Integration und Segregation jugendlicher Aussiedler¹³⁰ – Eine exemplarische Untersuchung des Bamberger Malerviertels« von Göler und Lautenbacher aus dem Jahr 2010. Göler und Lautenbacher (2010, S. 45) verweisen in ihrer qualitativen Studie, in der die Frage nach der Zugehörigkeit ein Teilergebnis ihrer Untersuchung ist, darauf, dass bei der ethnischen Selbstidentifizierung Abstammung, Sprache und „angeeignete Kenntnisse der Aufnahmegesellschaft“ von Bedeutung sind. Leider werden diese drei Kategorien (Abstammung, Sprache und „angeeignete Kenntnisse der Aufnahmegesellschaft“) nicht weiter ausdifferenziert bzw. näher erläutert, wie die Befragten diese auslegen. Die Jugendlichen merken an, dass die rechtliche Kategorie „(Spät-)Aussiedler“ für die Selbstidentifikation nicht genutzt wird. Sie selbst verbinden mit dem Begriff Aussiedler „Russe“ oder „Ausländer“ und bezeichnen sich als Deutsche, Russen oder als eine Mischform („halb Deutscher und halber Russe“; „Hälfte-Hälfte“). Wobei sich die wenigsten als Deutsche sehen. Göler und Lautenbacher verweisen darauf, dass diejenigen, die sich selbst als Deutsche bezeichnen, einen guten Integrationsprozess (beherrschen die Sprache und haben einen Ausbildungsplatz oder besuchen eine Schule) durchlaufen haben.

Gaudenz und Römhild (1996, S. 29ff.) zeigen in ihrer vorwiegend quantitativen Studie *„Grenzerfahrungen. Deutschstämmige Migranten aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion im Vergleich“*, u. a. welche Erwartungen russlanddeutsche Aussiedler an das Leben in Deutschland haben und welche Erfahrungen sie mit dem Gefühl des Andersseins und Fremdseins machen. Die Studie beinhaltet psychologische und kulturanthropologische Ansätze und befasst sich, wie der Titel schon sagt, mit Grenzerfahrungen der russlanddeutschen Aussiedler. Gaudenz und Römhild (1996, S. 52) verweisen darauf, dass russlanddeutsche Aussiedler¹³¹ widersprüchliche ethnisierende Zuschreibungen erleben: Sie

¹³⁰ Befragt wurden jugendliche Russlanddeutsche zwischen 14–18 Jahren (Aufenthaltsdauer: 8–15 Jahre. Einer war nur 6 Monate in Deutschland). Das Ziel der Studie ist den Stand und Problematik der Integration von Russlanddeutschen in einem Problemviertel in Bamberg darzustellen (vgl. Göler und Lautenbacher 2010, S. 33f.).

¹³¹ Befragt wurden 437 Aussiedler (aus Russland und Polen; Altersstufe: unter 20 bis über 60 Jahre) mit einer Aufenthaltsdauer von mindestens 2 Jahren mit Hilfe eines halbstrukturierten Fragebogens in den Jahren 1990 bis 1991. Gaudenz und Römhild nennen die Befragten zwar „Aussiedler“, aber strenggenommen, so Gaudenz und Römhild, sind es „deutschstämmige Migranten“. Es sind Russlanddeutsche und Polendeutsche (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 30).

Der Untersuchungszeitpunkt 1990/1991 zeigt, dass die Ergebnisse etwas älter sind. Diese Untersuchung wurde durchgeführt, als die Einreisezahlen sich auf einem hohen Level befunden haben (vgl. Kapitel 2). Neue-

werden in Deutschland zwar mit autochthonen Deutschen vor dem Gesetz gleichgestellt, von der Aufnahmegesellschaft werden sie allerdings mit anderen Migranten gleichgestellt und als „Russen“ oder „Ausländer“ bezeichnet. Sie werden zu „fremden Deutschen“. Russlanddeutsche Aussiedler empfinden sich in den meisten Fällen aber nicht als Ausländer und wollen mit diesen nicht gleichgestellt werden. Wer darf warum und in welchem Grad die Zugehörigkeit zu Deutschland für sich beanspruchen, ist eine zentrale Frage für russlanddeutsche Aussiedler. Sie denken in ethnischen Kategorien. Die ethnischen Kategorien Sprache (die deutsche Sprache gut zu beherrschen), Abstammung (in einer deutschen Familie aufgewachsen zu sein; deutsche Vorfahren zu haben) und Tradition (von Generation zu Generation weitergegebene Traditionen) bestimmen, ihrer Auffassung nach, das „Deutschsein“. Sie verstehen häufig nicht, wie „Ausländer“ die Zugehörigkeit zu Deutschland beanspruchen können/dürfen, denn diese können sich nicht wie die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler selbst auf eine „ethnische Zugehörigkeit“ zu Deutschland berufen. Russlanddeutsche Aussiedler sind aufgrund dessen noch mehr über ihre eigene Position in der Gesellschaft verunsichert und grenzen sich immer mehr von diesen „Ausländern“ ab. Konkurrenzdenken kommt noch hinzu – wie z. B., dass Wohnraum von „Ausländern“ den Aussiedlern weggenommen wird. Russlanddeutsche Aussiedler möchten bevorzugt werden, denn ihrer Meinung nach haben sie eine Daseinsberechtigung aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit und ihres „Deutschseins“¹³² (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 55ff.). Die russlanddeutschen Aussiedler erheben den Anspruch auf Zugehörigkeit und grenzen sich damit (ethnisch) ab. Dieses Verhalten zeigt, wie die eigene Gruppe aufgewertet wird und die anderen Gruppen (hier die Ausländer) abgewertet werden, was bereits bei Römhild (1998, 148ff.) in den obigen Ausführungen deutlich wurde. Dieser Tatbestand zeigt, dass für die befragten russlanddeutschen Aussiedler ihre deutsche Abstammung der Ausdruck einer/ihrer ethnischen Zugehörigkeit ist.

Das Gefühl Deutschland zuzugehören war hingegen bei russlanddeutschen Aussiedlern immer präsent, so Gaudenz und Römhild (1996). Sie lebten mit diesem Zugehörigkeitsgefühl in ihren geographischen Herkunftsländern jahrzehntelang und wollten immer nach Deutschland – „in die Heimat zurückkehren“ (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 37). Der Wunsch einiger russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler „als Deutsche unter Deutschen“ (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 43) zu leben, zeigt die positive Verbundenheit mit Deutschland, was auch andere Autoren wie Klekowski von Koppenfels (2009, S. 115) an-

re Erkenntnisse, was die hier vorliegende Arbeit sich erhofft, könnten zeigen, ob das, was in der Studie von Gaudenz und Römhild beobachtet wird, auch nach über 25 Jahren noch aktuell ist.

¹³² Deutschsein bedeutet explizit für die befragten Russlanddeutschen nach der Studie von Gaudenz und Römhild (1996, S. 55) u. a. die deutsche Sprache gut zu beherrschen (90,5 %); in einer deutschen Familie aufgewachsen zu sein (87 %); mit anderen Deutschen zusammen zu sein (84,2 %) und deutsches Brauchtum (83,8 %).

merken. Aber nicht nur sie selbst wollten in Deutschland unter Deutschen leben, auch ihre Kinder sollen Deutsch bleiben (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 43).

Rosenthal (2011), die sich in ihrem Forschungsprojekt *„Biographie und Kollektivgeschichte. Transgenerationale Folgen der Vergangenheit in Familien von (Spät-)Aussiedlern aus der GUS“* aus der Perspektive der Biographie- und Generationenforschung u. a. mit biographisch-narrativen Interviews Familien- und Lebensgeschichten von drei (Spät-)Aussiedlergenerationen aus den GUS-Staaten befasst, untersucht die Frage nach der Bedeutung der Familienvergangenheiten vor der Migration für die Gegenwart dieser Familien in Deutschland. Ihr Ziel ist die Darstellung der Folgen der Kollektiv- und Familiengeschichte. Rosenthal kommt zu dem Ergebnis, dass jüngere ethnische Deutsche¹³³ (die Enkelgeneration (bis zum 20. Lebensjahr)) unterschiedlich mit Fremdheitserfahrungen in Deutschland, der eigenen Selbstwahrnehmung und den Erwartungen der Familie hinsichtlich der Herstellung der Zugehörigkeit umgehen. Es sind zwei Positionen zu beobachten: Einerseits ist es die *„provokative Abgrenzung“* und andererseits ist es die *„angestrenzte Anpassung“*. Zur ersten Position gehört der Rückzug in ethnische (russische oder multiethnische) „Gegenwelten“. Einige wollen bewusst auffallen – z. B. ist einigen das Pflegen der russischen Kultur wichtig. Andere zeigen ihren sowjetischen Kleidungsstil bewusst nach außen. Personen, die zur zweiten Position gehören, wollen nicht auffallen und verleugnen oft ihre Herkunft¹³⁴ und ihren Status als Aussiedler oder Russlanddeutsche (vgl. Rosenthal 2011, 17f.). Von der Mehrheitsbevölkerung wird an Russlanddeutsche die Erwartung gestellt, sich eindeutig ethnisch oder national zu verorten – sie erwarten eine eindeutige Zugehörigkeitsdefinition (vgl. Rosenthal 2011, S. 19). Dies ist hingegen nicht immer einfach, was unterschiedliche Gründe hat. Radenbach¹³⁵ und Rosenthal (2015) machen deutlich, dass die Zugehörigkeitskonstruktionen sich im biografischen Verlauf verändern können. Fühlten sich z. B. einige vor der Migration stärker der Sowjetunion verbunden, so kommt es kurz vor der Migration zur stärkeren Verbundenheit mit Deutsch-

¹³³ Mit ethnischen Deutschen sind hier Personen gemeint, die in den ehemaligen Sowjetstaaten in ihrem Pass die deutsche Nationalität haben eintragen lassen, aber auch Personen, die deutsche Angehörige haben (vgl. Rosenthal 2011, S. 16). Rosenthal (2011) hat einen viel weiter gefassten Begriff für „ethnische Deutsche“ als die hier vorliegende Arbeit bzw. Untersuchung. In Rosenthals Untersuchung gehen sowohl Personen, die selbst deutschstämmig sind als auch Personen, die nicht selbst deutschstämmig sind, ein. In der hier vorliegenden Untersuchung ist der Kreis der Untersuchten bzw. Befragten viel enger gefasst. Die untersuchten „russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler“ sind selbst deutschstämmig. Es werden keine Personen untersucht, die nicht deutschstämmig sind. Die Ergebnisse der Studie von Rosenthal können somit nicht ohne Weiteres auf die hier vorliegende Arbeit übertragen bzw. mit dieser verglichen werden. Die hier vorliegende Untersuchung nähert sich aber auch aus einer anderen Perspektive dem Konzept der Zugehörigkeit und zwar vermehrt aus der ernährungssoziologischen Perspektive. Insbesondere Essen und Einkauf stehen im Mittelpunkt, an denen sich die Zugehörigkeit ablesen lässt.

¹³⁴ Diese Beobachtung zeigt Vergleichbares und auch nicht Vergleichbares mit anderen Migranten: Bei türkischen Migranten der ersten und zweiten Generation berichten Schultz und Sackmann (2001, S. 42), dass diese ihre türkische Herkunft nicht verleugnen. Auch Rieker (2003) zeigt bei italienischen Migranten, dass diese ihre geografische Herkunft nicht verleugnen, sondern teilweise auch stolz sind, aus Italien zu kommen.

¹³⁵ Niklas Radenbach war zusammen mit Rosenthal und anderen Autoren an durchgeführten Forschungsprojekten zu Familien von ethnischen Deutschen beteiligt. Die Ergebnisse wurden in unterschiedlichen Jahren veröffentlicht.

land. Des Weiteren stellen sie fest, dass die unterschiedlichen Selbstdefinitionen, die in der Öffentlichkeit nicht anerkannt werden, zugleich bestehen und kontextabhängig von ethnischen Deutschen gebraucht werden. Darüber hinaus zeigen Radenbach und Rosenthal (2015), dass die Enkel brüchige und zweifelhafte Zugehörigkeiten erleben, weil die eigene Familiengeschichte von Eltern und Großeltern in Teilen negiert und umgeschrieben wird, unvollständig ist und nicht wieder ergänzt werden kann. Die Enkel sind folglich oft über ihre eigene Familiengeschichte und somit Zugehörigkeit verunsichert.

Ein weiterer erschwerender Faktor für die Herausbildung einer Zugehörigkeit sind multiethnische/multinationale Familien. Enkel, die aus einer multiethnischen Familie (Familienangehörige können z. B. kasachischer Nationalität sein) entstammen, fällt die Frage nach Zugehörigkeit bzw. die Selbstdefinition als „Deutscher“ sehr schwer, was nicht nur damit zusammenhängt, dass sie von der Aufnahmegesellschaft als „Russen“ oder „Ausländer“ kategorisiert werden, sondern auch weil sie befürchten müssen, einem Teil der Familie nicht gerecht zu werden, wenn sie sich z. B. als „Deutsche“ definieren. Nicht jedem fällt eine „translokale Zugehörigkeitsdefinition“ leicht. Ihre Zugehörigkeiten sind brüchig und gleichzeitig auch kontextabhängig, was sich an einem Beispiel gut zeigen lässt. Ein Befragter in der Studie von Rosenthal (2011, S. 14) definiert sich „mehr als Deutscher als denn Russe“, was Rosenthal als eine „sozial eingeforderte *eindeutige* ethnische oder nationale Selbstdefinition“ deutet. Hingegen erzählt der Befragte im Verlauf des Gesprächs, dass er bei einer Konfrontation mit einem „Russen“ aus einer „russischen Jugendgang“ zu einer Positionierung gedrängt wurde und darauf antwortete: *„Ich bin kein Russe, ich bin kein Deutscher, ich bin ein Mensch.“*, was Rosenthal damit erklärt, dass die Selbstdefinition sich auch situationsabhängig ändern kann (vgl. Rosenthal et al. 2011, S. 13). Als Lösung finden einige Jugendliche die Bezeichnung „Halb Deutscher und halb Russe“ bei der Selbstdefinition, wenn sie aus einer binationalen Familie entstammen und sich nicht auf das „Deutsche“ festlegen können oder wollen, was auch die Untersuchung von Göler und Lautenbacher (2010, S. 45) zeigt.

Zusammenfassung

Schlussfolgernd lässt sich feststellen, dass es unterschiedliche Zugänge zu der Frage der Zugehörigkeit bzw. Perspektiven auf die Frage der Zugehörigkeit gibt, so wie es die drei aufgeführten Studien zeigen. Die bisherige Forschung zeigt, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland mit widersprüchlichen ethnisierenden Zuschreibungen und somit Fremdheitserfahrungen konfrontiert werden. Rechtlich werden sie als Deutsche kategorisiert. In der Mehrheitsbevölkerung wird ihnen hingegen die Kategorie „Ausländer“ oder „Russe“ zugeordnet, was bei einigen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht dem Selbstverständnis der eigenen Person entspricht. Einige sehen und sahen sich schon jahrzehntelang als Deutsche und lebten in ihrem geographischen Herkunftsland mit

dem Wunsch, irgendwann ins Land der Vorfahren zurückkehren zu können. Diese russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler erheben den Anspruch auf Zugehörigkeit zu Deutschland, denn ihre deutsche Abstammung ist für sie der Ausdruck einer/ihrer ethnischen Zugehörigkeit. Andere russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wiederum sehen sich als Russen oder „Hälfte-Hälfte“ trotz ihres rechtlichen Status „Deutsch“. Die rechtliche Kategorie „(Spät-)Aussiedler“ scheint nicht von Bedeutung zu sein.

Das Zugehörigkeitsgefühl der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ist unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt. Ein Einflussfaktor ist die Migration selbst. Die bisherige Forschung zu den Themen Zugehörigkeit und (Spät-)Aussiedler zeigt, dass Zugehörigkeiten sich unmittelbar vor einer Migration verändern können. Nicht gänzlich geklärt ist, wie sich diese in der ersten Zeit nach der Rückkehrmigration und im weiteren Verlauf des Lebens verändern. Der prozesshafte Charakter von Zugehörigkeiten wird in der Migrationsforschung, speziell in der (Spät-)Aussiedlerforschung, noch zu wenig thematisiert. Als eine Ausnahme kann die Studie von Rosenthal (2011) gesehen werden. Durch ihren autobiographischen Forschungsansatz kann sie weitgehend zeigen, wie Zugehörigkeiten sich im Lebensverlauf ändern können. Wie bereits aber angedeutet wurde, können die Ergebnisse ihrer Studie nicht ohne Weiteres auf die hier vorliegende Arbeit übertragen werden.

Ein weiterer Einfluss sind die Erwartungen¹³⁶ an die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wird einerseits von der Mehrheitsbevölkerung erwartet, sich nach einer Rückkehrmigration für „eine“ Zugehörigkeit zu entscheiden, was einige auch tun. Andererseits hat aber auch die eigene Familie mit ihren unterschiedlichen Konstellationen und der teilweise widersprüchlichen Vergangenheit einen Einfluss auf die Herstellung von Zugehörigkeit, insbesondere bei jungen (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlern. Personen aus multiethnischen Familien haben Angst vor einem drohenden Loyalitäts- und Vertrauensverlust bei ihren Angehörigen bei einer „eindeutigen“ Entscheidung für das „Deutsche“. Es entsteht der Eindruck, dass einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler glauben, sich eindeutig positionieren zu müssen. Auf der anderen Seite zeigt die bisherige Forschung, dass das Zugehörigkeitsempfinden bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern situations- und kontextabhängig variieren kann.

Die Frage, die dabei teilweise offenbleibt, ist, in welchen Bereichen die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler glauben, sich „eindeutig“ bzw. widerspruchsfrei positionieren zu müssen und in welchen Bereichen sie unterschiedliche Zugehörigkeiten haben, die nebeneinander bestehen oder die sie miteinander kombinieren.

Hier setzt die vorliegende Arbeit an und betrachtet unterschiedliche Bereiche, an denen sich Positionierungen zeigen können. Die Frage, die beantwortet werden soll, ist, in wel-

¹³⁶ Erwartungen scheinen etwas Typisches für (Spät-)Aussiedler zu sein. Sie scheinen ständig mit Erwartungen konfrontiert zu sein, was bereits in mehreren bisherigen Ausführungen in dieser Arbeit deutlich wurde.

chen Bereichen, die in der vorliegenden Arbeit untersucht werden, wie z. B. Essen oder Sprache, nehmen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler an, sich positionieren zu müssen („sozial eingeforderte eindeutige Selbstdefinition“ (vgl. Rosenthal 2011, S. 19)) und in welchen untersuchten Bereichen haben sie unterschiedliche Zugehörigkeiten, die nebeneinander bestehen oder die sie miteinander kombinieren („situations- und kontextabhängige Zugehörigkeitsempfinden“)?¹³⁷ Diese Frage u. a. soll am Ende der Arbeit beantwortet werden. Es ist anzunehmen, wie die bisherige allgemeine Zugehörigkeitsforschung zeigt, dass von den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern der Versuch unternommen wird, diese Zugehörigkeiten miteinander zu verbinden. Allerdings ist auch anzunehmen, was die bisherige allgemeine Zugehörigkeitsforschung zeigt, dass die Kombination der Zugehörigkeiten nicht einfach ist und nicht immer gelingt.

In der bisherigen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und Zugehörigkeit wird die Frage der Zugehörigkeit häufig nicht als Hauptthema behandelt bzw. nicht ausführlich untersucht, was mehrmals anklang. Die Frage nach der Zugehörigkeit ist häufig ein Teilergebnis einer Untersuchung und nicht das zentrale Thema. Falls die Frage der Zugehörigkeit behandelt wird, so werden die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in den meisten Fällen direkt mit der Zugehörigkeitsfrage konfrontiert – d. h. ihnen wird die Frage gestellt, wie sie sich selbst wahrnehmen.¹³⁸ Die hier vorliegende Arbeit geht hingegen einen Schritt weiter. Zwar werden die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ebenfalls direkt mit der Frage der eigenen Zugehörigkeit konfrontiert,¹³⁹ aber ihre Zugehörigkeit wird in anderen ausgewählten Bereichen des täglichen Lebens ohne direkte Konfrontation, wem sie sich zugehörig fühlen bzw. wo sie sich positionieren, untersucht. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler werden u. a. zu ihrem Heimatverständnis, Ess- und Einkaufsverhalten befragt. Das Ziel ist es, an ihren Schilderungen zu zeigen, welche (Mehrfach-)Zugehörigkeit(en) sie in welchen Bereichen haben. Das heißt, ihre nicht direkt kommunizierten und von der Forscherin direkt erfragten Zugehörigkeiten sollen in einigen alltäglichen, „profanen“ Bereichen des Lebens offengelegt werden. Insbesondere über die Perspektive der Soziologie der Ernährung/des Essens soll ein Zugang zu der Frage der Zugehörigkeit gefunden werden. Essen liefert bzw. eröffnet eine wichtige, bisher noch kaum untersuchte analytische Perspektive zu dem Konzept der Zugehö-

¹³⁷ Es stehen sich, so wie die bisherige Forschung zeigt, die „sozial eingeforderte eindeutige Selbstdefinition“ und auf der anderen Seite das „situations- und kontextabhängige Zugehörigkeitsempfinden“ gegenüber.

¹³⁸ Dies gilt nicht ganz für die Studie von Rosenthal (2011). In der Studie von Rosenthal werden die Befragten nicht explizit direkt mit der Frage der Zugehörigkeit konfrontiert. Sie sollen ihre Familien- und Lebensgeschichte erzählen. Aus diesen Familien- und Lebensgeschichte lassen sich hingegen Zugehörigkeiten konstruieren, wie Rosenthal (2011, 19f.) beschreibt. Rosenthal nähert sich dem Konzept der Zugehörigkeit, wie bereits erwähnt, aus der Perspektive der soziologischen Biographieforschung. Der Zugang der hier vorliegenden Arbeit erfolgt aber insbesondere über Essen, Einkauf (Gesundheit) – also vermehrt aus der Perspektive der Soziologie der Ernährung bzw. des Essens.

¹³⁹ Sie werden im Interview nach ihrem Selbstverständnis gefragt.

rigkeit.¹⁴⁰ Interessant wird es sein, ob und wie sich u. a. das Ess- und Einkaufsverhalten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verändert hat und ob daraus Rückschlüsse auf ihre Zugehörigkeit gezogen werden können. Im empirischen Teil der Arbeit (vgl. Kapitel 5) werden sich dazu Erkenntnisse zeigen.

Als nächstes soll allerdings vor dem Hintergrund der Forschungsfrage dieser Arbeit gezeigt werden, wie sich die Rückkehrmigration auf das Heimatverständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler auswirkt und ob und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich zwischen Deutschland und ihrem Ausreiseland positionieren können. Bereits Tsuda (2009c) zeigte, dass bei ethnischen Rückkehrern der Begriff Heimat von großer Bedeutung ist. Ethnische Rückkehrer unterscheiden dabei oft zwischen Heimat (homeland) und Zuhause (home), um ihre Verbundenheit und Zugehörigkeit auszudrücken. Hieran wird deutlich, dass Heimat und Zugehörigkeit eng miteinander verbunden sind. Doch zeigt sich das auch bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern? Vor der Beantwortung dieser Frage wird zunächst aber auf den theoretischen Bezugsrahmen des Begriffes „Heimat“¹⁴¹ eingegangen, bevor der Forschungsstand zu dem Begriff Heimat thematisiert wird.

3.5 Heimat

„Heimat ist stets Gegenbegriff zur Fremde gewesen.“

(Merle 2018, S. 28)

Der deutsche Begriff „Heimat“, der in der deutschen Geschichte seit Ende des 18. Jahrhunderts ein wichtiger Aspekt in der Selbstwahrnehmung der Deutschen war, lässt sich nicht in allen Sprachen (wie z. B. Englisch oder Französisch), hingegen in einigen slawischen Sprachen, übersetzen. In diesen Sprachen wird Heimat äquivalent und mit gewissen Unterschieden in der Bedeutung übersetzt. Im Russischen gibt es z. B. den Begriff „*Rodina*“, was im Englischen mit „*motherland*“ oder „*Mother Russia*“ übersetzt wird. *Rodina* kommt dem Begriff „Heimat“ dabei am nächsten, wohingegen die beiden Begriffe sich in der Mitbedeutung unterscheiden. Der deutsche Begriff „Heimat“ ist weniger sexualisiert als der Begriff „*Rodina*“, denn *Rodina* steht für eine mythische Mutter-Sohn-Beziehung, die mit Erotik und Inzest in Verbindung gebracht wird. Im Vergleich zu „*Rodina*“ ist Heimat mit der Zeit zu einem fast unbefangenen Begriff geworden (vgl. Blickle 2002, S. 2ff.). Nach Scharlaj (2017, S. 172) stellt „*Rodina*“ (Heimat) einen sehr innigen und emotionalen Heimatbegriff dar. Dieser Begriff strahlt Vertraulichkeit und Verbundenheit aus.

¹⁴⁰ Im Kapitel 3.7 wird deutlich werden, das Essen ein guter Zugang zu dem Konzept der Zugehörigkeit ist.

¹⁴¹ Im Kapitel 3.3 „Ethnic Return Migration“ wurde begründet, wieso eine Auseinandersetzung mit dem Thema „Heimat“ in dieser Arbeit notwendig ist. Im Kapitel 3.5 sollen weitere Erkenntnisse zu dem Begriff Heimat vorgestellt werden, die im Kapitel 3.3 keine Berücksichtigung fanden.

Im Zeitraum der letzten Jahrhunderte erfuhr hingegen der Begriff „Heimat“ aufgrund von Bedeutungsübertragung unterschiedliche Definitionen, die nebeneinander existierten. Unter anderem wurde der Begriff von der Politik instrumentalisiert. Des Weiteren ist der Begriff Heimat nicht frei von Subjektivität (vgl. Buchwald 1984, S. 34; Vojvoda-Bongartz 2012, 235f.).¹⁴² Somit gibt es keine eindeutige Definition des Begriffs „Heimat“ und die eigentliche Wortbedeutung ist nicht mehr klar festzustellen bzw. nachzuvollziehen. Buchwald (1984, S. 34) merkt an, dass „Heimat“ für viele Personen wirklichkeitsfremd und undurchsichtig erscheint. Das heißt, dass die Vorstellungen von Heimat von vielen angezweifelt werden.

Dennoch sollen im Folgenden einige Definitionen bzw. Erläuterungen des Begriffs „Heimat“ aufgeführt werden, um aufzuzeigen, wie schwierig eine Eingrenzung ist bzw. dass der Begriff Heimat in der wissenschaftlichen Literatur unterschiedliche Bedeutungen hat, die sich mit der Zeit auch verändert haben. Des Weiteren soll insbesondere ein Bezug auf Zugehörigkeit genommen werden.

Blickle (2002, 4ff.) z. B. sieht Heimat als einen geographischen Ort. Heimat ist das Haus der Geburt und der Kindheit, die Geburtsstadt, die Stadt oder die Landschaft, in der man sich heimisch fühlt oder das Land, in dem man groß geworden ist oder zumindest eine Zeitlang gelebt hat. Er ist des Weiteren davon überzeugt, dass Heimat aus der Öffentlichkeit und Privatleben nicht wegzudenken ist. Der Begriff „Heimat“ wirkt hingegen auf alle, die von außen auf die Gesellschaft und Kultur schauen, fragwürdig und nicht durchschaubar, was eine negative Bewertung zur Folge hat. Dies wiederum hat zur Folge, dass wenige Wissenschaftler sich mit dem Begriff Heimat befassen bzw. diesen näher untersuchen. Blickle (2002, S. 5) zitiert Anton Kaes, einen Filmkritiker und Wissenschaftler, der zur Film-Trilogie „Heimat“ (1984) von Edgar Reitz 1987 Folgendes schrieb:

„Nirgendwo liegen Kitsch, falsches Bewusstsein und echtes Bedürfnis enger beisammen als beim deutschen Wort »Heimat«“ (Kaes 1987, S. 175).

Dies zeigt, mit welcher ablehnenden Haltung dem deutschen Begriff „Heimat“ begegnet wird.

¹⁴² Der Begriff „Heimat“ scheint in Deutschland an Bedeutung zu gewinnen. Neben dem subjektiven Verständnis drängt sich ein politisches Verständnis von Heimat auf. Der Begriff Heimat kann als ein Konjunkturbegriff verstanden werden: Auf Bundesebene wurde 2018 ein neues *Heimatministerium* (Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (BMI)) geschaffen. In zwei Bundesländern in Deutschland gibt es einen Heimatminister: NRW: *Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung des Landes Nordrhein-Westfalen* (Abkürzung: *MHKBG NRW*, auch genannt Heimat- und Kommunalministerium, Bauministerium oder Gleichstellungsministerium NRW) und BAYERN: *Bayerisches Staatsministerium der Finanzen und für Heimat*. Hingegen definiert keiner dieser Ministerien den Heimatbegriff auf seiner Seite, obwohl sie mit diesem Begriff arbeiten. In einem Politikmagazin (Panorama) antwortete der Abteilungsleiter Michael Frehse im Heimatministerium auf die Frage, was Heimat sei: *„Wir sagen ganz einfach: Heimat ist da, wo man sich wohl fühlt.“* Auf die Frage nach der Zuständigkeit des Ministeriums antwortete Michael Frehse: *„Heimat ist alles. Insofern sind wir für alles da!“* (vgl. Hurt und Schiele 2020). Es ist zu überlegen, wieso es ein Heimatministerium braucht, wenn das Verständnis von Heimat unterschiedlich ist bzw. nicht immer ein Verständnis dazu besteht, was sich im weiteren Verlauf in dem vorliegenden Kapitel noch zeigen wird.

Nach Pazuhina (2009, S. 191) steht das russische Wort für Heimat (*rodina*) nicht nur mit dem Geburtsort – geographisch gesehen – in Verbindung, sondern hat auch eine Verbindung zur Verwandtschaft (*rodnja*) und dem Stamm (*rod*). Heimat ist kein kalter oder nüchterner Ort, sondern ein Ort, der Gefühle – abhängig von der persönlichen Reife – auslöst. Bausinger (1980, S. 229) sieht in Heimat einen vertrauenswürdigen Ort. Des Weiteren ist für Bausinger

„Heimat [...] nicht strikt begrenzt, aber doch lokalisierbar im Raum.“ (Bausinger 1980, S. 229)

Für Bollnow (1984, S. 28) ist Heimat ein

„Lebensbereich, in dem der Mensch geboren und aufgewachsen ist und in dem er in der Regel auch weiterhin zu Hause ist.“ (Bollnow 1984, S. 28)

Bollnow gesteht hingegen auch ein, dass von vielen Personen eine neue Heimat fernab dem Geburtsort – der „angeborenen Heimat“ – geschaffen werden kann. In der neuen Heimat können sich diese Personen Zuhause fühlen. Als Beispiel führt er u. a. Heimatvertriebene auf. Jedoch verspüren die Personen in jeder neuen Heimat trotz der guten Umstände Verbitterung, denn sie sind „Fremdlinge“ und „Nicht-ganz-Zugehörige“, die ein inniges, schmerzliches Verlangen nach der verlorenen Heimat haben. Heimat muss aber angeeignet werden, so Bollnow, denn es ist kein Besitz aus sich selbst verstehend – es ist eine Erziehungsfrage. Bollnow fordert, dass Eltern ihren Kindern eine Heimat vermitteln (vgl. Bollnow 1984, S. 31f.).

Vojvoda-Bongartz (2012) distanziert sich von der Vorstellung, dass Heimat ein Ort darstellt, der durch Grenzen beschränkt ist. Ihrer Ansicht nach ist Heimat kein geografischer Ort, sondern vielmehr ein konstruierter und unbegrenzter Raum, in dem sich Menschen heimisch fühlen und der ihnen Sicherheit gibt. Sie verdeutlicht dies an türkischstämmigen Migranten der zweiten Generation in Deutschland. Das Leben in einem »kulturellen Dazwischen« ist für diese Migranten Alltag. Sie leben in einem transkulturellen Raum, in dem sich zwei Welten verbinden – die jetzige Welt, in der sie leben und die Welt der Herkunft (Geburtsort ihrer Eltern). Somit kann dieser Raum nicht auf ein bestimmtes Gebiet bezogen werden (vgl. Vojvoda-Bongartz 2012, S. 242f.). Kennedy (2016, S. 805) verspürt bei Heimat das Gefühl des Zuhausees, wobei Zuhause das Fundament unseres Seins ist. Es ist ein Ort der Geborgenheit, der uns das Gefühl von Einheit gibt. In diesen Ausführungen von Kennedy wird deutlich, dass der Begriff „Heimat“ nicht von dem Begriff „Zuhause“ zu trennen ist. In der Heimat fühlen sich die Menschen Zuhause. Hingegen ist nicht immer der Ort, an dem man Zuhause ist, auch die Heimat (vgl. Janßen 2014, 283ff.). Für Ahrens (2018, S. 8) fallen Heimat und Zuhause nie zusammen: *„Heimat ist nicht da, wo man Zuhause ist.“* Sie sind keine Synonyme (vgl. Ahrens 2018, S. 9).

Der Kulturwissenschaftler Claus-Marco Dieterich distanziert sich von der Singularität des Begriffs Heimat. Er plädiert für eine Pluralität des Begriffs Heimat, denn die Bezogenheit zu einem Ort ist mannigfaltig und nicht lange beständig. In diesem Sinne gewinnen Wahlheimaten, von denen eine Person sich einen Gewinn erhofft, an Bedeutung. Insgesamt ist, seiner Ansicht nach, der Begriff Heimat widersprüchlich und ambivalent (vgl. Niedenthal 2017, S. 24). Mitzscherlich (2014, S. 33) plädiert ebenfalls bei „Heimat“ von Heimaten zu sprechen, denn empirische Untersuchungen zeigen zwar, dass Heimat bei vielen an Ort(e) gebunden ist, hingegen können für Menschen viele Orte ihre Heimat darstellen: der Herkunftsort, der momentane Lebensmittelpunkt oder der Ort, wo Partner oder Kinder leben. Der Ort als geographischer Ort, der als Heimat wahrgenommen wird, muss hingegen geformt und besetzt werden. Es sind die besonderen sozialen Beziehungen, die einen Ort zur Heimat machen. Es ist ein Ort der Vertrautheit, Geborgenheit und Zugehörigkeit in einer Gemeinschaft stiftet. Genau wie Merle (2018, S. 28) im Eingangszitat dieses Kapitels sieht auch Mitzscherlich (2014, S. 33) Heimat als ein Oppositionswort zur Fremde.

Zu fragen ist nun, was die bisherige Forschung bezüglich russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und ihrem Verständnis von Heimat zeigt. Festzuhalten ist, dass russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern bereits in der Kindheit der Gedanke „eingepflanzt“ wurde, dass ihre wahre Heimat Deutschland ist und sie selbst Deutsche sind (vgl. Klekowski von Koppenfels 2009, S. 118). Dies deutet auf Selbstethnisierung. Das Anderssein wurde angenommen und es kam zur Abgrenzung zu Anderen, die nicht Deutsche waren. Dieses Gefühl des Anderssein wurde somit offenbar von Generation zu Generation weitergegeben. Dieses „Einpflanzen“ des Gedankens des Andersseins zeigt aber auch, dass Russlanddeutschen von den Eltern bereits im Kindesalter eine Zugehörigkeit zur Heimat Deutschland aufgrund ihres Deutschseins zugesprochen bzw. im weiteren Sinne „aufgedrängt“ wurde. Zugehörigkeit scheint mit Heimat zusammenzuhängen. Einige Autoren unterscheiden hingegen noch zwischen erster und zweiter Heimat. Schönhuth (2006, S. 368) spricht von der Wolgaregion als die eigentliche, die „erste Heimat“, die insbesondere für die Älteren ihre erste Heimat darstellt. Deutschland ist die „zweite Heimat“. Krieger (2013, S. 5) verweist darauf, dass als den Russlanddeutschen vor dem zweiten Weltkrieg alle Möglichkeiten zur Rückkehr in die ursprünglichen Siedlungsgebiete verwehrt blieben, erkoren sie selbst das Land Deutschland zum sehnsüchtigen Rückkehrort. Die Russlanddeutschen machten Deutschland zum „Erinnerungsort“ und gleichzeitig zum „Sehnsuchtsort“ durch seinen „positiven Duft“. Die Russlanddeutschen sahen Deutschland Jahrzehnte als ihre „idealisierte“ Heimat (vgl. Klekowski von Koppenfels 2003, S. 314). Bei einer Rückkehr nach Deutschland erkennen sie hingegen, dass ihr romantisierendes Bild der „Heimat“ nur eine Idealisierung ist, die sie selbst vorgenommen haben (vgl. Menzel und Engel 2014, S. 9). Die Russlanddeutschen fühlen sich in der Gesellschaft nicht als

Deutsche wahrgenommen. Klekowski von Koppenfels (2014, S. 20) sieht bei Russlanddeutschen eine „Zuwanderung in ein fremdes Land“ und nicht eine Rückkehr nach Hause.¹⁴³ Weitere Begriffe wie „heimatlos“ sind im Zusammenhang mit russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in der Forschung anzutreffen. Zum Beispiel spricht Simonov (2013) in ihrer Studie bei russlanddeutschen Spätaussiedlern von heimatlosen Rückkehrern. Der Begriff Heimatlosigkeit kommt auch in der Studie von Kurilo (2006, S. 386) vor. Sie verweist in ihrer Studie, die sie Ende der 1990er Jahre durchführte, bei Aussiedlern auf einen Verlust des Heimatgefühls aufgrund von erlittenen Deportationen und den damit einhergehenden Wechsel der Wohnorte. Unterschiedliche Vorstellungen von Heimat skizziert Kurilo – abhängig von der Generation. Deutschland begreifen insbesondere die Älteren als ihre Heimat, die Jüngeren sehen die ehemaligen Sowjetstaaten als ihre Heimat an. Die mittlere Generation hat unterschiedliche Sichtweisen. Beispielsweise existiert für einige Heimat nicht. Ein weiterer Begriff in der Forschung ist „zu Hause Fremde“. Kaiser (2006, S. 20) führt den Begriff „Zuhause“ neben dem Begriff „Heimat“ in seinen Ausführungen zu Russlanddeutschen an – differenziert diese hingegen nicht. Kaiser beschreibt Russlanddeutsche als „zu Hause Fremde“. Seiner Ansicht nach sind Russlanddeutsche nicht in Deutschland – ihrer neuen Heimat – angekommen. Sie haben Heimweh. Andere Autoren interpretieren hingegen das Angekommensein anders bzw. machen andere Beobachtungen: Gamper und Eisenbürger (2005, S. 82ff.) stellen in ihrer quantitativen Studie (2004) mit jugendlichen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern (12–26 Jahre) fest, dass viele (71 %) ihren jetzigen Wohnort als Heimat akzeptieren. Sie sind heimisch geworden. Mit der Zeit – d. h. mit steigender Aufenthaltsdauer wird Deutschland zur Heimat. Gamper und Eisenbürger stellen ebenfalls fest, dass je höher die Bildung ist, desto mehr fühlen sich die Jugendlichen mit Deutschland verbunden, was sie auf eine bessere Integration zurückführen. Was Heimat für die jugendlichen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler bedeutet bzw. was sie damit verbinden, wird in dieser Studie hingegen nicht thematisiert, was wohl dem quantitativen Untersuchungsdesign geschuldet ist. Berend (2014, S. 198) spricht bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern von zwei Heimaten: Deutschland und das geographische Herkunftsland, was bei den Aussiedlern hingegen zu Überforderung und Verunsicherung führt.

Transnationalismus¹⁴⁴ kann einen anderen Blick auf das Heimatverständnis von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern werfen. Schmitz (2014, S. 165f.), die in ihrer Studie (2009-2011) den Heimatbegriff im „transnationalen Raum“ bei bildungserfolgreichen jun-

¹⁴³ Klekowski von Koppenfels (2014, 19f.) spricht davon, dass Diaspora-Mitglieder, zu denen sie auch Aussiedler zählt, ihr Zuhause verlassen, um ihre Heimat zu finden. Sie merken hingegen, dass ihr Zuhause sich in ihre Heimat gewandelt hat.

¹⁴⁴ Bei Transnationalismus wird Migration als ein transnationales Phänomen verstanden. Migranten pendeln zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland oder mehreren Ländern – zwischen verschiedenen Kulturen – aufgrund politischer, wirtschaftlicher und/oder kultureller Interessen (vgl. Glick-Schiller et al. 1995).

gen (Spät-)Aussiedlern¹⁴⁵ (11–35 Jahre), die im Kleinkindalter nach Deutschland kamen und nun zwischen Deutschland und Russland aufgrund von Aus-, Weiterbildung oder Beruf pendeln, untersucht, stellt fest, dass der Wunsch sich Deutschland verbunden zu fühlen bei den jungen (Spät-)Aussiedlern trotz ihren transnationalen Aktivitäten besteht. Die Gründe dafür sind u. a. die gelungene Integration, die gute Lebensqualität und die demokratischen Grundsätze in Deutschland. Für die bildungserfolgreichen jungen (Spät-)Aussiedler, die Transmigranten sind, ist der Begriff Heimat nicht erforderlich, um sich zu beheimaten. Sie fühlen sich an vielen Orten beheimatet.

Zusammenfassung

Abschließend festzuhalten ist in diesem Kapitel, dass viele eine ablehnende Haltung gegenüber dem Begriff „Heimat“ – auch Wissenschaftler, haben, was zur Vernachlässigung dieses Begriffes in der Forschung führt. Es ist ein komplexes Konzept, welches auch Emotionen auslösen kann. Jeder hat ein anderes Verständnis von „seiner/seinen“ Heimat(en). Heimat kann auch bei der Konstruktion des Selbst eine Rolle spielen. Einige Autoren bringen Heimat mit den Begriffen Vertraulichkeit, Verbundenheit und Zugehörigkeit in Verbindung. Heimat kann als Antwort auf den Wunsch dazuzugehören gedeutet werden. Der Begriff Heimat wird ebenfalls, wenn auch nicht immer deutlich, mit dem Begriff „Zuhause“ in Verbindung gebracht. Hingegen ist die Forschung sich nicht einig, ob diese beiden Begriffe deckungsgleich sind. Die Position *„In der Heimat entsteht das Gefühl von Zuhause“* – beide Orte fallen zusammen – steht sich gegenüber der Position *„Heimat ist nicht immer der Ort von Zuhause“* – beide Orte sind voneinander zu trennen.

In der Forschung zu (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlern und dem Begriff Heimat, der für Rückkehrer wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler aufgrund ihrer Ethnizität von zentraler Bedeutung zu sein scheint, deutet sich an, dass Heimat als auch Zuhause von Wichtigkeit sind. Hingegen wird nicht hinreichend expliziert, ob diese beiden Begriffe von den rückkehrenden russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern selbst gebraucht werden und nicht nur von den Wissenschaftlern, die diese Bezeichnungen für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler wählen bzw. ihr Verständnis von Heimat als Zuhause interpretieren. Es ist bisher wenig darüber bekannt, nicht nur ob, sondern auch wie sie diese Begriffe gebrauchen.

Hier möchte die vorliegende Arbeit ansetzen und die Frage beantworten, ob russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst zwischen Heimat und Zuhause unterscheiden, oder ob sie ganz andere Begriffe bzw. Kategorien bei der im ersten Moment einfach scheinenden Frage, was ihre Heimat ist, verwenden? Denn der Begriff „Zuhause“ wird in den Interviews

¹⁴⁵ Mindestens ein Elternteil der jungen (Spät-)Aussiedler gehört zu der Gruppe der Russlanddeutschen (vgl. Schmitz 2014, 92ff.). Die Jugendlichen sind russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler.

der hier vorliegenden Untersuchung nicht explizit eingeführt. Insofern ist es interessant zu beobachten, wie, falls sie es tun, russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler den Begriff Zuhause einführen und wie sie die Begriffe „Heimat“ als auch „Zuhause“ gebrauchen bzw. was sie darunter verstehen. Denn Heimat ist kein selbsterklärender Begriff. Wie jemand diesen Begriff gebraucht, muss erklärt werden – Heimat ist nicht unbedingt gleich Heimat.

Die bisherige Forschung zu (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlern und ihrem Heimatverständnis zeigt unterschiedliche entgegenstrebende Sichtweisen. Einige Schlagworte sind „heimatlos“, „Zuhause Fremde“, „zwei Heimaten“, „in Deutschland angekommen“. Die hier vorliegende Untersuchung möchte die bisherige Forschung dahingehend erweitern und aufzeigen, ob, und wenn ja in welche Richtung, sich das Heimatverständnis verändert hat und ob diese bestehenden Sichtweisen um eine/mehre weitere Sichtweisen erweitert werden können. Denn einerseits deutet die bisherige Forschung an, dass das Heimatverständnis sich situativ und prozessartig verändern kann – insbesondere während und nach der Migration aufgrund neuer nicht immer leicht zu bewältigender Herausforderungen. Andererseits ist anzunehmen, dass die bisher bestehenden entgegenstrebenden Sichtweisen in der hier vorliegenden Arbeit nicht aufgehoben werden können bzw. müssen, jedoch anders und gegebenenfalls neu gedeutet werden können. *Auf den Punkt gebracht: Gibt die Frage nach der Heimat Aufschluss über Zugehörigkeit(en)?*

Eine Antwort auf diese Frage und damit zusammenhängenden Unterfragen wird im Kapitel 5 gegeben. Vorerst stellt sich allerdings vor dem Hintergrund der Forschungsfrage dieser Arbeit die Frage, welche Funktion die deutsche, aber auch russische Sprache in dem Alltag der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler früher und auch heute spielt bzw. gespielt hat und ob bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern von einer Zugehörigkeit zum Deutschen und/oder Russischen/Sowjetischen durch Sprache gesprochen werden kann. Es kann angenommen werden, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler nach Deutschland mit zwei Sprachen einwandern – Russisch als die dominante Sprache und Deutsch als die Sprache der Vorfahren, die seltener bis kaum benutzt wird. Denn wie bereits im Kapitel 2.2 thematisiert wurde, kam es zur Zeit der ehemaligen Sowjetunion zu einem Verlust der deutschen Muttersprache aufgrund der fortschreitenden Verbundenheit zum Russischen – insbesondere der jüngeren Generation (vgl. Ingenhorst 1997, S. 67). Die einzige Möglichkeit, um die deutsche Sprache weiterzugeben, war die Verwendung der deutschen Sprache in der Familie. Dies hätte bedeutet, die russische Sprache in der Familie zu meiden, was jedoch kaum durchführbar war (vgl. Boll 1993, S. 42). Somit kann angenommen werden, dass die deutsche Sprache von vielen erst in Deutschland „richtig“ erlernt wurde. Sofern das Russische bewahrt wird und das Deutsche erlernt wird, stellt sich die Frage, welche dieser Sprachen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland nutzen und in welchem Kontext, um damit ihre Zugehörigkeit auszudrücken, sofern sie überhaupt eine Zugehörigkeit damit ausdrücken.

Vor der Beantwortung dieser Frage im Kapitel 5 wird zunächst aber auf den theoretischen Bezugsrahmen des Begriffes „Sprache“ eingegangen, bevor der Forschungsstand zu Sprache und russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern thematisiert wird.

3.6 Sprache

„Der Besitz der Sprache
unterscheidet den Menschen vom Tier.“
(Hörmann 1970, S. 1)

Die Sprache ist überall und immer gegenwärtig. Sie hat verschiedene Funktionen und Bedeutungen in unserem Alltag. Über die Sprache können Menschen kommunizieren, ihre Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen und sich vom Tier differenzieren, wie es im Eingangszitat deutlich wird.

Die Sprache *„dient als Zeichensystem den Denk-, Erkenntnis- und sozialen Handlungsprozessen der Menschen.“* (vgl. Oksaar 2003, S. 16). Sprache ist aber auch ein kulturelles Charakteristikum, welches u. a. zur Bewältigung von Problemen im Alltag dient (vgl. Kummer 1990, S. 265). Sprache kann in diesem Zusammenhang (Bewältigung von Problemen im Alltag) auch mit Heimat, der in dieser Arbeit ein zentraler Begriff ist, in Verbindung gebracht werden. Denn bei der Aneignung einer neuen Heimat ist die Sprache des Aufnahmelandes für viele Migranten ein wesentliches kulturelles Hindernis. Sie haben Schwierigkeiten, sich angemessen bei alltäglichen Handlungen wie z. B. der Wohnungssuche auszudrücken und ihre Bedürfnisse und Wünsche zu äußern (vgl. Eggerth und Flynn 2013, S. 345).

Sprache wird ebenfalls mit Integration in Verbindung gebracht. Die Sprache hat nämlich eine herausragende Relevanz für die Integration von Migranten, denn die Sprache ermöglicht einen Zugang zum gesellschaftlichen Leben (vgl. Esser 2006b, S. 7; Schroeder 2007, S. 6). Erklärbar ist dies mit den vielen Funktionen, die die Sprache erfüllt. Sie ist ein *„Medium“* der Kommunikation. Darüber hinaus ist sie eine *„Ressource“* – ein Teil des Humankapitals. Des Weiteren kann sie als *„Symbol“* fungieren. Die Sprache dient zur Kennzeichnung und zum Benennen von Zuständen und Sachverhalten. Sprache kann einen definierenden oder auffordernden Charakter entwickeln. Sprache kann aber auch zur Stigmatisierung führen, wenn abweichendes Verhalten wie z. B. ein Akzent bei dem Gegenüber beobachtet wird (vgl. Esser 2006b, S. 11). Am Akzent wird die Herkunft einer Person sichtbar. Akzent kann auch genutzt werden, sich vom Fremden bzw. Anderen und dem Eigenen abzugrenzen und gleichzeitig eine Bewertung vorzunehmen (vgl. Oksaar 2003, S. 64f.). Es wird deutlich, dass wir uns über die Sprache selbst ethnisieren und von Anderen ethnisiert werden. Es ist einerseits ein zentrales Merkmal der eigenen persönli-

chen und sozialen Zugehörigkeit, aber auch ein Mittel von Anderen charakterisiert zu werden. Wir geben durch die Wahl unserer Sprache vieles von uns preis wie z. B. unsere Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder unsere nationale Zugehörigkeit. Die Sprache ist gemeinschaftsbildend – es entsteht eine Sprachgemeinschaft. Durch u. a. Stimme, Aussprache, Satzbau, Wortwahl und Akzent, was bereits angedeutet wurde, findet eine Identifikation statt (vgl. Oksaar 2003, S. 17). Sprache versinnbildlicht somit die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und kann folglich zu einer Grenzziehung zwischen der Gruppe und der Umwelt beitragen. Wichtig ist dabei, dass alle Mitglieder diese grenzziehende Funktion der Sprache legitimieren und zwar auf allen Stufen – d. h. sowohl als Gruppenmitglied als auch als Einzelperson (vgl. Oppenrieder und Thurmair 2003, 41ff.). Gerade für ethnische Rückkehrer kann die Sprache zu einer Ausgrenzung von Seiten der Mehrheitsbevölkerung führen, wenn sie sich stark in ihrer Sprache von der Mehrheitsbevölkerung unterscheiden (vgl. Tsuda 2009c, S. 330ff.). Die Sprache kann somit zur Abgrenzung führen, aber auch dazu beitragen, dass die eigene ethnische Gruppe fortbestehen kann, denn Sprache kann als ein Transportmedium dienen und zwar zur Bewahrung und Überlieferung von Traditionen und kulturellen Elementen wie Literatur oder Liedern (vgl. Strewe 1992, S. 16). Durch Sprache wird Kultur „weitergegeben“, „anerzogen“, „verwirklicht“. Eine Kultur kann fortbestehen, wenn die Sprache aufrechterhalten wird. Kultur und Sprache haben somit einen gegenseitigen Einfluss aufeinander (vgl. Saadaoui-el Amin 2013, S. 97).

Neben dem potentiell stigmatisierenden Charakter der Sprache kann Sprache aber auch zu Anerkennung führen. Die Beherrschung z. B. der Landessprache bringt Anerkennung und Zuspruch in der Gesellschaft (vgl. Dück 2014, S. 270). Kommt es hingegen zu keiner Anerkennung in der Gesellschaft, sondern zu Stigmatisierung, findet ein Sprachwechsel statt – d. h. eine Sprache wird zugunsten einer anderen aufgrund der möglichen Vorteile aufgegeben (vgl. Kummer 1990, S. 265).

Welcher Sprache sich jemand verbunden fühlt, hängt von der ethnischen und kulturellen Bedeutung und Wichtigkeit dieser Sprache für einen selbst, aber auch von den schriftlichen und mündlichen Kenntnissen in dieser Sprache ab (vgl. Strewe 1992, S. 17). Wobei schriftliche und mündliche Kenntnisse in einer Sprache nicht unbedingt dazu führen, dass jemand sich dem Land oder dem Herkunftsgebiet, in der diese Sprache gesprochen wird, verbunden fühlt bzw. fehlende Kenntnisse nicht den Schluss zulassen, dass eine unzureichende Verbundenheit mit dem Land oder dem Herkunftsgebiet besteht, in der diese Sprache die dominantere ist (vgl. Dietz 1995a, S. 12).

Muttersprache hat ebenfalls einen verbindenden und trennenden Charakter. Doch was bedeutet „Muttersprache“? Eine klar umrissene, eindeutige Definition des Begriffs „Mut-

tersprache“ existiert nicht. In der Literatur lassen sich einige Auslegungen dieses Begriffs finden:

Nach Kusterer (1990) ist der Begriff „Muttersprache“ durch Affekte gekennzeichnet. Personen haben eine innige, emotionale Beziehung zu einer bestimmten Sprache, die sie ihre Muttersprache nennen. Welche Beziehung jemand zu seiner Muttersprache hat, wird dabei bereits im Kindesalter bestimmt. Es kann die Sprache der Eltern und Großeltern sein, die Alltagssprache, aber auch die Sprache in der Interaktion mit den Kindern, aber auch die Sprache auf Gottesdiensten, Feiern etc. (vgl. Kusterer 1990, S. 17). Muttersprache wird ebenfalls mit Erstsprache – die Sprache, die eine Person zuerst lernt – synonym verwendet. Wobei bei Muttersprache ausgelöst durch das Wort „Mutter“ eine emotionalere Bedeutung mitschwingt (vgl. Oksaar 2003, S. 13). Für Steinmüller (1984) ist diejenige Sprache die Muttersprache, die den wichtigsten Beitrag zur infantilen Entwicklung leistet. Dabei kommt es in Gesellschaften, in denen nur eine Sprache gesprochen wird, zu einer Übereinstimmung der Muttersprache des Kindes mit der Staats- oder Nationalsprache. Dies ist hingegen in der Realität kaum anzutreffen (vgl. Steinmüller 1984, S. 241). Oft wird Muttersprache mit ethnischer Zugehörigkeit verbunden. Eine Person, die z. B. Deutsch als die eigene Muttersprache bezeichnet, kann trotz geringer oder keiner Deutschkenntnisse die eigene Herkunft und Zugehörigkeit zur deutschen Mehrheitsbevölkerung bzw. zu den Deutschen herstellen (vgl. Kusterer 1990, S. 17). Rosenthal und Bogner (2010, S. 13) sprechen davon, dass Muttersprache ein wichtiges Zugehörigkeitskriterium für ethnische Gruppen ist.

Von besonderem Interesse ist vor dem Hintergrund des Genannten, was die bisherige Forschung zu (Alltags-)Sprache, Muttersprache, russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler und (ethnische) Zugehörigkeit zeigt. Zunächst muss erwähnt werden, dass die deutsche Sprache als etwas Zentrales im Leben der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler gesehen werden kann. Sprache stellt für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler neben Ethnizität bzw. Abstammung eine Zugangsvoraussetzung zur Aufnahme nach Deutschland dar, denn die Bundesregierung verlangt von den Spätaussiedlern ein Bekenntnis zum deutschen Volkstum über die deutsche Sprache (§ 6 BVFG). Deutsche Sprachkenntnisse haben somit eine konstitutionelle Bedeutung im Rahmen des Aufnahmeverfahrens. Die Sprache wird zu einem Zugehörigkeitskriterium, welches von der Bundesregierung eingefordert wird, gemacht.

Die Beobachtungen in der Forschung seit 1990 zeigen, dass trotz der geforderten deutschen Sprachkenntnisse nicht alle russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler diese in einem angemessenen Verhältnis aufwiesen. Insbesondere jüngere russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler verstanden die deutsche Sprache nicht, weil sie bis dahin wenig mit dieser in Kontakt gekommen waren. Die anderen (Spät-)Aussiedler brachten zwar

Sprachkenntnisse mit, doch sie brachten eine „Mundvarietät“ mit vielen russischen Interferenzen mit, die sich stark zu der gesprochenen Sprache in Deutschland unterschied (vgl. Plischke und Schlegel 2013, S. 49; Rosenberg 2001, S. 37). Für viele russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler war es verwirrend, dass das Deutsch, welches in Deutschland gesprochen wird, so anders ist. Insbesondere betrachteten sie die eingedeutschten Wörter aus dem Französischen und Englischen mit Skepsis (vgl. Kirsch 2004, S. 94). Als Konsequenz wurden die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler von den autochthonen Deutschen nicht verstanden. Ihre Sprache mit den verschiedenen Dialekten wurde in Deutschland als nicht zeitgemäß und überholt eingestuft. Sie empfanden eine sprachliche Fremdheit (vgl. Menzel 2014, S. 71). Diese Entwicklung hatte zur Folge, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich von der Mehrheitsbevölkerung distanzieren und ihre eigene Gemeinschaft beziehungsweise Gruppe bilden – fernab von der Mehrheitsbevölkerung. In diesen Gemeinschaften herrschte die russische Sprache und Kultur vor (vgl. Plischke und Schlegel 2013, S. 49). Im Folgenden soll auf einige Studien eingegangen werden, die diese oben aufgeführten Beobachtungen zeigen oder etwas anderes andeuten.

Dietz et al. (1998, S. 41), die in ihrer Studie Integrationsbedingungen jugendlicher Aussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion untersuchen, verdeutlichen die geringen deutschen Sprachkenntnisse der Jugendlichen. Die Jugendlichen wurden in der ehemaligen Sowjetunion sozialisiert und wuchsen mit Russisch als Erstsprache auf. Aufgrund dessen hatten sie in der ehemaligen Sowjetunion wenig Bezug zur deutschen Sprache. Dietz et al. sprechen davon, dass die Jugendlichen der deutschen Sprache nicht den „ideellen Wert einer verlorenen Muttersprache“ beimessen. Frenzel und Heringer (2007, 23ff.), die sich mit Alltagsschwierigkeiten in ihrer Studie befassen, beobachten bei (Spät-)Aussiedlern aus Russland schlechte Sprachkenntnisse, die verschiedene Probleme im Alltag mit sich bringen und eine Integration behindern. Zum Beispiel wird der Kontakt zu autochthonen Deutschen aufgrund der Angst viele Sprachfehler zu machen oder sich beim Sprechen der deutschen Sprache immer anstrengen zu müssen, gemieden. Aber auch die Unfähigkeit die eigenen Gefühle und Emotionen in deutscher Sprache auszudrücken wird von den (Spät-)Aussiedlern thematisiert. Vogel (2008, 273ff.), die in ihrer Arbeit psychosoziale Schwierigkeiten im Integrationsprozess von russlanddeutschen Spätaussiedlern untersucht, macht deutlich, dass fast alle von ihr interviewten russlanddeutschen Spätaussiedler Sprachprobleme im Deutschen haben, die sie nicht gewillt sind, zu verbessern. Diese Sprachprobleme haben Folgen: Minderwertigkeitsgefühle, Isolation, Abhängigkeit, Orientierungsprobleme, Arbeitslosigkeit, Autoritätsverlust der Eltern, Stigmatisierung. Insbesondere Männer und nicht deutsche Ehepartner haben vermehrt mit Sprachproblemen zu kämpfen. Nauck (2004, 242f.) stellt desgleichen bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern geringe deutsche Sprachkenntnisse fest, die er auf das Festhalten der russischen Sprache zurückführt. Er betont, dass dies auch bei höher gebildeten

Familien anzutreffen ist. Das Festhalten am Russischen hat seiner Ansicht nach einen negativen Effekt auf den deutschen Spracherwerb der Kinder. Diener (2003, 272ff.) hingegen sieht das Festhalten am Russischen nicht als einen negativen Effekt auf den deutschen Spracherwerb der Kinder. Sie unterstreicht, dass auf Russisch als Muttersprache nicht verzichtet werden muss. Russisch als Muttersprache gibt den Kindern Selbstvertrauen, macht sie freier und nimmt den Druck weg, eine neue Sprache ohne Stress erlernen zu dürfen. Aber auch in den anderen Fächern bringen die Kinder bessere Leistung, wenn ihnen die russische Sprache, in der sie sich besonders in der ersten Zeit nach der Rückkehr nach Deutschland geborgen fühlen, nicht untersagt wird. Diener (2003) plädiert dafür, sich nicht dem Sprachzwang (Entsagung vom Russischen) zu unterwerfen.

Positivere, nachgewiesene Ergebnisse bezüglich deutscher Sprachkenntnisse, Spracherwerb und Einstellung zur deutschen/russischen Sprache lassen sich hingegen auch in der bisherigen Forschung finden. (Spät-)Aussiedler äußern nach der Einreise nach Deutschland den Wunsch, möglichst schnell Deutsch zu lernen. Ihre Kinder sollen perfekt Deutsch sprechen und das Russische nicht vergessen. Zweisprachigkeit ist wichtig (vgl. Meng 2003, S. 48). Doch wie sieht es in der Realität aus? Wird aus dem Wunsch tatsächlich Wirklichkeit?

In einer Studie von Haug und Sauer (2007, 92ff.), in der es u. a. um Integration geht, geben 93,6 % der (Spät-)Aussiedler an, deutsch zu sprechen.¹⁴⁶ Allerdings benutzen 44,1 % Zuhause bzw. innerhalb der Familie einen Mix aus Muttersprache (Russisch)¹⁴⁷ und Deutsch. An die 33 % sprechen Zuhause in der Muttersprache (Russisch) und nur 21,6 % sprechen Zuhause deutsch. (Spät-)Aussiedler, die angeben kein Deutsch zu sprechen (6,4 %), sprechen Zuhause bzw. innerhalb der Familie zu 64,7 % in ihrer Muttersprache (Russisch), 27,9 % sprechen einen Mix aus Deutsch und der Muttersprache und 8,8 % sprechen Deutsch. Diese Beobachtung zeigt, dass die Muttersprache Russisch innerhalb der Familie eine hohe Relevanz hat. (Spät-)Aussiedler schätzen ihre Deutschkenntnisse insgesamt als ausreichend ein – insbesondere beim Einkauf in Geschäften. Hingegen ist zu beobachten, dass Sprachkompetenz und Sprachpraxis nicht deckungsgleich sind, denn etwa ein Drittel der Aussiedler füllte den in von Haug und Sauer in ihrer Studie verwendeten Fragebogen in Russisch aus, was den Schluss zulassen könnte, dass trotz Deutschkenntnisse alltägliche Aufgaben in der russischen Sprache verrichtet werden. Den Wunsch bzw. die Notwendigkeit die deutschen Sprachkenntnisse zu verbessern, sehen allerdings drei Viertel der (Spät-)Aussiedler. Die Unterscheidung von Hörverständnis und aktiven Sprechen scheinen ebenfalls bei (Spät-)Aussiedler von Bedeutung zu sein. Kirsch

¹⁴⁶ Damit ist die subjektive Selbsteinschätzung gemeint (vgl. Haug und Sauer 2007, S. 102).

¹⁴⁷ Interessant ist die Beobachtung, dass diese untersuchte Gruppe der (Spät-)Aussiedler Russisch als die Muttersprache ansieht und nicht Deutsch.

(2004, S. 93) stellt in seiner Untersuchung fest, dass (Spät-)Aussiedler häufig ihre Deutschkenntnisse bezüglich des Verstehens besser als hinsichtlich des Sprechens einschätzen.

Schnar (2010, S. 98) zeigt in ihrer Arbeit, dass insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland Russisch als Abgrenzung von der Mehrheitsbevölkerung anwenden, um die „Übersiedlungstraumata“ aufzuarbeiten. Schnar ist hingegen überzeugt, dass Russisch nach Überwindung des Traumas nicht als Gruppensprache dienen wird. Göler und Lautenbacher (2010, S. 36) zeigen ebenfalls in ihrer Studie mit Jugendlichen (14–18 Jahre; Aufenthaltsdauer: 8–15 Jahre (ein Fall: 6 Monate)), dass die deutsche Sprache in der Interaktion mit Anderen, mit der Mehrheitsbevölkerung, wichtig ist. Allerdings spricht keiner der Jugendlichen ausschließlich Deutsch. Das Russische ist in den Familien, sowohl bei einem uninationalen als auch binationalen Elternhaus, die dominantere Sprache. Die Eltern sprechen untereinander ausschließlich Russisch, mit den Kindern entweder ausschließlich Russisch oder eine Mischung aus Deutsch und Russisch. Mit Geschwistern sprechen die Jugendlichen ebenfalls eine Mischung aus Deutsch und Russisch. Bei Gleichaltrigen ist dasselbe anzutreffen. Sie sprechen mit ihnen ebenfalls eine Mischung aus Deutsch und Russisch, wobei das Russische häufiger genutzt wird. Die letzte Beobachtung steht im Gegensatz zu Schnars (2010) Ausführungen, denn Göler und Lautenbacher (2010) erkennen das Russische als die Gruppensprache in ihrer Untersuchung. Boll (1993, S. 44) spricht vom Führen eines Doppellebens, was das oben Genannte erklären kann. Innerhalb der Familie, so Boll, wurde in der Sowjetunion Deutsch gesprochen, außerhalb der Familie Russisch. In der Bundesrepublik kann die entgegengesetzte Richtung beobachtet werden: Innerhalb der Familie wird von vielen Russisch gesprochen und im Berufsleben, der Schule und dem öffentlichen Leben Deutsch.

Dück (2013) analysiert in ihrer Studie die Sprachkompetenz, Spracheinstellung und Spracherziehung der zweiten Generation der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion, wobei sie unter der zweiten Generation Spätaussiedler definiert, die unverheiratet nach Deutschland aus den ehemaligen Sowjetstaaten einwanderten und in Deutschland Familien gründeten. Sie stellt fest, dass die russische Sprache von vielen genutzt wird und zwar bei der Kommunikation mit Eltern und Geschwistern, aber dass das Deutsche an Relevanz gewinnt, wenn eigene Kinder auf die Welt kommen, so dass viele Kinder einsprachig erzogen werden. Dück (2013) führt das u. a. auf die Spracheinstellung, Sprachkompetenz und das soziale Umfeld zurück. Zum Beispiel wird mit den Kindern nur dann Russisch kommuniziert, wenn die eigenen russischen Kenntnisse gut sind und eine positive Einstellung zu dieser Sprache besteht (vgl. Dück 2013, 80f.). Sprachkompeten-

zen im Russischen lassen nach,¹⁴⁸ sofern von außen der Druck besteht, schnell und gut Deutsch zu lernen, aber auch je weniger in der russischen Sprache gesprochen wird bzw. sich diese Sprache entwickelt. Zum Beispiel wird in einer neu gegründeten Familie weniger Russisch gesprochen, wenn beide Partner unterschiedlicher Herkunft sind. Ein Beispiel: eine russischsprachige Person heiratet einen autochthonen Deutschen. Aber auch das soziale Umfeld wie z. B. die Berufsumgebung hat einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss. Häufig stagniert das Russische oder entwickelt sich nicht weiter. Die meisten Personen haben nur einen bestimmten begrenzten Wortschatz, welcher nicht die Umgangssprache überschreitet (vgl. Dück 2013, S. 84). Diejenigen, die eine positive Einstellung zum Russischen haben und die notwendigen Kenntnisse, erziehen ihre Kinder bilingual, weil sie sich u. a. Lernvorteile für nachfolgende zu erlernenden Sprachen erhoffen. Hingegen ist ebenfalls zu beobachten, dass die Kinder die russische Sprache verweigern (vgl. Dück 2013, S. 93).

Zusammenfassung

Die Studien zeigen ein vielschichtiges Bild über die Einstellung zur deutschen/russischen Sprache und die Sprachkompetenz der (ruslanddeutschen) (Spät-)Aussiedler in der Forschung. Einige (ruslanddeutsche) (Spät-)Aussiedler haben gute, andere wiederum schlechte Deutschkenntnisse. Die Einstellung zur deutschen/russischen Sprache ist „positiv-negativ“ – d. h. weder gänzlich positiv noch negativ. Es deutet sich allerdings an, dass im Zeitverlauf das Deutsche an Bedeutung gewinnt, auch wenn es nicht bei allen (Spät-)Aussiedlern die dominantere Sprache ist. Die deutsche Sprache ist allerdings aus dem öffentlichen Leben nicht wegzudenken. Sie ist in der Interaktion mit der Mehrheitsbevölkerung wichtig, was viele ruslanddeutsche (Spät-)Aussiedler merken. Das Russische, so deutete die bisherige Forschung an, verliert teilweise an Bedeutung im Verlauf der Zeit bei einigen (Spät-)Aussiedlern. Dennoch hat das Russische für einige (Spät-)Aussiedlern immer noch eine herausragende Bedeutung wie z. B. bei der Spracherziehung der Kinder.

Nach den Ergebnissen dieser aufgeführten Studien könnte die Frage gestellt werden, ob und welcher Zusammenhang zwischen dem Gebrauch einer (dominanten) Sprache – sei es Deutsch oder Russisch – und der Zugehörigkeit mit Deutschland oder einem Staat aus der ehemaligen Sowjetunion besteht.

Dietz (1995a, S. 12) z. B. verweist in ihrer Studie, in der sie die Lebenssituation und Zukunftschancen der Ruslanddeutschen im Gebiet Nowosibirsk 1994 untersucht, dass die dort lebenden Ruslanddeutschen die Wichtigkeit der deutschen Sprache betonen – in Volkszählungen geben sie Deutsch als Muttersprache an. Dietz weist allerdings darauf

¹⁴⁸ Diese Personen machen oft Fehler beim Sprechen der russischen Sprache wie zum Beispiel beim Gebrauch falscher grammatischer Formen aufgrund der deutschen Grammatik oder die Erfindung von Wörtern, die die Erinnerung an bekannte russische Wörter hervorrufen (vgl. Pavlova 2014, S. 213ff.).

hin, dass deutsche Sprachkenntnisse nicht unbedingt ein Indiz dafür sind, dass eine starke Verbundenheit mit der deutschen Herkunft vorliegt. Auch Russlanddeutsche, die die deutsche Sprache kaum oder gar nicht beherrschen, fühlen sich in der ehemaligen Sowjetunion Deutschland verbunden (vgl. Dietz 1995a, S. 12). Auch in den Ergebnissen von Dietz und Hilkes (1992, 47ff.) wird deutlich, dass Russlanddeutsche in der ehemaligen Sowjetunion Deutsch als ihre Muttersprache trotz geringer Deutschkenntnisse angeben, weil sie sich Deutschland verbunden fühlen. Hingegen wird erkennbar, dass Deutsch als Muttersprache immer mehr an Relevanz verliert und das Russische als Muttersprache an Relevanz gewinnt. Die Angabe Deutsch als Muttersprache in der ehemaligen Sowjetunion sieht Hilkes (1992, S. 7) als ein Bekenntnis der Russlanddeutschen zu ihrer Nationalität.

Neuere Erkenntnisse zum möglichen Zusammenhang zwischen Sprache und (ethnischer) Zugehörigkeit bei (Spät-)Aussiedlern, insbesondere nach der Rückkehr nach Deutschland, lassen sich kaum finden. Der Forschungsstand ist unklar. Es scheint so als hätte die bisherige Forschung sich vermehrt auf Spracherwerb und Sprachkenntnisse der (Spät-)Aussiedler in Deutschland fokussiert und bisher noch zu wenig analysiert, ob durch Sprache von einer Zugehörigkeit gesprochen werden kann bzw. ob Sprache (Muttersprache und/oder Alltagssprache) für die (Spät-)Aussiedler selbst ein Zugehörigkeitskriterium ist und nicht nur ein Zugehörigkeitskriterium darstellt, welches von der Bundesregierung Deutschland im Rahmen des Aufnahmeverfahrens gefordert wird. Gerade neuere Studien wären von Interesse, denn wie bereits insbesondere im Kapitel 3.4 thematisiert wurde, unterliegt Zugehörigkeit einem Wandel. Zugehörigkeiten können sich im Laufe des Lebens verändern, sie sind auch situations- und kontextabhängig.

Die vorliegende Arbeit möchte hier ansetzen und weitere (neuere) Erkenntnisse gewinnen, ob für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zum gegenwärtigen Zeitpunkt bei der Sprache von einem wichtigen Element der/ihrer Zugehörigkeit bzw. ihres Selbstverständnisses gesprochen werden kann. Es kann angenommen werden, dass auch heute noch, insbesondere für ältere russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, die deutsche Sprache (trotz geringer Sprachkenntnisse) ein zentraler Bestandteil ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit ist. Denn viele russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, die heute im fortgeschrittenen Alter sind, haben sich trotz Deportation und Benachteiligung in der ehemaligen Sowjetunion die deutsche Sprache bewahrt und fühlen sich Deutschland immer noch verbunden (vgl. Kapitel 2.2 und Kapitel 3.3). Anzunehmen ist ebenfalls, dass bei denjenigen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die in der ehemaligen Sowjetunion in geschlossenen deutschen Gebieten „relativ autonom“ lebten, die deutsche Sprache ebenfalls ein zentraler Bestandteil ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit ist.

Der Sprache kommt des Weiteren im Fremdethnisierungsprozess, was bereits in den allgemeinen Ausführungen zur Sprache deutlich wurde, eine wichtige Rolle zu. Denn durch

ein kleines Merkmal wie Akzent, kann ein Fremder erkannt werden. Dies trifft auch für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zu. Die Sprache der Russlanddeutschen war häufig mit Problemen behaftet bzw. Russlanddeutsche wurden aufgrund ihrer Sprache ethnisiert und ethnisierten sich mit ihrer Sprache selbst. Ihnen wurde eine Zugehörigkeit zugeschrieben, die nicht immer ihrer eigenen subjektiven entsprach. In Russland wurden insbesondere ältere Russlanddeutsche des Öfteren aufgrund ihres Akzentes als Deutsche kategorisiert. In Deutschland werden sie zu Russen aufgrund ihres russischen Akzentes. Erschwerend ist ebenfalls die geringe Beliebtheit des russischen Akzentes. Ein slawischer Akzent gehört nicht zu den sympathischen Akzenten in Deutschland, so Eichinger et al. (2011, 27ff.). Speziell der russische Akzent genießt in Deutschland die geringste Beliebtheit (vgl. Berend 2014, 199f.; Eichinger et al. 2011, S. 30). Gärtig und Rothe (2009, S. 6) zeigen in ihrer Untersuchung die prozentualen Anteile: 14 % der Menschen in Deutschland finden den russischen Akzent unsympathisch. Dahinter folgen der türkische (11 %), der polnische Akzent (7 %) und andere slawische¹⁴⁹ Akzente (4 %). Mit jeweils 2 % folgen der französische, der asiatische¹⁵⁰, der arabische und der amerikanische Akzent. Interessant ist, dass 48 % der Befragten keinen Akzent sympathisch finden. Welcher Akzent wird nun als sympathisch gesehen? Nach der Untersuchung von Gärtig und Rothe (2009, S. 6) sind es der französische (36 %) und der italienische Akzent (21 %).¹⁵¹ Rosenberg (2010, S. 74) macht die Beobachtung, dass das Russische keine „*Prestigesprache*“ in der Wahrnehmung der Bevölkerung darstellt:

„Franzosen, die mit französischem Akzent Deutsch sprechen, sind „kulturvoll“. Amerikaner, die Deutsch mit englischer Phonetik verwenden, werden als „weltläufig“ gesehen. Russlanddeutsche, die russisch interferiertes Deutsch benutzen, gelten als „primitiv.“ (Rosenberg 2010, S. 74)

Rosenberg (2010, S. 74) zieht den Schluss, dass in Deutschland der Sprache bei der ethnisch-nationalen Identifizierung schon immer eine besondere Bedeutung beigemessen wurde. In Deutschland herrschen tradierte Vorstellungen. Deutschsein wird mit Deutschsprechen gleichgesetzt und zwar das Sprechen nach „*bundesdeutscher*“ Art. Und wenn Russlanddeutsche nicht nach bundesnaher Art, also nah am Standard sprechen, dann können sie nicht Deutsch sein (vgl. Rosenberg 2010, S. 82).

In der hier vorliegenden Untersuchung soll vor dem Hintergrund der letzten genannten Ausführungen gezeigt werden, wie die Befragten zum Erwerb der deutschen Sprache

¹⁴⁹ Gemeint ist tschechischer und serbokroatischer Akzent (vgl. Gärtig und Rothe 2009, S. 6).

¹⁵⁰ Gemeint ist japanischer, chinesischer, thailändischer, vietnamesischer Akzent (vgl. Gärtig und Rothe 2009, S. 6)

¹⁵¹ Bezogen auf Dialekte, stellen Gärtig und Rothe (2009, S. 4) fest, dass in Deutschland zu den beliebtesten Dialekten Norddeutsch (24 %), Bairisch (20 %) und Alemannisch (13 %) gehören. Zu den unbeliebtesten Dialekten gehören der sächsische Akzent (30 %), gefolgt von Bairisch (13 %) und Alemannisch (8 %).

stehen und welche Rolle und Funktion die deutsche, aber auch russische Sprache in ihrem Alltag früher gespielt hat bzw. heute spielt. Es geht auch um die Wichtigkeit, aber auch die (emotionale) Beziehung sowohl der gesprochenen Sprache in Deutschland, als auch der Muttersprache bei der Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit bzw. des Selbstverständnisses. Es ist zu fragen, ob bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern bei der Sprache von einem zentralen Bestandteil ihrer Zugehörigkeit bzw. ihres Selbstverständnisses gesprochen werden kann. Diese Fragen werden im empirischen Teil der Arbeit (vgl. Kapitel 5) beantwortet.

Im nächsten Kapitel wird allerdings vorerst vor dem Hintergrund der Forschungsfrage dieser Arbeit ein weiterer alltäglicher Bereich und zwar Essen/Ernährung und Einkauf untersucht, an dem sich die Herausbildung der Zugehörigkeit zeigen kann.

3.7 Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten

In diesem Kapitel soll es darum gehen, wie Menschen in den alltäglichen, immer wiederkehrenden, mal mehr mal weniger bewussten Bereichen Essen/Ernährung und Einkauf handeln und wie sie darüber ihre Zugehörigkeit zeigen. Aufgezeigt werden soll u. a. was oder wer ihr Handeln beeinflusst und wie dies erklärt werden kann, sofern es Erklärungsansätze oder Erklärungsmodelle gibt, die den Anspruch erheben, es teilweise oder komplett zu erklären. Aus der soziologischen Perspektive kann die Frage gestellt werden, welche soziale Funktion dem Essen zukommt.

3.7.1 Ess-/Ernährungsverhalten im Allgemeinen

„Der Mensch ißt anders
als er sich ernähren sollte.“

(Pudel und Westenhöfer 2003, S. 13)

Mit dem eigenen Ernährungsverhalten definieren und differenzieren sich die Menschen (vgl. Biehl 2015, S. 44). Das Ernährungsverhalten ist einerseits eine biologische Notwendigkeit, aber auch eine sozial vermittelte Handlung. Aus biologischer Perspektive ist Ernährungsverhalten eine nicht gemeinschaftliche Handlung. Das Individuum, das essen muss, steht im Mittelpunkt. Das Individuum muss essen und keiner kann für das Individuum diese Notwendigkeit übernehmen. Ernährungsverhalten aus der Sicht einer sozial vermittelten Handlung ist eine erlernte Handlung, die in gesellschaftliche, zeitliche und kulturelle Kontexte integriert ist (vgl. Brombach 2011, S. 319).

Kommen wir zunächst zu der biologischen Notwendigkeit, bevor auf Essen als eine sozial vermittelte Handlung eingegangen wird.

Das Eingangszitat von Pudiel und Westenhöfer (2003) zeigt, dass Essen und Ernährung keine synonyme Begrifflichkeiten darstellen. Gemeinsam haben diese Begriffe, dass sie die Nahrungsaufnahme in den Vordergrund stellen. Sie greifen hingegen unterschiedliche Gesichtspunkte auf. Alles was in Verbindung mit der Nahrungsaufnahme steht, wird mit dem Begriff **Essen** festgehalten. Dazu gehören die Atmosphäre und jegliches Empfinden und Erfassen im Laufe und nach der Mahlzeit. **Ernährung** hingegen begrenzt sich auf die faktischen und/oder vom Esser gedanklich vorweggenommenen physiologischen Wirkungen der Nahrung. In der (naturwissenschaftlichen) Wissenschaft herrscht hingegen der Begriff „Ernährung“ und nicht der (umgangssprachliche) Begriff „Essen“ (vgl. Pudiel und Westenhöfer 2003, S. 31f.). In diesem Zusammenhang muss der Begriff „Ernährungsverhalten“, der schon weiter oben verwendet wird, erwähnt werden. Doch was genau ist Ernährungsverhalten?

Eine klare Definition von Ernährungsverhalten ist nicht einfach. Jede Disziplin, sein es die Geisteswissenschaften oder die Naturwissenschaften, hat seine eigene Definition. Diese Definition ist abhängig von der eigenen Sichtweise und wie Wissen in diesen Disziplinen produziert wird. Eine Definition, die häufig zitiert wird, ist die folgende:

„Ernährungsverhalten ist eine Handlung, die willentlich oder gewohnheitsmäßig abläuft. Sie umfasst die Nahrungsbeschaffung, Zubereitung, den Verzehr und die Nachbereitung von Lebensmitteln durch ein Individuum und/oder von sozialen Gruppen. Sie kann auch religiös-symbolischen Zwecken dienen und von diesen beeinflusst werden. Das Ernährungshandeln bzw. Ernährungsverhalten eines Individuums ist immer eine Folge endogener und exogener Ursachen; deren Wirkungen können sowohl individueller als auch überindividuel-ler Art sein.“ (Leonhäuser et al. 2009, S. 20)

Zum Ernährungsverhalten muss der Begriff „Essverhalten“ abgegrenzt werden, obwohl Essverhalten und Ernährungsverhalten häufig synonym verwendet werden und zwar für den Prozess der Nahrungsaufnahme.¹⁵² Essverhalten stellt einen „*biopsychosozialen Prozess*“ dar. Dabei umfasst Essverhalten alle spezifischen Verhaltensweisen – motorisches, emotionales und kognitives Verhalten – die Einfluss auf die Aufnahme von Nahrungsmitteln haben (vgl. Hogrefe 2022). „Ernährungsverhalten“ ist somit zum Begriff „Essverhalten“ weitergefasst, da er sowohl Nahrungsauswahl, -beschaffung, als auch -verwertung beinhaltet.

Das Ess- und Ernährungsverhalten wird durch Primär- und Sekundärbedürfnisse bei einem Menschen gesteuert. Zunächst regulieren Hunger und Sättigung die Nahrungsaufnahme bei einem kleinen neugeborenen Kind. Das Hören auf diese Bedürfnisse bzw. innere Signale ist angeboren. Sekundärbedürfnisse entstehen hingegen erst beim Abstillen.

¹⁵² In der nachfolgenden Darstellung von Ess- und Ernährungsverhalten wird der Begriff verwendet, der auch von den zitierten Autoren verwendet wird – d. h. Essen oder Ernährung.

Mit dem „kulturellen Geschmack“ wächst das Baby. Aber dieser ist nicht im Voraus festgelegt. Sekundäre Bedürfnisse beeinflussen das Ernährungsverhalten des Menschen auf unterschiedliche Art und Weise und gehen über die Primärbedürfnisse hinaus. Aber auch Geschmacksvorlieben haben einen Einfluss auf das Ess- und Ernährungsverhalten. Darunter ist zu verstehen, dass bereits nach der Geburt eine Vorliebe für Süßes und eine Abneigung gegen Bitteres und Salziges besteht. Erst mit den Jahren entwickelt sich die Präferenz für Bitteres und Salziges. Des Weiteren hat u. a. der „Mere exposure effect“ Einwirkungen auf das Ess- und Ernährungsverhalten. Dieser Effekt lässt sich dahingehend beschreiben, dass Vorlieben und Gewohnheiten sich vornehmlich durch Kontakt und Erfahrung mit einer speziellen Speisen- und Geschmacksrichtung entwickeln – „liking by tasting“. Mit der Zeit lernen Kinder durch wiederholtes Ausprobieren bestimmter Speisen diese zu mögen bzw. zu lieben (vgl. Pudiel und Westenhöfer 2003, S. 38ff.). Unser Ernährungsverhalten, welches wir während der Kindheit erlernen, ist geprägt durch stabile und konstante Verhaltensmechanismen (vgl. Leimgruber 2012, S. 12).

Das Ernährungsverhalten kann mit dem „Drei-Komponenten-Modell“ von Pudiel und Westenhöfer (2003, S. 46) etwas veranschaulicht erklärt werden. Es ist ein Modell, welches den Einfluss verschiedener Reize auf das Essverhalten zu erklären versucht (vgl. Abbildung 17).

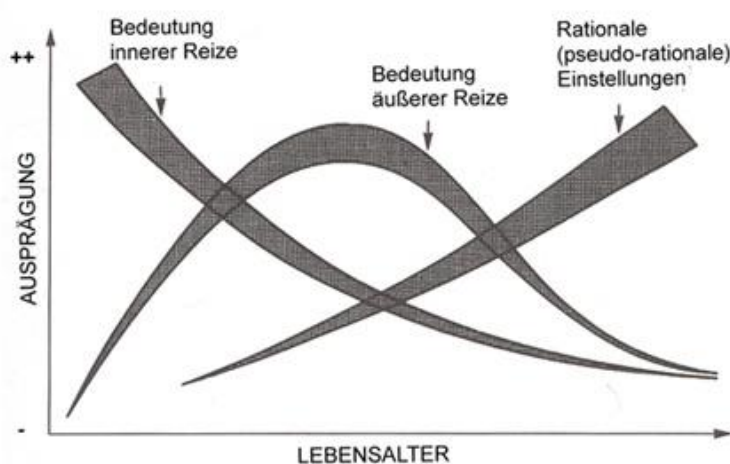


Abbildung 17: Das Drei-Komponenten-Modell

Quelle: Pudiel und Westenhöfer (2003, S. 47)

Zunächst sind die **inneren Reize** zu nennen. Dies sind die biologischen Regulationen Hunger und Sättigung. Zu den äußeren Reizen werden Ergebnisse des kulturell-familiären Verhaltenstrainings gesehen. Innerhalb der Familie werden bestimmte Verhaltensweisen angelernt wie z. B. das „Leeressenkönnen“ des Tellers. Es sind „kulturelle Normierungen“, mit denen sekundäre Bedürfnisse, die im Training entstehen und nicht weiter hinterfragt werden, gewohnheitsmäßig gestillt werden. Innere Reize sind Gegenspieler zu **äußeren Reizen** und können im Verlauf des Lebensalters immer mehr an Bedeutung verlieren, falls

die sozialen Normen und das kulturell-familiäre Verhaltenstraining die Oberhand übernehmen. Die letzte Komponente sind die **rationalen bzw. pseudo-rationalen Einstellungen** (Kognitionen). Unter kognitiver Steuerung wird die bewusste Steuerung des eigenen Ernährungsverhaltens verstanden. Das kann die bewusste und gezielte Auswahl bestimmter gesunder oder ungesunder Lebensmittel darstellen oder das Festhalten an einer bestimmten Ernährungsform. Diese drei Komponenten beeinflussen sich gegenseitig. Ihre Bedeutung verändert sich des Weiteren im Laufe des Lebens (vgl. Pudiel und Westenhöfer 2003, S. 46).

Kompakter und detaillierter als Pudiel und Westenhöfer (2003) versuchen Bodenstedt et al. (1983, S. 5) mit ihrem statisch-systematischen Model (vgl. Abbildung 18) das Ernährungsverhalten zu erklären. Sie führen in ihrem Model Faktoren auf, die die Nahrungsaufnahme kurz- und langfristig beeinflussen wie z. B. die abiotische Umwelt, zu der sie Migration zählen. Aber auch gesellschaftliche Aspekte haben einen Einfluss auf das Ernährungsverhalten wie z. B. die Kultur, in der man lebt, was auch in dem Drei-Komponenten-Modell von Pudiel und Westenhöfer (2003) deutlich wurde.

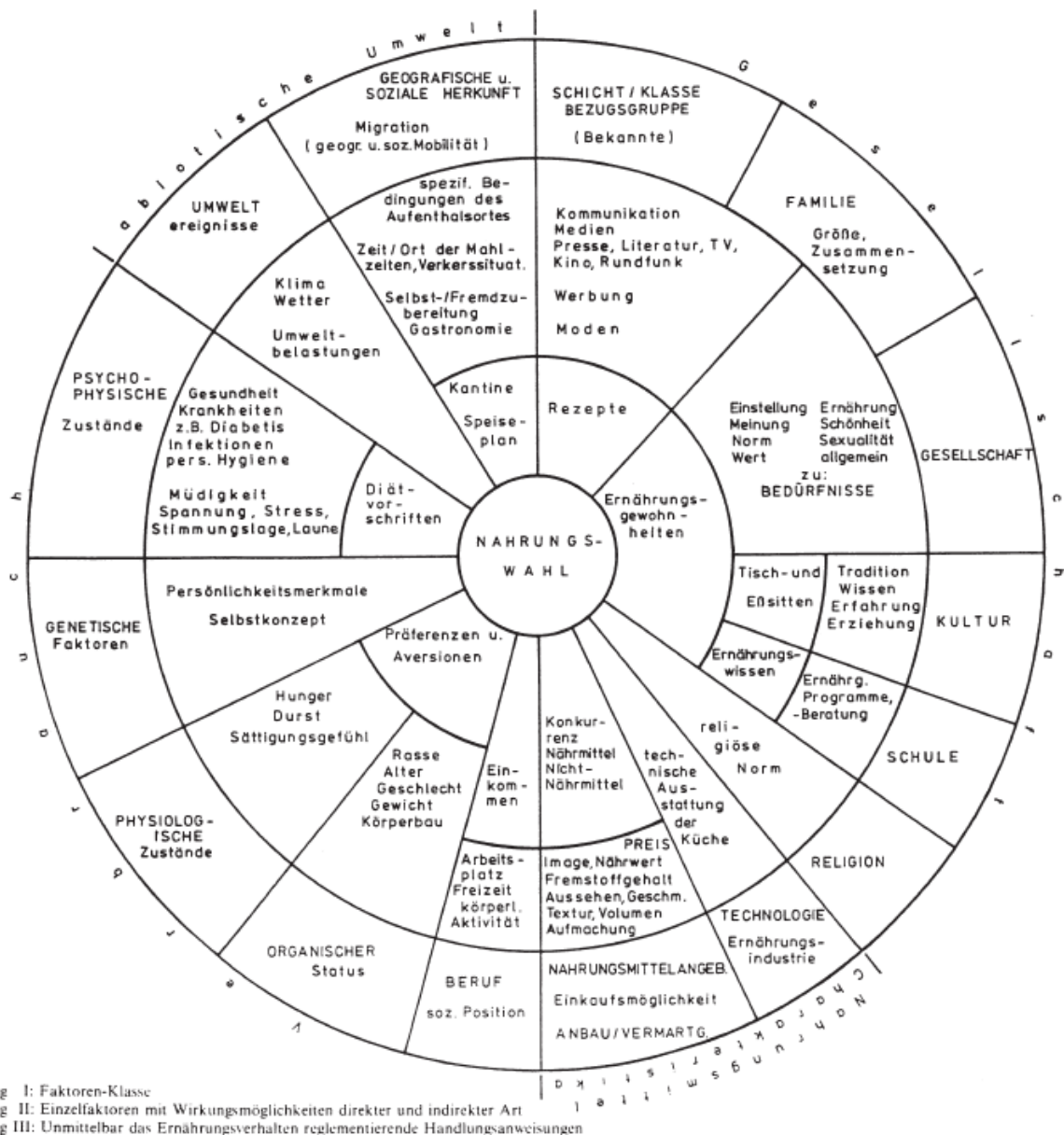


Abbildung 18: Statisch-systematisch: Faktoren, die die Nahrungsaufnahme kurzfristig und langfristig beeinflussen

Quelle: Bodenstedt et al. (1983, S. 5)

Es wird deutlich, dass der alltägliche Bereich Essen vielschichtig und komplex ist. Essen hat neben der Aufgabe dem Bedürfnis nach Nahrung nachzukommen, auch noch die Aufgabe soziale und kulturelle Bindungen zum Vorschein zu bringen (vgl. Kaufmann 2006, S. 36). Diese Komplexität wird auch daran deutlich, dass jeder Mensch am Tag an die 200 Entscheidungen im Kontext von Essen treffen muss (vgl. Wansink und Sobal 2007). Kaufmann (2006, S. 37) ist der Ansicht, dass Menschen sich gewöhnlich nicht zu viel mit dem komplexen Alltag auseinandersetzen wollen, um den mentalen Druck niedrig zu halten. Zum Beispiel weiß jeder Mensch, was in seinem Speiseplan stehen muss und was lieber fernbleiben soll. Hingegen wird nichts unternommen, bis sich das „schlechte Gewis-

sen“ meldet. Kompensationshandlungen gewinnen an Bedeutung. Es wird z. B. an Fett gespart, um das schlechte Gewissen im Zaum zu halten.

Aus der soziologischen Sichtweise muss Essen/Ernährung etwas anders gedacht werden. Dabei gibt es ein Problem einer Soziologie des Essens und zwar in der Zweiteilung des Themas *„in natürliche und kulturelle Bereiche, in physisches Bedürfnis und soziokulturelle Befriedigung, in zweckgebundene körperliche Reproduktion und Sinn vermittelnde Gestaltung oder in Naturthema Ernährung und Kulturthema Essen“* (Barlösius 1999, S. 21). Barlösius (1999, S. 28) spricht von einem *„Paradox der doppelten Zugehörigkeit“* des Essens. Essen hat eine Zugehörigkeit sowohl zur Natur als auch zur Kultur, was inkonsistent erscheint. Die Menschen können frei wählen, was und wie viel sie essen, was eine kulturelle Entscheidung darstellt. Aber sie sind physiologisch gezwungen, sich vielseitig und abwechslungsreich zu ernähren, um das Überleben zu sichern. Dies ist bei Tieren anders, die sich spezialisieren, um überleben zu können. Das heißt, dass die Menschen zwar eine kulturelle Freiheit haben, aber auch einem physiologischen Zwang unterliegen (vgl. Barlösius 1999, 28f.). Essen vereinigt sowohl kulturelle als auch natürliche Anteile in sich und darf nicht als „entweder-oder“ gedacht werden (vgl. Barlösius 1999, S. 31). Essen und Trinken sollten somit nicht nur unter physiologischen Aspekten, d. h. als biologische Notwendigkeit betrachtet werden. Essen und Trinken stellen soziale Handlungen dar, die eng mit der Kultur verbunden sind. Die Werte unserer Kultur geben uns vor, was und wie wir etwas essen (vgl. Wirtz 1997, S. 440). Von diesem Prinzip – Lebensmittel nach kulturellen Merkmalen auszuwählen – wird nur dann abgewichen, wenn Lebensmittel nicht vertragen werden oder von ihnen eine schädigende Wirkung ausgeht (vgl. Barlösius 1999, S. 40). Die Kultur, in der wir leben, stellt aber auch Gebote und Verbote auf. Nahrungsmeidungen, -verbote und -tabus bestimmen unseren Alltag. Wir essen keine Zootiere oder einheimische Raubtiere, aber auch keine Essensreste fremder Personen (vgl. Setzwein 1997, S. 12). Auch besteht in unserer Gesellschaft die Konvention, keine Schlangen zu essen (vgl. Klotter 2016b, S. 119). Radioaktiv bestrahltes Obst oder Gemüse wird ebenfalls abgelehnt (vgl. Setzwein 1997, S. 13). Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Regeln und Werte und Normen der gegenwärtigen Kultur bestimmen also, wie wir mit Essen und Lebensmitteln umgehen (vgl. Brombach et al. 2014, S. 12; Wirtz 1997, S. 440). Sie bestimmen somit unser Essverhalten.

Nahrung ist das erste Bedürfnis, das nach der Geburt gestillt werden muss und gefüttert zu werden ist die erste soziale Situation, die ein kleines Kind erlebt (vgl. Barlösius 2016, S. 19).

Essen und Trinken ist eine Sprache, die auch ohne Worte verstanden und vom Beginn der Kindheit erlernt wird, wie Wirtz (1997, S. 440) es veranschaulicht:

„Essen und Trinken fügen sich zu einer symbolischen Ordnung, zu einer Sprache jenseits der Wörter, die kulturelle Wertsetzungen zum Ausdruck bringt, welche wir von frühesten Kindheit an lernen, Löffel um Löffel und Gabel um Gabel, meist ohne uns dessen gewahr zu werden“ (Wirtz 1997, S. 440).

Das Essen ist somit eine soziale Handlung (vgl. Setzwein 1997, S. 7). Diese soziale Handlung wiederholt sich täglich und bestimmt und ordnet maßgeblich das Leben der Menschen (vgl. Bayer et al. 1999, S. 21; Tolksdorf 1978, S. 343; von Ferber 1980, S. 222). Soziale Handlungen werden stilisiert: In bestimmten Räumen wird mit bestimmtem Essbesteck bestimmtes Essen wie z. B. französische Küche gegessen. Diese Handlungen werden aber auch standardisiert und terminiert: Zeiten bestimmen, wann gegessen wird (vgl. von Ferber 1980, S. 222). Zu Esszeiten – Frühstück, Mittagessen oder Abendessen – bei jemandem anzurufen, wird als unhöflich wahrgenommen und deswegen sollte „man“ es nicht tun. Es besteht auch die Konvention, dass nicht alle Themen am Tisch angesprochen werden sollen. „Angemessene“ Tischgesprächsthemen sind vorzuziehen (vgl. Bayer et al. 1999, S. 21). Essen, als ein alltäglicher Bereich, ist stark sozial geregelt (vgl. Barlösius 1999, S. 45).

Über Essen findet Individualisierung, aber auch Kollektivierung statt (vgl. Kofahl und Ploeger 2012, S. 387). Dies kann als ein Widerspruch verstanden werden. Klotter (2016b, S. 119) bezeichnet in diesem Zusammenhang Essen als eine egoistische Handlung, weil keiner das, was ich esse, essen kann. Bereits Simmel (1957, S. 243) sah in der Notwendigkeit des Essens und Trinkens, was alle Menschen gemeinsam haben, *„[...] das Egoistischste, am unbedingtsten und unmittelbarsten auf das Individuum Beschränkte“*. Andererseits essen die meisten Menschen bevorzugt gemeinsam und nicht allein (vgl. Klotter 2016b, S. 119).

Dem Essen kommen somit unterschiedliche Funktionen zu, die sowohl positiv als auch negativ belegt sein können: Mit Essen kann Freundschaft, Gemeinschaft, Nähe, Wertschätzung, Zugehörigkeit und Verständnis von Werten und Normen ausgedrückt werden. Mit Essen kann aber auch sozialer Status, Macht und Ausgrenzung zum Ausdruck gebracht werden (vgl. Brombach 2011, S. 320; Häußler 2012, S. 77; Rückert-John 2017, M438). Klotter (2016a, S. 1) bringt es auf den Punkt: *„Essen ist primäre Sprache [...] der Zugehörigkeit und der Abgrenzung.“*

Die soziale Zugehörigkeit wird somit durch das, was jemand isst und trinkt bestimmt. Menschen grenzen sich durch ihr Essen von anderen Kulturen, aber auch anderen sozialen Lagen und Randgruppen ab. In diesem „System von Zeichen“ herrschen bestimmte kultivierte Handlungen. Zum Beispiel werden bei der Arbeit in der Pause kein Wein oder

Bier wie bei einer Feier getrunken, sondern Tee oder Kaffee. Tee oder Kaffee symbolisieren in diesem Moment die Pause (vgl. Klotter 2016a, S. 2). Menschen essen häufig „Symbole“ wie z. B. Fleisch, was in fast allen Kulturen Wohlstand und Macht verkörpert. Diese Symbole bilden unsere personale, soziale und kulturelle Zugehörigkeit und Verbundenheit (vgl. Klotter 2015a, S. 114). Insbesondere in der Migration¹⁵³ wird Essen zu einem wichtigen stützenden Pfeiler – und zwar bei der Beibehaltung, aber auch bei der Suche nach der eigenen Zugehörigkeit (vgl. Schropfer 2014, S. 72). Beim Essen geht es neben dem Erleben von sozialer und kultureller Verbundenheit/Abgrenzung, auch um das Erleben von Lust und die Aufrechterhaltung von Traditionen (vgl. Klotter 2016b, S. 118). Zum Beispiel baut gemeinsames Kochen und Essen eine Beziehung auf und fördert Kommunikation (vgl. Heindl und Plinz-Wittorf 2013, S. 14).

Essen ist in den meisten Fällen eingebettet in den Rahmen einer Mahlzeit, deswegen eignen sich Mahlzeiten sehr gut, um das Genannte besser zu veranschaulichen.

Während einer Mahlzeit kann zwar vorrangig das Stillen des Hungers stehen, aber Mahlzeiten können noch viele weitere Funktionen, insbesondere soziale Funktionen, übernehmen. Mahlzeiten schaffen Gemeinschaft und soziale Zugehörigkeiten, aber auch Abgrenzung und Fremdheit. Darf eine Person an einer Mahlzeit teilnehmen, gehört sie zu dieser Gemeinschaft dazu. Wird ihr die Teilnahme verwehrt, wird sie sozial ausgegrenzt. Diese Person gehört nicht zu dieser Gemeinschaft. Manchmal möchte eine Person aber auch nicht zu einer Gemeinschaft gehören, obwohl sie an einer Mahlzeit teilnimmt. Sie fühlt sich gezwungen, an dieser Mahlzeit teilzunehmen, obwohl ihr die Gemeinschaft nicht vertraut und sogar fremd vorkommt (vgl. Barlösius 2008, S. 50). Die Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit bestimmter Gruppen zu einer Gesellschaft oder Gemeinschaft wird durch komplexe gesellschaftliche Regelsysteme, in die gemeinsame Mahlzeiten eingebettet sind, bestimmt (vgl. Fierz 2012, S. 78). Das heißt, dass die Zugehörigkeit einer Person zu einer Gemeinschaft nicht nur von Anderen, sondern auch von einem Selbst abhängig ist. Einerseits kommt es darauf an, ob diese Person in dieser Gemeinschaft akzeptiert und aufgenommen wird und andererseits, ob diese Person überhaupt dazugehören möchte und ein Gefühl von Zugehörigkeit entwickeln kann.

Bei einer Mahlzeit wird nie „nur“ gegessen. Während der Sozialisation des Menschen kommt es laut Heindl und Plinz-Wittorf (2013, S. 10) zur *„Aneignung der naturgegebenen, ererbten, psychischen und soziokulturellen Zusammenhänge über Interaktions- und Kommunikationsprozesse, deren Mittel Tag für Tag auch die Nahrungsmittel sind.“* Eine einzelne Mahlzeit transportiert Normen und Gewohnheiten, die im Alltag eines Menschen Stabilität bietet (vgl. Tolksdorf 1978, 342f.). Mahlzeiten sind ein Ort des Miteinanders (vgl.

¹⁵³ Der Zusammenhang zwischen Ernährung und Migration wird im Kapitel 3.7.4 näher erläutert.

Schönberger 2011, S. 17) und der Geselligkeit (vgl. Bayer et al. 1999, S. 20). Die Menschen heben sich bei den Mahlzeiten durch ihr Essverhalten vom Tier ab. Sie wollen „geistige und kulturelle Wesen“ sein, die nicht von Essgier getrieben sind. Durch „gesittetes“ Verhalten und spannende Gespräche am Tisch wollen die Menschen „sozial und psychisch satt werden“ (vgl. Klotter 2016b, S. 119). Mahlzeiten sind aber auch der Ort des erzieherischen Handelns. Kaum in einer anderen familiären Situation wird so viel „erzogen“ wie am Tisch: „Spiel nicht mit dem Essen“, „Mit vollem Mund spricht man nicht.“ (vgl. Tolksdorf 1978, S. 343). Mahlzeiten am Tisch können auch gesellschaftliche Strukturen gut abbilden: Wer bekommt am Tisch welchen Platz zugesprochen? Wer darf was und wie viel essen? Mit diesem Abbild kommt es zur Strukturierung der Gesellschaft (vgl. Klotter 2015a, S. 113). Eine Mahlzeit ist auch eine soziale Institution. Es wird in jeder Gesellschaft geregelt, wie die Mahlzeit zu strukturieren ist. Dies bezieht sich auch auf die Küche. Es wird gesellschaftlich geregelt und normiert, wie ein Gericht zubereitet werden muss (vgl. Barlösius 1999, S. 46). Mahlzeiten beugen sich auch Regeln zwischenmenschlicher Verhaltensweisen (vgl. Schönberger 2011, S. 17). Werden Mahlzeiten immer wieder unter gleichen bzw. vergleichbaren Gegebenheiten durchgeführt, entstehen daraus Routinen, die sich wiederum zu Ritualen wandeln können. Ein Beispiel ist der Nachmittagskaffee zum Geburtstag. Diese Mahlzeiten sind positiv besetzt und von besonderer Bedeutung (vgl. Brombach 2011, S. 320). Tischrituale können auch einen „abgegrenzten Sozialraum“ schaffen, womit die Beteiligten ihr Zusammengehörigkeit demonstrieren (vgl. Audehm 2007, S. 205).

Dabei kommt dem Geschmack beim Essen eine besondere Rolle zu. Geschmack ermöglicht Kontinuität (vgl. Tatter 2008, 135ff.). Geschmack ist beim Essen auch ein „*gesellschaftliches Differenzierungsinstrument*“ (vgl. Barlösius 1999, S. 77) – also ein Mittel sozialer Abgrenzung (vgl. Bourdieu 1982, S. 307). Der Geschmack fungiert als kulturelles und soziales Instrument der Abgrenzung. Der biologische Geschmack – das Schmecken von Zunge und Gaumen – ist dabei mit dem kulturellen und sozialen Geschmack verzahnt. Dies verdeutlicht, wieso bewusst bestimmte Lebensmittel und Gerichte verwendet werden, um Zugehörigkeit und Gemeinschaft herzustellen, aber auch Abgrenzung aufzuzeigen (vgl. Barlösius 1999, 46f.). Durch die Essvorlieben und Vorlieben für eine Küche kann soziale Abgrenzung geschaffen werden (vgl. Tolksdorf 1978, S. 343). Zum Beispiel grenzen sich Personen, die erlesene Spezialitäten wie Kaviar oder Champagner lieben und diese konsumieren von Personen ab, die z. B. „einfaches Essen“ bevorzugen.

Welcher Geschmack als angenehm empfunden wird, ist in den meisten Fällen nicht mit biologischen Charakteristika der Lebensmittel zu erklären. Es ist viel mehr „[...] eine kulturelle Zuschreibung, an der sich die Esser orientieren und die sie weitgehend übernehmen. [...] Geschmack, Genuss und Küche sind Produkt eines langen Abstimmungsprozesses, bei dem die Küche die Geschmacks- und Genusserwartungen jeweils praktisch um-

setzt“ (Barlösius 1999, S. 85). Die Küche kann dabei als ein „*kulturelles Regelwerk*“ verstanden werden. Das Ziel, welches dieses Regelwerk verfolgt, ist die Herstellung von Speisen, die Genuss hervorbringen und dem sozialen und kulturellen Umfeld schmecken (vgl. Barlösius 1999, S. 85).

Der soziale Geschmack, der eine Verknüpfung zum biologischen Geschmack vorweist, aber auch der soziale Geruch beschreiben soziale Verhältnisse und Beziehungen. Der Geruch, anders als der Geschmack, schafft keine Nähe. Der Geruch schafft soziale Grenzen und trennt Gemeinschaften, denn ein als nicht angenehmer wahrgenommener Geruch separiert soziale Gruppen. Der Geruch, der nur zwei Unterscheidungsmerkmale „angenehm und unangenehm bzw. übel riechend, stinkend“ kennt, fungiert als Abgrenzung zwischen Nähe und Distanz. Soziale Beziehungen werden geruchlich erklärt. Der Geruch dient als Legitimation für Ablehnung oder Akzeptanz einer Person. Ein kollektiver Geschmack hingegen vereinigt soziale Gruppen. Er führt zur Bildung einer Gemeinschaft (vgl. Barlösius 1999, 76ff.). „Geschmack haben“ bedeutet feinste Nuancen des kulturellen Konsums zu erkennen und zu unterscheiden (vgl. Barlösius 1999, S. 74). Soziale Differenzen und Ungleichheiten können über den Geschmack besser als bei jedem anderen Sinn wiedergespiegelt werden. Denn bei „[...] *keinem anderen Sinn wird so viel verallgemeinerungsfähige Urteilskraft (senus communis) zugetraut wie dem Geschmack*“ (vgl. Barlösius 1999, S. 80). Zusammenfassend lässt sich zu Geruch und Geschmack sagen, dass diese als soziale Sinne interpretiert werden können, die soziale Beziehungen erkennen lassen.

Zusammenfassung

Zu Essen und Ernährung ist abschließend zu sagen, dass diese unterschiedlichen Einflüssen unterliegen. Das physiologische Bedürfnis nach Nahrung hat jeder Mensch, um überleben zu können. Dies ist primär und allen anderen Bedürfnissen übergeordnet. Äußere Faktoren geben vor, wie eine Person sich ernähren kann und will. Dabei hat die Gesellschaft, in der eine Person lebt, einen bedeutenden Einfluss auf das Ess- und Ernährungsverhalten – Familie und Kultur u. a. sind dabei wichtige Einflussfaktoren. Aber auch Umweltfaktoren wie Migration, die eine geographische Verlagerung des Lebensmittelpunktes mit sich bringen, beeinflussen das Ess-/Ernährungsverhalten auf unterschiedliche Art und Weise. Dem Essen, das häufig in den Rahmen einer Mahlzeit eingebettet ist, kommen soziale Funktionen zu, denn Essen ist einerseits ein Naturthema, aber auch gleichzeitig ein Kulturthema. Essen ist eine soziale Handlung, die einen Kulturbezug hat. Die Kultur, in der wir leben, gibt Normen und Werte vor, wie wir mit Essen umgehen sollen. Über Essen findet Individualisierung, aber auch Kollektivierung statt. Denn über das Essen kann eine Person sich definieren und differenzieren, aber auch von anderen kategorisiert werden. Mit Essen kann u. a. Gemeinschaft und Zugehörigkeit hergestellt wer-

den, aber auch Macht und Ausgrenzung ausgedrückt werden. Dabei kann insbesondere beim Essen über den Geschmack Abgrenzung vorgenommen werden. Geschmack ist ein Mittel sozialer Abgrenzung. Die zu Beginn dieses Kapitels gestellte Frage, ob Zugehörigkeit(en) durch Essen überhaupt geschaffen werden können, kann somit mit ja beantwortet werden.

Um eine bestimmte Ernährung praktizieren zu können und mit dieser Ernährung etwas zu demonstrieren bzw. auszudrücken wie z. B. die eigene Zugehörigkeit(en), ist die Auswahl von bestimmten Lebensmitteln von entscheidender Bedeutung. Essen/Ernährung und Einkauf sind als (fast) untrennbar zu betrachten. Es ist folglich anzunehmen, dass bereits mit der Lebensmittelauswahl Zugehörigkeit(en) ausgedrückt werden können. Doch was zeigt die bisherige Forschung dazu?

3.7.2 Einkaufsverhalten/Lebensmittelauswahl im Allgemeinen

„Die Auswahl der Lebensmittel folgt – außer bei Giftigkeit oder Unverträglichkeit – kulturellen Kriterien.“
(Barlösius 1999, S. 40)

Wie das Eingangszitat von Barlösius (1999) zeigt, hat die Lebensmittelauswahl einen Kulturbezug. Dieser Kulturbezug wird hingegen noch zu wenig in der „Ernährungsforschung“ thematisiert. Die Lebensmittelauswahl wird auch noch kaum mit dem Begriff „Zugehörigkeit“ in Verbindung gebracht. Die Lebensmittelauswahl wird überproportional häufig mit dem Begriff „Gesundheit“ assoziiert. Die Medien überschlagen sich mit Schlagzeilen wie *„Die 100 besten Lebensmittel für Ihre Gesundheit“*¹⁵⁴ oder *„Günstig und gesund. Lebensmittel, die wir öfter essen sollten“*.¹⁵⁵ Doch wählen die Menschen tatsächlich ihre Lebensmittel nur aus dem Gesundheitsaspekt aus? Kaufmann (2006, S. 319) spricht beim Einkaufen von einem komplexen Vorgang. Die Person, die einkauft, muss Lebensmittel nicht nur unter dem Aspekt der Gesundheit, sondern auch des Geschmacks und der Sparsamkeit auswählen. Neben diesen drei Aspekten gibt es aber viele weitere unterschiedliche Motive für die Lebensmittelauswahl. In der folgenden Tabelle 5 sind die wichtigsten Motive aufgeführt.

¹⁵⁴ Focus online: *„Die 100 besten Lebensmittel für Ihre Gesundheit“*, 02.09.2017, https://www.focus.de/gesundheit/ernaehrung/gesundessen/vitamine/wissen-die-100-besten-lebensmittel-fuer-ihre-gesundheit_id_7486166.html

¹⁵⁵ Frankfurter Allgemeine: *„Günstig und gesund. Lebensmittel, die wir öfter essen sollten“*, 30.01.2016, <http://www.fr.de/wissen/gesundheit/guenstig-und-gesund-lebensmittel-die-wir-oeffter-essen-sollten-a-382885>

Tabelle 5: Motive der Lebensmittelauswahl

Motive	Beispiele aus dem Alltag
Geschmacksanspruch	Glühwein mit einem Schuss Rum ist purer Genuss.
Hungergefühl	Ich möchte das jetzt essen, weil ich großen Hunger habe.
Ökonomische Bedingungen	Marmelade gibt es im Sonderangebot, deswegen muss ich es kaufen.
Kulturelle Einflüsse	Nachmittags muss es immer Kaffee mit Zucker und Milch sein und dazu etwas Süßes.
Traditionelle Einflüsse	Nur zu Ostern esse ich hartgekochte Eier.
Habituelle Bedingungen	Vor dem Schlafengehen trinken wir seit Monaten immer ein Glas Milch.
Emotionale Wirkung	In Stresssituationen muss ich immer Süßigkeiten essen.
Soziale Gründe	Bei einem Glas Wein lässt es sich gut diskutieren, aber auch streiten.
Soziale Statusbedingung	Wir sollten unseren neuen Nachbarn Kaviar und Champagner servieren.
Angebotslage	Ich esse jeden Tag bei der Arbeit eine Currywurst, weil es keine Alternative gibt.
Gesundheitsüberlegungen	Äpfel sollen gesund sein, deswegen esse ich jeden Tag fünf davon.
Fitnessüberlegungen	Kohlenhydrate lassen mich länger beim Marathon durchhalten.
Schönheitsansprüche	Ich esse nicht mehr so viel wie früher, um schlank zu bleiben.
Verträglichkeit	Von Nüssen bekomme ich Ausschlag, deswegen kaufe ich diese nicht.
Neugier	Ich bin schon gespannt, ob es schmecken wird.
Angst vor Schaden	Die Inhaltsstoffe in Weintrauben könnten schädlich sein.
Pädagogische Gründe	Wenn du deine Bohnen aufgegessen hast, bekommst du nachher ein Eis.
Krankheitserfordernisse	Ich muss auf meine Fettzufuhr achten wegen meiner Fettstoffwechselstörung.
Magische Zuweisungen	Spargel ist gut für die Potenz.
Pseudowissenschaftlich	Zwei Kilo Fleisch am Tag fördern die Fettverbrennung.

Quelle: Eigene Darstellung nach Pudel und Westenhöfer (2003, S. 52)

Diese vielen Motive zeigen, dass das Gesundheitsmotiv oder Geschmacksmotiv bei der Lebensmittelauswahl nicht die einzigen Motive sind. Es konkurriert viel mehr mit vielen anderen Motiven. Pudel und Westenhöfer (2003, S. 53) sprechen bei einer Entscheidung für ein Lebensmittel von einer „*subjektiv optimierten Entscheidung*“, bei der vergleichend und prüfend der Nutzen und Schaden dieser Entscheidung bedacht wird. Die vielen diversen Motive können dabei auf unterschiedlichen Wegen bewertet werden bzw. bestimmte Motive spielen in der einen Entscheidungssituation eine wichtigere Rolle und bei einer anderen Entscheidungssituation eine geringe oder kaum eine Rolle. Dies bedeutet, dass jede Lebensmittelentscheidung und schlussendlich das Essverhalten eine vielen Funktionen gerecht werdende vervollkommene Entscheidung darstellt, die diverse Faktoren beinhaltet. Diesen Faktoren ordnet jede Person eine andere Bedeutung und eine andere Prio-

risierung zu. Jedes Handeln bezüglich der eigenen Ernährung ist somit keine „*Fehlhandlung*“, sondern ein „*subjektiv optimiertes Verhalten*“ (vgl. Pudiel und Westenhöfer 2003, S. 53).

Es ist zu beobachten, dass Menschen gewohnheitsmäßige Handlungen bevorzugen ohne diese in Frage zu stellen. Sie haben eine ablehnende Haltung gegenüber Neuem. Zu erklären ist dies u. a. mit dem „*Status quo bias*“. Man hält an einem Entschluss fest, um seinen Status zu wahren und eventuellen negativen Konsequenzen aus dem Weg zu gehen (vgl. Beck 2013, S. 658). Lebensmitteleinkauf ist in den meisten Fällen eine gewohnheitsmäßige Handlung. Somit kann auch erklärt werden, wieso Menschen an gewohnten Lebensmitteln festhalten. Das Phänomen an bestimmten Lebensmitteln festzuhalten ist insbesondere bei Personen anzutreffen, die ihr gewohntes Umfeld verlassen und in ein anderes noch fremd erscheinendes Land migrieren.¹⁵⁶

Jegliche Kaufentscheidungen, also nicht nur Lebensmitteleinkaufsentscheidungen, sind in den wenigsten Fällen rational und bewusst. Sie sind häufiger emotional (70–80 %) und gehen unterbewusst von statten. Das eigene „*Ich*“ hat nur ein geringes Gewicht auf die Kaufentscheidung. Das Unbewusste hat somit einen relevanten Einfluss – in den meisten Fällen weiß der Konsument dies hingegen nicht. Allerdings werden auch bewusste Entscheidungen (20–30 %) getroffen. Sie haben die Funktion die auftretenden Emotionen im Zaum zu halten (vgl. Häusel 2012, S. 69ff.). Zu beobachten ist ebenfalls, dass Frauen anders als Männer einkaufen (vgl. Häusel 2012, S. 117ff.). Zum Beispiel überprüfen Frauen 30 % häufiger das Mindesthaltbarkeitsdatum eines Lebensmittels als Männer. Auch benötigen sie länger beim Einkaufen (20–30 % länger bei gleicher Artikel-Anzahl) als Männer (vgl. Häusel 2012, S. 220). Häusel führt dies auf das Sicherheits- und Fürsorgestreben der Frauen und das testosterongesteuerte Verhalten der Männer zurück. Männer sind von Zeitdruck und Ungeduld getrieben. Für Häusel (2012, S. 26) sind biologische und neurobiologische Mechanismen im Kopf einer Person für die Erklärung des Einkaufsverhaltens von entscheidender Bedeutung¹⁵⁷ (vgl. Häusel 2012, S. 27).

Zusammenfassung

Abschließend lässt sich zu dem Kapitel 3.7 sagen, dass das Einkaufsverhalten vielschichtig ist und durch unterschiedliche Faktoren motiviert wird. Zum Beispiel beeinflusst in den meisten Fällen nicht Rationalität, sondern Emotionalität das Einkaufsverhalten einer Per-

¹⁵⁶ Nähere Ausführungen zum Einkaufsverhalten und Migration lassen sich im Kapitel 3.7.5 finden.

¹⁵⁷ Häusel (2012, S. 27) plädiert dafür, neben empirischer Sozial- und Marktforschung und der Psychologie, die Hirnforschung mit ihren biologischen und neurobiologischen Mechanismen mehr Bedeutung in der Forschungswelt zubekommen zu lassen, um zu verstehen, wie Menschen – nicht nur Lebensmittel – einkaufen.

son. Auch geschlechtsspezifische Unterschiede sind festzustellen. Es wird auch deutlich, dass Einkaufsverhalten in der bisherigen Forschung sehr stark auf Gesundheit und gesunde Ernährung ausgerichtet ist und sich kaum Studien finden, die auf Zugehörigkeit und Einkaufsverhalten explizit eingehen. Sichtbar wird dies auch in der Tabelle von Pudiel und Westenhöfer (2003, S. 52) zu den Motiven der Lebensmittelwahl. Zugehörigkeit wird nicht als ein Motiv explizit aufgeführt. Da bereits beim vorherigen Kapitel zum Thema Essen festgestellt werden konnte, dass Essen Zugehörigkeit stiften kann, kann schlussgefolgert werden, dass Lebensmittel, die zunächst gekauft werden und dann verzehrt bzw. gegessen werden, auch Zugehörigkeit schaffen können. Dies zeigt sich auch in Barlösius (1999, 46f.) Annahme aus dem vorherigen Kapitel. Sie geht davon aus, dass bestimmte Lebensmittel bewusst ausgewählt werden, um Zugehörigkeit und Gemeinschaft herzustellen, aber auch Abgrenzung aufzuzeigen.

Migration kann als ein einschneidender Moment in der Biografie eines jeden gesehen werden und hat Auswirkungen auf unterschiedliche Bereiche des Lebens. Welche Auswirkungen es auf die beiden Bereiche Essen/Ernährung und Einkauf hat, wird sich in den Kapiteln 3.7.1 (Essen/Ernährung und Migration) und 3.7.5 (Einkaufsverhalten und Migration) zeigen. Im Kapitel 3.7.6 wird dann explizit auf die bisherige Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und ihr Ess-/Ernährungsverhalten und Einkaufsverhalten eingegangen.

Zunächst soll in einem Exkurs die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung betrachtet werden. In der hier vorliegenden Arbeit war die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage in den Interviews ein zentrales Thema und ist auch vor dem Hintergrund der modifizierten Forschungsfrage ein Thema, wenn auch von nachrangiger Bedeutung. Der Exkurs soll verdeutlichen, dass die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung in der Forschung zwar mit Ernährung und Einkauf in Verbindung gebracht wird, aber bisher in der Forschung kein Bezug zu Essen und Kultur hergestellt werden konnte. Die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung ist ein Instrument der Politik, die die Verbraucher zu einer gesundheitsbewussten Lebensmittelauswahl verhelfen möchte (vgl. Roberto und Khandpur 2014, S. S31). Die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung kann aber auch als ein naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis der Nahrungsaufnahme gesehen werden.

3.7.3 Exkurs: Erweiterte Nährwertkennzeichnung nach dem Vorbild der GDA-Kennzeichnung

Wie bereits erwähnt, kann die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung als ein naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis der Nahrungsaufnahme verstanden werden. Wieso das naturwissenschaftlich-medizinische Verständnis der Nahrungsaufnahme im Vordergrund steht, soll sich im Nachfolgenden zeigen.

Gesetzlicher Rahmen: EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO

Im Dezember 2011 trat die EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO¹⁵⁸ in Kraft, die das Ziel verfolgt, europaweit einheitliche Lebensmittel- und Nährwertkennzeichnungen zu regeln. Diese Verordnung aktualisiert die Richtlinie, die sich mit der Etikettierung, Aufmachung und Werbung von Lebensmitteln befasst.¹⁵⁹ Ebenso wird die Richtlinie über die Nährwertkennzeichnung von Lebensmitteln aktualisiert.¹⁶⁰ Seit 13. Dezember 2014 müssen die Regelungen zur Lebensmittelkennzeichnung und die zur Nährwertkennzeichnung seit 13. Dezember 2016 umgesetzt werden (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2020a). Speziell die Nährwertkennzeichnung kann eine Methode darstellen, Verbraucher über die Lebensmittelzusammensetzung zu informieren und ihnen eine Hilfe bei der Wahlentscheidung sein (Artikel 1 EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO).

Die Nährwertkennzeichnung ist in allen EU-Ländern auf vorverpackten Lebensmitteln an einer gut sichtbaren Stelle, deutlich, gut lesbar und unter bestimmten Aspekten dauerhaft anzubringen (Art. 12 EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO). Sie enthält sieben Angaben („Big 7“): Brennwert, Fett, gesättigte Fettsäuren, Kohlenhydrate, Zucker, Eiweiß und Salz (Art. 30 EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO). Im Anhang 1 ist die verpflichtende Reihenfolge der sieben Angaben in einer Tabelle zu sehen und auch einige Erläuterungen werden dazu gegeben.

Dem Hersteller ist es freigestellt, an welcher Stelle er die Nährwerttabelle abbildet. Der Brennwert und die Nährstoffmengen sind je 100 g bzw. 100 ml, Vitamine und Mineralstoffe als Prozentsatz der Referenzmenge im Verhältnis zu 100 g bzw. 100 ml anzugeben. Die Nährstoffmengen und der Brennwert können des Weiteren zusätzlich zu der obligatorischen Form als Prozentsatz der festgelegten Referenzwerte im Verhältnis zu 100 g bzw. 100 ml ausgewiesen werden. Eine zusätzliche Erläuterung muss abgedruckt werden, wenn Prozentangaben auf der Verpackung abgedruckt werden: *„Referenzmenge für einen*

¹⁵⁸ EU-Verordnung Nr. 1169/2011

¹⁵⁹ Richtlinie 2000/13/EG des europäischen Parlaments und des Rates vom 20. März 2000

¹⁶⁰ Richtlinie 90/496/EWG des Rates vom 24. September 1990

durchschnittlichen Erwachsenen (8400 kJ/2000 kcal)“ (Art. 32, Abs. 2-5 EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO).

Zusätzliche Angaben pro Portion oder je Verzehrseinheit für die Mengen an Nährstoffen und den Brennwert sind in gleicher Weise erlaubt, wenn diese in der Menge bestimmt werden und die Anzahl der Portionen oder Verzehrseinheiten in der Packung ausgewiesen wird. Der Brennwert muss pro 100 g bzw. 100 ml und pro Portion ausgewiesen werden. Die Nährstoffe hingegen können nur pro Portion angegeben werden. Die Portion oder Verzehrseinheit, die zugrunde gelegt wird, muss in unmittelbarer Nähe zur Nährwertdeklaration aufgeführt werden (Art. 33 EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO).

Wiederholende Informationen können in einer anderen Form als der tabellarischen dargestellt werden und müssen im Hauptsichtfeld in einer bestimmten Schriftgröße platziert werden. Prozentuale Anteile an den Referenzmengen für die Tageszufuhr können auch in der Wiederholungsinformation im Hauptsichtfeld dargestellt werden (Art. 34, Abs. 3–4 EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO). Die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung¹⁶¹ ist eine mögliche freiwillige Darstellungsform, bei der Anteile an den Referenzmengen für die Tageszufuhr dargestellt werden.

„GDA-Nährwertkennzeichnung“

Der Begriff „GDA“ wird in der neuen EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO nicht verwendet.¹⁶² Hingegen verweist der Lebensmittelverband Deutschland (2022b) darauf, dass *„zusätzlich zu den Pflichtangaben im Rahmen der Nährwerttabelle [...] Angaben zu Referenzmengen für die Zufuhr von Energie und ausgewählten Nährstoffen (engl. Guideline Daily Amounts, GDAs) zulässig“* sind.¹⁶³ Die Referenzwerte, die zugrunde gelegt wurden, sind im Anhang 2 zu finden.

Aufgrund des „Verbots“ bzw. nicht expliziten Verwendens des Begriffs „GDA“, wird in der hier vorliegenden Arbeit die untersuchte Nährwertkennzeichnung „erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung“ genannt. In der weiterführenden Beschreibung dieser Kennzeichnung, aber auch der Darstellung des Forschungsstands

¹⁶¹ In der EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO taucht der Ausdruck „GDA“ nicht auf. Er darf auch nicht mehr verwendet werden. Der Begriff „Guideline Daily Amount“ (GDA) wurde durch Referenzmenge ersetzt. Die Referenzmengen aber werden nach dem gleichen Prinzip wie die GDAs festgelegt (vgl. Food and Drink Federation 2017, S. 6). Das heißt, dass die GDA´s für Nährstoffe nun Referenzmengen heißen.

¹⁶² Deswegen steht auch die Überschrift dieses Kapitels in Anführungszeichen. Die Bezeichnung „GDA-Kennzeichnung“ gibt es mit der Einführung der neuen EU-Verbraucher-LebensmittelinfoVO „faktisch“ nicht mehr.

¹⁶³ Eine weitere freiwillige Möglichkeit, die in dieser Arbeit nicht untersucht wurde, da die Erhebung der Daten im Jahr 2014 war, ist der Nutri-Score. Dieser enthält keine Angaben zu Energie/Brennwert und den genannten Nährstoffen, sondern eine Bewertung der Zusammensetzung des Lebensmittels mit Hilfe der Großbuchstaben A, B, C, D und E, die von grün (A) bis rot (E) eingefärbt werden (vgl. Lebensmittelverband Deutschland 2022b). Ab dem 06.11.2020 dürfen Unternehmen den Nutri-Score auf Lebensmitteln verwenden (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2020b).

zu dieser Kennzeichnung wird hingegen lediglich der Begriff GDA-Nährwertkennzeichnung, GDA-Kennzeichnung oder nur Nährwertkennzeichnung verwendet, weil diese Begriffe bis zur Einführung der EU-Verbraucher-LebensmittelinformVO in der Forschung und der Politik verwendet wurden und die in der hier vorliegenden Arbeit verwendeten wissenschaftlichen Quellen sich auf diese Begriffe beziehen.

Die GDA-Nährwertkennzeichnung („Richtwert für die Tageszufuhr“ (= Guideline Daily Amounts)) ist eine freiwillige erweiterte Nährwertkennzeichnung. Sie zeigt für einen gesunden Erwachsenen die Tageszufuhr von Energie und Nährstoffen, die im Durchschnitt pro Tag für ihn empfohlen werden. Der Verbraucher soll somit eine fundierte Entscheidung bezüglich einer ausgewogenen Ernährung fällen können (vgl. EUFIC 2020).

Die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung kann somit als ein naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis der Nahrungsaufnahme betrachtet werden. Die Verbraucher haben die Aufgabe, sich für oder gegen ein bestimmtes Lebensmittel mit Hilfe der Kennzeichnung zu entscheiden. Denn Lebensmittel sollen nicht danach ausgesucht und verspeist werden, ob sie schmecken oder etwas ausdrücken wie z. B. den sozialen Status, sondern danach wie viel Kalorien, Fett etc. sie enthalten und inwieweit sie zu einer „gesunden Ernährung“ beitragen. Wissenschaftliche Empfehlungen biochemisch analysierter Nährwerte stehen im Vordergrund.

Die Darstellung der GDA-Kennzeichnung erfolgt häufig in unterschiedlichen Formaten. Wobei auf der Vorderseite einer Lebensmittelverpackung häufig lediglich ein Symbol mit dem Brennwert pro Portion, sowie der Prozentanteil vom Richtwert für die Tageszufuhr angegeben werden. Allerdings dürfen die Hersteller selbst entscheiden, neben dem Brennwert weitere Informationen vorne auf der Verpackung eines Lebensmittels darzustellen.¹⁶⁴ Einige Hersteller bilden fünf Symbole anstelle von einem Symbol ab. Aber auch hinten auf einer Verpackung eines Lebensmittels können fünf Symbole anstelle oder neben dem einen Symbol abgebildet werden. Es lassen sich aber auch andere Formen der Darstellung finden. Zum Beispiel werden diese Angaben anstelle von Symbolen bzw. Kreisen in einer Tabelle aufgeführt, in der sich auch die Angaben zu den verpflichtenden Angaben befinden. Ein Beispiel ist in der Abbildung 19 abgebildet.

¹⁶⁴ Mit der EU-Verbraucher-LebensmittelinformVO sind, wie schon erwähnt, Wiederholungen von Nährwertinformationen lediglich in folgender Weise zulässig: Brennwert oder Brennwert plus Fett, gesättigte Fettsäuren, Zucker und Salz. Die Nährstoffe können dabei nur pro Portion angegeben werden, wobei der Brennwert pro 100 g bzw. 100 ml und pro Portion angegeben werden muss (Art. 33 EU-Verbraucher-LebensmittelinformVO).

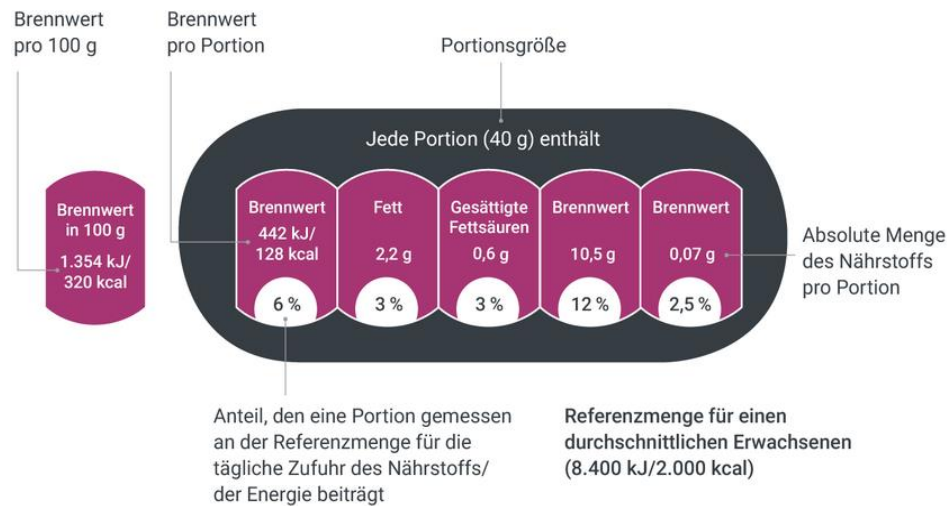


Abbildung 19: Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung nach der neuen EU-Verbraucher-LebensmittelinformVO – Symbole

Quelle: Lebensmittelverband Deutschland (2022b)

Auf der Verpackung eines Produktes in Abbildung 19 sind sowohl ein, als auch fünf Symbole abgebildet. Dieses Produkt enthält pro 100 g durchschnittlich 320 kcal und 128 kcal pro Portion (die Portion beträgt 40 g), das entspricht 6 % der täglich empfohlenen Energiemenge. Des Weiteren sind in diesem Produkt 2,2 g Fett (entspricht 3 % des empfohlenen Richtwertes für Fett von max. 70 g), 0,6 g gesättigte Fettsäuren (entspricht 3 % des empfohlenen Richtwertes für gesättigte Fettsäuren von max. 20 g), 10,5 g Zucker (entspricht 12 % des empfohlenen Richtwertes für Zucker von max. 90 g) und 0,07 g Salz (entspricht 2,5 % des empfohlenen Richtwertes für Salz von max. 6 g) enthalten.

Forschungsstand

Zunächst ist festzuhalten, dass einige Autoren in Nährwertkennzeichnungen ein Werkzeug bzw. eine Informationsquelle sehen, Verbraucher über die Zusammensetzung ihrer gekauften und konsumierten Lebensmittel zu informieren bzw. zu unterrichten. Des Weiteren können sie Verbraucher zu einer gesünderen Lebensmittelwahl motivieren und befähigen (vgl. Roberto und Khandpur 2014, S. S31). Aschemann-Witzel et al. (2013, S. 72) fordern, dass Nährwertkennzeichnungen als ein „educational tool“ verwendet werden sollen, um zu einer gesundheitsbewussten Lebensmittelauswahl zu befähigen. Storcksdieck genannt Bonsmann und Wills (2012, S. 138) wiederum sind davon überzeugt, dass Nährwertkennzeichnungen als ein Public Health Instrument die Übergewichtsproblematik in Europa bekämpfen können. Andere Autoren hingegen plädieren dafür, die Nährwertkennzeichnungen nichts als ein „Allheilmittel zur Bekämpfung von Übergewicht“ zu sehen. Viel wichtiger ist es die Motivation der Verbraucher zur Nutzung zu steigern (vgl. Hieke und Taylor 2012, S. 146). Doch wie Motivation entsteht, ist noch nicht gänzlich geklärt (vgl. Soederberg Miller und Cassady 2015, S. 213). Hieke und Wills (2012, S. 5) setzen sich

dafür ein, den Verbraucher nicht als einen „Homo oeconomicus“ in Bezug auf die tägliche Lebensmittelauswahl, Einkaufs- und Konsumententscheidungen zu sehen, denn bei der Lebensmittelauswahl ist der Nährstoffgehalt nur einer von vielen möglichen Faktoren. Dass Nährwertinformationen ein möglicher von vielen Faktoren sind, sehen ebenfalls Draper et al. (2013, S. 519). Attraktivität der Verpackung oder auch Marke können entscheidende Faktoren sein. Aber auch die Vorfreude auf den erwarteten Geschmack kann ein Faktor sein (vgl. Grunert et al. 2012, S. 21).

Pudel (2008, S. 539) spitzt es noch mehr zu und sagt: *„Nicht die Zahlenarithmetik der Lebensmittelkennzeichnung steuert Einkaufs- und Essverhalten, sondern das lustvolle Geschmackserlebnis zum Schnäppchenpreis.“* Bereits im Kapitel 3.7.5 wurde deutlich, dass beim Lebensmitteleinkauf unterschiedliche Faktoren konkurrieren können. Doch zu welchen Ergebnissen kommen die verschiedenen Studien in der Forschung? Werden Nährwertkennzeichnungen, insbesondere die GDA-Kennzeichnung, genutzt und verstanden?

Zu Nährwertkennzeichnungen lassen sich diverse Studien finden.¹⁶⁵ Im Rahmen der hier vorliegenden Arbeit bzw. vor dem Hintergrund der veränderten Forschungsfrage soll hier nur auf einige wenige Studien verwiesen werden.¹⁶⁶ Der Forschungsstand zu Nährwertkennzeichnung im Allgemeinen und speziell zur GDA-Kennzeichnung international, mit besonderem Augenmerk auf Deutschland, soll im Nachfolgenden aufgezeigt werden.

Hodgkins (et al. 2015), die in ihrer Studie die gesundheitliche Einschätzung von verschiedenen Lebensmitteln mit Hilfe von vier unterschiedlichen „front-of-pack labelling systems“¹⁶⁷ (GDA, Ampelkennzeichnung, GDA+Ampelkennzeichnung (Hybrid) und Gesundheitslogo wie das „Health Choice Label“) u. a. bei Verbrauchern in Deutschland untersuchen, stellen fest, dass Verbraucher mit Hilfe dieser Kennzeichnungen im Vergleich zu einer Kennzeichnung, bei der nur eine absolute numerische Darstellung gewählt wurde, nur minimal besser einschätzen können, welches Lebensmittel gesünder ist. Auch zwischen den untersuchten Kennzeichnungssystemen lässt sich kein wesentlicher Unterschied feststellen (vgl. Hodgkins et al. 2015, S. 1659).

Draper et al. (2013, S. 520) kommen in ihrer Studie mit Verbrauchern aus Großbritannien, denen vier unterschiedliche Kennzeichnungssysteme zum Vergleich des Gesundheitswertes von Lebensmitteln präsentiert werden, zu dem Schluss, dass GDA-Prozentangaben schwierig zu interpretieren sind. Von den Verbrauchern werden andere Informationen auf

¹⁶⁵ Keine davon befasst sich mit russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern.

¹⁶⁶ Aufgrund der Fülle ist es nicht möglich, den gesamten Stand der Forschung widerzugeben. Es wird aber auch vor dem Hintergrund der veränderten Forschungsfrage in der hier vorliegenden Arbeit als nicht notwendig erachtet.

¹⁶⁷ Das sind Kennzeichnungen, die sich im Sichtbereich einer Verpackung befinden.

der Verpackung anstelle von GDA-Prozenten zum Vergleichen genutzt. Draper et al. (2013, S. 520) stellen fest, dass numerische Informationen bei den Verbrauchern Probleme und Schwierigkeiten bereiten.

Nach einer Studie von Grunert et al. (2010), die das Ziel verfolgen, die Nutzung von Nährwertinformationen und das Verständnis der GDA-Kennzeichnung in sechs europäischen Ländern (Großbritannien, Schweden, Frankreich, Deutschland, Polen und Ungarn) zu untersuchen, ist das objektive Wissen zu Nährwertinformationen in diesen Ländern unterschiedlich ausgeprägt. Im Vergleich zu anderen Ländern (wie z. B. Frankreich) hat die Bevölkerung in Deutschland ein gutes Ernährungswissen. Wobei in allen Ländern von einem flüchtigen Wissen gesprochen werden muss. Das Ernährungswissen unterliegt dem Einfluss des Alters (geringer im hohen Alter) und der sozialen Schicht (geringer bei niedriger sozialer Schicht) (vgl. Grunert et al. 2010). Häufig spielt der Gesundheitswert oder Nährstoffgehalt bei der Lebensmittelauswahl eine untergeordnete Rolle. Für die Wahl bzw. Nicht-Wahl haben der Produktgeschmack, die Vorlieben der Familie, der Preis oder auch Sonderangebote eine größere Relevanz. Wenn Nährwertinformationen (Nährwerttabelle, Zutatenliste, und/oder „GDA-Kennzeichnung“) genutzt werden, dann häufig nur bei bestimmten Produkten wie z. B. Joghurt oder Frühstücksflocken¹⁶⁸ (vgl. Grunert et al. 2010, S. 266). Rund 27 % (Großbritannien) und weniger (z. B. Deutschland: 19,7 %; Frankreich: 8,8 %) der Befragten aus den sechs Ländern schauen nach Selbstauskunft auf Nährwertinformationen beim Kauf eines Lebensmittels im Lebensmittelregal. Wenn sie sich für Nährwertinformationen interessieren, dann schauen sie hauptsächlich auf den Kalorien-, Fett- und Zuckergehalt.¹⁶⁹ In der Nährwerttabelle und der GDA-Kennzeichnung finden sie häufig ihre gesuchten Informationen. Wobei nicht gesagt werden kann, dass eine dieser Quellen häufiger als die andere genutzt wird. Bezüglich des Verständnisses ist zu beobachten, dass Personen aus Deutschland, Großbritannien und Schweden im Vergleich zu anderen Ländern (Frankreich, Polen und Ungarn) ein besseres objektives Verständnis haben. Allerdings verstehen lediglich die Hälfte der Befragten aus fünf Ländern (außer in Frankreich), dass GDAs sich nicht auf 100 g Lebensmittel, sondern auf eine Lebensmittelportion beziehen. In allen sechs untersuchten Ländern kann als Resümee formuliert werden, dass die Beachtung, Nutzung und das Verständnis der GDAs von höherem Ernährungswissen, dem höheren Interesse an einer gesunden Ernährung und der höheren sozialen Schicht abhängt (vgl. Grunert et al. 2010, 270ff.).

¹⁶⁸ Wahlich et al. (2013, S. 211) beobachten ebenfalls, dass Nährwertinformationen nicht bei allen Lebensmitteln genutzt werden. In ihrer Studie zeigen sie, dass die Nutzung von Nährwertinformationen bei Frauen seltener bei Produkten erfolgt, die häufig gekauft werden und bei Produkten, zu denen die Frauen eine bestimmte Bindung haben. Die Frauen nutzen Nährwertinformationen bei noch unbekanntem Produkten. Die Nährwertinformationen dienen hierbei als Entscheidungshilfe zwischen Alternativprodukten bei nicht verfügbarer präferierter Markenprodukte.

¹⁶⁹ Auch Wahlich et al. (2013, S. 207) kommen zu dem Ergebnis, dass nur bestimmte Angaben von Interesse sind. Es sind die Fett- und Kalorienangaben.

Aschemann-Witzel et al. (2013) untersuchen in ihrer Studie mit Verbrauchern aus Polen und Deutschland anhand von unterschiedlichen selbstgestalteten Labels, ob und wie eine gesundheitsbewusste Lebensmittelentscheidung getroffen wird. Ausgehend von einem Label, welches nur numerische Elemente (absolute Zahlenangaben, aber keine Prozentangaben) enthält, variieren Aschemann-Witzel et al. dieses Label in seiner Gestaltung (mit/ohne Farbe; mit/ohne Textbausteine; mit/ohne GDA-Prozentangaben). Die Verbraucher müssen aus einem Set (10 oder 20 Produkte) von Lebensmitteln, die diese unterschiedlichen Labels tragen, das gesündere Lebensmittel auswählen bzw. die Lebensmittel nach dem Gesundheitswert sortieren. Aschemann-Witzel et al. (2013, S. 68f.) stellen fest, dass weder die Nährwertkennzeichnung, noch die Form der Nährwertkennzeichnung (interpretative Elemente wie Farben, Text und Prozente) die Wahl, ein gesünderes Lebensmittel auszuwählen, beeinflussen, wenn die Verbraucher ein für sich bevorzugtes Produkt aussuchen sollen. Das Format steigert nicht die Motivation ein gesundes Lebensmittel auszuwählen. Das heißt, dass Verbraucher bei der Wahl eines Lebensmittels, wenn es nach ihrer eigenen Präferenz geht, nicht den Gesundheitsaspekt in ihre Wahl einfließen lassen. Aschemann-Witzel et al. (2013, 69ff) beobachten bei deutschen Verbrauchern, dass diese eine gesündere Wahl treffen können, wenn das Lebensmittel eine farbliche Gestaltung im Vergleich zu dem Fehlen einer farblichen Gestaltung aufweist. Des Weiteren machen sie deutlich, dass deutsche Verbraucher beim Vorhandensein der GDA-Prozentangaben auf einem Lebensmittel mehr in ihrer gesünderen Wahl gehemmt werden als beim Fehlen der GDA-Prozentangaben.

Zusammenfassung

Zusammenfassend kann zu den hier aufgeführten Studien gesagt werden, dass Nährwertinformationen, wie z. B. in Form der GDA-Kennzeichnung, von den Verbrauchern nicht immer genutzt werden. Denn nicht jedem Verbraucher ist der Gesundheitswert eines Lebensmittels wichtig. Auch ist zu beobachten, dass Nährwertinformationen nur bei bestimmten Produkten genutzt werden, da häufig ein Fokus auf bestimmte Nährwertangaben gelegt wird. Die GDA-Kennzeichnung, eine von vielen möglichen Kennzeichnungssystemen, wird häufig nicht verstanden. Besonders die Prozentangaben bereiten den Verbrauchern Probleme. Auch verstehen viele Verbraucher nicht, dass die Werte der GDA-Kennzeichnung sich auf eine Portion beziehen. Die GDA-Kennzeichnung wird als zeitaufwendig in der Interpretation, kompliziert und nicht vertrauenswürdig gesehen. Von bestimmten Faktoren wie z. B. Alter, Geschlecht oder sozialer Schicht kann die Nutzung und auch das Verständnis abhängen. Andere Kennzeichnungssysteme, die eine farbliche Gestaltung haben, werden von manchen Verbrauchern favorisiert. Wobei nicht eindeutig gesagt werden kann, dass farbliche Gestaltungen immer zu einem signifikanteren Ergebnis bei der Bewertung von Lebensmitteln führen.

Festzuhalten ist ebenfalls, dass bisher keine der Studien sich mit der Frage nach Zugehörigkeit im Zusammenhang mit einem naturwissenschaftlich-medizinischen Verständnis von Nahrungsaufnahme, was die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung darstellt, befasst hat. Es scheint keinen Bezug zu dem Thema Zugehörigkeit zu geben. Im Kapitel 3.7 wurde deutlich, dass Essen und Ernährung nicht synonym verwendet werden dürfen. Beide Begriffe haben die Nahrungsaufnahme zwar im Fokus, hingegen unter unterschiedlichen Aspekten. Ernährung repräsentiert die naturwissenschaftliche, faktische und normative Nahrungsaufnahme, wohingegen Essen das Soziale und Sinnliche bei der Nahrungsaufnahme betont bzw. heraushebt. Es kann geschlossen werden, dass mit einem naturwissenschaftlich-medizinischen Verständnis von Nahrungsaufnahme, was die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung darstellt, Zugehörigkeit nicht ausgedrückt werden kann.

Die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung wird im zweiten Teil der Einzelfallbeschreibungen (vgl. Kapitel 5.2) beim Thema Einkaufsverhalten mitverhandelt, weil diese bei den Interviews, wenn auch nicht unbedingt beabsichtigt, eine wichtige strukturierende Funktion einnimmt. Bei der Darstellung der Dimensionen (Kapitel 5.3) bildet die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung keine eigene Dimension, sondern wird in einem Exkurs innerhalb der Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ behandelt.

Nach diesem Exkurs soll es um Essen/Ernährung und Migration gehen. Insbesondere soll beleuchtet werden, welche Funktion Essen/Ernährung in der Migration übernimmt.

3.7.4 Essen/Ernährung und Migration

In den meisten Fällen ist eine Migration mit Unbehagen und Fremde verbunden. Bekanntes Essen hingegen schafft in der Fremde Vertrauen und Behagen (vgl. Leimgruber 2012, S. 12). Nicht verwunderlich ist deswegen, dass bekannte und traditionelle Speisen in das Auswanderungsland fast mühelos mitgenommen werden.¹⁷⁰ Essen und Trinken erfüllen neben den Aspekten Vertrauen und Behagen noch weitere Funktionen: Essen und Trinken können auch als ein Instrument der Integration, Abgrenzung und Zugehörigkeitsfindung dienen (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 158; Song 2014, S. 167). Essen und Trinken können aber auch die Funktion der interkulturellen Kommunikation übernehmen (vgl. Tolksdorf 1978, S. 342). Zum Beispiel kann die nationale, regionale und ethnische Identifikation mittels Essen vermittelt werden, denn jeder Mensch hat ein bestimmtes beständiges Ernährungsverhalten, das ihm die Möglichkeit bietet, sich gesellschaftlich zu

¹⁷⁰ In dieser Arbeit kann und wird nicht auf Geflüchtete in Deutschland eingegangen. Aber es lassen sich Stimmen finden, die aufzeigen, dass auf das gewohnte Essen der Geflüchteten in den Aufnahmeeinrichtungen nicht geachtet wird. „Massenabspeisung ist die Regel“ ist zu lesen (vgl. Mühleib 2016).

positionieren und eine eigene Zugehörigkeit herauszubilden (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 158; Ramírez et al. 2017). Mitgebrachte Ernährungsgewohnheiten können auch von der sozialen Umgebung abgrenzen (vgl. Tolksdorf 1978, S. 353).

In der Migration kommt es oft dazu, dass bestimmte Gerichte, die im Ausreiseland lediglich einen regionalen oder sozialen Charakter hatten, im Einwanderungsland eine höhere und verstärkende Relevanz bekommen – sie werden von den Migranten zu Stereotypen empor gehoben. Die Migranten „vermarkten“ diese Gerichte als die charakteristischen Speisen ihres Landes. Diese Speisen werden zum Inbegriff nationaler Kultur. Diese Konstruktion hat einen Selbstzweck. Die Migranten stellen dadurch ein „vergemeinschaftendes Selbstbild“ her und distanzieren sich von den Küchen der Mehrheitsbevölkerung (vgl. Barlösius 1999, 161f.). Diesen Speisen wird symbolisch eine besondere Bedeutung zugeteilt (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 166). Die konstruierten Nationalgerichte rufen bei den Migranten Stolz hervor und schaffen ebenfalls eine bewusste Abgrenzung zu den „fremden Anderen“, die nicht in den Genuss dieser Speisen kommen „(dürfen)“. Das Essen der Fremden wird dabei gelegentlich als „dreckiges fremdes Essen“ wahrgenommen (vgl. Bernstein 2014, S. 128). In der Migration dienen gewohnte Speisen somit nicht nur der Nahrungsaufnahme, sondern stellen eine Verbindung zur Kultur, Sprache und Geschichte dar (vgl. Schropper 2014, S. 72). Ob und inwieweit die konstruierten „Nationalgerichte“ es in die vorherrschende gesellschaftliche Struktur und somit in die Küchen der Mehrheitsbevölkerung schaffen, hängt von dem Bekanntheitsgrad dieser Speisen ab und von wem (ideal sind namenhafte oder angesehene Personen) sie bekannt gemacht werden. Küchen der Migranten haben hingegen das Los, mit dem „*Schicksal der Migranten*“ in Verbindung gebracht zu werden, was dazu führt, dass sie abgewertet und genau wie die Migranten selbst vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen werden (vgl. Barlösius 1999, S. 157). Die Speisen der Migranten werden abgelehnt, weil sie nicht als schmackhafte gleichwertige Speisen wahrgenommen werden. Diese Speisen gelten u. a. als gering verträglich und überwürzt (vgl. Barlösius 1999, S. 157; Tolksdorf 1978, 349f.).

Tolksdorf (1978, S. 341) prägte in diesem Zusammenhang den Begriff „Geschmacks-Konservatismus“ – d. h. Ernährungsgewohnheiten werden eine sehr lange Zeit nicht verändert. Das Festhalten an bekannten traditionellen Speisen wird als ein essenzielles Charakteristikum der Migranten gesehen. Migranten sind nach der Suche nach dem „heimatlichen“ Geschmack (vgl. Song 2009, 170ff.). Hirschfelder (2018, S. 11) führt das Festhalten an diesen Speisen auf „kulturellen Stress“ zurück, denn kultureller Stress in der Migration führt häufig dazu, dass an bekannten Speisen lange festgehalten wird und der Blick für neue kulinarische Einflüsse lange Zeit nicht existiert. Tolksdorf (1978, S. 351) erklärt das Festhalten an den mitgebrachten Speisen mit dem Symbolcharakter dieser Speisen. Seiner Ansicht nach ist der symbolische Charakter dieser Speisen der Erklärungsgrund für das Festhalten und weniger der Geschmack.

Bereiten die Migranten die Speisen der Mehrheitsbevölkerung zu und übernehmen deren Ernährungsverhalten, so wird angenommen, dass eine erfolgreiche Assimilation¹⁷¹ bzw. Integration¹⁷² stattgefunden hat (vgl. Barlösius 1999, S. 158; Hirschfelder 2018, S. 11). Flack (2017, S. 146) konstatiert, dass die Zubereitung von eigenen bekannten Speisen und gleichzeitig die Zubereitung von neuen Speisen als ein Indiz für Akkulturation¹⁷³ gesehen werden kann. Augustynek und Hirschfelder (2010, S. 173) sehen in dem Festhalten an alten traditionellen Speisen hingegen kein Indiz für eine schlechte Akkulturation, sofern diese Speisen nicht idealisiert werden. Werden traditionelle Speisen hingegen idealisiert und zeitgleich eine bewusste Distanzierung zur Mehrheitsbevölkerung vorgenommen, so lässt sich der Schluss ziehen, dass eine Integration und Akkulturation nicht stattgefunden haben, was das Zugehörigkeitsgefühl beeinflusst. Aber auch der entgegengesetzte Prozess ist festzustellen, was Schroppe (2014, S. 74) zeigt. Sie verweist darauf, dass bekannte Speisen den Integrations- und Assimilationsprozess fördern können, denn diese Speisen helfen den Migranten insbesondere über die erste Zeit in einem fremden Land das Gefühl der Isolation und Fremde zu überwinden.

Vor allem bei älteren Menschen, aber auch Arbeitsmigranten ist ein Festhalten an traditionellen typischen Speisen zu beobachten (vgl. Hirschfelder 2018, S. 11). Typische Speisen werden oft zu Festessen, die bei Festen im Beisammensein anderer Migranten serviert werden und ein Verbundenheitsgefühl ausstrahlen. Sie erinnern an vergangene Zeit und sind für die Migranten etwas Besonderes (vgl. Hanika 1957, S. 99). Mit Essen werden nicht nur Erinnerungen, sondern auch Emotionen geweckt (vgl. Bernstein 2014, S. 127).

Romo und Gil (2012, S. 219f.) zeigen in ihrer Studie mit Lateinamerikanischen Migranten in Spanien, dass je höher die Ausprägung einer ethnischen Zugehörigkeit vorliegt, desto mehr halten diese Migranten an den Ernährungsgewohnheiten des Ausreiselandes fest. Des Weiteren ist feststellbar, dass gerade Migranten mit dem niedrigsten Bildungsgrad an traditionellen ethnischen Speisen festhalten.

¹⁷¹ Vgl. nachfolgende Fußnoten.

¹⁷² Vgl. nachfolgende Fußnoten.

¹⁷³ Die klassische Definition von Akkulturation geht auf Redfield et al. (1936, S. 149) zurück: "*Acculturation comprehends those phenomena which result when groups of individuals having different cultures come into continuous first-hand contact, with subsequent changes in the original cultural patterns of either or both groups.*" Akkulturation bezeichnet somit ein Anpassungsprozess von Personen oder Gruppen an eine Kultur.

Berry (1997, S. 9) unterscheidet vier Akkulturationsstrategien:

Assimilation: Die eigene kulturelle Zugehörigkeit beizubehalten ist von geringerer Bedeutung als die andere Kultur anzunehmen.

Separation: Die eigene kulturelle Zugehörigkeit beizubehalten ist wichtig, wohingegen die andere Kultur nicht von Interesse ist.

Integration: Sowohl die eigene kulturelle Zugehörigkeit beizubehalten als auch die andere Kultur anzunehmen ist von Bedeutung.

Marginalisierung: Sowohl die eigene kulturelle Zugehörigkeit beizubehalten als auch die andere Kultur anzunehmen ist nicht wichtig.

Irgendwann kommt es hingegen – mal mehr mal weniger – zu einer Veränderung der Ernährungsgewohnheiten bzw. zu einer Annäherung an die Ernährungsgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung. Dies kann allerdings einige Generationen dauern (vgl. Hirschfelder 2018, S. 11). Bei einer Annäherung an die Ernährungsgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung kann es zur „Hybridisierung“ kommen (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 165).¹⁷⁴ Das Mischen von Speisen wird dann zur Normalität¹⁷⁵ (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 165; Schropper 2014, S. 77). Koçtürk (1995) merkt an, dass es zwar bei allen Migranten zu einer Veränderung der Ess- und Kochgewohnheiten kommt, doch es wird nicht alles gleich schnell verändert. Koçtürk (1995) kann drei Lebensmittelgruppen analysieren, die unterschiedlich schnell verändert werden: „*Staple food(s)*“. Das sind Grundnahrungsmittel wie Kartoffel, Reis, Brot. Die nächste Gruppe ist „*Complementary food(s)*“. Es sind ergänzende Lebensmittel zu den Grundnahrungsmitteln wie Gemüse, Hülsenfrüchte, Milch- und Milchprodukte, aber auch Fleisch, Fisch und Eier. Und die letzte Gruppe sind „*Accessory food(s)*“. Zu dieser Gruppe gehören Gewürze und Kräuter, Nüsse und Samen, Obst, Getränke oder Fette. Sie dienen zur Verbesserung des Geschmacks oder der Dekoration. Koçtürk (1995, 3ff.) merkt an, dass bei Migranten sich zuerst die *Accessory food(s)* ändern, dann die „*Complementary food(s)*“ und zuletzt die „*Staple food(s)*“. Die „*Staple food(s)*“ werden am längsten beibehalten.

Was den Gesundheitsaspekt der traditionellen Speisen und der neuen Speisen im Aufnahmeland anbetrifft, so lassen sich zwei Tendenzen beobachten: Einerseits wird das traditionelle Essen von einigen Migranten als weniger gesund gesehen als das Essen im Einreiseland. Traditionelles indisches Essen in Kanada und mexikanisches Essen in den USA z. B. werden von den indischen bzw. mexikanischen Migranten selbst als weniger gesund als die Speisen des Aufnahmelandes (Kanada bzw. USA) wahrgenommen (vgl. Chapman et al. 2011, S. 110; Ramírez et al. 2017, S. 5). Andererseits wird beobachtet, dass die traditionellen Speisen einiger Migranten u. a. aus mediterranen Ländern gesünder als die Speisen in einem nordeuropäischen Einreiseland gelten. So gilt z. B. das griechische Essen als gesünder als das Essen in Schottland (vgl. Papadaki und Scott 2002, S. 457). Es kommt oft zu einer Verschlechterung des Ernährungsverhaltens, wenn ungünstige Ernährungsgewohnheiten des Einreiselandes übernommen werden (vgl. Klamt 2004, S. 509; Papadaki und Scott 2002, S. 458).

¹⁷⁴ Augustynek und Hirschfelder (2010) untersuchen aus der Perspektive der Kulturanthropologie/Volkskunde in ihrer Studie zwei Personengruppen. Es sind Angehörige von fünf Familien aus Polen, die zwischen 1987 und 1997 nach Bonn migrierten und fünf Männer (zwischen 26 und 40 Jahren) aus Moldawien, die nach Bonn kamen. Unter anderem ist die Frage, welchen Einfluss Ernährung auf die Akkulturation hat.

¹⁷⁵ Was normal oder unnormal ist, ist immer eine gesellschaftliche Bewertung. Der Begriff „normal“ ist ein unscharfer Begriff und hat folglich keine sich klar und deutlich zeigende Definition – auch nicht in der Soziologie, Psychologie, Philosophie oder Anthropologie, um nur einige Bereiche zu nennen (vgl. Frances 2013).

Zusammenfassung

Abschließend lässt sich feststellen, dass Essen und Trinken in der Migration eine Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ausdrücken können. Traditionelle mitgebrachte und weiter praktizierte Ess- und Kochpraktiken geben Migranten Beständigkeit und Halt in einem noch fremden Land. Sie vermitteln das Gefühl von Verbundenheit und Zugehörigkeit. Durch das Essen und Trinken können Migranten nach außen signalisieren, dass sie kulturell anders geprägt sind als die Mehrheitsbevölkerung, was von den Migranten durchaus positiv, wenn nicht sogar als etwas Herausragendes gesehen wird. Dieses Anderssein wird in den meisten Fällen von der Mehrheitsbevölkerung negativ aufgenommen. Die Konsequenz ist u. a. Meidung und Ausgrenzung der Speisen der Migranten als auch der Migranten selbst. Als eine mögliche Aufhebung dieser kulturellen Differenzen wird die Akkulturation gesehen.

Bevor Speisen entstehen können, müssen Lebensmittel eingekauft werden. Darum soll es im nächsten Kapitel gehen. Folgende Frage begleitet das Kapitel: *Wie und welche Lebensmittel werden in der Migration eingekauft und kann von einer Zugehörigkeit durch diese „bestimmten“ Lebensmittel gesprochen werden?* Es ist anzunehmen, wie bereits im Kapitel 3.7.2 deutlich wurde, dass Lebensmittel demonstrativ ausgewählt werden – auch in der Migration – um etwas Bestimmtes auszudrücken. Das Ziel ist das Setzen von Grenzen zwischen einem selbst und der Außenwelt bzw. der „Anderen“ oder das Schaffen eines Zugehörigkeitsgefühls.

3.7.5 Einkaufsverhalten und Migration

Wie im vorherigen Kapitel deutlich wurde, ist ein wesentliches Charakteristikum vieler Migranten das Festhalten an ihnen vertrauten Ernährungsweisen. Dabei ist eine von vielen Voraussetzungen für die Beibehaltung ihnen vertrauten Ernährungsweisen die Verfügbarkeit der gewohnten und vertrauten Lebensmittel bzw. die Möglichkeit diese zuzubereiten. In einem Review von Gilbert und Khokhar (2008, S. 208ff.), wo es um die Veränderung von Ernährungs- und Einkaufsgewohnheiten einiger ausgewählter ethnischer Gruppen in Europa geht, werden unterschiedliche Faktoren sichtbar, die die Ernährungs- und Einkaufsgewohnheiten beeinflussen. Und auch sie stellen heraus, dass die Verfügbarkeit der Lebensmittel im Zielland einen Einfluss darauf haben. Denn nicht immer sind traditionelle Lebensmittel im Zielland erhältlich – und wenn doch, dann zu einem höheren Preis aufgrund des Imports. Das *Einkommen* hat einen weiteren Einfluss. Niedriges Einkommen kann dazu führen, dass traditionelle Lebensmittel, aber auch hochwertige Lebensmittel nicht gekauft werden, weil sie schlicht zu teuer sind. Aber auch das Gegenteil ist anzutreffen: Trotz niedrigem Einkommen geben einige Migranten viel Geld für (traditionelle) Lebensmittel aus. Des Weiteren üben *Ernährungsüberzeugungen* einen Einfluss auf Ernäh-

rungs- und Einkaufsgewohnheiten aus. Von einigen Migranten wird die Überzeugung geteilt, dass bestimmte Lebensmittel eine gesundheitliche Wirkung entfalten. Darüber hinaus bestimmen *Ernährungsgesetze und Religion*, was gekauft und gegessen wird. Nicht verhandelbare Verbote, aber auch Verbote, die gelegentlich gelten, bestimmen den Essalltag einiger Migranten. Weitere Einflussfaktoren sind Generation und Alter. Junge Menschen übernehmen schneller Teile des neuen Ernährungs- und Einkaufsverhaltens der Mehrheitsbevölkerung, was auch negative Folgen für die Gesundheit mit sich bringen kann. Es wird angenommen, dass Generation und Alter den größten Einfluss auf das Ernährungs- und Einkaufsverhalten ausüben. Auch andere Studien kommen zu dem Schluss, dass Generation und Alter einen wesentlichen Einfluss auf das Ernährungs- und Einkaufsverhalten ausüben – insbesondere die erste Zuwanderergeneration hält am Bewährten fest (vgl. Chapman et al. 2011; Klamt 2004, S. 508). Aber auch die Familienstruktur hat eine beeinflussende Wirkung: Ethnisch homogene Familienstrukturen fördern das Beibehalten traditioneller Gewohnheiten (vgl. Klamt 2004, S. 509).

Ethnische Lebensmittelläden – insbesondere türkische Läden – gehören in Deutschland zum Stadtbild dazu. Diese türkischen Läden werden von den türkischstämmigen Personen¹⁷⁶ insbesondere mit Vertrauen, Frische, Qualität und fairem Preis in Verbindung gebracht (vgl. Druck 2013a). Aber auch andere ethnische Läden sind in Deutschland zu finden. In Köln z. B. steht der „English Shop“ für alle, die nach englischen, irischen und amerikanischen Lebensmitteln suchen (vgl. English Shop 2022). In Düsseldorf kommen Japaner,¹⁷⁷ aber auch Andere in den Genuss von japanischen Lebensmitteln im Japanviertel: „Little Tokyo am Rhein“.¹⁷⁸ Seit der Gründung des ersten Mix-Marktes 1997 bieten 355 Mix-Märkte in Deutschland und Europa speziell osteuropäische Produkte für diverse Käuferschichten an (vgl. MIX Markt 2022).

Migranten gewinnen bei den Einzelhändlern immer mehr an Bedeutung. Sie sind eine wichtige Konsumentengruppe. Die Kaufkraft insbesondere in den Folgegenerationen steigt an, was auf verbesserte Schulbildung und des damit verbundenen beruflichen und sozialen Aufstiegs zurückzuführen ist, so Druck (2013a). Hier kommt dem Ethno-Marketing¹⁷⁹ eine bedeutende Rolle zu, was wenige Unternehmen bereits erkannt ha-

¹⁷⁶ Hier und im weiteren Verlauf der Arbeit sind mit türkischstämmigen Migranten Personen mit einem türkischen Migrationshintergrund gemeint, die in Deutschland in zweiter oder dritter Generation leben, aber auch die in erster Generation (d. h. Einwanderung vor mehr als 50 Jahren) leben. Diese türkischstämmigen Migranten müssen von den hochqualifizierten Türken („New Wave“), die aufgrund des politischen Klimas seit 2016 nach Deutschland flohen, abgegrenzt werden (vgl. Sammann 2019).

¹⁷⁷ Über 8.500 Japaner leben in Düsseldorf (vgl. Landeshauptstadt Düsseldorf 2021).

¹⁷⁸ Westdeutsche Zeitung: Little Tokyo mitten in Düsseldorf erkunden, 22.04.2019, https://www.wz.de/nrw/duesseldorf/little-tokyo-mitten-in-duesseldorf-erkunden_aid-38199857

¹⁷⁹ Ethno-Marketing kommt ursprünglich aus den USA und wird nun auch in Europa u. a. in Dänemark oder Großbritannien angewandt. Es ist eine bestimmte Marktausrichtung, die das Ziel verfolgt, ethnische Minderheiten anzusprechen (vgl. Gözüakca 2014).

ben. Hingegen ist Ethno-Marketing umstritten (vgl. David et al. 2016, S. 327). David et al. (2016, S. 328) führen als Grund dafür den von Gözüakca (2014, S. 65) angebrachten Akkulturationsprozess – d. h. Migranten werden sowohl von ihrer Kultur als auch von den Gegebenheiten des Einreiselandes in ihrem Konsum beeinflusst, was auf mehr Konsum und somit Absatz schließen lässt, wenn z. B. sowohl traditionelle Feste, als auch Feste des Ziellandes gefeiert werden, auf. Gözüakca (2014, S. 61) sieht hingegen in Ethno-Marketing nicht nur „*allein wirtschaftliche Notwendigkeit*“, sondern viel mehr „*einen Rahmen für stärkere Integration*“.

Zusammenfassung

Abschließend lässt sich festhalten, dass viele Faktoren, insbesondere Alter und Generation, die Lebensmittelauswahl in der Migration beeinflussen. Migranten bewegen sich bei ihrem Einkaufsverhalten zwischen den zwei Polen „Festhalten an mitgebrachten Gewohnheiten“ und der „Anpassung an die Mehrheitsbevölkerung“. Die Migranten schaffen sich somit eine Zugehörigkeit durch die Auswahl ihrer Lebensmittel. Halten sie an traditionellen Lebensmitteln fest, fühlen sie sich stärker dem geografischen Herkunftsland zugehörig. Passen sie sich immer mehr an die Mehrheitsbevölkerung an, entwickeln sie vermehrt ihre Zugehörigkeit zu dem Aufnahmeland und der dort lebenden Gesellschaft. Deutlich wurde auch, dass Migranten anders als die Mehrheitsbevölkerung einkaufen – z. B. haben traditionelle Lebensmittel eine hohe Relevanz insbesondere in der Anfangszeit im Einreiseland. In einigen Ländern wird dieser Tatbestand aufgegriffen und der Versuch unternommen, Migranten durch Ethno-Marketing bewusst anzusprechen.

Deutlich wurde in den beiden letzten zwei Unterkapiteln insbesondere, dass Essen und Einkauf in der Migration die wichtige Funktion übernehmen können, eine bestehende Zugehörigkeit zum geografischen Herkunftsland aufrechtzuerhalten und eine neue Zugehörigkeit zum Aufnahmeland zu bilden. Nun stellt sich die Frage, was die bisherige Forschung zu der Frage, ob von einer Zugehörigkeit durch Essen und Einkauf bei russland-deutschen (Spät-)Aussiedlern gesprochen werden kann, zeigt. Diese Frage soll im folgenden Kapitel beantwortet werden.

3.7.6 Ess-/Ernährungsverhalten sowie Einkaufsverhalten bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern

Das Essen gibt im Alltag Halt. Es fungiert als ein Mittel, welches Trost und Verbundenheit spenden kann (vgl. Leimgruber 2012, S. 12f.). Diese Sätze bieten einen guten Einstieg in das Kapitel. In diesem Kapitel soll es zunächst darum gehen, das Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten der Deutschen/Russlanddeutschen in der ehemaligen Sowjetunion¹⁸⁰ zu beschreiben und im nächsten Schritt ihr Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten in Deutschland darzustellen. Denn das Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten im geografischen Herkunftsland hat einen Einfluss auf das Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten in Deutschland.

Die Deutschen brachten diverse Speisen und ihre eigene Esskultur bei ihrer Auswanderung aus Deutschland, aus den unterschiedlichen Landschaften wie z. B. Schwaben, nach Russland mit. Dazu gehörten z. B. „Schwäbischer Zwiebelkuchen“, „Reibekuchen mit Speck“, „Himmel und Erde aus dem Rheinland“¹⁸¹, „Gefüllte Buchteln“, „Hefeknöpfel“, „Streuselkuchen“, „Apfelküchle“ oder „Mohnrolle“. In den ersten Jahren der Auswanderung wurden vornehmlich die mitgebrachten Speisen zubereitet. Mit den weiteren Jahren nach der Auswanderung hingegen übernahmen deutsche Hausfrauen auch einige Rezepte von den Russen, Ukrainern, Usbeken, Tadschiken und Kirgisen wie z. B. Holubzi¹⁸², Blini¹⁸³, Ucha¹⁸⁴, Manty¹⁸⁵ oder Plow¹⁸⁶ (vgl. Däs 1996). Das Festhalten an gewohnten Speisen in der Anfangszeit erklärt Leimgruber (2012, S. 12) damit, dass bei einer Migration in der Regel wenige sächliche Besitztümer, aber dafür bestimmte ausgeprägte Essgewohnheiten und Schwächen für bestimmte Lebensmittel und Speisen mitgenommen werden. Die Deutschen in Russland waren in den meisten Fällen Selbstversorger. Sie bauten Obst, Gemüse und Getreide an. Sie schlachteten ihre eigenen Schweine, Rinder, Kälber, Schafe und Geflügel. Frisches Fleisch gab es hingegen selten, tendenziell nur im Herbst, wenn es zu Hausschlachtungen kam. Gänse und Enten wurden im Herbst allerdings nicht nur zur Fleischversorgung geschlachtet, sondern auch zum Befüllen von Kissen und Decken mit Daunen und Federn genutzt (vgl. Schnurr 1965, S. 1f.). Die deutschen Frauen in

¹⁸⁰ Hier wird bewusst der Begriff „Deutsche/Russlanddeutsche in der ehemaligen Sowjetunion“ verwendet, weil die Autoren der in diesem Kapitel beschriebenen Studien diese Bezeichnungen für ihre untersuchten Personen verwenden.

¹⁸¹ Das ist ein Gericht aus Erdäpfeln, also Kartoffeln (symbolisieren die Erde) und Äpfel, die am Baum hängen (symbolisieren Himmel). Weitere Zutaten sind u. a. Bauchspeck, Blutwurst, Zwiebeln.

¹⁸² Auch Golubzi genannt. Das sind russische Kohlrouladen; gefüllt mit Hackfleisch und Reis.

¹⁸³ Das sind dünne russische Pfannkuchen. Diese werden warm und teilweise eingerollt mit diversen Füllungen und Aufstrichen gegessen – wie zum Beispiel mit Quark, Hackfleisch, gesalzenem geräuchertem Fisch oder Kaviar, saurer Sahne, Konfitüre, Honig, Käse oder gezuckerter Kondensmilch.

¹⁸⁴ Das ist eine klare russische Fischsuppe.

¹⁸⁵ Faustgroße Maultaschen, die über Dampf zubereitet werden. Mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt. Ursprung ist Mittelasien.

¹⁸⁶ Reisgericht aus Zentralasien. Es enthält Fleisch, Zwiebeln und Möhren sowie weiteres Gemüse.

Russland kochten und backten viel. Insbesondere das Backen war eine Spezialität der deutschen Hausfrau – vor allem das eigene Brot. Mehlspeisen gehörten bei den Deutschen zu den gern gegessenen Speisen. Ebenso wie Weißkohl. Im Herbst wurde aus dem Weißkohl Sauerkraut gemacht – geschnitten und eingesalzen. Als Nachspeise gab es häufig in den Familien Obstkompott oder eingelegte Wassermelone. Das Obst wurde im Sommer auch zu Marmelade und Konfitüre eingekocht (vgl. Schnurr 1965, S. 2ff.). Aber nicht nur Obst wurde eingemacht, sondern auch Gemüse wie z. B. Tomaten oder Gurken (vgl. Schnurr 1965, S. 23ff.). Teigtaschen wie Piroshki¹⁸⁷ oder Wareniki¹⁸⁸ waren des Weiteren sehr beliebt. Milchsuppe¹⁸⁹ gehörte ebenfalls zu den allgemein geschätzten Speisen. Aber auch Obst, welches in der heißen Sonne getrocknet wurde, gehörte zu den gern gegessenen Nahrungsmitteln. Ebenso Kürbiskerne, die im Ofen geröstet und im Winter gegessen wurden (vgl. Schnurr 1965, S. 6).

Bereits in der Sowjetunion unterschieden sich die Deutschen aus der Sowjetunion in ihren Speisen im Vergleich zu den anderen benachbarten Ethnien.

Boll (1993), der aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive in seiner Studie *„Kulturwandel der Deutschen in der Sowjetunion“*¹⁹⁰ ein ganzes Kapitel dem Themenbereich Essen und Trinken gewährt, geht u. a. in diesem Kapitel der Frage nach, wie sich die Ernährungsgewohnheiten der Deutschen aus der Sowjetunion¹⁹¹ verändern. Boll stellt fest, dass die Deutschen aus der Sowjetunion nach der Ankunft in Deutschland ein anderes Verständnis als autochthone Deutsche haben, was eine „deutsche Speise“ darstellt. Sie fangen an, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, was an ihrer Ernährung deutsch, russlanddeutsch, russisch ist. Sie merken, dass es zu einer Vermischung von Speisen und Getränken durch die Einflüsse der anderen Ethnien in der Sowjetunion gekommen ist

¹⁸⁷ Auch Piroggen genannt: gefüllte Teigtaschen – zum Beispiel mit Fleisch, Pilzen, Spinat, Kartoffeln, Weißkohl, Karotten, Ei oder Obst. Sie werden im Ofen gebacken oder im heißen Öl frittiert. In der Regel sind Piroggen groß und Piroshki klein.

¹⁸⁸ Es sind gefüllte, halbmondförmige Teigtaschen, die in Salzwasser gekocht werden; Füllung: u. a. gestampfte Kartoffeln, Sauerkraut, Frischkäse, Pilze, Obst oder Beeren; gegessen wird es u. a. mit Butter und/oder Smetana (Schmand).

¹⁸⁹ Es ist eine Suppe, die aus Milch mit Nudeln, etwas Zucker und Butter besteht.

¹⁹⁰ Der Schwerpunkt seiner Arbeit liegt in der Alltagskultur und Lebensweise der Deutschen aus der Sowjetunion. Die Formen des Kulturwandels der Deutschen aus der Sowjetunion sollen an einzelnen Schwerpunktthemen wie Nahrungsgewohnheiten, Wohnkultur etc. abgebildet werden (vgl. Boll 1993, S. 22).

¹⁹¹ Boll (1993) untersucht in seiner Studie, die sich mit dem Kulturwandel der Deutschen aus der Sowjetunion befasst, u. a. ob und wie die deutsche Sprache in der ehemaligen Sowjetunion weitergegeben wurde und welche Relevanz sie zum Zeitpunkt der Untersuchung in der Bundesrepublik Deutschland hat. Es muss bei dieser Studie auf etwas hingewiesen werden, was für die hier vorliegende Arbeit zu berücksichtigen ist: Die „Deutschen aus der Sowjetunion“ in Bolls Studie, die als Russlanddeutsche bezeichnet werden können, sind Personen, die zwischen 1970 und 1985 nach Deutschland aus der ehemaligen Sowjetunion kamen. Zu beachten ist, dass die von Boll untersuchten „Deutschen aus der Sowjetunion“ mit Russlanddeutschen, die nach 1985 bzw. 1988 nach Deutschland kamen, so wie in der hier vorliegenden Untersuchung es der Fall ist, wenig zu vergleichen sind (vgl. Dietz 1996, S. 132; Savoskul 2006, 211f.). Dies bedeutet, dass die Ergebnisse von Boll nicht vorbehaltlos auf die hier vorliegende Untersuchung bezogen werden können bzw. mit den Ergebnissen der hier vorliegenden Untersuchung verglichen werden können. Der Einreisezeitpunkt ist ein Selektionskriterium bzw. unterteilt die Gruppe der (Spät-)Aussiedler.

(vgl. Boll 1993, S. 96ff.). Insbesondere Männer wollen die Speisen und Getränken der benachbarten Ethnien in der ehemaligen Sowjetunion nicht essen bzw. trinken. Aufgrund dessen dürfen ihre Frauen diese Speisen nicht kochen. Sie wollen sich von diesen ethnischen Gruppen abgrenzen. Nahrungsgewohnheiten werden zur „Segregation“ genutzt (vgl. Boll 1993, S. 99ff.). Boll (1993, S. 101) interpretiert dieses Verhalten als Stärkung der „ethnischen Identität“.¹⁹² Nicht nur zwischen den benachbarten Ethnien in der ehemaligen Sowjetunion und den Deutschen aus der Sowjetunion gab es Unterschiede in Bezug auf die Ernährungsgewohnheiten. Innerhalb der Gruppe der Deutschen aus der Sowjetunion ließen sich ebenfalls Unterschiede feststellen, die durch die Herkunft aus den unterschiedlichen Siedlungsgebieten erklärt werden können. Nach der Deportation (vgl. Kapitel 2.2) kam es zu einer Vermischung der Nahrungsgewohnheiten innerhalb der Deutschen aus der Sowjetunion. Sie brachten aus den unterschiedlichen Siedlungsgebieten ihre Speisen mit und lernten andere kennen. Ein Teil übernahm einige Speisen, aber ein Teil der Deutschen aus der Sowjetunion verharrte bei seinen Speisen (vgl. Boll 1993, 102ff.).

Es blieb somit nicht aus, dass mit den Jahren auch „typisch russische“ Speisen und russische Kochgewohnheiten in den Küchen der Deutschen in Russland bzw. in der ehemaligen Sowjetunion sich etablierten. Typisch für die russische Küche ist heute immer noch, dass sehr viel konserviert wird – und zwar für kalte Jahreszeiten. Es wird eingelegt, eingesalzen und eingepökelt. Die Selbstversorgung ist immer noch sehr wichtig (vgl. Rieder-Hintze 2014, S. 354). Brot ist das wichtigste Grundnahrungsmittel in Russland, was zu keiner Mahlzeit fehlen darf. Wichtig sind ebenfalls die kalten Vorspeisen – „Sakuski“. Darunter zählen unterschiedliche Salate (Oliviersalat¹⁹³, Hering im Pelzmantel¹⁹⁴, Eiersalat, Vinaigrette¹⁹⁵), Sülzen (z. B. Schweinekopfsülzen), eingelegtes Gemüse wie z. B. Gurken, Tomaten, Kohl oder Pilze. Aber auch eingelegter Fisch (Salzhering mit Zwiebeln, Lauch und Essig/Öl-Dressing) gehört dazu. Auch Suppen sind aus der russischen Küche nicht wegzudenken wie z. B. Rassolnik¹⁹⁶. Des Weiteren sind typisch Schtschi¹⁹⁷, aber auch Soljanka¹⁹⁸. Nicht zu vergessen ist Bortsch¹⁹⁹ und die Kwas-Suppe²⁰⁰. Aber auch Teigwa-

¹⁹² Boll (1993) bedient sich bei der Darstellung der unterschiedlichen Formen des Kulturwandels – auch bei dem Themenbereich Essen und Trinken – an dem Begriff der „kulturellen Identität“. Dies bedeutet, dass Bolls Ergebnisse zu dem Themenbereich Essen und Trinken nicht vorbehaltlos auf die hier vorliegende Untersuchung angewendet werden können, denn die hier vorliegende Untersuchung bedient sich ausschließlich an dem Begriff der Zugehörigkeit.

¹⁹³ Es ist ein Salat, der aus Rindfleisch und/oder Kochwurst, Kartoffeln, Karotten, Zwiebeln, Salzgurken, Erbsen, Eiern und Mayonnaise besteht.

¹⁹⁴ Es ist ein Salat, der aus gesalzenem Heringsfilet, Rote Beete, Kartoffeln, Karotten, Zwiebeln, Eiern und Mayonnaise besteht.

¹⁹⁵ Es ist ein Rote Beete Salat mit u. a. Kartoffeln, Sauerkraut/Weißkraut, Kidneybohnen oder Erbsen.

¹⁹⁶ Es ist eine Rinder- oder Fischbrühe mit Gurkenlake, Sauerampfer, Zwiebeln, Spinat oder Sellerie.

¹⁹⁷ Es ist eine Kohlsuppe – Hauptbestandteil ist Sauerkraut oder Weißkohl in Fleischbrühe, teilweise auch Fleisch. Smetana/Schmand wird dazu gereicht.

¹⁹⁸ Es ist eine säuerlich-scharfe Suppe bestehend aus Fleisch, Wurst, Fisch oder Pilzen. Hauptbestandteil sind aber Salzgurken.

ren sind sehr wichtig. Zu nennen wären Pelmeni²⁰¹, Pirog²⁰², Pirozhki²⁰³. Des Weiteren sind Getreidebreie – „Kascha“ aus Buchweizen, Hirse, Roggen oder Weizen – sehr beliebt. Fisch und Fleisch sind des Weiteren aus der russischen Küche nicht wegzudenken. Insbesondere Schaschlik oder Kaviar sind typisch. Kaviar wird hingegen selten, meistens zu Feiertagen, gegessen (vgl. Rieder-Hintze 2014, S. 355).

Mit der Einreise nach Deutschland ändern sich einige, aber nicht alle Gewohnheiten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, worauf im Folgenden eingegangen werden soll.

Nach der Untersuchung von Boll (1993) halten viele Deutsche aus der Sowjetunion nach der Ausreise aus der Sowjetunion auch in der Bundesrepublik Deutschland an mitgebrachten traditionellen Speisen fest. Zum Beispiel ist Brot für Boll das beste Beispiel für Beharrlichkeit. Brot ist für die Deutschen aus der Sowjetunion nicht nur in der ehemaligen Sowjetunion zu fast jeder Mahlzeit eine verpflichtende Beilage gewesen, sondern hat auch in Deutschland diese Funktion (vgl. Boll 1993, S. 119). Bei einigen Deutschen aus der Sowjetunion wird die Ernährung noch russlanddeutscher als sie in der ehemaligen Sowjetunion gewesen ist. Die traditionellen Gerichte werden zu Festspeisen und insbesondere zu Sonn- und Feiertagen, an Weihnachten, Ostern, Geburtstagsfeiern und Hochzeiten zubereitet. An solchen Tagen werden des Weiteren spezielle Gebäcke und alkoholische Getränke verzehrt. Mit diesem Vorgehen grenzen sich die Deutschen aus der Sowjetunion von der Mehrheitsbevölkerung ab und schaffen sich mit ihren Speisen und Getränken Halt in einer Welt voller Fremdheit. Sie schaffen sich ihre eigene Welt (vgl. Boll 1993, S. 105ff.). Boll (1993, S. 339) sieht die russlanddeutsche Küche als einen wichtigen Bestandteil ihrer „kulturellen Identität“. Aber auch die Deutschen aus der Sowjetunion selbst sehen ihre russlanddeutsche Ernährung als Teil ihrer „kulturellen Identität“ (vgl. Boll 1995, S. 93). Boll (1993, S. 109) stellt auch fest, dass die Deutschen aus der Sowjetunion drauf beharren, bekannte, traditionelle russlanddeutsche Gerichte aus der ehemaligen Sowjetunion ohne jede Veränderung zuzubereiten. Sie wollen keine Abänderung ihrer Gerichte. Das „Nicht-Vermischen“ von Speisen zeigt sich im weitesten Sinne auch teilweise bei der Beköstigung von Gästen. Die Deutschen aus der Sowjetunion stehen vor einer Herausforderung, die ihnen zwei Wege aufzeigt und sie gleichzeitig in eine ihnen unangenehme Situation bringt: Servieren sie ein russlanddeutsches oder russisches/asiatisches

¹⁹⁹ Es ist eine Suppe aus der Hauptzutat Rote Bete. Weitere Zutaten: Zwiebeln, Weißkohl, Karotten, Kartoffeln, Fleisch; wird mit Schmand/Saurer Sahne verfeinert.

²⁰⁰ Gemeint ist hier die Suppe „Okroschka“. Es ist eine kalte Suppe, welche mit Buttermilch, Kefir oder Kwas (Nationalgetränk aus fermentiertem Schwarz- oder Roggenbrot, Wasser und Kräutern), Wurst, hartgekochten Eiern, Kartoffeln, Petersille, Schnittlauch, Dill und Gurke zubereitet wird.

²⁰¹ Diese sind mit italienischen Tortellini vergleichbar, aber immer mit Fleisch gefüllt – häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur.

²⁰² Es ist eine große Teigtasche mit unterschiedlichen Füllungen wie zum Beispiel Fisch, Fleisch, Eiern, Reis oder Gemüse.

²⁰³ Auch Piroshki oder Piroggen genannt.

Gericht/Menü, zeigen sie den Gästen, dass ihnen ihre kulturelle Herkunft wichtig ist. Servieren sie ein typisch bundesdeutsches Gericht, zeigen sie, dass sie bereits erste Schritte zur Integration unternehmen. Bei Besuchen, die schon lange geplant gewesen sind, dürfen die Gäste das Menü auswählen. Wobei die Gäste sich in den meisten Fällen für russlanddeutsche Gerichte entscheiden (vgl. Boll 1993, 107f.).

Wenn ein Vergleich zwischen Deutschland und der ehemaligen Sowjetunion in Bezug auf Kochpraktiken und Speisen angestellt wird, so lässt sich feststellen, wie Boll (1993, S. 117) berichtet, dass wie in der ehemaligen Sowjetunion das Einmachen von Obst und Gemüse – insbesondere Tomaten und Gurken – in Deutschland für viele Deutsche aus der Sowjetunion immer noch von hoher Bedeutung ist. Das Einmachen dient nicht nur der Konservierung der Vitamine wie in der ehemaligen Sowjetunion, sondern der Konservierung des besonderen Geschmacks (vgl. Boll 1993, S. 117f.). Was die deutsche Küche anbetrifft, so empfinden die Deutschen aus der Sowjetunion die deutsche Küche schärfer und weniger mild als die russlanddeutsche Küche. Ein Beispiel sind die sehr sauer eingelegten Essiggurken. Ein weiterer Unterschied sind die Gewürze. In der Sowjetunion waren viel weniger Gewürze vorhanden – meist nur Salz, Pfeffer, Lorbeerblätter und Kümmel. In Deutschland verspüren die wenigsten Deutschen aus der Sowjetunion hingegen das Verlangen neue Gewürze auszuprobieren (vgl. Boll 1993, S. 120f.). Boll (1995, S. 121) nennt es „Geschmacks-Konservatismus“. Ein gewisser Konservatismus lässt sich auch bei den Geschlechterrollen beobachten. In der ehemaligen Sowjetunion wurden Männer, die in der Küche der Ehefrau „assistieren“, zum Gegenstand des Spottes gemacht. Aufgrund dessen „überlassen“ sie diese Arbeit den Frauen. Auch in Deutschland ändert sich das kaum – in Deutschland herrschen klare Rollenaufteilungen. Frauen sind hauptsächlich für die Zubereitung der Speisen verantwortlich. Was gekocht wird, bestimmen hingegen in den meisten Fällen der Ehemann, die Kinder oder (Schwieger-)Eltern, die mit der Kernfamilie zusammenleben (vgl. Boll 1993, S. 129ff.).

Rahier²⁰⁴ (1985), die sich aus einer ernährungswissenschaftlichen Perspektive in ihrer quantitativen Studie *„Stabilität von Ernährungsverhalten deutscher Aussiedler aus Polen“* bereits im Jahr 1985 mit Aussiedlern aus Polen in 16 Flüchtlingswohnheimen in Deutschland befasst, zeigt, dass die Selbstversorgung für die Aussiedler in Deutschland an Wichtigkeit abnimmt (vgl. Rahier 1985, S. 103f.). Darüber hinaus verweist Rahier darauf, dass ökonomische Faktoren das Einkaufsverhalten deutscher Aussiedler aus Polen beeinflussen. Qualität, Gesundheit und der Nährstoffgehalt der Lebensmittel, was in Polen noch relevanter war, werden zugunsten des Preises und Sonderangebote nicht genügend Auf-

²⁰⁴ Vergleichbar wie bei Boll (1993) können die Ergebnisse von Rahier (1985) nicht ohne Weiteres auf die hier vorliegende Untersuchung bezogen werden, denn auch Rahier befasst sich mit einer Aussiedlergruppe, die mit den (Spät-)Aussiedlern, die nach 1985 bzw. 1988 nach Deutschland zurückkehrten, nicht zu vergleichen ist. Auch ihre Ergebnisse sind vergleichbar wie bei Boll (1993) nicht mehr aktuell. Ihre Forschung liegt über 30 Jahre zurück.

merksamkeit gewidmet. Rahier führt diese Abnahme der Wichtigkeit von Gesundheit und Nährstoffen auf Gleichgültigkeit und die Geschmacksvorlieben zurück. Frischedatum und Haltbarkeit haben hingegen bei den Aussiedlern nicht an Bedeutung verloren (vgl. Rahier 1985, S. 104ff.). Dennoch kann beobachtet werden, dass sich das Ernährungswissen der Aussiedler in Deutschland verbessert hat. Allerdings ist dieses immer noch nicht ausreichend nach Rahiers Bewertung (vgl. Rahier 1985, S. 153f.). Rahier (1985, S. 161) schlussfolgert, dass Aussiedler in der Anfangszeit in Deutschland vor ganz anderen Problemen stehen, als sich mit der Ernährung zu befassen.

In der Studie von Rahier (1985) berichten die Aussiedler aus Polen von einem größeren Angebot und einer vielseitigen Auswahlmöglichkeit und verbesserten Einkaufsmöglichkeiten in Deutschland. Sie haben nun auch die Möglichkeit, Lebensmittel zu bekommen, die in Polen nur schwer zu erhalten waren wie z. B. Südfrüchte und frisches Fleisch. Ihre Ernährung in Deutschland ist aus ihrer Sicht abwechslungsreicher und regelmäßiger geworden, da Lebensmittel zu fast jeder Jahreszeit verfügbar sind. Dies hat zur Folge, dass das Bedürfnis entsteht, alles nachholen zu wollen. Dies wiederum führt bei einigen Aussiedlern zu Übergewicht (vgl. Rahier 1985, S. 109ff.). Rahier (1985, S. 196f.) stellt fest, dass in der Anfangsphase in Deutschland alle Lebensmittel ausprobiert werden, jedoch kommt es nach einer definierten Zeit zur Rückkehr zu bereits gewohnten Lebensmitteln, so dass typische Gerichte aus dem geografischen Herkunftsland hauptsächlich gekocht werden. Aussiedler haben zudem zu bestimmten Lebensmitteln eine sehr spezielle innige Beziehung. Zum Beispiel sind Kartoffeln und Milch bzw. Milchprodukte (bspw. Sauer- und Dickmilch) nicht wegzudenken. Des Weiteren ist Fleisch ein sehr wichtiges Nahrungsmittel, welches bei jeder warmen Hauptmahlzeit verfügbar sein muss. Fleisch steht dabei für hohes Ansehen und Obst und Gemüse genießen das Ansehen von gesunden Lebensmitteln in der Wahrnehmung der Aussiedler (vgl. Rahier 1985, S. 187f.). Rahier macht die Beobachtung, dass in Deutschland häufiger als in Polen „*landsmannschaftliche*“ Gerichte zubereitet werden. Für das Festhalten an diesen traditionellen Koch- und Essgewohnheiten gibt es nach Rahiers Auffassung unterschiedliche Gründe: Als Grund führt sie u. a. die Umsiedlung an, welche eine erhöhte Belastung darstellt. Sollten die traditionellen Speisen umgestellt werden, bedeutet dies noch eine höhere Belastung. Dies wollen die Aussiedler aber umgehen. Ihre ihnen bekannten Speisen geben ihnen Sicherheit und lassen sie ihre Herkunft nicht vergessen. Es kommt durch diese Speisen aber auch zu einer Abschottung von Anderen – der Mehrheitsbevölkerung (vgl. Rahier 1985, 148ff.).

Die Ergebnisse von Boll (1993) und Rahier (1985) sind über 25 Jahre alt. Es stellt sich die Frage, was sich in der Zwischenzeit getan hat und welche neuen Erkenntnisse zum Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler heute existieren. Es lassen sich nicht viele Studien finden. Aber die wenigen, die es gibt, sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Batzkus (2010) untersucht in ihrer Studie „Die Notwendigkeit von interkultureller/transkultureller Gesundheitsprävention am Beispiel der gesundheitlichen Risikoverhaltensweisen von langzeitarbeitslosen Aussiedlern²⁰⁵ im Landkreis Emmendingen“²⁰⁶ u. a. anhand von qualitativen Interviews das Ernährungsverhalten von langzeitarbeitslosen Aussiedlern. Batzkus (2010) geht es, wie sie selbst beschreibt, um das Nachvollziehen von Identitätsprozessen (vgl. Batzkus 2010, S. 37). Sie stellt in Bezug auf das Ernährungsverhalten heraus, dass Frauen im Vergleich zu den Männern ihre Ernährung hinterfragen und zwischen gesund und ungesund differenzieren (vgl. Batzkus 2010, S. 71). Des Weiteren beobachtet sie, dass die Interviewten sich sehr stark an russischen Ernährungsgewohnheiten orientieren. Diese Gewohnheiten geben ihnen Vertrautheit und Sicherheit. Es werden häufig im Beisammensein der Familie ausschließlich russische Speisen gegessen. Dieses Beisammensein tröstet die Befragten über Fremdheitsgefühle hinweg (vgl. Batzkus 2010, S. 69). Dieses Beisammensein der Familie sieht Batzkus (2010, S. 71) als einen „symbolischen Wert“. Ferner übernimmt dieses Beisammensein eine „strukturierende und haltgebende Funktion“. Auch Batzkus (2010, S. 70) beobachtet bei der Essenszubereitung, aber auch bereits beim Einkauf eine klare Rollentrennung. Die Frauen sind ausschließlich dafür zuständig. Ob durch Essen und/oder Lebensmitteleinkauf Zugehörigkeit geschaffen werden kann, thematisiert Batzkus (2010) in ihrer Studie nicht explizit. Batzkus (2010) bedient sich des Identitätsbegriffs in einigen Ausführungen im Zusammenhang von Aussiedlern und Gesundheit.

Aronson (2011) untersucht in ihrer qualitativen Untersuchung „*The Salad of Ideas: Beliefs about Health and Food among Immigrants from the former USSR in Germany*“²⁰⁷, bei der es im Zentralen um den Zusammenhang zwischen Gesundheit, Essen und Identität geht, die Vorstellungen von Gesundheit und Essen u. a. von russlanddeutschen Spätaussiedlern („Russian German Spätaussiedler“).²⁰⁸ Sie kommt dabei zu Ergebnissen, die bereits in den vorherigen Studien anklingen, macht aber auch weitere noch nicht genannte Beobachtungen.²⁰⁹ Sie stellt an mehreren Stellen heraus, dass russlanddeutsche Spätaussiedler mit einem besseren sozioökonomischen Status und aus urbaneren Gebieten

²⁰⁵ Unter Aussiedler fasst die Autorin nach Selbstauskunft der Befragten alle „Russland- und Sowjetdeutsche“ (vgl. Batzkus 2010, S. 1).

²⁰⁶ Die Studie ist eine wissenschaftliche Begleitung des Projektes „MigraFIT – Gesundheitsvorsorge für langzeitarbeitslose Menschen mit Migrationshintergrund als Beitrag zum Erhalt der Beschäftigungsfähigkeit“ (vgl. Batzkus 2010, S. 29).

²⁰⁷ Das sind Teilergebnisse der Dissertation von Aronson (2011) mit dem Titel „*Health Beliefs and Help-Seeking Practices of Migrants from the Former USSR in Germany*“ an der University of Warwick in 2012. In ihrer Dissertation liegt das Forschungsinteresse bei Identität, Gesundheitsverständnis und hilfesuchenden Praktiken.

²⁰⁸ Jüdische Kontingentflüchtlinge waren die anderen „Migranten aus der ehemaligen Sowjetunion“.

²⁰⁹ Die Ergebnisse von Aronson (2011) sind nicht ohne Weiteres auf die hier vorliegende Untersuchung zu beziehen, denn ihr Forschungsinteresse liegt bei der Identitätsfrage im Zusammenhang von Essen und Gesundheit und nicht auf der Zugehörigkeitsfrage im Zusammenhang von Essen und Gesundheit.

kommend, mehr „modernere“ Ansichten haben als Personen, die aus dem Ländlichen kommen und einen niedrigeren sozioökonomischen Status haben. Wie sich das genau äußert, soll im Folgenden gezeigt werden.

Aronson (2011) verweist darauf, dass russlanddeutsche Spätaussiedler, die einen niedrigeren sozioökonomischen Status und vornehmlich aus dem ländlichen Raum kommen, eher dazu neigen, das zu kochen, was sie über Generationen hinweg kennen. Sie sind traditionsverbunden. Die Familien der russlanddeutschen Spätaussiedler, die Kollektivierung und Hungersnot erleiden mussten, haben ein statisches Ernährungsverhalten, was wenig Freiraum und Individualität zulässt. Eine Annäherung an den Westen ist nicht gewünscht (vgl. Aronson 2011, S. 52). Noch deutlicher zeigt sich das an einem Beispiel eines männlichen russlanddeutschen Spätaussiedlers, der sich im Krankenhaus weigerte die dort servierten Speisen zu essen. Er forderte Hausmannskost, weil er nichts anrührt, was jemand „Fremder“ zubereitet. Gerade bei diesen Familienkonstellationen zeigt sich ein traditionelles Rollenverständnis – die Frau ist fürs Einkaufen und Kochen zuständig (vgl. Aronson 2011, S. 60). Aronson (2011, S. 61) zeigt anhand von zwei Beispielen anschaulich, wie geschlechtsspezifisch und traditionell das Rollenverständnis dieser Befragten ist – und das trotz Widrigkeiten. Eine Befragte verweist auf die Unfähigkeit ihres Mannes, sich selbst Essen aufzuwärmen. Sie fühlt sich folglich verpflichtet, zu allen Mahlzeiten zu Hause zu sein, um ihm Essen zu servieren. Zwei andere Befragte berichteten von ihren gewaltbereiten Söhnen, für die sie dennoch Essen zubereiten. Sie begründen es damit, dass Männer nicht die Fähigkeit besitzen, sich selbst etwas zuzubereiten (vgl. Aronson 2011, S. 61). Insbesondere ältere russlanddeutsche Spätaussiedler, die bisher ein von Hindernissen und Problemen gekennzeichnetes Leben hatten, verharren an ihren Ernährungsgewohnheiten aus ihren Herkunftsländern. Nichtsdestotrotz haben andere Befragte eine andere Einstellung dazu. Der sozioökonomische Status beeinflusst dabei die Denkweise der traditionell eingestellten Personen und die der Personen, die für Neues offen sind. Dies bedeutet, dass junge Personen, die gut ausgebildet sind und aus Städten kommen, eher dazu neigen, eine traditionelle Lebensmittelauswahl abzulehnen (vgl. Aronson 2011, S. 61). Die Migration nach Deutschland stellt für alle russlanddeutschen Spätaussiedler eine tiefgreifende Veränderung in die strukturellen Verhältnisse in Bezug auf die Lebensmittelversorgung und auf das individuelle Verhalten dar. Den Befragten fällt besonders auf, dass die Lebensmittelauswahl in Deutschland viel größer im Vergleich zu ihren geografischen Herkunftsländern ist.²¹⁰ In Deutschland existiert keine Lebensmittelrationalisierung (vgl. Aronson 2011, S. 57). Diese Lebensmittelvielfalt bedeutet aber nicht nur Freude und Euphorie. Es bedeutet jetzt auch vermehrt mit dieser Vielfalt und den neuen Möglichkeiten umgehen zu können und nicht außer Acht zu lassen, sich auf lange

²¹⁰ Leimgruber (2012, S. 15) spricht davon, dass die Quantität der zur Verfügung stehenden Nahrung insbesondere dann eine wichtige Rolle spielt, wenn vorher Mangel und Geldnot bestand.

Sicht gesund zu ernähren (vgl. Aronson 2011, S. 59). Trotz der neu eröffneten Möglichkeiten Lebensmittel zu jeder Zeit zu bekommen, sind nicht alle älteren russlanddeutschen Spätaussiedler mit der Lebensmittelversorgung in Deutschland zufrieden. Sie kritisieren die Qualität in den Lebensmittelläden – insbesondere bei Gemüse, Fleisch und Geflügel. Diesen Produkten werden die Eigenschaften „unnatürlich“, „ungesund“, „plastisch“ und „voller Chemikalien“ zugeschrieben (vgl. Aronson 2011, S. 59). Dennoch haben die wenigsten einen eigenen Garten bzw. Schrebergarten, um selbst etwas anzubauen. Einerseits berichten einige Befragte von Rückenschmerzen, andere von der totalen Zerstörung der Gesundheit aufgrund der jahrelangen Arbeit auf den Feldern in der ehemaligen Sowjetunion, so dass sie sich heute keinen Garten in Deutschland wünschen. Andererseits wird der Selbstanbau von Obst und Gemüse von Einigen idealisiert und mit positiven Gefühlen und Besinnung auf die eigene Vergangenheit²¹¹ in Beziehung gebracht. Befragte, die in Deutschland keinen Garten haben, berichten vom Fehlen der Gartenarbeit (vgl. Aronson 2011, S. 60). Die früheren Arbeiten auf dem Feld in der ehemaligen Sowjetunion hatten für sie nicht nur die Funktion, sich mit Lebensmitteln eindecken zu können, sondern hatten auch eine strukturgebende Funktion im Alltag und vermittelten des Weiteren ein Gemeinschaftsgefühl – mit der ganzen Familie wurden Obst und Gemüse im Frühjahr angepflanzt und im Herbst gemeinsam geerntet. Auch heute haben viele Befragte in Deutschland das Bedürfnis, Feld- oder Gartenarbeit zu verrichten, was die wenigsten hingegen tun. Das Selbsterstellen bzw. Selbstproduzieren zeigt sich hingegen bei Wurst. Wurst wird von einigen Befragten selbst hergestellt. Die Begründung für die Selbsterstellung der Wurst liegt im Misstrauen²¹² gegenüber der Lebensmittelindustrie in Deutschland (vgl. Aronson 2011, S. 60). Einige Befragte hinterfragen nicht nur die Lebensmittelproduktion in Deutschland, sondern auch die in der ehemaligen Sowjetunion. Die Umweltverschmutzung in der ehemaligen Sowjetunion führte ihrer Ansicht nach zu keinen gesunden Lebensmitteln (vgl. Aronson 2011, S. 62). Die Beziehung zu „russischen“ bzw. „deutschen“ Lebensmitteln ist ambivalent, was sich u. a. gut am russischen Lebensmittelladen zeigt. Der russische Lebensmittelladen, der typische „russische“ Lebensmittel führt, ist eine wichtige Einkaufsstätte für die älteren russlanddeutschen Spätaussiedler. Dort bekommen sie bekannte Lebensmittel bspw. Süßigkeiten und Salzgurken (vgl. Aronson 2011, S. 61). Erst bei der Enttäuschung über die Qualität einiger Lebensmittel im russischen Lebensmittelladen, wird von einigen das jahrelange Einkaufen im russischen Le-

²¹¹ Aronson (2011, S. 60) verwendet in diesem Zusammenhang noch den Begriff Identität: *“[...] planting and gathering his own potatoes gives Albert [...] the feeling of connectedness to his own past and identity.”* Wie bereits angedeutet wurde, operiert Aronson (2011) mit dem Begriff „Identität“ in ihrer Arbeit, von dem die hier vorliegende Arbeit Abstand nimmt.

²¹² Misstrauen der (Spät-)Aussiedler gegenüber der Lebensmittelindustrie zeigt sich auch in der Arbeit von Gisch (2016, S. 160).

bensmittelladen²¹³ angezweifelt. Es kommt bei einigen Befragten die Besinnung, so Aronson (2011, S. 62), dass aufgrund des eigenen Deutschseins in den deutschen Lebensmittelläden eingekauft werden sollte, denn dort sind die Qualität und die Sicherheit höher.

Aronsons (2011) letzte Beobachtung zum russischen Lebensmittelladen, die auf eine distanziertere Haltung gegenüber dem russischen Laden verweist, deckt sich mit der Beobachtung von Eugen Henning, dem Geschäftsführer von Monolith International GmbH.²¹⁴ Er berichtet davon, dass die Kernzielgruppe, die sie ansprechen – die Russlanddeutschen – immer weniger Mix Märkte aufsuchen und sich für das Produktsortiment interessieren. Er macht auch deutlich, dass die Identifikation mit osteuropäischen Produkten bei den nachfolgenden Generationen der Aussiedler/Russlanddeutschen immer mehr abnimmt. Diese Generation verfügt über keine Beziehung mehr und passt sich dem Konsumverhalten der Mehrheitsbevölkerung an wie z. B. höherer Konsum von Fast Food. Eugen Henning beobachtet auch, dass für Mix Markt Kunden nicht die Markenprodukte, sondern der Geschmack zählen. Des Weiteren spielen Fair-Trade und Bioprodukte keine wichtige Rolle bei den Mix Markt Kunden. Mix Markt Kunden kaufen auch Lebensmittel in großen Packungen bzw. in größerer Quantität, weil sie immer noch „richtig“, d. h. selbst kochen und weniger auf Convenience-Produkte zurückgreifen (vgl. Druck 2013b, S. 19).

Neben den genannten Studien existieren einige quantitative Studien zum Ernährungsverhalten von (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlern. Die Innenansicht der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ist in diesen Studien hingegen nicht von Interesse, was dem Untersuchungsdesign geschuldet ist. Diese Studien nehmen häufig einen Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung vor – d. h. wer isst was, in welcher Quantität. Wieso sie bestimmte Lebensmittel essen, wird nicht analysiert – was auch dem Untersuchungsdesign geschuldet ist. In der Studie von Aparico et al. (2005)²¹⁵ z. B. zeigte der Ernährungsscore (Bewertung des Ernährungszustandes) zwischen Aussiedlern und der „übrigen deutschen Bevölkerung“²¹⁶ keine signifikanten Unterschiede. Jedoch wird beobachtet, dass Aussiedler häufiger Fleisch, Geflügel, Karotten und Margarine essen und seltener Vollkornbrot und Butter als die Mehrheitsbevölkerung. Bei Fisch und Gemüse lassen sich hingegen keine signifikanten Unterschiede feststellen. Aufgrund des rückläufigen Verzehrs an Obst und Gemüse und des steigenden Verzehrs an tierischen Produkten in Russland, gehen

²¹³ Auch an dieser Stelle verweist Aronson (2011, S. 62) auf den Identitätsbegriff. Von einer Person wird die eigene Identität aufgrund von empfundenen Betrug angezweifelt: *“The incident of being cheated over an integral component of the most festive meal of the year makes Larissa re-think her identity altogether.”*

²¹⁴ Monolith International GmbH gehört zu eines der wichtigsten Familienunternehmen Deutschlands (vgl. Die Deutsche Wirtschaft 2021)

²¹⁵ In dieser Studie wurden die Teilnehmer nicht explizit danach gefragt, ob sie Aussiedler sind. Es wurden Personen, die in den Ländern Polen, Rumänien, Tschechien sowie den Ländern der ehemaligen Sowjetunion geboren sind und nach 1975 nach Deutschland übersiedelt sind als Aussiedler eingestuft (vgl. Aparicio et al. 2005, S. 108).

²¹⁶ Aparicio et al. (2005) benutzen bewusst den Begriff „übrige deutsche Bevölkerung“.

Aparicio et al. davon aus, dass die Aussiedler ihre Gewohnheiten beibehalten haben (vgl. Aparicio et al. 2005:115). Kuhrs et al. (2012, 5f.) stellen in ihrer Studie fest, dass (Spät-)Aussiedler signifikant mehr Fleisch und Fleischprodukte, Schokolade und Süßwaren als die restliche deutsche Gesamtbevölkerung konsumieren. Auch Weißbrot wird von diesen eher bevorzugt als Vollkornbrot.

Zusammenfassung

Abschließend kann zu den aufgeführten Studien gesagt werden, dass Essen für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler ein Bereich ist, der ihnen aufzeigt, dass sie anders sozialisiert wurden und auch in Deutschland ihr Anderssein nicht so einfach ablegen können. Manche wollen dieses Anderssein aber auch nicht ablegen. Ihre traditionellen Speisen aus der ehemaligen Sowjetunion und das Beibehalten dieser Speisen über eine bestimmte Zeit geben ihnen nicht nur in der Anfangszeit in Deutschland Halt. Insbesondere in den beiden etwas älteren Studien von Rahier (1985) und Boll (1993), bei denen die Befragten vor 1985 nach Deutschland einreisten, wird offensichtlich, dass eine Annäherung an die Ess- und Kochgewohnheiten des Aufnahmelandes weitgehend nicht gewollt ist. Einige der Schlagwörter sind „Nicht-Vermischen von Speisen“, „Konservierung des besonderen Geschmacks“ und „Umstellung der Speisen bedeutet Belastung“. Deutlich wird, dass die Befragten sich durch das Weiterpraktizieren der Zubereitung von „traditionellen“ Speisen von der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland abkapseln. Dieses Abkapseln fand aber schon in der ehemaligen Sowjetunion statt, was insbesondere Boll (1993) zeigt. Er spricht davon, dass Nahrungsgewohnheiten zur Segregation genutzt wurden, was er als Stärkung der „ethnischen Identität“ deutet. Die Russlanddeutschen kapselten sich sowohl von anderen ethnischen Nationen in der ehemaligen Sowjetunion ab, als auch untereinander, was mit ihrer Herkunft aus den unterschiedlichen Siedlungsgebieten erklärt werden kann. Der Kontakt mit anderen Speisen – sei es mit russischen oder anderen russlanddeutschen war nicht nur nicht gewollt, sondern wurde in der ehemaligen Sowjetunion vereinzelt kategorisch abgelehnt. Dennoch lässt sich beobachten, dass das „Nicht-Vermischen von Speisen“ nicht immer durchgehalten werden konnte. Es kam zu einer Vermischung der Nahrungsgewohnheiten innerhalb der Deutschen aus der Sowjetunion als auch einer Vermischung von russlanddeutschen Ess- und Kochgewohnheiten und der Ess- und Kochgewohnheiten anderer Ethnien in der ehemaligen Sowjetunion. Interessant ist, dass lediglich in Bolls (1993) Studie die Befragten bei traditionellen Speisen von „russlanddeutschen“ Speisen sprechen. In den anderen drei Studien werden die traditionellen Speisen als „traditionelle“, ohne direkten Bezug auf das Russische oder Russlanddeutsche, oder „russische“ oder „landsmannschaftliche“ Speisen bezeichnet. Es stellt sich die Frage, wie dies erklärt werden kann. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass keine Verbundenheit mit russlanddeutschen Speisen bei den Russlanddeutschen in diesen drei Studien mehr

stattfindet, weil typische russlanddeutsche Speisen von Russlanddeutschen nicht mehr zubereitet werden, da sie mit diesen nicht aufgewachsen sind. Das Kochen von russlanddeutschen Gerichten scheint generationsabhängig zu sein. Ältere Generationen bzw. Personen, die vor einem bestimmten Jahr geboren wurden, haben einen größeren Bezug zu russlanddeutschen Speisen als jüngere Generationen. Das könnte bedeuten, dass die Verbundenheit zum Russischen bei dieser „älteren“ Generation noch nicht so stark stattgefunden hat. Eine weitere Erklärung wäre denkbar und zwar, dass „typische russlanddeutsche Speisen“ zubereitet werden, diese aber von den Russlanddeutschen selbst nicht als russlanddeutsch, sondern als „russisch“ oder „landsmannschaftlich“ bezeichnet werden.

In den vier Studien wird ebenfalls deutlich, dass die Befragten durch ihre Speisen zwar Distanz, aber auch Nähe schaffen – emotionale Nähe zu ihrem geografischen Herkunftsland durch Pflege der bisherigen Ess- und Kochgewohnheiten. Es wird aber auch deutlich, dass Russlanddeutsche „zwischen zwei Positionen“ stehen können, was sich bei der Beköstigung von Gästen zeigt. Wollen sie nach außen bei der Beköstigung ihrer Gäste ihre geografische Herkunft in Form von „russlanddeutschen“ Speisen zeigen oder bereiten sie „deutsche“ Speisen zu und demonstrieren ihre Anpassungsfähigkeit? Auffallend ist ebenfalls, dass die neuen Studien und zwar von Batzkus (2010) und Aronson (2011) zu dem Ergebnis kommen, dass bestimmte sozioökonomische Faktoren wie z. B. Arbeitslosigkeit, Bildung oder die Herkunft aus ländlichen Gebieten aus der Sowjetunion einen Einfluss darauf haben, mit welcher Offenheit Neuerungen begegnet wird und wie stark am Bewährten festhalten wird, weil es eine bestimmte Funktion in einer Lebenssituation – der Migration – hat, die durch Unsicherheit und Unbeständigkeit gekennzeichnet sein kann. Ein niedriger sozioökonomischer Status führt stärker zur Bewahrung des Gewohnten und verhindert Veränderungen.

Die zum Ende des letzten Kapitels gestellte Frage, was die bisherige Forschung zu der Frage, ob von einer Zugehörigkeit durch Essen und Einkauf bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern gesprochen werden kann, zeigt, dass Essen ein wichtiges Thema bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern darstellt. Aber keine dieser Studien befasst sich mit der Zugehörigkeitsfrage als zentrale Forschungsfrage im Zusammenhang mit Essen und Einkauf. Diese Studien haben einen anderen Schwerpunkt: Zugehörigkeit, sofern es angedeutet wird, ist ein Thema am Rande. Von den vier Hauptstudien operieren drei mit dem Identitätsbegriff – das sind die Studien von Boll (1993), Batzkus (2010) und Aronson (2011). Der Schwerpunkt dieser Studien liegt nicht auf der Zugehörigkeitsfrage, sondern bei der (kulturellen) Identitätsfindung im Zusammenhang von Essen, Einkauf und Gesundheit. Lediglich Rahier (1985) verwendet nicht den Identitätsbegriff. Sie geht aber auch nicht auf Zugehörigkeit ein. Ihr geht es „nur“ um die Darstellung der Stabilität des Ernährungsverhaltens.

Es könnte in den drei Studien im weitesten Sinne von Zugehörigkeit durch Essen im Rahmen der Identitätsfrage gesprochen werden. Das heißt, dass Zugehörigkeit durch Essen angedeutet wird, aber nicht ausführlicher und differenzierter untersucht wird. Die vorliegende Untersuchung setzt genau hier an. Sie betrachtet und untersucht gesondert die Zugehörigkeitsfrage im Zusammenhang von Essen und Einkauf (und Gesundheit).²¹⁷ Die hier vorliegende Untersuchung bedient sich des Konzepts der Zugehörigkeit – einem Begriff, der viele Facetten hat. Wie bereits im Kapitel 3.4 dargestellt wurde, soll insbesondere über die Perspektive der Soziologie der Ernährung bzw. des Essens ein Zugang zu der Frage der Zugehörigkeit gefunden werden. Die Frage, die sich in der hier vorliegenden Untersuchung stellt, ist, ob und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler über Essen, Einkauf (und Gesundheit) ihre Zugehörigkeit ausdrücken und sich verorten können. Die Beantwortung dieser Frage erfolgt im Kapitel 5. Zunächst soll es um das Thema Gesundheit gehen.

Wie in diesem Kapitel deutlich wurde, sind Essen/Ernährung und Einkauf eng mit „Gesundheit“ verbunden. Deswegen lohnt es sich, „Gesundheit“ näher zu analysieren bzw. diesen Begriff näher zu erläutern, um den Zusammenhang zwischen Essen/Ernährung, Einkauf und Gesundheit noch besser zu verstehen. Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten können als Gesundheitshandeln bzw. Gesundheitsverhalten verstanden werden. Doch was ist genau mit „Gesundheit“, „Gesundheitshandeln“ und „Gesundheitsverhalten“ gemeint? Auf diese Frage wird im folgenden Kapitel eingegangen. Bevor auf das Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern eingegangen wird, soll im übernächsten Kapitel der Einfluss von Migration auf Gesundheit thematisiert werden.

²¹⁷ Wieso „Gesundheit“ in Klammern steht, wird sich im Verlauf der Arbeit noch deutlicher zeigen.

3.8 Gesundheit: Gesundheitsverhalten und Gesundheitshandeln

„Gesundheit wird dichotom
bebildert – auf der einen Seite
der universal beglückte gesunde Mensch,
auf der anderen Seite der unglückselige Kranke.“

(Schmidt 2017, S. 217)

In den letzten Jahren hat sich das Verständnis von Krankheit und Gesundheit erheblich verändert. Nicht mehr die Krankheit, Pathogenese, ist von Interesse, sondern die Gesundheit bzw. Gesunderhaltung – die Salutogenese (vgl. Gangl 2015).

Die wohl bekannteste Definition von Gesundheit ist die der Weltgesundheitsorganisation (WHO) aus dem Jahre 1946:

„Gesundheit ist ein Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht allein das Fehlen von Krankheit und Gebrechen.“ („Health is a state of complete physical, mental and social wellbeing and not merely the absence of disease or infirmity.”) (WHO 2020).

Diese Gesundheitsdefinition wird hingegen kritisch hinterfragt. Unter anderen wird bemängelt, dass diese Definition zu statisch sei (vgl. Gangl 2015, 3f.). Es hat Jahre gebraucht bis die WHO ihre Definition im Jahr 1986 erweiterte und eingestand, dass Gesundheit als ein Prozess begriffen werden sollte:

“Health is a resource for everyday life, not the object of living. It is a positive concept emphasizing social and personal resources as well as physical capabilities.” (WHO 1998, S. 1)

Gleichzeitig gibt es noch weitere Definitionen für Gesundheit. Eine theoretisch verbindliche Definition lässt sich nicht finden. Faltermaier et al. (2014, S. 102) verstehen Gesundheit als *„eine Voraussetzung für personale Entwicklungen im Lebenslauf“*. Er sieht in Krankheiten eine Behinderung der eigenen Handlungs- und Entwicklungsspielräume. Wobei er eingesteht, dass Krankheiten erst dazu beitragen können, dass sich neue Möglichkeiten und Wege für einen ergeben (vgl. Faltermaier et al. 2014, S. 102).

Faltermaier (2020) unterscheidet außerdem zwischen *Gesundheitsverhalten* und *Gesundheitshandeln*. Als Gesundheitsverhalten („health behavior“) versteht er *„alle Verhaltensweisen von gesunden Menschen [...], die nach wissenschaftlichen (epidemiologischen) Erkenntnissen die Wahrscheinlichkeit erhöhen, dass Krankheiten vermieden werden oder die Gesundheit erhalten wird.“* (Faltermaier 2020, S. 1). Damit ist ein Verhalten gemeint, welches von Experten als erstrebenswertes Verhalten angesehen bzw. definiert wird, wie z. B. gesunde Ernährung. Gesundheitsverhalten ist nach diesem Verständnis ein normativ besetzter Begriff. In diesem Zusammenhang – insbesondere aufgrund dieser

Normativität – soll auf die behavioristische Sicht von Gesundheit verwiesen werden. Denn aus behavioristischer Sicht ist Gesundheit das Vermögen einer Person die in der Gesellschaft vorherrschenden Erwartungen, die abhängig vom Alter und Geschlecht sind und an diese Person gestellt werden, nachkommen zu können (vgl. Razum und Spallek 2012, S. 162). Es existiert hingegen eine Diskrepanz zwischen dem, was Experten in Bezug auf Gesundheit als richtig sehen und dem, was die Allgemeinbevölkerung für richtig hält bzw. schlussendlich tut (vgl. Klotter 2011, S. 199). Es ist zu beobachten, dass die Verpflichtung zum gesundheitsbewussten Verhalten zum entgegengesetzten Verhalten führt: Widerstand und ein ungünstigeres Verhalten kommt zum Vorschein (vgl. Klotter 2010, S. 194).

Als Gesundheitshandeln („health action“) versteht Faltermaier (2020, S. 2) *„das subjektiv bedeutsame Handeln von gesunden oder kranken Menschen [...], das mehr oder weniger bewusst mit dem Ziel der Gesunderhaltung und im alltäglichen sozialen Kontext erfolgt.“* Damit ist gemeint, dass ein Individuum aus seiner Sicht ein bestimmtes Handeln (z. B. Bewegung im Alltag, gesunde Ernährung) zur Gesundheitserhaltung zeigt, welches in soziale und alltägliche Kontexte eingebunden ist. Das Gesundheitshandeln muss dabei nicht zwingend das Wissen der Experten widerspiegeln. Faltermaier (2020, S. 2) spricht auch davon, dass Gesundheitshandeln mehr in der sozial- und subjektwissenschaftlichen Gesundheitsforschung zu finden ist. Aus soziologischer Sicht wird Gesundheit als ein sozialer Prozess von der Geburt (aber auch schon in der pränatalen Phase) bis zum Tod wahrgenommen. Die Soziologie von Gesundheit lehnt eine einseitige Betrachtung von Gesundheit allein auf Biochemie, Physiologie und Genetik ab, denn bei dieser Betrachtungsweise werden soziale Faktoren nicht berücksichtigt (vgl. Richter und Hurrelmann 2016, S. 4). Die Ursache von Erkrankungen sind nicht nur das individuelle Verhalten oder Gendefekte und Mikroorganismen (Viren/Bakterien), sondern auch kulturelle und strukturelle Faktoren, politische und ökonomische Faktoren wie z. B. Einkommen und Armut, aber auch Beschäftigungsfaktoren wie z. B. arbeits- und bildungsbezogene Möglichkeiten (vgl. Richter und Hurrelmann 2016, S. 13).

Gesundheit hat einen, wenn auch unterschiedlichen, Wert. Einige Autoren sehen Gesundheit als das höchste Gut. Nach einer Studie von Hinz et al. (2010, S. 899) ist Gesundheit der wichtigste Lebensbereich für die meisten Deutschen (vgl. Abbildung 20). Erst dann folgen die Bereiche Einkommen/finanzielle Sicherheit, Familie/Kinder, Wohnsituation, Partnerschaft/Sexualität, Freunde/Bekannte, Beruf/Arbeit und Freizeit/Hobbies.

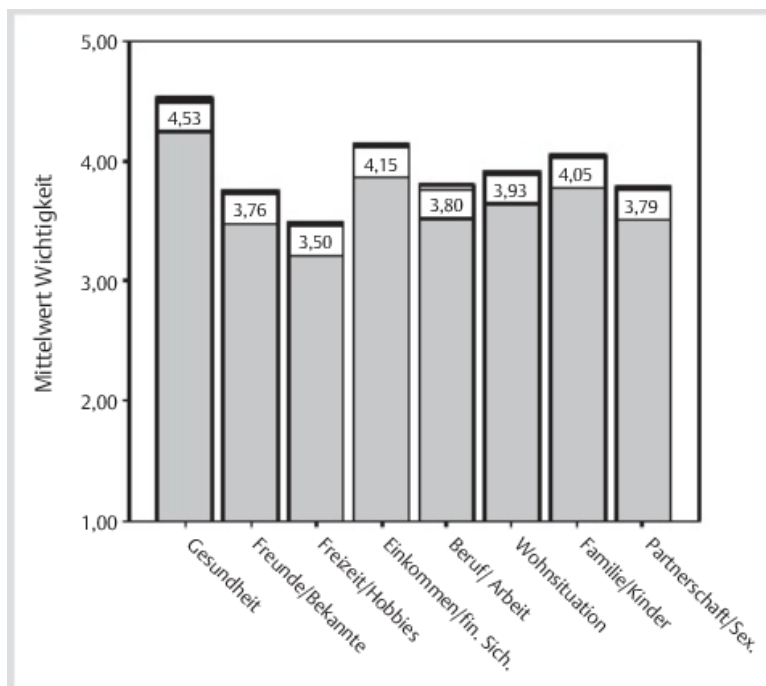


Abbildung 20: Mittelwerte der Wichtigkeit der Lebensbereiche des FLZ^{M218}

Quelle: Hinz et al. (2010, S. 899)

Hinz et al. (2010, 899f.) kommen zu dem Schluss, dass das Geschlecht keine herausragende Rolle dabei spielt – Frauen ist die Gesundheit nur tendenziell etwas wichtiger als Männern. Ebenso lassen sich in den unterschiedlichen sozialen Schichten keine nennenswerten Unterschiede beobachten. Das Alter hingegen spielt bei der subjektiven Bewertung der Wichtigkeit von Gesundheit eine Rolle. Mit dem Alter wird die Gesundheit immer wichtiger. Faltermaier et al. (2014, S. 103) sehen ebenfalls bei steigendem Alter eine Zunahme der Wichtigkeit von Gesundheit aufgrund von beginnenden Erkrankungen.

Andere Autoren wie Klotter (2014, S. 121) oder Schmidt (2017, 1f.) hingegen verweisen darauf, dass nicht allen Menschen das Thema Gesundheit wichtig ist. Viele Menschen können oder wollen nicht gesund sein bzw. sich gesundheitsförderlich verhalten, sei es, dass sie von einer chronischen Krankheit heimgesucht werden oder andere Lebensbereiche eine höhere Priorität in ihrem Leben haben (vgl. Schmidt 2017, S. 2). Im Allgemeinen wollen Menschen ihre Gesundheit auch nicht über alle anderen Ziele im Leben stellen. Sie wollen zwar gesund sein, aber den Spaß am Leben nicht verlieren, so dass auch „gesundheitsabtrünniges“ Verhalten hingenommen wird. Bei Personen aus den besseren sozialen Schichten hat Gesundheit einen anderen Wert. Bei diesen Personen wird Gesundheit als eine Selbstverständlichkeit für ein gutes und erfülltes Leben wahrgenommen. Es wird wie ein Aushängeschild für Erfolg und Anerkennung gesehen (vgl. Schmidt 2017, 218f.). Das Gesundheitsverhalten und die Gesundheitsvorstellungen eines jeden Menschen unterliegen den kulturellen und lokalen Bedingungen der Sozialisation in den jewei-

²¹⁸ Fragen zur Lebenszufriedenheit (FLZ^M)

ligen sozialen Schichten (vgl. Bittlingmayer und Sahrai 2014, S. 81). Dabei ist festzustellen, dass Frauen und Männer unterschiedliche Gesundheitskrisen aufgrund ihrer Sozialisation aufweisen (vgl. Machoczek 2014, S. 175). Auch veränderte Lebensereignisse wie eine Migration²¹⁹ haben einen Einfluss auf die Gesundheit (vgl. Kornischka und Agelink 2007). Neben diesen gesellschaftlichen und sozialen Faktoren wird die Gesundheit auch von genetischen Faktoren beeinflusst. Jedoch kann die Verantwortung für die eigene Gesundheit keinem durch diese Faktoren aberkannt werden – jeder hat ohne Zweifel ein bestehendes Mitspracherecht und eine Verantwortung über und für seine Gesundheit (vgl. Klotter 2014, S. 118).

Der Begriff „Gesundheit“ ist dabei nicht wertfrei, sondern hochgradig normativ belegt. Bei den Aussagen wie z. B. „gesund zu sein ist besser als nicht gesund zu sein“ findet eine Bewertung in gut und schlecht statt (vgl. Bittlingmayer und Sahrai 2014, S. 77). Auch Bilder vermitteln diese Normativität. Gesunde Menschen sind in den Darstellungen glücklich – kranke Menschen unglücklich wie Schmidt (2017, S. 217) im Eingangszitat verdeutlicht.

Zusammenfassung

Abschließend kann festgehalten werden, dass eine gute Gesundheit von einigen Menschen als Maßstab für ein glückliches, erfülltes und erfolgreiches Leben gesehen wird. Es besteht hierbei bei einigen die Annahme, dass nur gesunde Menschen glücklich sein können. Dabei können u. a. die Faktoren Alter, Geschlecht, sozialer und kultureller Hintergrund und Einkommen einen Einfluss auf das Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheits Handeln haben. Gesundheit ist nicht für jeden das höchste Gut. Gesundheit ist eins von vielen wichtigen Gütern, welches einem Wandel an Bedeutung unterliegt – abhängig in welcher Lebensphase eine Person sich befindet und was in dieser Phase dieser Person wichtig erscheint.

Wie bereits in diesem Kapitel anklang, haben veränderte Lebensereignisse wie eine Migration einen Einfluss auf die eigene Gesundheit. Welche Faktoren sich in der Migration auf die Gesundheit auswirken können, soll im folgenden Kapitel gezeigt werden.

²¹⁹ Was für Einflüsse in der Migration auf die Gesundheit ausgeübt werden, wird im Kapitel 3.8.1 erläutert.

3.8.1 Gesundheit und Migration

Eine Migration ist eine einschneidende und kritische Lebensveränderung und kann unterschiedliche Folgen für die Gesundheit haben (vgl. Faltermaier 2001, S. 103). Es existieren eine Vielzahl an Erklärungsansätzen und Modellen zum Zusammenhang von Migration und Gesundheit. Deswegen wäre eine differenzierte detaillierte Darstellung dieser verschiedenen Ansätze notwendig, um diesen gerecht zu werden. Dies ist hingegen im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, denn es würde die Möglichkeiten dieser Arbeit übersteigen. Im Folgenden soll auf die Sichtweise von Toni Faltermaier (2001) bzw. seinem Model zum Zusammenhang von Migration und Gesundheit eingegangen werden. Nachfolgend soll aber auch ein kleiner Überblick über einige weitere Ansätze gegeben werden, sie erheben jedoch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit.

Faltermaier (2001, 97ff.) versucht die gesundheitliche Situation von Migranten mit drei beeinflussenden Aspekten in seinem Model zum Zusammenhang von Migration und Gesundheit zu erklären. Es ist die „ethnische Zugehörigkeit“, der „Migrationsprozess“ und die „soziale Lage“ der Migranten, die einen Einfluss auf die Gesundheit ausüben. In der Abbildung 21 sind diese drei beeinflussenden Aspekte oben aufgeführt, die über die Gesundheitsprozesse (in der Mitte) auf das Gesundheitskontinuum²²⁰ (unten) Einfluss haben können.

²²⁰ Dieser Begriff, der ein wichtiger Bestandteil des Modells der Salutogenese darstellt, geht auf Aaron Antonovsky zurück und besagt, dass Gesundheit nicht das Gegenteil von Krankheit darstellt, sondern ein „multidimensionales Kontinuum“ ist, welches sich zwischen den Polen völlige Gesundheit (+) und fehlende Gesundheit (-) bewegt (vgl. Faltermaier 2001, S. 95).

Wie mit der eigenen Gesundheit umgegangen wird, wird durch die „kollektiven Deutungssysteme“ bestimmt. Das heißt, es besteht ein kulturell und sozial geteiltes Verständnis von Gesundheit und Krankheit. Aber auch Gewohnheiten und Lebensstile, die kulturell geprägt sind, bestimmen das Gesundheitshandeln wie u. a. das Ess-/Ernährungsverhalten. Dies alles hat zur Folge, dass soziale Normen und Werte einen großen Einfluss auf das Gesundheitshandeln eines jeden haben.

Das Gesundheitsversorgungssystem hat ebenfalls einen Einfluss auf die Gesundheit. Dabei lassen sich drei Sektoren unterscheiden:

- *popular sector*: Dieser Sektor/Bereich wird als Laiengesundheitssystem verstanden und macht den größten Anteil am Gesundheitssystem aus. Das heißt, Laien übernehmen die Verantwortung für die Sicherung der Gesundheit und Genesung der kranken Menschen. Aber auch Diagnose, Versorgung und Pflege von kranken Personen fällt in diesen Bereich.
- *folk sector*: In diesem Gesundheitssystembereich übernehmen nicht-professionelle Personen wie z. B. Heiler die Gesundheitsversorgung. Dieses System ist insbesondere in Entwicklungsländern anzutreffen. Im westlichen Kulturraum ist dieser Sektor selten anzutreffen, wobei Minderheiten in den Industrienationen auch Interesse an diesem Sektor zeigen.
- *professional sector*: Dieser Sektor findet sich in den Industrienationen. Das charakteristische an diesem Sektor ist die starke Institutionalisierung und Hochspezialisierung.

Alle drei Sektoren sind aufeinander bezogen. Anzumerken ist, dass Migranten, die ein anderes Gesundheitsversorgungssystem kennen als das, welches in dem Einwanderungsland herrscht, das Gesundheitssystem weniger in Anspruch nehmen, welches im Einwanderungsland vorherrscht.

Migrationsprozesse

Nicht nur die ethnische Zugehörigkeit, sondern auch der Migrationsprozess an sich übt einen Einfluss auf die Gesundheit der Migranten aus. Die Migration führt dazu, dass die Migranten insbesondere in der Anfangszeit mit diversen sozialen und kulturellen Zugehörigkeiten und somit auch Ethnien und Kulturen konfrontiert werden, was zu psychischen Verarbeitungs- und Anpassungsprozessen führt und somit gesundheitliche Folgen hat. Dabei stellt sich die Frage, welche Bedingungen des Migrationsprozesses aber tatsächlich vorliegen müssen, um einen Einfluss auf die Gesundheit ausüben zu können? Zunächst muss der Blick auf die Zeit vor der Migration gelenkt werden. Migranten nehmen bereits aus ihrem Ausreiseland Belastungen mit: Flucht, Vertreibung, Verfolgung, Verlust

von nahestehenden Personen. Dies führt zu psychischen, körperlichen und sozialen Problemen und somit zu gesundheitlichen Problemen.

Des Weiteren sind die Migranten angehalten, sich an die neuen Gegebenheiten wie u. a. die neue Kultur, Normen und Werte, Lebensstil oder Sprache anzupassen. Sie leben oft in diesem Prozess der Anpassung isoliert und werden diskriminiert. Dies kann zu (psychischen) Belastungen führen, wenn die Migranten noch keine funktionierenden Bewältigungsstrategien entwickelt haben.

Einige weitere Gesundheitsrisiken ergeben sich aus dem Nichtwissen über die Kultur und die Gegebenheiten bzw. Gepflogenheiten des Einreiselandes. Unter anderem besteht eine Unstimmigkeit bezüglich des Verständnisses von Gesundheit und Krankheit, welches bei den Migranten anzutreffen ist und dem Verständnis, welches im Einreiseland herrscht, aber auch bezüglich der Inanspruchnahme von Vorsorgeleistungen.

Soziale Lage

Die soziale Lage der Migranten ist in den meisten Fällen schlecht. Diese Migranten verfügen über wenige materielle Ressourcen und gehören aufgrund dessen oft zu der unteren sozialen Schicht. Diese Schichtzugehörigkeit geht mit einem höheren Vorherrschen von Krankheiten einher. Hingegen muss berücksichtigt werden, dass Geschlecht, Alter und Bildungsstand einen abklingenden oder intensivierenden Einfluss auf die soziale Lage haben können und somit auch auf die Gesundheit.

Neben den bereits von Faltenmeier (2001) genannten Faktoren, die die Gesundheit von Migranten beeinflussen, werden in Beiträgen anderer Autoren weitere Faktoren bzw. Erklärungsansätze zum Zusammenhang von Migration und Gesundheit diskutiert. Unter anderem werden folgende Ansätze zur Erklärung von migrationsbeeinflussenden Unterschieden in der Gesundheit genutzt:

Lifecourse-Modell

Das *Lifecourse-Modell* geht auf Razum und Spallek (2012, 173f.) zurück und hat einige Überschneidungspunkte mit Faltermaier et al. (2014) Erklärungsansatz. Razum und Spallek vertreten die Ansicht, dass sich unterschiedliche Einflüsse zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf die Gesundheit von Migranten auswirken. Es lassen sich dabei drei Phasen unterscheiden:

Vor der Migration: beeinflussende Bedingungen im Ausreiseland wie bspw. differente Ernährung, erhöhte gesteigerte körperliche Aktivität, geringe Bedeutung der Gesundheitsversorgung/Prävention, unzulängliche hygienische Verhältnisse, Krankheitshäufigkeit, Gewalt, Krieg und die damit einhergehenden Beeinträchtigungen.

Migrationsphase: beeinflussende Bedingungen während der Migration wie bspw. psychosoziale Beschwerden und Stress durch Isolation von nahestehenden Personen und der Heimat, Diskriminierung, Gewalt, Hunger.

Phase nach der Migration: beeinflussende Bedingungen SOFORT: Diskriminierung, Ausgrenzung, Sprachprobleme, Verständnisschwierigkeiten, allerdings auch bessere Gesundheitsversorgung; beeinflussende Bedingungen nach JAHREN oder GENERATIONEN: andersartige kulturelle/traditionelle Lebensweisen, Stigmatisierung und Isolation, Sprach- und Verständnisschwierigkeiten, schlechte Arbeits-, Wohn- und Bildungsvoraussetzungen, hingegen auch positive Aspekte wie größerer sozialer Zusammenhalt, Krankenversicherung, bessere Gesundheitsversorgung, gesundheitsbewusstere Lebensweise wie bspw. in der Ernährung.

Die Folgen der Einflüsse aus diesen drei Phasen können sich im Verlauf des Lebens während oder unmittelbar nach der Migration vollziehen wie bspw. psychische Erkrankungen. Denkbar ist hingegen auch, dass gesundheitliche Folgen erst nach Jahren oder Jahrzehnten in Erscheinung treten. Das heißt, dass z. B. eine Infektion bereits im Ausreiseland stattfand und die Krankheit erst im Einreiseland nach Jahren ausbricht.

Healthy-Migrant-Effect und Healthy-Worker-Effect

Nach dem „Healthy-Migrant-Effect“ haben Migranten nach der Einwanderung einen besseren Gesundheitszustand als die Mehrheitsbevölkerung in diesem Land. Es wird angenommen, dass insbesondere gesunde und junge Menschen auswandern und somit ein Selektionsvorteil vorliegt. Dieser Vorteil verschwindet hingegen nach einer Zeit in dem Zielland aufgrund von sozioökonomischen Benachteiligungen (vgl. Becher et al. 2007, S. A1656; Kohls 2012, 66ff.; Razum und Rohrmann 2002). Eine ähnliche Erscheinung ist der „Healthy-Worker-Effekt“, auf den die Erscheinung „Healthy-Migrant-Effect“ zurückgeht. Die Beschäftigten einer bestimmten Branche wie z. B. im Stahlwerk sind im Vergleich zu der Allgemeinbevölkerung äußerst gesund. Dieser Effekt tritt unabhängig von der Migration auf. Zu erklären ist dies damit, dass sich besonders gesunde Menschen auf solch einen Job bewerben (vgl. Razum und Spallek 2012, S. 167).

Zugangsbarrieren zu Gesundheitsdiensten

Migranten haben nicht den gleichen Zugang zur Gesundheitsversorgung und den unterschiedlichen Gesundheitsdiensten. Sie nutzen diese Dienste ebenfalls anders (vgl. Razum und Spallek 2012, S. 172). Sie wissen häufig auch aufgrund von mangelnder Information nicht, wie das Gesundheitssystem im Einreiseland funktioniert. Zurückzuführen ist dies u. a. auf die schlechten Sprachkenntnisse, ihre eigenen anderen Werte, aber auch auf Diskriminierung (vgl. Brzoska et al. 2010, S. 133). Des Weiteren lässt sich feststellen, dass das Geschlecht, der Bildungsstatus, die soziale Schicht, der kulturelle und religiöse

Ursprung und die Aufenthaltslänge in Deutschland, einen Einfluss auf die Nutzung von Gesundheitsdiensten haben (vgl. Spallek und Razum 2007, S. 454). Darüber hinaus werden weitere Gründe für eine Nicht-Inanspruchnahme von Gesundheitsmaßnahmen aufgeführt. Dies sind nicht an die Zielgruppe angepasste benötigte Informationen und der Erhalt von Hilfe aus dem sozialen Umfeld (vgl. Bermejo et al. 2012, S. 949).

Zusammenfassung

Es kann festgehalten werden, dass ein deutlicher Zusammenhang zwischen Gesundheit und Migration besteht. Dieser Zusammenhang fördert unterschiedliche Erklärungsansätze ans Licht, die teilweise nebeneinander bestehen. Die Frage wäre, inwieweit sich diese Erklärungsansätze ergänzen oder konträr zu einander sind. Sahrai (2009, 84f.) vertritt dazu die Meinung, dass einige Modelle konträr zueinander stehen, was sie hingegen nicht negativ bewertet. Jedes dieser Modelle hat eine bestimmte erklärende Kraft für einen spezifischen Bereich. Das heißt im Umkehrschluss, dass keines der Modelle den Anspruch erheben kann, eine umfassende Erklärung gesundheitlicher Ungleichheiten bei ethnischen Minderheiten und Migranten liefern zu können. Sahrai (2009, S. 88) plädiert dafür, zur Erklärung von sozialen und gesundheitlichen Ungleichheiten bei Migranten eine Theorie und eine Wissenschaft zu entwickeln, die sowohl die Divergenz bei Migranten, bedingt durch die sozioökonomischen Aspekte, als auch die ethnisch-kulturell bedingten und anderen durch Migration bedingten Aspekte gemeinsam kombinieren. Somit lässt sich der Schluss ziehen, dass noch vieles zum Zusammenhang zwischen Gesundheit und Migration ge- und erforscht werden muss, um das Gesundheitsverhalten der Migranten noch besser verstehen zu können.

Da es bei der hier vorliegenden Arbeit um die Herausbildung von Zugehörigkeit geht, ist ein Aspekt aus dem Genannten besonders herauszuheben: Die ethnische Zugehörigkeit, so Faltermaier (2001, 97ff.), hat einen Einfluss auf die Gesundheit. Wie mit der eigenen Gesundheit umgegangen wird, wird durch die „kollektiven Deutungssysteme“ bestimmt. Dies bedeutet, es besteht ein kulturell und sozial geteiltes Verständnis von Gesundheit und Krankheit. Aber auch kulturell geprägte Gewohnheiten und Lebensstile bestimmen das Gesundheitshandeln wie u. a. das Essverhalten. Somit stellt sich die Frage, welches Gesundheitshandeln russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, die in der ehemaligen Sowjetunion sozialisiert wurden und folglich bestimmte Deutungssysteme, Gewohnheiten und Lebensstile mitbringen, zeigen und ob daraus Rückschlüsse auf Zugehörigkeit gezogen werden können. Diese Frage ist Bestandteil des nächsten Kapitels, bei dem es um das Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler geht.

3.8.2 Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern

Mit dem Gesundheitsverhalten als auch Gesundheitszustand der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler²²¹ befassen sich etwas mehr Studien als mit dem Ess- und Ernährungsverhalten. Gesundheitshandeln ist allerdings kaum Gegenstand der bisherigen Forschung. Die meisten bisherigen Studien stellen einen Vergleich zwischen autochthonen Deutschen und (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlern in Bezug auf einige gesundheitliche Fragen her. Dennoch liegen nicht genügend Studien vor, um das Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln als auch den Gesundheitszustand der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler adäquat erklären zu können.

Die Studienlage zum Gesundheitsverhalten als auch Gesundheitszustand, so zeigt die bisherige Forschung, ist in einigen Punkten nicht übereinstimmend. Darauf wird im weiteren Verlauf dieses Kapitel noch eingegangen. Zunächst zur Bewertung des eigenen Gesundheitszustandes. Im Allgemeinen bewerten (Spät-)Aussiedler ihren Gesundheitszustand im Vergleich zu autochthonen Deutschen schlechter, insbesondere in der Anfangszeit in Deutschland. Sie sind nach Selbstauskunft häufiger von Kopfschmerzen, Müdigkeit, Erschöpfbarkeit, Schlafproblemen, Herzschwäche und Rückenschmerzen betroffen (vgl. Aparicio et al. 2005, S. 110; Bundeszentrale für politische Bildung 2016, S. 72; Kirkcaldy et al. 2005²²², S. 301; Volodina et al. 2011²²³, S. 4; Wittig et al. 2004, 89f.²²⁴). Zum Beispiel bewerten 47,2 % der (Spät-)Aussiedler in einer Studie von Stolpe et al. (2018, 7f.) ihre Gesundheit als weniger gut bzw. schlecht.

Einige Forscher bewerten den Gesundheitszustand der (Spät-)Aussiedler nach der Aufenthaltsdauer in Deutschland. Nach einer Studie von Kreft und Dobelhammer (2011, 15ff.) besteht eine negative Beziehung zwischen der Aufenthaltsdauer und dem Gesundheitszustand der (Spät-)Aussiedler. (Spät-)Aussiedler mit weniger als 30 Jahren Aufenthaltsdauer in Deutschland haben einen besseren Gesundheitszustand als autochthone Deutsche. Kreft und Dobelhammer führen dies auf die noch nicht erfolgte Adaption des Lebensstiles der autochthonen Deutschen zurück. Im Gegensatz dazu zeigen Aparicio et al. (2005, 111ff.) bei ihrer Studie, dass mit steigender Aufenthaltsdauer der Gesundheitszu-

²²¹ In den meisten Studien zu dem Gesundheitsverhalten werden nur „(Spät-)Aussiedler“ untersucht. Es wird in diesen Studien nicht immer deutlich, ob damit deutschstämmige (Spät-)Aussiedler gemeint sind (d. h. Deutsche aus der ehemaligen Sowjetunion/Russlanddeutsche) oder alle (Spät-)Aussiedler (d. h. auch Angehörige, die selbst nicht deutschstämmig sind).

²²² Kirkcaldy (et al. 2005, S. 299) nennen in ihrer Studie Russlanddeutsche bzw. „ethnic german migrants“ „russisch sprachige Migranten“.

²²³ Volodina et al. (2011) untersuchen „ethnic German migrants“, die sie auch Aussiedler nennen. Diese „ethnic German migrants“ sind aus der ehemaligen Sowjetunion nach Saarland zwischen 1990 und 2005 migriert.

²²⁴ Wittig et al. (2004, S. 86) untersuchen 300 Spätaussiedler 0-6 Monate nach ihrer Einreise in Deutschland zu unterschiedlichen gesundheitlichen Themen.

stand sich verbessert. Kreft und Dobelhammer (2011, S. 19) merken allerdings an, dass aufgrund des Studiendesigns²²⁵ von Aparicio et al. (2005) die Ergebnisse nur für eine selektive Gruppe gelten können. Reiss et al. (2010, 3ff.) machen die Beobachtung, dass mit steigender Aufenthaltsdauer (ab 5 Jahren) in Deutschland (Spät-)Aussiedlerinnen sich bezüglich des Rauchverhaltens an das der autochthonen Frauen annähern – es kommt zu einem Anstieg. Bei männlichen (Spät-)Aussiedlern ist es anders: Mit steigender Aufenthaltsdauer (ab 5 Jahren) sinkt ihr Rauchverhalten und nähert sich dem der männlichen autochthonen Deutschen an.

Werden bestimmte Krankheitsbilder wie u. a. Übergewicht, Diabetes oder bestimmte Cholesterinwerte angeschaut, so lässt sich feststellen, dass (Spät-)Aussiedler im Vergleich zu autochthonen Deutschen einen höheren BMI haben (vgl. Aparicio et al. 2005, S. 111; Kreft und Dobelhammer 2011, 13ff.; Kuhrs et al. 2012, 5f.; Weilandt et al. 2000, 67f.). Des Weiteren haben (Spät-)Aussiedler ungünstigere HDL-Cholesterinwerte (vgl. Aparicio et al. 2005, S. 111). Beim Gesamtcholesterinspiegel als auch bei Diabetes lassen sich widersprechende Beobachtungen feststellen. Kuhrs et al. (2012, 5f.) berichten von höheren Werten beim Gesamtcholesterinspiegel und einer höheren Prävalenz für Diabetes, wobei Aparicio et al. (2005, S. 111) von keinen signifikanten Unterschieden sprechen. Klaus und Baykara-Krumme (2017, S. 371) stellen fest, dass (Spät-)Aussiedler funktional häufiger eingeschränkt als autochthone Deutsche sind. Bei sportlichen Aktivitäten lässt sich beobachten, dass (Spät-)Aussiedler sich seltener als autochthone Deutsche sportlich betätigen (vgl. Klaus und Baykara-Krumme 2017, S. 371; Kuhrs et al. 2012, 5f.). Auch Stolpe et al. (2018, 10) stellen fest, dass 15,9 % der (Spät-)Aussiedler eine eingeschränkte Mobilität vorweisen. Stolpe et al. (2018, 10) bewerten die Situation der (Spät-)Aussiedler insgesamt als schlecht. Als Begründung für die schlechte Bewertung führen sie folgende Daten auf: 40,7 % haben regelmäßig Schmerzen, 15,9 % haben Diabetes, 34,5 % sind übergewichtig und 52,1 % haben Bluthochdruck.

Die Gesamtmortalität der (Spät-)Aussiedler, so einige Autoren (vgl. Becher et al. 2007, A1658; Ronellenfitsch et al. 2006, A1660; Tselmin et al. 2007, S. 860), scheint dennoch niedriger zu sein, als die der autochthonen Deutschen. Winkler et al. (2019, 6) zeigen in ihrer Studie, dass die Gesamtmortalität der (Spät-)Aussiedler nicht nur niedriger im Vergleich zu autochthonen Deutschen ist, sondern auch zu Personen aus der ehemaligen Sowjetunion. Einige Autoren nehmen eine differenzierte Unterscheidung bezüglich der Gesamtmortalität vor. Wenn eine geschlechtliche Unterscheidung gemacht wird, so ist die Gesamtmortalität der männlichen (Spät-)Aussiedler mit der der autochthonen männlichen Deutschen vergleichbar, wohingegen die der (Spät-)Aussiedlerinnen geringer als die der

²²⁵ (Spät-)Aussiedler wurden in einer reichen städtischen Region in Bayern untersucht (vgl. Aparicio et al. 2005).

autochthonen weiblichen Deutschen ist (vgl. Deckert et al. 2015, S. 38; Kaucher et al. 2017b, 292f.). Wenn der Zeitpunkt der Einreise mitberücksichtigt wird, so lassen sich ebenfalls differenziertere Aussagen machen. Spätaussiedler, die 1996 und später nach Deutschland zurückkehrten, haben im Vergleich zu Aussiedlern, die zwischen 1990 und 1992 nach Deutschland zurückkehrten, eine erhöhte Gesamtmortalität, und das sowohl bei Frauen als auch bei Männern. Im Vergleich zu autochthonen männlichen Deutschen haben männliche Aussiedler, deren Rückkehr 1996 und danach nach Deutschland war, eine höhere Gesamtmortalität (vgl. Kaucher et al. 2017a, S. 4ff.). In Bezug auf Krebserkrankungen lässt sich feststellen, dass männliche (Spät-)Aussiedler eine höhere Sterblichkeit aufgrund bösartiger Tumore als (Spät-)Aussiedlerinnen im Vergleich zu autochthonen Deutschen haben. Eine erhöhte Mortalität im Vergleich zu autochthonen Deutschen liegt bei Magenkrebs²²⁶ in beiden Geschlechtern und Lungenkrebs bei männlichen (Spät-)Aussiedlern vor. Wohingegen männliche (Spät-)Aussiedler ein vermindertes Risiko haben, an Prostata- und Darmkrebs und (Spät-)Aussiedlerinnen an Brust- und Lungenkrebs zu erkranken. Das Risiko für maligne Lymphome und Leukämie ist in beiden Geschlechtern vermindert (vgl. Kaucher et al. 2017b, S. 293). Cho et al. (2018) kommen in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass sowohl bei männlichen als auch bei weiblichen (Spät-)Aussiedlern Krebs in einem späteren Stadium als bei autochthonen Deutschen diagnostiziert wird.²²⁷ In einer neueren Studie von Kaucher et al. (2020) wird beobachtet, dass zwischen den Jahren 1994–2006 bei Aussiedlerinnen Brustkrebs in einem späteren Stadium als bei autochthonen Deutschen diagnostiziert wurde, im Zeitraum 2007–2013 sind keine wesentlichen Unterschiede zwischen Aussiedlerinnen und autochthonen Deutschen zu beobachten. Dies ist auf einen Anstieg der Teilnahme des Mammographie-Screening-Programms zurückzuführen, so Kaucher et al. (2020).

(Spät-)Aussiedler haben im Vergleich zu autochthonen Deutschen insbesondere bezüglich Herz-Kreislaufkrankungen eine niedrige Mortalität (vgl. Becher et al. 2007, A1658; Kaucher et al. 2017b, S. 293; Kuhrs et al. 2012, S. 7; Winkler et al. 2019, S. 6). Der Einreisezeitpunkt nach Deutschland hat keinen Einfluss auf die Mortalität von Herz-Kreislaufkrankungen, so Kaucher et al. (2017a, S. 6).

Auffallend ist, dass bei (Spät-)Aussiedlern nicht natürliche Todesursachen wie z. B. Selbstmord häufiger als bei autochthonen Deutschen vorkommen (vgl. Becher et al. 2007, S. A1659f.; Kyobutungi et al. 2006, S. 377f.). Deckert et al. (2015, S. 38) machen in ihrer Studie eine geschlechtliche Unterscheidung: Frauen haben im Vergleich zu Männern die niedrigste Mortalitätsrate in allen Untergruppen von externen Ursachen (wie z. B. Strangu-

²²⁶ Becher et al. (2007, A1659), die vergleichbare Ergebnisse bei Magenkrebs bereits einige Jahre vorher gemacht haben, führen es auf die höhere Prävalenz von Hepatitis bzw. Ernährungsfaktoren zurück.

²²⁷ Die Daten beziehen sich auf Saarland (vgl. Cho et al. 2018).

lation) im Vergleich zu autochthonen Deutschen. Nach Einreisezeitpunkt kann ebenfalls unterschieden werden. Männliche (Spät-)Aussiedler, die zwischen 1990 und 1999 nach Deutschland zurückkehrten, begehen häufiger Selbstmord und sterben häufiger an Vergiftungen. Besonders Männer zwischen 11–20 Jahren sterben häufiger eines nicht natürlichen Todes (vgl. Deckert et al. 2015, S. 38). Auch Kaucher et al. (2017a, 4) differenzieren nach Einreisezeitpunkt. Spätaussiedler, deren Rückkehr nach Deutschland nach 1993 war, haben einen Anstieg an Todesursachen nicht natürlicher Ursache im Vergleich zu Aussiedlern, deren Rückkehr zwischen 1990 und 1992 lag.

Des Weiteren werden psychische Erkrankungen im Krankheitsbild der (Spät-)Aussiedler beobachtet. Sie sind häufiger von Depressionen (vgl. Klaus und Baykara-Krumme 2017, S. 370), Angstzuständen (vgl. Tselmin et al. 2007, S. 860) und Stress (vgl. Kirkcaldy et al. 2005, S. 302) als autochthone Deutsche betroffen. Deckert et al. (2015, S. 38) zeigen in ihrer Studie, dass insbesondere Männer, die im Teenageralter nach Deutschland kamen, häufiger Selbstmord begehen.

Diese widerstrebenden Ergebnisse in einigen Bereichen des Gesundheitszustandes als auch Gesundheitsverhaltens der (Spät-)Aussiedler insbesondere bezüglich der Mortalität, kann bis heute nicht gänzlich erklärt werden. Unterschiedliche Erklärungsansätze werden von den Forschern disputiert. Als mögliche Erklärung für die tendenziell geringe Mortalität werden „*genetische und Bevölkerungsgruppen-inhärente Faktoren*“ gesehen, die es noch zu untersuchen gilt (vgl. Becher et al. 2007, A1659). Der „*Healthy migrant effect*“ wird in diesem Zusammenhang diskutiert, wobei entgegengesetzte Meinungen dazu bestehen (vgl. Brzoska et al. 2010, S. 133; Kohls 2011, 77ff.; Kreft und Dobelhammer 2011, S. 19; Kuhrs et al. 2012, S. 7; Winkler et al. 2019, 6). Es wird vermutet, dass aufgrund sozioökonomischer Benachteiligung der Mortalitätsvorteil bei vielen Migranten mit der Aufenthaltsdauer verschwindet (vgl. Razum und Rohrmann 2002, S. 86). Bei einigen anderen Migrantengruppen, die ebenfalls eine geringe Gesamtmortalität aufweisen, werden noch andere Erklärungsansätze disputiert, die bei (Spät-)Aussiedlern vorstellbar wären: Rückkehr der Migranten ins geographische Herkunftsland zum Sterben, unvollständiges Erfassen von Todesfällen, Ausscheiden erkrankter Personen aus dem Untersuchungspanel (vgl. Razum und Rohrmann 2002, S. 86). Einige Autoren fordern differenzierte Forschungsansätze unter Berücksichtigung des verzögerten Auftretens der unterschiedlichen Einflüsse des Ziel- oder Herkunftslandes und der Heterogenität der Gruppe der (Spät-)Aussiedler für eine bessere Erklärung (vgl. Becher et al. 2007, A1659ff.; Kohls 2011, 76ff.; Razum und Rohrmann 2002, S. 86; Winkler et al. 2019, 6).

Auch bei der Inanspruchnahme des Gesundheitssystems lassen sich relevante Beobachtungen, für die es einige Erklärungen gibt, machen. Horn und Schaeffer (2013, S. 25) zeigen, dass (Spät-)Aussiedler das deutsche Gesundheitssystem nicht in seiner Komplexität

verstehen und folglich überfordert sind. Aus ihren geographischen Herkunftsländern sind sie mit einem anderen System²²⁸ vertraut, bei dem ihnen die Verantwortung für die eigene Gesundheit abgenommen wurde. In Deutschland können insbesondere ältere Personen aus ihrer passiven Rolle nicht in die aktive Rolle wechseln. Es besteht Misstrauen gegenüber dem deutschen Gesundheitssystem. Horn et al. (2015, 580f.) beobachten aber auch, dass nicht immer ein Arzt bei gesundheitlichen Problemen aufgesucht wird, sondern zuerst die eigene Familie konsultiert wird. Ein gewisses Misstrauen gegenüber Ärzten rührt aus den geografischen Herkunftsländern, wo ärztliche Verschwiegenheit nicht immer gegeben war. Beratungsangebote wie die unabhängige Patientenberatung werden mit Zurückhaltung genutzt. Fassen die russlanddeutschen Spätaussiedler hingegen Vertrauen in diese Beratungsinstitutionen, kehren sie immer wieder zu diesen zurück (vgl. Horn et al. 2015, S. 580f.). Wittig et al. (2004, S. 88f.) differenzieren es ein wenig. Sie kommen zwar auch zu dem Schluss, dass das deutsche Gesundheitssystem von Spätaussiedlern seltener als von autochthonen Deutschen genutzt wird, aber bei bestimmten Erkrankungen die Spätaussiedler genau so häufig wie autochthone Deutsche das Gesundheitssystem nutzen. Dies betrifft das Aufsuchen von Gynäkologen und Zahnärzten. Seltener werden Allgemein- und Fachärzte, aber auch Apotheken aufgesucht. Das Laiengesundheitssystem hat einen hohen Stellenwert bei den Spätaussiedlern, schlussfolgern Wittig et al. (2004, S. 89). Was die Inanspruchnahme medizinischer Rehabilitation im Vorfeld der Erwerbsminderungsrente anbetrifft, so scheinen (Spät-)Aussiedler im Vergleich zu „Deutschen ohne (Spät-)Aussiedler-Status“ keine Nachteile zu haben. Sie nehmen medizinische Rehabilitation vergleichbar häufig wie *„Deutsche ohne (Spät-)Aussiedler-Status“* in Anspruch (vgl. Brzoska und Razum 2019, S73).

Doch welche Bedeutung hat Gesundheit für (Spät-)Aussiedler? Aronson (2011) kommt in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass Gesundheit für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler bedeutet, die tägliche Arbeit zu bewältigen. Sie nehmen an, dass sie Krankheit und die Ursachen für Krankheiten nicht selbst beeinflussen können und auch nicht für Krankheiten verantwortlich sind. Sie sehen das Leben als gegeben – geprägt von Armut, harter Arbeit und erblichen Krankheiten (vgl. Aronson 2011, S. 61). Das Alter scheint einen Einfluss darauf auszuüben, wie mit der eigenen Gesundheit umgegangen wird. Junge Russlanddeutsche verhalten sich weniger passiv gegenüber ihrer Gesundheit als ältere Russlanddeutsche. Gesundheit ist für die Jüngeren ein bestimmter erreichter Status – ein Symbol für die steigende soziale Mobilität (vgl. Aronson 2011, S. 64).

²²⁸ Ivanov und Buck (2002, S. 25) sprechen davon, dass das sowjetische Gesundheitssystem nicht die Selbstverantwortung der Bürger fördern wollte. Der Arzt sollte alles richten. Erst auf Anordnung des Arztes wurde das Verhalten verändert. Deswegen werden heute in Deutschland von den ehemaligen Sowjetbürgern Vorsorgemaßnahmen, die eine Eigeninitiative erfordern, nicht als sinnvoll und notwendig betrachtet.

Zusammenfassung

Es lässt sich der Schluss ziehen, dass der Gesundheitszustand als auch das Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln der (Spät-)Aussiedler in der Forschung immer noch einige Fragen aufwirft, die noch nicht adäquat beantwortet werden können: (Spät-)Aussiedler scheinen einige gesundheitliche Probleme, sowohl körperliche als auch psychische, zu haben, wobei ihre Gesamtmortalität im Vergleich zu der der autochthonen deutschen Bevölkerung geringer ist. Sie nutzen nicht alle Leistungen und Vorteile des deutschen Gesundheitssystems, weil sie dieses System nicht in seiner Komplexität durchschauen und Misstrauen gegenüber diesem System haben. Ein Laiengesundheitssystem entspricht den Wünschen der (Spät-)Aussiedler – die eigene Familie ist der erste Ansprechpartner bei gesundheitlichen Problemen. Häufig nehmen (Spät-)Aussiedler eine passive Rolle gegenüber ihrer eigenen Gesundheit ein, wobei Jüngere mehr Verantwortung übernehmen. Auffallend ist, dass in der bisherigen Forschung bei (ruslanddeutschen) (Spät-)Aussiedlern in Bezug auf ihr Gesundheitsverhalten fast ausschließlich Studien durchgeführt wurden, die sich auf Krankheit fokussieren. Kaum Studien existieren zu der selbstzugeschriebenen Wichtigkeit von Gesundheit für ruslanddeutsche (Spät-)Aussiedler und ob ruslanddeutsche (Spät-)Aussiedler über ihr Gesundheitshandeln ihre Zugehörigkeit ausdrücken. Ihre subjektive Sicht auf Gesundheit und ihr Gesundheitshandeln wird noch zu wenig in der Forschung thematisiert.

Hier setzt die vorliegende Arbeit an. In der vorliegenden Arbeit wird der Schwerpunkt nicht auf Krankheit gelegt. Das Gesundheitshandeln wird in dieser Arbeit als eine kulturelle, alltägliche soziale Handlung gesehen. Die Frage, die in dieser Arbeit beantwortet werden soll, ist, ob und wenn ja wie, ruslanddeutsche (Spät-)Aussiedler über Gesundheit Zugehörigkeit(en) herstellen. Dabei spielt Essen/Ernährung und Einkauf eine zentrale Rolle. Wie in dem vorangegangenen Kapitel 3.7 deutlich wurde, kann über Essen/Ernährung Zugehörigkeit geschaffen werden und da Essen und Ernährung eng mit Einkauf verbunden sind und Ernährung und Einkauf sehr häufig mit „Gesundheit“ in Verbindung gebracht werden, ist anzunehmen, dass es einen Zusammenhang zwischen Gesundheit, Essen/Ernährung und Zugehörigkeit gibt. Ess- und Einkaufsverhalten können als eine Form des Gesundheitshandeln gesehen werden. Essen und Einkauf sind alltägliche Handlungen, um u. a. die Gesundheit zu erhalten, was sich im Kapitel 3.7 zeigte. Folglich wird Gesundheit einen Teil der Einzelfallbeschreibungen (vgl. Kapitel 5.2) einnehmen und bei der Darstellung der Dimensionen (Kapitel 5.3) bei der Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ mitverhandelt bzw. hinsichtlich Zugehörigkeit mitdiskutiert.

Mit diesem Kapitel schließt der theoretische Teil der Arbeit ab. Dieser Teil der Arbeit bildet das Vorwissen für die empirische Untersuchung, die im Kapitel 5 dieser Arbeit vorgestellt wird.

4 Qualitative Untersuchung

4.1 Qualitative Sozialforschung

Die hier vorliegende Untersuchung kann methodologisch der qualitativen Forschung zugeordnet werden. Die Intention, die mit dieser Untersuchung verfolgt wird, ist die Beantwortung der Frage, ob und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland verorten bzw. selbst positionieren (vgl. Kapitel 1.2). Es geht darum, ihre Verortung in einigen alltäglichen Bereichen in der Breite und Tiefe zu erfassen. Wie bereits im Kapitel 1.2 beschrieben, war das ursprüngliche Ziel der Arbeit ein anderes. Das ursprüngliche Forschungsziel wurde als nicht zielführend erkannt. Aber bereits zu diesem Zeitpunkt wurden qualitative Methoden als die am besten geeigneten Methoden gesehen und folglich in der Untersuchung eingesetzt. Denn das Besondere des vormaligen Untersuchungsgegenstandes „Verständnis, Nutzung und Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung“ lag in dem explorativen Charakter, dem mit großer Offenheit begegnet werden sollte. Dafür bieten sich qualitative Methoden an (vgl. Brüsemeister 2000, S. 30).

Es geht bei der hier vorliegenden qualitativen Untersuchung darum zu verstehen und nachzuvollziehen, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler die Welt um sich herum erfahren und erfassen. Es geht um das „Wie“ (vgl. Schulz 2013, S. 67). Das Ziel ist es, Lebenswelten „von ihnen heraus“ aus der Perspektive der handelnden russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler darzustellen und die soziale Wirklichkeit nicht einfach nur abzubilden (vgl. Flick et al. 2012, S. 14). Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind nicht einfach nur Objekte einer Untersuchung, sondern sie sind Subjekte der Beschreibung ihrer eigenen Erfahrungen.

Es werden in der hier vorliegenden Untersuchung die sozialen Zusammenhänge, also der Untersuchungsgegenstand, beschrieben und dabei gleichzeitig die Sichtweisen der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler miteinbezogen. Es wird ein anschauliches Bild produziert, was es z. B. aus der Sicht der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler bedeutet, in ein Land zu kommen, welches einem (teilweise) fremd erscheint. Es wird auch deutlich und ausdrucksvoll beschrieben, welche Funktion z. B. Essen in ihrer Migration zukommt und wie die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler über Essen Zugehörigkeit herstellen.

4.2 Methodisches Vorgehen in der Untersuchung

Eins der Besonderheiten der Untersuchung vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage, bei der es um die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung ging, war, dass Datenerhebung und Datenauswertung nicht voneinander getrennt wurden. Während der Datenerhebung setzte die gleichzeitige Datenauswertung ein. Es lag somit kein linearer, sondern ein zirkulärer Prozess (vgl. Steinke 1999, S. 40) vor.

Zum Zeitpunkt des ursprünglichen Ziels der Arbeit erfolgte die Erhebung und Auswertung parallel. Bevor es zur Änderung der Zielsetzung kam, konnten alle 12 geführten Interviews vor dem Hintergrund der ursprünglichen Forschungsfrage ausgewertet werden. Diese Auswertung musste bei der neuen Zielsetzung hingegen komplett verworfen werden. Bei der neuen Zielsetzung konnte somit die zirkuläre Strategie nicht eingesetzt werden – die Auswertung der Interviews erfolgte somit erst nach der Erhebung der 12 Interviews. Eine Nacherhebung fand nicht mehr statt. Eine explorative Durchdringung des Materials stand mit der veränderten Fragestellung im Vordergrund. Ferner wurden bereits im Vorfeld verschiedene soziale Merkmale berücksichtigt, ohne im Material klare Hinweise zu finden, die eine differenzierte Typenbildung anhand weiterer Interviews erwarten ließen. Die Exploration machte aber deutlich, dass das Thema Essen differenzierter betrachtet in einer weiteren Studie möglicherweise weiterführende Erkenntnisse liefern kann.

Eine kurze Übersicht der einzelnen Forschungsschritte in der hier vorliegenden Untersuchung ist nachfolgend aufgeführt:

- **Datenerhebung:** Leitfadengestützte, problemzentrierte Einzelinterviews, die mit einer Videokamera aufgezeichnet werden.
- **Datenaufbereitung:** Überspielen des Materials von der Kamera auf einen multimediafähigen Computer (Kopieren der Gesamtdatei auf DVD), schriftliche Darstellung des audiovisuellen Materials (verbalumschreibende Videotranskription)
- **Auswertung und Interpretation:** Computergestützte qualitative Datenanalyse, Ziel: Entwicklung eines Kategoriensystems, Einzelfallanalyse, Bildung von Dimensionen.

Ausführliche Erläuterung und Begründung der angewandten Methoden in der hier vorliegenden Untersuchung folgen im nächsten Abschnitt.

4.2.1 Datenerhebung

Die Datenerhebung hat die Produktion von Daten zum Ziel gehabt. Diese erhobenen Daten sollten Aufschluss über den untersuchten Gegenstand bringen (vgl. Dinkelaker und Herrle 2009, S. 21, 2009). Die Daten wurden auf unterschiedlichem Wege gewonnen. Kurze Übersicht der einzelnen Schritte/Methoden:

- Leitfadengestützte, problemzentrierte Einzelinterviews
 - Interviewleitfaden
 - Halbstandardisierter Persönlichkeitsfragebogen
 - Soziodemographische Daten
 - Daten zum Einkauf
 - Daten zur Migration
 - Etc.
 - Halbstandardisierter Beobachtungsleitfaden/Postskript
 - Einbeziehung von Bild- und Tonebene. Ereignisse, die visuell und hörbar sind, werden in Worte gefasst
 - Gesprächssituation (vor, während und nach dem Interview)
 - Besondere Auffälligkeiten
 - Etc.
- Videographie = teilnehmende Beobachtung = Beschreibung des Verhaltens
- Bewertungsbogen: zur individuellen Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung

In den nächsten Abschnitten werden die einzelnen Methoden detaillierter dargestellt.

Qualitative Interviews

Für die hier vorliegende Untersuchung wurden qualitative Interviews²²⁹ gewählt, denn mit diesen lassen sich dichtere und anschaulichere Beschreibungen machen (vgl. Flick et al. 2012, S. 17).

Ein weiterer Umstand rechtfertigte die bewusste Entscheidung für ein qualitatives Interview: Aussiedler haben ein geringes Vertrauen in Institutionen und außenstehende Personen (vgl. Giest-Warsewa 1998). In der vorliegenden Untersuchung wurden die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler folglich von einer Interviewerin, die gleichzeitig die Wissenschaftlerin ist und die den gleichen Migrationshintergrund wie die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler selbst hat, interviewt, was großes Vertrauen schafft. Es wurden fast alle

²²⁹ In letzter Zeit werden immer mehr qualitative Interviews in der Migrationsforschung eingesetzt (vgl. Lamnek 2010, S. 653).

Befragte in ihrer sozialen Umgebung – und zwar direkt Zuhause²³⁰ – untersucht. Somit wurde versucht, der Komplexität der sozialen Wirklichkeit (der Gegenstände bzw. des Alltages) gerecht zu werden. Es ging nicht um eine abstrakte Darstellung, sondern um eine differenziertere Beschäftigung mit der Komplexität (vgl. Kelle 2007, S. 101).

In der vorliegenden Untersuchung wurde bewusst das problemzentrierte Interview als eine Form des qualitativen Interviews ausgewählt. Nähere Erläuterungen für diese Wahl werden im Nachfolgenden aufgeführt.

Problemzentriertes Interview

Das „problemzentrierte Interview“ (PZI) geht auf Witzel (1985) zurück. Witzel versteht darunter die Kombination und Integration der Methoden von qualitativem Interview, Fallanalyse, biographischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse (vgl. Witzel 1985, S. 230). Die Intention, die dahinter steckt, ist eine *„möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“* (vgl. Witzel 2000, S. 1). Nach Witzel (2000, S. 2ff.) gibt es drei zentrale Prinzipien beim problemzentrierten Interview, die auch in der hier vorliegenden Untersuchung zum Einsatz kamen: „Problemzentrierung“, „Gegenstandsorientierung“, „Prozessorientierung“. Das problemzentrierte Interview beinhaltet vier unterschiedliche Instrumente (vgl. Witzel 1985, S. 236ff, 2000, S. 4), die alle in der hier vorliegenden Untersuchung eingesetzt wurden: a) vorgeschalteter Kurzfragebogen, b) Leitfaden, c) Tonband-/Videoaufnahme, d) Postskript. Diese Instrumente werden in den nächsten Abschnitten näher erläutert und sind im Anhang 3-5 zu finden.

Vor dem eigentlichen Interview übernahm der Kurzfragebogen die Funktion, wichtige soziodemographische und personenbezogene Daten der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler festzuhalten (vgl. Witzel 1985, S. 236). Der Interviewleitfaden hatte als gewisses „Überwachungsinstrument“ die Funktion, der Interviewerin unterstützend zur Seite zu stehen und alle anzusprechenden Themen zu thematisieren. Mit Tonband-/Videoaufnahmen stand das Festhalten des Kommunikationsprozesses im Vordergrund. Im Anschluss an die Interviews kam es zur stichpunktartigen Niederschrift der Postskripte als Ergänzung zur Tonband-/Videoaufnahme. Das Ziel war, das Interview inhaltlich zu komplementieren und die Interpretation einiger Aussagen in der anschließenden Auswertung zu erleichtern (vgl. Witzel 1985, S. 236ff, 2000, S. 4). Das Führen eines Forschungstagebuches gehörte darüber hinaus zu einer Form der Dokumentation. In diesem Tagebuch fand die Dokumentation des Forschungsprozess statt. Unter anderem erfolgte darin die Dokumentation der Erfahrungen, Ideen und Probleme.

²³⁰ Anzumerken ist, dass zwei der Befragten sich bewusst dazu entschieden haben, das Interview außerhalb des eigenen Zuhauses zu führen. Sie wollten in öffentlichen Räumen das Interview führen und zwar in den Räumen der CAU Kiel.

Konstruktion des Interviewleitfadens

Die Generierung des Interviewleitfadens entstand durch unterschiedliche Quellen (vgl. Abbildung 22). Zunächst ist der Stand der Forschung zu Nährwertkennzeichnungen²³¹ und russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zu nennen. Des Weiteren sind die Vorarbeiten der Masterarbeit der Autorin von Relevanz. Hier konnte insbesondere aufgezeigt werden, wie und welche Fragen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern gestellt werden können ohne sie zu verschrecken. Diese Ergebnisse der beiden Hauptquellen führten zur Vereinigung bzw. Konstruktion des Interviewleitfadens.

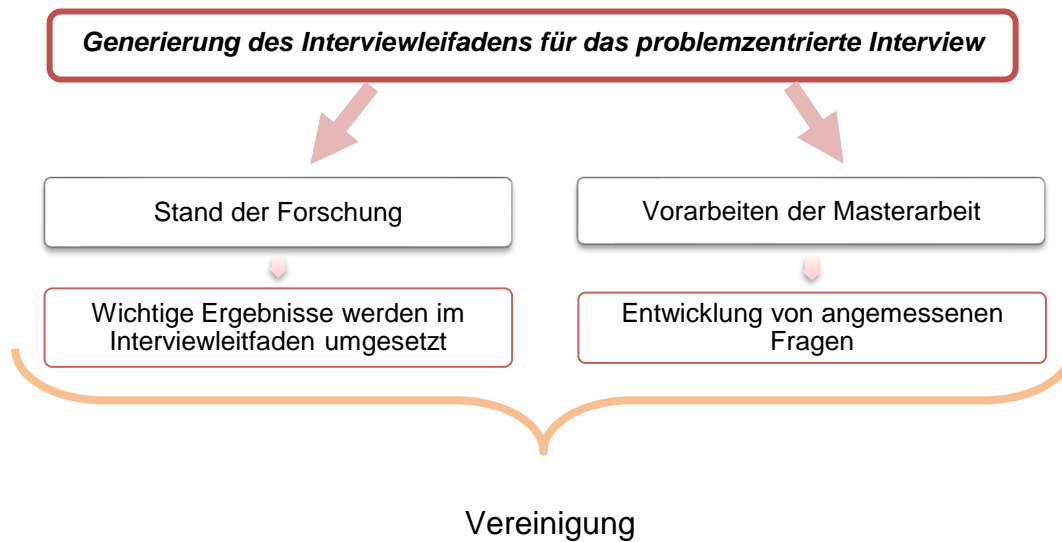


Abbildung 22: Generierung des Interviewleitfadens

Anwendung des Interviewleitfadens

Die situationsangemessene-flexible Anwendung des Interviewleitfadens (vgl. Kühn und Witzel 2000, S. 3) war in der Untersuchung von besonderer Wichtigkeit. Das verfolgte Ziel war, eine lockere und unbürokratische Interviewführung zu gewähren. Die Interviewerin übernahm wie selbstverständlich das Sprachniveau der Befragten, was nicht immer einfach war. Denn bei einigen Befragten herrschten keine guten deutschen Sprachkenntnisse vor, so dass die Interviewerin eine „einfachere“ Sprache wählen musste.

Bei der Konstruktion des Interviewleitfadens fand eine Anlehnung an Kruses (vgl. 2014, S. 222) Vorgaben für ein qualitatives Leitfadeninterview statt. Es ergaben sich folgende Oberthemen:

- Einkaufsverhalten
- Ernährungsverhalten
- Erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung

²³¹ Wie bereits im Kapitel 1.2 beschrieben, war das ursprüngliche Ziel dieser Arbeit, die Nutzung, das Verständnis und die Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung zu untersuchen. Erst später kam es zu einer Änderung der Zielsetzung.

- Nutzung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung
 - Bekanntheit der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung
 - Verständnis der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung
 - Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung
 - Alternativen zur erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung
- Gesundheitsverhalten
 - Interesse an Informationen zur Ernährung und Gesundheit
 - Nachhaltigkeit
 - Migration und Integration

Videographie

Bei der Videographie lag das Interesse in der tatsächlichen Wahrnehmung des Verhaltens der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler und nicht bei dem kommunizierten Verhalten (vgl. Belk und Kozinets 2005, S. 130). Im Vergleich zu Tonbandaufnahmen sollte auch das Visuelle berücksichtigt werden – beispielsweise das Aussehen, die Mimik und die Gestik und das soziale Handeln der Befragten (vgl. Herrle et al. 2013, S. 599; Knoblauch 2012, S. 251). Gerade bei der Sequenz zu der Nährwertkennzeichnung war es wichtig, die Fülle an Vorgängen, die simultan zum Vorschein traten und gelegentlich einen Bezug aufeinander hatten, im Schnellverlauf, in der Verlangsamung und in der Wiederholung nach den Interviews anzusehen und anschließend einer Analyse zu unterwerfen (vgl. Herrle et al. 2013, S. 599).

Die Daten, die in der Erhebungsphase gesammelt wurden, sollten Aufschluss über den untersuchten Gegenstand bringen. Jede Entscheidung, die in dieser Phase getroffen wurde, hatte somit einen Einfluss auf die Aufbereitung, Analyse und Ergebnisdarstellung in der Untersuchung (vgl. Dinkelaker und Herrle 2009, S. 21). Der Erhebungsprozess bei der Videographie kann dabei in drei Phasen gegliedert werden (vgl. Tabelle 6).

Tabelle 6: Drei Phasen der Datenerhebung in der Untersuchung

	Erhebungsfokus	Interaktion mit dem Untersuchungsfeld	Technische Durchführung
Vorbereitung	Erhebungsinstrumente: Videokamera/Videodokumentation und Tonbandaufnahme/Tonbanddokumentation (Ton- und Videoaufnahme parallel)	Kontakt zum Feld wurde mit Multiplikatoren hergestellt (vgl. Kapitel 4.3.3). Einwilligungen der Beteiligten wurden telefonisch eingeholt (vgl. ebenfalls Kapitel 4.3.3).	Funktionstüchtigkeit und Einstellungen wurden vor den Interviews von der Interviewerin selbst geprüft; auch mit Hilfe von Probeinterviews.
Durchführung	Entscheidungen: <ul style="list-style-type: none"> • Eine Kamera • Kameraperspektive und Kameraposition: Kamera nicht mit Gegenlicht aufstellen; Kamera muss den untersuchten Ausschnitt komplett erfassen • Kameraführung: Kein Herein- oder Herauszoomen; Kamera wird fest aufgestellt und auf einen Bildausschnitt eingestellt; kein Wechseln der Position während des Interviews; keine aktive Kameraführung • Beginn unmittelbar nach Aufbauen der Gerätschaften und dem Vorgespräch mit den Befragten zum Ablauf des Interviews 	Behutsame Interaktion mit dem Feld, mit dem Ziel Vertrauen bei den Befragten zu schaffen.	Es traten glücklicherweise keine technischen Störungen auf.
Nachbereitung	Ergänzung der erhobenen Daten durch zusätzliches Material: <ul style="list-style-type: none"> * Postskript (vgl. Anmerkungen zum problemzentrierten Interview in diesem Kapitel und Anhang 5) * Feldnotizen * Initiierte Textarbeit (vgl. Anhang 10) 	Erfüllung von Verbindlichkeiten (vgl. auch Kapitel 4.3.4): individuelle Ernährungsberatung; Gutschein von einer Drogeriekette Aufrechterhaltung des Kontaktes zur Vermittlung weiterer Kontakte (E-Mail- und Telefonkontakt)	Sicherung und Archivierung der Daten (zunächst Speicherung der Daten auf einer Camcorder-Kassette; anschließend Archivierung auf einer DVD)

4.2.2 Datenaufbereitung

Für die Datenaufbereitung kam in der hier vorliegenden Untersuchung die verbalum-schreibende Videotranskription zum Einsatz. Näheres dazu im Folgenden.

Verbalumschreibende Videotranskription

Vor der Datenaufbereitung musste festgelegt werden, welche Form der Transkription gewählt werden soll, um das zu erfassen, was erfasst werden soll. Da die Videographie eine junge Disziplin ist, ist die vorhandene Literatur spärlich (vgl. Moritz 2014, 24ff.). Demzufolge musste die Entscheidung getroffen werden, wie genau die Daten aufbereitet werden sollen. Aufgrund des eher inhaltlichen, aber nicht nur,²³² ausgerichteten Erkenntnisinteresses der Untersuchung kamen keine Partituren²³³ zum Einsatz. Es wurde versucht, genauer zu transkribieren und zwar mit der Intention, keine „Vereinheitlichung“ ins Standarddeutsche erfolgen zu lassen, um nicht bereits bei der Transkription eine Interpretation vorzunehmen (vgl. Dresing und Pehl 2015, 17ff.). Die Datenaufbereitung erfolgte daraufhin in Form einer Video- und Tonbandtranskription (vgl. Dresing und Pehl 2015; Schuler 2014). Denn das Forschungsinteresse lag in der gleichzeitigen Darstellung von verbalen und nicht verbalen Inhalten des Geschehens. Es fand eine Ergänzung der Verbaltranskripte mit Beschreibung der relevanten, nur visuell wahrnehmbaren Ereignisse statt. Dabei ist zu beachten, dass neben der Verschriftlichung des gesprochenen Wortes (Transkription), die Deskription nicht ausschließlich paraverbale Merkmale wie Räuspern, sondern auch unterschiedliche Handlungen und Bewegungen berücksichtigt (vgl. Schuler 2014, S. 498). Insbesondere beim Experiment zu der Nährwertkennzeichnung wurden die non-verbalen Ereignisse wie z. B. Handlungsabläufe detailliert dargestellt. Es wurden Bewegungen beschrieben, denn diese können zur Interpretation des gesprochenen Wortes dienen (vgl. Ochs 1979, S. 52). Die folgende Interviewpassage verdeutlicht es besser:

„Oder der [Befragter greift mit der rechten Hand zu Filinchen Abendbrot von ganz unten von dem Stapel]. Weil/ (2) Ich habe einmal schon geguckt. Im einzige [Befragter schaut sich die Zutatenliste bei Filinchen Ballaststoffe an]. (.) Ich kaufe frische/ Diese [Befragter hebt Balance activ Sandwich in die Höhe] Brot, ich kaufe nichts.“ (Hr. Turm:115)

Was das Übersetzen aus dem Russischen ins Deutsche anbetrifft, so erfolgte die Übersetzung des Russischen ins Deutsche gleich bei der Transkription – aber eng am Originaltext orientiert und unter deutlicher Kenntlichmachung, dass es eine russische Passage/Aussage ist. Die Übersetzerin und Forscherin waren dabei dieselbe Person. Es fand eine wortwörtliche Übersetzung statt. Es wurde versucht, bei der Übersetzung die Authentizität und die Originalität der russischen Äußerungen nach Möglichkeit aufrechtzuerhalten.

²³² Das Mitgemeinte, nicht Gesagte war ebenfalls von Relevanz, ebenso wie nonverbale Kommunikation.

²³³ Multikodale Transkription

ten. Dabei war es notwendig, das Gesagte möglichst neutral und objektiv ins Deutsche zu übertragen. In der Regel, so Kruse (2012, S. 46), wird dieser Objektivitätsdiskurs als einhaltbar wahrgenommen. Für die Zwecke einer methodisch kontrollierten Übersetzung und zur Qualitätssicherung wurde immer wieder ein Abgleich der Übersetzung mit Audio- und Videoaufnahme und Originalzitataten vorgenommen – Rückübersetzung der Übersetzung. Damit wurde versucht, der Problematik der interpretativen Übersetzung entgegenzutreten. Die Intention hierbei war, Möglichkeiten zur Überprüfung des Übersetzten zu schaffen (vgl. Wettemann 2012, S. 101).

In der hier vorliegenden Untersuchung wurde streng darauf geachtet, einige Leitlinien für die Übersetzung von Interviewdaten einzuhalten, um ein tiefer gehendes Verständnis des Gesagten zu garantieren (vgl. Wettemann 2012, S. 106):

- Inhalte und Mitteilungen sollten möglichst genau, aber den Sinn erhaltend übertragen werden.
- Vermeidung von Auslassungen und Paraphrasierung, weil eine Analyse latenter Bedeutungsinhalte im Rahmen der Auswertung andererseits undenkbar wäre.
- Erklärende Zusätze in Form von Anmerkungen, um den Sinn und Zusammenhang der getätigten Aussagen nachempfinden zu können.
- Übersetzung von Methaphern, Sprichwörtern u. a. sowie informelle Ausdrucksweisen, Anspielungen etc. nah am Text – hingegen mit einem Kommentar versehen.

Vor der Transkription war das Aufstellen von Transkriptionsregeln (siehe Anhang 7) und Regeln zur einheitlichen Schreibweise (siehe Anhang 8) nach den ersten drei geführten Interviews notwendig. Das Ziel war, jedem, der das Anfertigen der Transkription nachvollziehen möchte, die Option zu gewähren, zu überprüfen, was (nicht) transkribiert wurde, inwieweit alle Transkriptionen einheitlich sind und inwieweit von den aufgestellten Regeln nicht abgewichen wurde (vgl. Steinke 1999, S. 211).

Die Transkription gestaltete sich als mühselig, weil insbesondere die ersten drei Interviews sehr viel Zeit in Anspruch nahmen. Diese Interviews zeichneten sich insbesondere dadurch aus, dass u. a. in den Interviews die Satzkonstruktionen so kompliziert und komplex waren, dass diese nicht einfach transkribiert werden konnten. Es war ein mehrmaliges Anhören und Ansehen der einzelnen Passagen in den Videos notwendig. Es mussten bei der Transkription von weiteren Interviews die Transkriptionsregeln erweitert werden, um eine bessere Übersichtlichkeit und ein besseres Verständnis für den außenstehenden Leser zu erreichen. Exemplarisch ist ein Teil eines Transkriptes im Anhang 9 zu finden.

4.2.3 Datenauswertung

Bei der Auswertung der Daten kam die Methodik und der theoretische Hintergrund der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2010) und ein Teil der Methodologie der Grounded Theory (vgl. Glaser und Strauss 2005) zum Einsatz. Es kam zu einer Kombination der inhaltsanalytischen und offeneren Verfahren in den verschiedenen Analyseschritten.

Wie bereits erwähnt, war die vormalige Forschungsfrage eine andere. Das bedeutet, dass die Daten zweimal ausgewertet wurden – einmal vor dem Hintergrund der alten Forschungsfrage und einmal vor dem Hintergrund der neuen Forschungsfrage, bei der es im Kern um die Herstellung von Zugehörigkeit(en) geht. Die beiden Auswertungen unterscheiden sich hingegen auch in der Perspektive, aus der sie ausgewertet wurden. Wurden sie unter der vormaligen Forschungsfrage stark ernährungswissenschaftlich ausgewertet, so wurden sie unter der veränderten Forschungsfrage soziologisch ausgewertet.

Im ersten Schritt der Datenauswertung waren Einzelfallanalysen (sowohl vor dem Hintergrund der vormaligen als auch der neuen Forschungsfrage) wegen der großen Datenmenge mit den relativ vielen Informationen und Inhalten notwendig. Im nächsten Schritt erfolgte eine fallübergreifende Darstellung der Fälle (dies allerdings nur vor dem Hintergrund der neuen Forschungsfrage²³⁴). Im Folgenden werden diese beiden Schritte mit detaillierteren Begründungen näher erläutert.

Einzelfallanalyse

Bei der Auswertung der transkribierten Interviews wurde offensichtlich, dass aufgrund der Heterogenität der Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu jedem Interview eine Einzelfallanalyse notwendig ist. Für die hier vorliegende Untersuchung wurde für die Einzelfallanalyse als Technik bzw. Grundform des Interpretierens die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse gewählt²³⁵ (vgl. Lamnek 2010, S. 438; Mayring et al. 2005).

Die Strukturierung bei der Inhaltsanalyse dient zur Neuordnung wichtiger und nicht zu vernachlässigter Aspekte und Themen wie z. B. in der hier vorliegenden Untersuchung „Herausbildung von Zugehörigkeit“. Das Bestreben, das mit der inhaltlichen Strukturierung in der Untersuchung verfolgt wurde, war die Darstellung und Zusammenfassung von relevanten Themen, Inhalten, Aspekten wie z. B. die Dimensionen von Zugehörigkeit aus dem Datenmaterial (vgl. Mayring 2010, S. 98). Diese Struktur entstand in Form eines Kategoriensystems, welches auf das Material angewandt wurde.

²³⁴ Zum Zeitpunkt der Modifizierung des Themenschwerpunktes lagen lediglich die Einzelfallanalysen zu der vormaligen Forschungsfrage vor. Diese Einzelfallanalysen wurden nicht in die weitere Analyse einbezogen.

²³⁵ Dies war auch bei der vormaligen Forschungsfrage, bei der es um die Nährwertkennzeichnung ging, der Fall.

Nachfolgend wird dargestellt, wie die inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse in der Untersuchung genau angewandt wurde. Im ersten Schritt wird dargestellt, wie die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage durchlaufen wurde. Im zweiten Schritt wird aufgezeigt, wie die Umstellung der Forschungsfrage in der Auswertung berücksichtigt wurde, denn es kam zu einigen methodischen und thematischen Veränderungen und Ergänzungen. Die Vorarbeit aus dem ersten Durchlauf der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage war eine wichtige und gute Grundlage für die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse, die auf die neue Forschungsfrage angewandt wurde. Mehr dazu im Folgenden.

Inhaltlich strukturierende qualitative Inhaltsanalyse

In der vorliegenden Untersuchung wurde das ganze Material untersucht, zergliedert und interpretierend ausgewertet. Bei der Interpretation wurde sich das implizite Hintergrundwissen zunutze gemacht (vgl. Schnell und Kolbe 2013, S. 18). Dabei wurden zunächst die Transkripte in das Auswertungsprogramm MAXQDA eingelesen und anschließend alle sieben Phasen einer inhaltlich strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Kuckartz 2012, S. 78ff.) durchlaufen – das sowohl vor dem Hintergrund der vormaligen als auch der veränderten neuen Forschungsfrage.

Unter Zuhilfenahme des Postskripts und des wiederholten Zurückgreifens auf die Videodaten wurden in der **ersten Phase** insbesondere Notizen zu formalen und inhaltlichen Aspekten des Textes auf einem gesonderten Blatt gemacht. Des Weiteren wurden im Auswertungsprogramm MAXQDA Memos angefertigt. Das Ziel war ein erstes Verständnis der Interviews zu erhalten.

In der **zweiten Phase** wurde für die Bildung der Auswertungskategorien – also der Hauptkategorien und später der Subkategorien – ein deduktiv-induktives Verfahren angewandt. Vor Beginn des Codierprozesses wurden einige Kategorien aufgrund des theoretischen Vorwissens, des Interviewleitfadens und der spezifischen Fragestellung aus der eigenen Untersuchung bereits vorab definiert.

In der **dritten Phase** wurden Regeln für die Kategorienbildung aufgestellt. Es wurde definiert, wie eine Kategorie „gefüllt“ werden soll. Diese Codierregeln sind im Anhang 11 zu finden. Dann konnte der erste Codierprozess stattfinden. Der Text wurde daraufhin bearbeitet – Textstellen wurden den Kategorien zugewiesen.

In der **vierten** und **fünften Phase** erfolgte die Ausdifferenzierung der Hauptkategorien in ein Kategoriensystem.

Bei der hier vorliegenden Untersuchung wurde für die Konzeption des Kategoriensystems, das das „Herzstück“ einer qualitativen Inhaltsanalyse darstellt, der folgende Dreischritt gewählt: (a) **Definition der Kategorie** – es wurde klar definiert, welche Textstelle unter eine Kategorie fällt, (b) **Ankerbeispiele geben** – originale Textstellen aus dem Material wurden als Beispiel unter einer Kategorie aufgeführt, (c) **Codierregeln aufstellen** – Regeln für das Abgrenzen von Kategorien wurden mit dem Ziel einer unmissverständlichen Zuordnung aufgestellt (vgl. Diekmann 2008, S. 589; Mayring 2010, S. 49). Das Kategoriensystem diente somit zur Strukturierung, Systematisierung und Auswertung der Daten (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 73).

In der **sechsten Phase** erfolgte zunächst das Probecodieren an vier Interviews. Es fand eine mehrmalige Überprüfung der Codes innerhalb eines Interviews, aber auch über das Interview hinaus statt. Es wurde kontrolliert, inwieweit ein bestimmter Code mit den zugeordneten Textstellen aus einem Interview mit den Textstellen aus den anderen Interviews übereinstimmte. Definitionen, Ankerbeispiele und Codierregeln wurden einer Prüfung, mit dem Bestreben einer eindeutigen Zuordnung, unterworfen.

Bei der Konzeption des Kategoriensystems wurden feste Gütekriterien unter Beantwortung der Fragen eingehalten:

- * **Erschöpfung:** Ist ein Kategoriensystem erschöpft? Das heißt, können alle relevanten Textstellen einer Kategorie zugeordnet werden?
- * **Saturierung:** Ist das Kategoriensystem saturiert? Jeder Kategorie konnte mindestens eine Textstelle zugeordnet werden.
- * **Exklusion:** Kategorien eines Kategoriensystems schließen sich aus. Dieses Kriterium sollte hingegen nicht zu eng ausgelegt werden. Eine weitgehende Erfüllung dieses Kriteriums sollte das Ziel sein (vgl. Rustemeyer 1992, S. 104).

Ebenfalls wurde die **siebte Phase** der qualitativen Inhaltsanalyse durchlaufen – und zwar die vertiefende Einzelfallinterpretation. Tabellarische Fallübersichten bildeten dabei Hintergrundinformationen für die Einzelfallbetrachtung. Es erfolgte die Darstellung der Ergebnisse pro thematischer Hauptkategorie mit den dazugehörigen Subkategorien. Es wurde aufgeführt, was zu diesem Thema von jeder einzelnen befragten Person geäußert wurde. Wichtig war es, Originalzitate in der Ergebnisdarstellung aufzuführen. Das Ziel war die Beantwortung der Forschungsfrage.

Modifizierung der Forschungsfrage

Nach der Modifizierung der Forschungsfrage kam es, wie bereits erwähnt wurde, zu einigen Veränderungen in den einzelnen Phasen der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse, auf die nachfolgend eingegangen wird.

In der **ersten Phase** diente die erste initiierte Textarbeit als Grundlage für die zweite initiierte Textarbeit. Die erste initiierte Textarbeit wurde vor dem Hintergrund der neuen Forschungsfrage modifiziert und ergänzt. Das Ziel in dieser ersten Phase war es, ein noch umfassenderes Verständnis über jedes einzelne Interview zu bekommen und darüber hinaus ein erstes Gesamtverständnis über den Einzelfall hinaus zu erlangen. Exemplarisch ist eine initiierte Textarbeit im Anhang 10 zu finden.

Die in der **zweiten Phase** entwickelten thematischen Hauptkategorien, die im Rahmen der vormaligen Forschungsfrage entstanden sind, wurden nicht komplett verworfen. Insgesamt waren es 15 Hauptkategorien wie z. B. „Einkaufsverhalten“, „Ernährungsverhalten“, „Migration und Integration“, die auch bei der Interpretation der Interviews zum Thema Zugehörigkeit von zentraler Bedeutung sind. Es entstanden aber auch Kategorien, die keine „Schlüsselkategorien“²³⁶ waren, die für die neue Forschungsfrage zu dem Thema Zugehörigkeit zwar nicht relevant waren, aber dennoch beibehalten wurden bzw. die Hauptkategorien wurden nicht „wegcodiert“.²³⁷ Sie wurden bei der weiteren Auswertung lediglich nicht weiter berücksichtigt.

Somit wurde bei der **dritten Phase** die erste Codierung, die im Rahmen der vormaligen Forschungsfrage durchlaufen wurde, nicht gänzlich verworfen. Es fanden Ergänzungen/Neucodierungen und Recodierungen statt.

Auch die **vierte, fünfte und sechste Phase** wurde weitgehend nicht komplett neu durchlaufen. Die Ergebnisse, die in diesen drei Phasen im Rahmen der vormaligen Forschungsfrage entstanden sind, wurden erweitert bzw. noch einmal überprüft. Das heißt, dass das Kategoriensystem, welches im Rahmen der vormaligen Forschungsfrage entstanden war, etwas verändert wurde. Es kam zu Um- und Recodierung und somit einer Überarbeitung des Kategoriensystems. Weitgehend konnte das Kategoriensystem allerdings beibehalten werden. Dieses Kategoriensystem, welches als Ausschnitt im Anhang 12 zu sehen ist, umfasst 15 Hauptkategorien, wobei sich fünf Schlüsselkategorien als die Wichtigsten für die hier vorliegende Untersuchung zum Thema „Zugehörigkeit“ herauskristallisierten. Die erste Hauptkategorie war „*Einkaufsverhalten*“. Sie beinhaltete u. a. geschilderte Verhaltensweisen beim Einkaufen wie z. B. auf was die Befragten beim Einkaufen Wert legen, wer den Einkauf im Haushalt erledigt und welche Lebensmittelläden wie häufig und unter welchen Umständen genutzt werden. Die zweite Hauptkategorie war

²³⁶ Mit Schlüsselkategorien sind die wichtigsten Kernkategorien für die hier vorliegende Untersuchung zum Thema Zugehörigkeit gemeint.

²³⁷ Es wurde bewusst der Entschluss gefasst, Hauptkategorien und die dazugehörigen Subkategorien, die im Rahmen der vormaligen Forschungsfrage entstanden sind, nicht „wegzucodieren“ bzw. zu löschen, weil damit auf die Vorarbeit aus dem ersten Durchlauf der inhaltlich strukturierenden Inhaltsanalyse vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage verwiesen werden sollte. Denn diese Vorarbeit war eine wichtige Grundlage für die inhaltlich strukturierende Inhaltsanalyse vor dem Hintergrund der veränderten Forschungsfrage zum Thema Zugehörigkeit.

„*Ernährungsverhalten*“. Diese Kategorie beinhaltete u. a. Subkategorien zu Essensvorlieben, zur Speisenzubereitung und Veränderungen des Ess- und Kochstils nach der Ankunft in Deutschland und im weiteren Verlauf des Aufenthalts in Deutschland. Eine weitere zentrale Hauptkategorie drehte sich um die „*Abgrenzung von Speisen*“. Sie beinhaltete Subkategorien zu russischen/sowjetischen, deutschen und russlanddeutschen Speisen. Die vierte Kategorie war „*Gesundheitsverhalten*“. Die Subkategorien dieser Hauptkategorie umfassten u. a. Einstellungen zum Körper und Informationen zum eigenen momentanen Gesundheitsverhalten. Die letzte Hauptkategorie war „*Migration und Integration*“. Die Hauptkategorie „Migration und Integration“ umfasste 16 Subkategorien wie u. a. die Subkategorie „*Migrationshintergrund: Selbstdefinition*“. Es ging bei dieser Subkategorie um das Selbstverständnis. Die Hauptkategorie umfasste u. a. auch die Subkategorien Heimat, Alltagssprache und Muttersprache.

In der **siebten Phase** erfolgte zunächst eine vertiefende Einzelfallanalyse, bei der das Ziel war, den Fall in seiner Gesamtheit darzustellen. Die Darstellung der Ergebnisse erfolgte in einer Art sequenzieller Analyse dem Verlauf des Gesprächs des Interviews.

Die Darstellung der Einzelfallanalysen wurde dabei in zwei Teile geteilt. Teil eins ging bis zu der Sequenz mit der erweiterten Nährwertkennzeichnung und Teil zwei startete mit der Sequenz mit der erweiterten Nährwertkennzeichnung, die in dem Hauptthema Einkaufsverhalten analysiert wurde.²³⁸ In den beiden Teilen wurden jeweils die persönlichen Sichtweisen der Befragten zu den Hauptthemen Einkaufsverhalten, Ess-/Ernährungsverhalten, Gesundheitsverhalten, und Migration und Integration dargestellt. Es erfolgte eine Verdichtung der Aussagen der Befragten zu vier Hauptthemen/Schlüsselkategorien,²³⁹ wobei die Kategorie „Abgrenzung der Speisen“ beim Ernährungsverhalten im Teil zwei mitverhandelt wurde. Zu den angesprochenen Themen wurden immer Originalzitate aufgeführt, um die verdichteten Aussagen glaubhaft zu belegen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die wichtigsten Schlüsselkategorien, die sich bei der Inhaltsanalyse herauskristallisierten, am besten das Material strukturierten und zu einem umfassenderen Gesamtverständnis zum Thema „Zugehörigkeit“ führten.

In einem weiteren Schritt wurde das Datenmaterial auf die wichtigsten inhaltlichen Bestandteile zum Thema Zugehörigkeit reduziert und zwar in Form von Dimensionen. Das Ziel war eine fallübergreifende Darstellung der Ergebnisse. Anhand des Datenmaterials und des Vorwissens aus der Forschung wurden drei Dimensionen herausgearbeitet:

²³⁸ Die Einzelfallanalysen wurden in zwei Teile geteilt, weil die Sequenz mit der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung einen Bruch in der Gesprächsstruktur in den Interviews darstellt (vgl. Kapitel 5.2). Dieser Bruch sollte sich in der Darstellung der Ergebnisse widerspiegeln.

²³⁹ Die gesamten Interpretationsergebnisse werden für jeden Fall aufgeführt und nicht nur Ausschnitte daraus.

- * Zugehörigkeit (Selbstverständnis)²⁴⁰ und Heimat
- * Sprache
- * Essen, Einkauf (und Gesundheit)²⁴¹

Diese drei Dimensionen haben einen Bezug zum Kategoriensystem, denn die Dimension „Sprache“, aber auch „Heimat“ sind Subkategorien der Hauptkategorie „Migration und Integration“ aus dem Kategoriensystem. Die Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ setzt sich aus den drei Hauptkategorien „Ernährungsverhalten“, „Einkaufsverhalten“ und „Gesundheitsverhalten“ zusammen.

Die Forschung zeigt, dass diese drei Dimensionen, die in dieser Untersuchung gebildet wurden, zur Herstellung der Zugehörigkeit beitragen können, was bereits im Kapitel 3 in dieser Arbeit aufgezeigt wurde. Diese Dimensionen können einen thematischen und fallübergreifenden Vergleich ermöglichen. Dabei werden innerhalb einer Dimension die Breite und Varianz an Aussagen aller Befragten, die analysiert werden, abgebildet. Sofern ein Zusammenhang zwischen den einzelnen Dimensionen besteht, wird dieser ebenfalls im empirischen Teil der Arbeit aufgezeigt.

4.3 Ablauf der Feldarbeit

4.3.1 Auswahl der Produkte²⁴²

Die Produkte, welche in der Untersuchung zum Einsatz kamen, sind im Anhang 13 zu finden. Die Wahl fiel auf Brot/Knusperbrot. Diese Entscheidung wurde aufgrund der Tatsache, dass autochthone Deutsche und russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler gerne Brot essen und Brot heute immer noch das wichtigste Grundnahrungsmittel in Russland ist, getroffen (vgl. Boll 1993, S. 119; Rieder-Hintze 2014, S. 355).²⁴³ Bewusst wurden fünf und nicht weniger Lebensmittel selektiert, um den Befragten mehrere Optionen beim Ausschuchen des „gesünderen“ Lebensmittels und somit eine bessere Wahl zu ermöglichen, während gleichzeitig eine Begrenzung auf fünf Lebensmittel stattfand, um eine Überforderung der Befragten zu vermeiden. Der Gesundheitsaspekt spielte allerdings kaum eine Rolle in dem Quasi-Experiment, deswegen unterschieden sich die Lebensmittel untereinander

²⁴⁰ Wieso „Selbstverständnis“ in der Klammer steht, wird im Kapitel 5.3 verdeutlicht.

²⁴¹ Der Grund, wieso „Gesundheit“ in der Klammer steht, wird ebenfalls im Kapitel 5.3 erläutert.

²⁴² Für die neue veränderte Fragestellung zu dem Thema Zugehörigkeit ist die Darstellung, welche Lebensmittel ausgewählt wurden, vielleicht nicht von oberster Priorität. Dennoch ist es wichtig, diesen Punkt aufzuführen, um die Interviews in ihrer Gesamtheit auch vor der neuen Fragestellung besser verstehen zu können. Die Nährwertkennzeichnung wird nämlich bei den Einzelfallinterviews thematisiert. Die Nährwertkennzeichnung ist in gewisser Weise ein „Strukturierungsinstrument“ in den Einzelfallanalysen und darf nicht vernachlässigt werden. Sie strukturiert die Interviews in zwei Teile (vgl. Kapitel 5.2).

²⁴³ Deutschland wird auch als eine „Brotnation“ gesehen (vgl. Boyes 2009). Über 3.000 unterschiedliche Brotspezialitäten sind in Deutschland erhältlich (vgl. Deutsches Brotinstitut e.V. 2022). 2019 lag der Konsum an Brot und Backwaren bei knapp 56,5 kg pro Haushalt in Deutschland (vgl. Zentralverband des Deutschen Bäckerhandwerks e. V. 2021).

nicht besonders. Es ging nicht darum, dass die Befragten tatsächlich das gesündere Lebensmittel aussuchen, sondern es sollte der Auswahlprozess beobachtet werden.

4.3.2 Auswahl der Untersuchungsteilnehmer

Die Untersuchungsteilnehmer²⁴⁴ wurden nach bestimmten definierten Kriterien gesucht (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 43; Patton 2002, S. 242), die in Bezug auf die Forschungsfrage unterschiedliche Informationen liefern können:

- Deutschstämmige (Spät-)Aussiedler oder Abkömmlinge deutschstämmiger (Spät-)Aussiedler, die selbst nach Deutschland immigriert sind; d. h. „echte“ Aussiedler mit deutscher Zugehörigkeit – Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler; keine Familienangehörige, die den Aussiedlerstatus aufgrund eines „Russlanddeutschen“ bzw. deutschstämmigen Aussiedler bekommen haben
- (Haupt-/Mit-)verantwortlich für das Einkaufen (d. h. mindestens 1-mal im Monat)
- Perfekte Deutschkenntnisse nicht erforderlich, aber: Deutsch schreiben, lesen und verstehen können

Für die vormalige Fragestellung zu der „erweiterten Nährwertkennzeichnung“ wurden zwölf Fälle²⁴⁵ einbezogen. Für eine differenzierte Betrachtung dieser zwölf Fälle war ausreichend Material verfügbar. Bei der veränderten Fragestellung zur „Zugehörigkeit“ fand eine Beschränkung auf zehn Interviews statt.²⁴⁶ Auch da stand ausreichend Material zur Verfügung.

4.3.3 Feldzugang und Kontaktaufnahme

Für den Feldzugang und somit die erste Kontaktaufnahme zu den Befragten wurden keine persönlichen Kontakte verwendet. Es wurde angenommen, dass persönliche Kontakte hinderlich für den Zugang zu einem Forschungsfeld sind und bei der späteren Interpretation zu Befangenheit führen können (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahar 2009, S. 73). Die Gewinnung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler für die Interviews erfolgte in Anlehnung an Roesler (2003) zunächst über Multiplikatoren (Migrantenbeauftragte und ethni-

²⁴⁴ Es soll noch einmal darauf verwiesen werden, dass bei der Modifizierung der Forschungsfrage – hin zu dem Thema „Zugehörigkeit“ die Datenerhebung bereits abgeschlossen war, so dass sich das folgende Kapitel auf das Vorgehen vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage zum Thema erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung bezieht. Das heißt, die Untersuchungsteilnehmer wurden zum Thema „Erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung“ ausgesucht. Das mit diesen Untersuchungsteilnehmern erhobene Datenmaterial diente nach der Modifizierung der Forschungsfrage der Analyse zum Thema Zugehörigkeit.

²⁴⁵ Wenn es darum geht, Fälle auszuwählen, ist nicht die Frage „Wie viele sollen es sein?“ relevant, sondern die Fragen „Wie?“ und „Warum?“. Beim qualitativen Sampling geht es nicht darum, Repräsentativität herzustellen (vgl. Guetterman 2015). Es gibt aber keine Regeln für die Anzahl an Fällen bei qualitativen Untersuchungen (vgl. Patton 2002, S. 244).

²⁴⁶ Im Kapitel 5.1 wird dargestellt, wieso zwei Interviews aus der Auswertung ausgeschlossen wurden.

sche Eigenorganisationen) in und um Kiel. Die Multiplikatoren fungierten als Gatekeeper (vgl. Kruse et al. 2012, S. 32). Denn der Zugang zu russischsprachigen Migranten, was die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind, sollte nach Möglichkeit nicht über unpersonliche öffentliche Ankündigungen erfolgen (vgl. Gerken et al. 2008, S. 2). Dieser Vorgang erwies sich als schwierig. Die zugesicherte Hilfe bei der Rekrutierung der Befragten von den bereits bestehenden Multiplikatoren im Raum Kiel konnte weitgehend nicht erbracht werden. Lediglich eine Multiplikatorin von einem Integrations-Center in Kiel konnte einige Interviewpartner vermitteln. Der meist genannte Grund für die Nichtvermittlung war, dass diese Institutionen nicht mehr von (Spät-)Aussiedlern aufgesucht werden. Somit wurde versucht, über das Schneeballverfahren²⁴⁷ weitere Interviewpartner zu gewinnen (vgl. Kruse 2014, S. 255). Worauf geachtet wurde, war, dass die Personen nicht immer aus den gleichen sozialen Schichten stammen. Eine gewisse Heterogenität des Feldes war von Relevanz. Über diesen Weg konnten zwei Interviewpartner gewonnen werden. Das Auffinden von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern gestaltete sich in Kiel und in der Umgebung von Kiel als sehr schwierig. Erklärt werden könnte dies damit, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich im Vergleich zu anderen Migrantengruppen nicht so leicht zu erkennen geben und Vorbehalte gegenüber fremden Personen haben (vgl. Giest-Warsewa 1998). Folglich wurde das Einzugsgebiet erweitert und andere Multiplikatoren wurden aufgesucht. Die Kontaktaufnahme erfolgte ab diesem Zeitpunkt über andere Wege: Verteilung von Anschreiben für potentielle Interviewpartner an Verwandte, Freunde und Bekannte der Interviewerin, die potentielle Interviewpartner zu einem Interview bewegen sollten. Des Weiteren wurde die eigene Familie der Interviewerin in die Untersuchung miteinbezogen. Das heißt, die eigene Familie der Interviewerin fungierte selbst als Multiplikator, indem die Eltern der Interviewerin ihre Arbeitskollegen zu der laufenden Untersuchung ansprachen. Diese Personen erklärten sich schneller zu einem Interview bereit, weil sie in gewisser Weise eine Verpflichtung gegenüber den Eltern der Interviewerin verspürten – dies hatte jedoch keine negativen Konsequenzen für die Interviews. Diese aktive Rekrutierung mit einer Zugeh-Struktur im Vergleich zu einer passiven Rekrutierung mit einer Komm-Struktur (vgl. Bisson et al. 2011) war erfolgreich. Über diesen Weg konnten sechs Interviews geführt werden, die in bzw. im Landkreis Lüneburg stattfanden.

Die Teilnahme an dem Interview war freiwillig. Es wurde wenig über den Forschungszweck erzählt, um die Forschungsfrage angemessen beantworten zu können. Beabsichtigt war, den Befragten nicht zu viele Informationen zu der genauen Fragestellung der Untersuchung schon vor dem Interview zu geben, um zu verhindern, dass die Befragten sich im Voraus vorformulierte Antworten zu bestimmten Aspekten zurecht legen (vgl. Kruse 2014, S. 259). Den potentiellen Befragten wurde mitgeteilt, dass das For-

²⁴⁷ Bereits teilgenommene Befragte vermittelten weitere Interviewpartner.

schungsinteresse an dem Einkaufs- und Ernährungsverhalten der Deutschen liegt. Des Weiteren wurde den Befragten der Ablauf der Interviews beschrieben. Ihnen wurde eine Einverständnis- und Datenschutzerklärung vorgelegt. Schematisch ist der Ablauf des Feldzuganges und der Kontaktaufnahme in Abbildung 23 dargestellt.

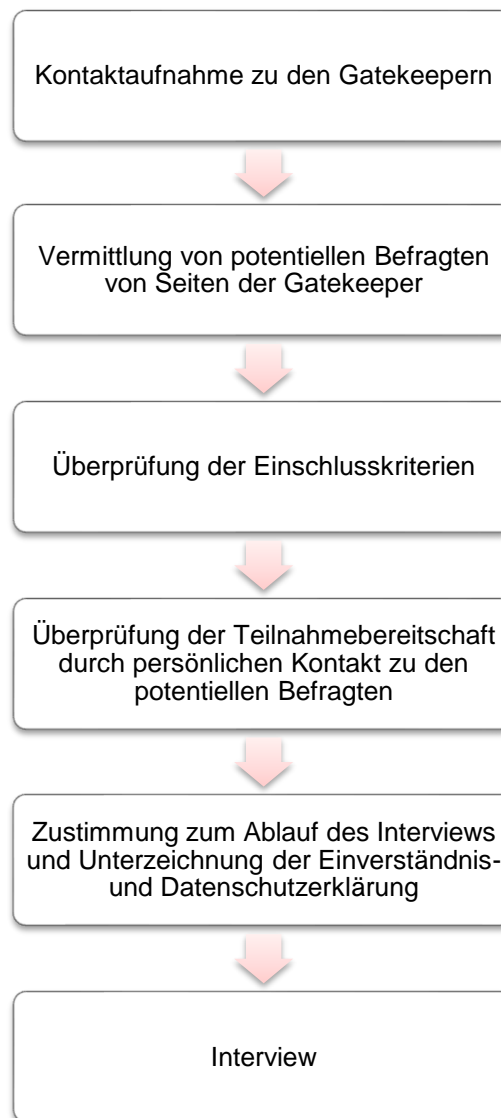


Abbildung 23: Ablauf des Feldzuganges und der Kontaktaufnahme

Quelle: Eigene Darstellung

4.3.4 Interviewablauf

Der Nachvollzug der Nutzung, des Verständnisses und der Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung geschah während des Interviews anhand eines Quasi-Experimentes.²⁴⁸ Wichtig war es, soweit wie möglich, den realen Bedingungen näher zu kommen. Die Ergebnisse der Masterarbeit der Autorin zeigten, dass Nährwertkennzeichnungen erst Zuhause und nicht im Lebensmittelladen im

²⁴⁸ Die Nährwertkennzeichnung ist ein wichtiger Bestandteil der Interviews und bestimmte den Interviewablauf, auch wenn sie für die neue Fragestellung nicht von besonderer Relevanz ist.

Einkaufsprozess angesehen werden.²⁴⁹ Deswegen fand die Untersuchung in den Räumlichkeiten der Befragten statt, außer sie wünschten sich eine andere Umgebung.

Das Quasi-Experiment lief folgendermaßen ab: Die Befragten wurden mit fünf Lebensmitteln, die jeweils ein Preisschild trugen, konfrontiert und zwar mit der Bitte, sich für ein von ihnen bevorzugtes Produkt zu entscheiden und den Grund ihrer Entscheidung darzulegen. Danach hatten die Befragten die Aufgabe, soweit sie das nicht bereits selbst thematisiert haben, das gesündere Produkt auszusuchen. Sie bekamen die Instruktion, zu beschreiben, wie sie zu ihrer Entscheidung gekommen sind. Hier kam die Think Aloud Methode (vgl. Johnstone et al. 2006; Häder 2010, S. 393) zum Einsatz. Das heißt, Gedanken, Eindrücke und Emotionen sollten durch lautes Denken wiedergegeben werden. Während dieser Aufgabe fand das Anfertigen von zusätzlichen Feld- bzw. Beobachtungsnotizen zum Vorgehen der Befragten und weiterer wichtiger Auffälligkeiten (z. B. nonverbale Aspekte) statt. Des Weiteren erfolgte das Filmen der einzelnen Interviews, um bei der anschließenden Auswertung dieser weitere non-verbale Aspekte berücksichtigen zu können bzw. diese zur Erklärung der getätigten Aussagen zu verwenden. Die Überprüfung des Verständnisses der Kennzeichnung erfolgte anhand der Nutzung. Bei Nutzung der Kennzeichnung wurde anhand gezielter Fragen zu den einzelnen Symbolen in der Nährwertkennzeichnung untersucht, inwieweit die Angaben „richtig“²⁵⁰ verstanden, interpretiert und ins Verhältnis zu der eigenen Ernährung gesetzt wurden. Die subjektive Bewertung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung wurde zunächst durch das direkte Erfragen nach der individuellen Bewertung (Lob und Kritik) ermittelt und danach anhand ausformulierter Bewertungsbögen mit einer Notenskala zum Ankreuzen analysiert.

4.3.5 Reflexion/Probleme beim Interviewablauf

Positiv auffallend war, dass bei vielen Befragten, die am Interview teilnehmen wollten, eine hohe Bereitschaft zu verzeichnen war, der Interviewerin als Interviewpartner bereit zu stehen. Häufig war der Ausdruck „*Wir helfen doch unseren Landsleuten*“ von den Befragten zu hören. Die Interviewerin wurde als ein Gruppenmitglied angesehen, die zu ihnen, den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, gehört und der folglich Hilfe bereitgestellt werden soll. Es ließ sich ein gewisser fester Zusammenhalt innerhalb der Gruppe der

²⁴⁹ In dieser Masterarbeit, in der es um Nährwertkennzeichnungen ging, war eins der Ergebnisse, dass Nährwertkennzeichnungen, sei es die Nährwerttabelle oder die Zutatenliste, nicht im Einkaufsprozess im Lebensmittelladen angesehen werden, sondern erst Zuhause. Die Begründung seitens der Befragten war u. a., dass beim Einkaufen wenig Zeit dafür bleibt und Zuhause alles in Ruhe angesehen werden kann. Deswegen wurde die Untersuchung zu der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung vor dem Hintergrund der vormaligen Forschungsfrage nicht im Lebensmittelladen durchgeführt, sondern vorwiegend im Haus/der Wohnung der Befragten, außer die Befragten wollten nicht, dass die Interviewerin sie Zuhause aufsucht.

²⁵⁰ Unter „richtig“ ist zu verstehen, dass ein „naturwissenschaftlich-medizinisches“ Verständnis vorliegt.

russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler beobachten. Hingegen gab es auch Befragte, die keine hohe Bereitschaft zeigten, an dem Interview teilzunehmen. Diese äußerten bereits bei der ersten Kontaktaufnahme Bedenken. Bei diesen Fällen musste die Interviewerin sehr viel Vertrauen vor und während des Interviews schaffen.

Interessant war die Gegebenheit, dass die Befragten darüber verwundert waren, dass die Interviewerin an ihnen, ihrem Verhalten und ihren Einstellungen Interesse zeigte. Häufig hörte die Interviewerin die folgende Aussage: „*Was können wir denn erzählen? – Wir sind doch einfache Menschen.*“ Die Befragten waren davon überzeugt, nichts Wesentliches bzw. Bedeutendes zu der Untersuchung beitragen zu können.

Darüber hinaus kam es der Interviewerin selbst im ersten Moment verwunderlich vor, dass sie sich den Sprachgebrauch der Interviewpartner aneignete. Dies hatte zur Folge, dass durch die Verwendung von falschen Satzstellungen bzw. Satzkonstruktion von Seiten der Befragten, diese fehlerhaften Konstrukte von der Interviewerin übernommen wurden. Dies geschah sowohl während des Interviews als auch bei der Niederschrift bzw. dem Verfassen von Notizen. Lamnek (2010) hingegen sieht das als nicht problematisch an. Er sagt, dass „*das Erhebungsverfahren möglichst naturalistisch und an der Alltagskommunikation orientiert sein*“ muss (vgl. Lamnek 2010, S. 464). Auch Kühn und Witzel (2000, S. 3) empfehlen dem Interviewer sich an das Sprachniveau des Interviewpartners anpassen.

Während der Analyse der Interviews zeigte sich, dass der Interviewerin einige Begriffe aus dem Russischen, die während des Interviews geäußert wurden, trotz ihrer guten Sprachkompetenz im Russischen nicht bekannt waren. Dies hatte die Konsequenz, dass die Interviewerin Personen zu Rate ziehen musste, die heute immer noch viel Russisch sprechen, um eine Übersetzung eng am Text zu ermöglichen. Das Hinzuziehen von Personen zum Zweck der Übersetzung ist legitim bzw. notwendig, um wichtige Passagen nicht unberücksichtigt zu lassen (vgl. Kruse et al. 2012, S. 41).

Die Interviews zeigten der Interviewerin auch etwas zu ihrer eigenen Person bzw. waren ein Denkanstoß, die eigene Person bzw. die eigene Geschichte zu reflektieren.

4.4 Begründung der Eignung der Interviews für die veränderte Fragestellung

Es kann die Frage gestellt werden, wie die Interviews, die vormals zu einem anderen Hauptthema geführt wurden, sich für die neue Fragestellung zu Zugehörigkeit eignen konnten. Es stellt sich auch die Frage, wieso die Fragestellung verändert und am gleichen Material fortgesetzt werden konnte.

Es ist bei qualitativer Forschung nicht unüblich, dass sich im Verlauf der Forschung die Fragestellung ändert (vgl. Flick 2010). Das Besondere der qualitativen Forschung ist gerade, dass die Fragestellungen, Konzepte und Instrumente im Feld häufig überdacht und

abgestimmt werden müssen (vgl. Przyborski und Wohlrab-Sahr 2019, S. 109). Eine Veränderung der Forschungsfrage ist sogar *„ein Qualitätsmerkmal qualitativer Forschung.“* (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2019, S. 118). Medjedović (2019, S. 253) begründet anschaulich, wieso viele qualitative Studien sich für eine weitere Analyse, vor dem Hintergrund einer anderen Forschungsfrage, eignen. Medjedović sieht das Potenzial von qualitativen Daten darin, dass diese aufgrund ihres *„inhaltlichen Reichtums“* in der ersten Analyse *„unausgeschöpft“* bleiben und den Blickwinkel auf eine neue Fragestellung lenken können. Das heißt, das Material kann vor dem Hintergrund einer anderen Frage (Sekundäranalyse) bearbeitet werden, sofern der Gehalt an Informationen hoch ist. Dieser Gehalt an Informationen ist von der Qualität der Daten(-erhebung) abhängig (vgl. Medjedović 2019, S. 253). Es muss geprüft werden, so Medjedović (2019, S. 253) *„ob bei vorliegenden Daten die dem Gegenstand angemessenen Methoden ausgewählt und diese valide umgesetzt wurden und ob die auf den Gegenstand bezogenen Sicht- oder Handlungsweisen der Untersuchten in einer angemessenen Tiefe in den Daten repräsentiert sind.“* Es muss aber auch gesichert werden, ob das neue noch zu untersuchende Thema in der vormaligen Untersuchung erfasst ist.

Die erhobenen Daten in der hier vorliegenden Untersuchung zu der vormaligen Hauptfragestellung hatten aufgrund der offenen Herangehensweise genügend Potenzial, um weitere Forschungsfragen daran anzuschließen. Denn es wurde in der Originalstudie nicht nur die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung in den Interviews thematisiert bzw. untersucht, sondern auch andere Themenbereiche, die einen hohen Informationsgehalt hatten wie z. B. das Ess- und Ernährungsverhalten (u. a. Speisenzubereitung; Abgrenzung der Speisen), Einkaufsverhalten (u. a. Ablauf eines gewöhnlichen Einkaufs), Gesundheitsverhalten (u. a. Wichtigkeit von Sport und Prävention), Nachhaltigkeit (u. a. Umweltschutz), Interesse an Informationen zu Ernährung und Gesundheit (u. a. Empfehlungen aus der Wissenschaft), Migration und Integration (u. a. Selbstverständnis, soziale Kontakte, Sprache, Heimat, Zufriedenheit mit der eigenen Situation in Deutschland).

Dieser nicht ausgeschöpfte inhaltliche Reichtum ermöglichte eine Analyse der Daten vor dem Hintergrund einer neuen Forschungsfrage und zwar zu der Frage nach Zugehörigkeit. Die Qualität der Daten(erhebung) war gut. Es wurden dem Gegenstand angemessene Methoden, die valide umgesetzt wurden, ausgewählt. Die Basis waren sorgfältig erhobene Daten. Es konnten somit die Sicht- oder Handlungsweisen der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in einer adäquaten Tiefe zu der neuen Fragestellung untersucht werden. Das Thema „Zugehörigkeit“ war durch die vormalige (Original-)Untersuchung in einem angemessenen Umfang erfasst. Der Erhebungs- und Forschungskontext kann zu jedem Zeitpunkt durch die sorgfältige Dokumentation in dem Kapitel 4 nachvollzogen werden.

5 Ergebnisse der Untersuchung

Um ein umfassendes Bild eines jeden Befragten aufzeigen zu können und Zusammenhänge zwischen u. a. Essen und Zugehörigkeit und Verortung herauszustellen, wird zunächst eine Zusammenfassung der soziodemographischen Angaben aller Befragten anhand einer Tabelle (vgl. Tabelle 7) aufgelistet. Anschließend werden die umfassenden Einzelanalysen dargestellt. Im Anschluss daran werden die herausgearbeiteten Dimensionen aufgeführt.

5.1 Soziodemographische Beschreibung

Den Ausgangspunkt der empirischen Ergebnisse und den wichtigsten Bestandteil der Interpretationsarbeit in der hier vorliegenden Untersuchung zu dem Thema Zugehörigkeit bilden 10 qualitative Interviews mit russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern. Insgesamt wurden 12 Interviews geführt, allerdings mussten zwei Interviews aus der Auswertung ausgeschlossen werden. Fr. Bauch (B3) und Fr. Schröder (B4) wurden nach der Transkription und einem ersten Analyseschritt aus der Bewertung herausgenommen. Bei Fr. Bauch konnte aufgrund ihrer schlechten Deutschkenntnisse (sie war zum Zeitpunkt des Interviews 2 Jahre in Deutschland) nicht sicher davon ausgegangen werden, dass sie alles im Interview tatsächlich verstanden hat. Beim Durchlesen der Transkription blieben viele Fragen offen, obwohl das Gespräch teilweise in Russisch geführt werden musste. Ihr Interview erwies sich im Nachhinein als nicht geeignet, um hinreichend interpretiert werden zu können. Fr. Bauch konnte folglich nicht ohne Weiteres mit den restlichen Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung verglichen werden. Fr. Schröder wurde aus der Auswertung herausgenommen, weil erst im Nachhinein durch weiterführendes Studieren von Literatur klar wurde, dass Fr. Schröder zu einer anderen russlanddeutschen Aussiedlergruppe gehört als der Rest der untersuchten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Fr. Schröder reiste 1974 nach Deutschland ein und fand ganz andere Begebenheiten in Deutschland vor als die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die in den 1990er Jahren und danach nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion einreisten. Russlanddeutsche Aussiedler waren bis Ende der 1980er Jahre in Deutschland willkommen (vgl. Kapitel 2.3) und hatten einen ganz anderen Start in Deutschland als die später eingereisten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Folglich ist anzunehmen, dass aufgrund eines anderen Aufnahmeclimas die russlanddeutschen Aussiedler mit ihren Zugehörigkeiten anders umgingen bzw. die Herausbildung der Zugehörigkeiten vor einem anderen Kontext zu einer ganz anderen Zeit, in der das Bild des „russlanddeutschen Aussiedlers“ noch positiv besetzt war, geschah. Dietz (1996, S. 132) und Savoskul (2006, 211f.) Ergebnisse zeigen deutlich, dass das Jahr 1985 bzw. 1988 die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in zwei Gruppen von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern teilt. Fr. Schröder konnte genau wie

Fr. Bauch, aber aus anderen Gründen, somit nicht vorbehaltlos mit den restlichen Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung verglichen werden.

Für die weitere Präsentation der Ergebnisse werden zunächst die wichtigsten soziodemographischen Angaben der Befragten konzentriert in der Tabelle 7 dargestellt.

Den zehn Befragten, die in die Auswertung einbezogen wurden, ist gemeinsam, dass sie alle russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sind. Untergliedert man die Befragten in ihren rechtlichen Status, so lässt sich feststellen, dass nur eine Befragte eine Aussiedlerin (Fr. Koch) ist und alle anderen Befragten zu den Spätaussiedlern gezählt werden. Sie alle wurden in der ehemaligen Sowjetunion geboren und migrierten im Familienverbund in den 1990er oder 2000er Jahren als Erwachsene oder Kinder/Teenager nach Deutschland. Aufgrund dessen unterscheiden sie sich nicht nur bezüglich des Einreisealters, welches von 6 bis 57 Jahren reicht, sondern auch bezüglich der Aufenthaltsdauer in Deutschland. Die Aufenthaltsdauer der Befragten reicht von 7 bis 22 Jahren. Auch hinsichtlich ihres jetzigen Alters unterscheiden sie sich. Die jüngste Person ist 27 Jahre und die älteste 65 Jahre alt. Sie unterscheiden sich ebenfalls hinsichtlich ihres Bildungsniveaus, ihrer früheren beruflichen Tätigkeit und der momentanen beruflichen Tätigkeit. Alle Befragten, die im Erwachsenenalter nach Deutschland einreisten, erlebten eine berufliche Degradierung. Sie nahmen einen Job unter ihrer Qualifikation an. Die Befragten, die das deutsche Schulsystem durchliefen, können von einem Job gemäß ihrer Qualifikation sprechen.

Weitere Unterscheidungspunkte wie z. B. momentane sportliche Aktivitäten in der Freizeit, Gesundheitszustand oder bevorzugte Lebensmittelläden sind in der Tabelle 7 aufgeführt.

Tabelle 7: Soziodemographische Angaben

	B1:²⁵¹ Anna Reich	B2: Richard Turm	B5: Katharina Krieger	B6: Brigitte Fehmke	B7: Tamara Tengel
Geschlecht	W	M	W	W	W
Jetziges Alter	65	61	34	27	53
Alter bei Einreise	57	48	13	7	34
Einreisezeitpunkt nach Deutschland (Aufenthalts- dauer)	August 2006 (7) ²⁵²	Februar 2001 (12)	Januar 1993 (21)	November 1993 (20)	März 1996 (18)
Ausreiseland	Russland	Ukraine	Russland	Kasachstan	Kasachstan
Erhalt der deutschen Staatsangehörigkeit	Einbürgerung	Spätaussied- lerstatus ohne Einbürgerung	Spätaussiedler- status ohne Einbürgerung	Spätaussiedler- status ohne Einbürgerung	Spätaussied- lerstatus mit Einbürgerung
Familienstand	Verheiratet	Verheiratet	Verheiratet	Ledig, liiert	Verheiratet
Haushaltsgröße	2	2	3 bzw. 4	2	3
Noch im Haushalt lebende Kinder (Alter der Kinder)	0	0	1 (4 ½)	0	0
Sportliche Aktivitäten	Nein	Nein	Mrs. Sporty (2-mal pro Woche)	Joggen, Aero- bic (1-2-mal pro Woche)	Nein
Einschätzung des allge- meinen Gesundheitszu- standes	Mittelmäßig	Schlecht	Gut	Gut	Gut
BMI	27,83	28,72	30,11 (schwan- ger)	23,71	43,5
Erkrankungen	Hämolytische Anämie	Lebererkrän- kung	Schilddrüsen- unterfunktion	Nein	Bluthochdruck
Besuchte Lebensmittelein- kaufsstätten	Discounter; Wochenmarkt; Spezialitätenla- den	Discounter, Supermarkt	Wochenmarkt, Supermarkt, Discounter	Discounter	Discounter
Bevorzugter Lebensmittel- laden	-	-	Wochenmarkt	Aldi, Lidl	Lidl
Lebensmittelein- kaufshäufigkeit	1-3-mal pro Woche	1-3-mal pro Woche	1-3-mal pro Woche	1-3-mal pro Woche	Weniger als einmal pro Woche
Abgeschlossene Schuljah- re	11	10	9	13	7
Höchster abgeschlossener Bildungsabschluss	Hochschulab- schluss (Universität)	Hochschulab- schluss (Universität)	Fachhochschul- reife	Fachhoch- schulreife	Realschul- abschluss (Mittlere Reife)
Berufsausbildung	Nein	Nein	Erzieherin	Erzieherin	Köchin
Momentane berufliche Tätigkeit	Rentnerin	Rentner	Erzieherin; Mutterschutz	Studentin	Wäscherei- mitarbeiterin
Frühere berufliche Tätig- keit im geografischen Herkunftsland	Bauingenieurin	Ingenieur	Schülerin	Schülerin	Buchhalterin
Haushaltsnettoeinkommen	501–1500 €	501–1500 €	2001–3000 €	501–1500 €	1501–2000 €

²⁵¹ Alle Namen sind anonymisiert.

²⁵² Die Zahl in der Klammer stellt die Aufenthaltsdauer in Deutschland zum Zeitpunkt des Interviews dar. Zum Beispiel fand das Interview bei Frau Reich im Januar 2014 statt. Sie reiste im August 2006 ein – somit ergeben sich als Aufenthaltsdauer 7 Jahre.

	B8: Andreas Dries	B9: Sascha Michels	B10: Christina Koch	B11: Tatjana Müller	B12: Larissa Schäfer
Geschlecht	M	M	W	W	W
Jetziges Alter	31	27	36	43	48
Alter bei Einreise	11	6	13	25	32
Einreisezeitpunkt nach Deutschland	Januar 1995 (19)	August 1996 (18)	Januar 1992 (22)	Januar 1997 (17)	Januar 1999 (15)
Ausreiseland	Usbekistan	Kasachstan	Kasachstan	Kasachstan	Kasachstan
Erhalt der deutschen Staatsangehörigkeit	Geburt	Spätaussiedlerstatus ohne Einbürgerung	Spätaussiedlerstatus mit Einbürgerung	Spätaussiedlerstatus ohne Einbürgerung	Spätaussiedlerstatus mit Einbürgerung
Familienstand	Verheiratet	Ledig	Verheiratet	Geschieden	Verheiratet
Haushaltsgröße	4	1	4	3	3
Noch im Haushalt lebende Kinder (Alter der Kinder)	2 (5/11)	0	2 (13/10)	2 (14)	1 (23)
Sportliche Aktivitäten	Nein	Fitness, Boxen (5x pro Woche)	Walken, Yoga (4x pro Woche)	Fitness (2x pro Woche)	-
Einschätzung des allge- meinen Gesundheitszu- standes	Sehr gut	Sehr gut	Gut	Mittelmäßig	Gut
BMI	27,08	23,04	27,00	29,72	24,61
Erkrankungen	Nein	Milben- und , Pollenallergie	Pollenallergie	Nein	Nein
Besuchte Lebensmittelein- kaufsstätten	Discounter, Supermarkt, Spezialitätenla- den	Discounter, Supermarkt, Spezialitätenla- den	Discounter, Supermarkt, Spezialitätenla- den	Discounter, Supermarkt, Wochenmarkt, Spezialitätenla- den	Discounter, Supermarkt, Spezialitätenla- den
Bevorzugter Lebensmittel- laden	Lidl, Edeka	Rewe	Edeka	Lidl, Aldi	Edeka
Lebensmittelein- kaufshäufigkeit	Weniger als einmal pro Woche	1-3-mal pro Woche	1-3-mal pro Woche	1-3-mal pro Woche	1-3-mal pro Woche
Abgeschlossene Schuljah- re	10	10	12	11	10
Höchster abgeschlossener Bildungsabschluss	Realschul- abschluss (Mittlere Reife)	Realschul- abschluss (Mittlere Reife)	Realschul- abschluss (Mittlere Reife)	Realschul- abschluss (Mittlere Reife)	Hochschulab- schluss (Fachhoch- schule)
Berufsausbildung	Einzelhandels- kaufmann	System- elektroniker	Industrie- kauffrau	Köchin	Bibliothekarin; Kaufrau im Groß- und Außenhandel
Momentane berufliche Tätigkeit	Einzelhandels- kaufmann	Elektroniker und Mechaniker	Bürokauffrau	Reinigungskraft	Küchenhilfe
Frühere berufliche Tätig- keit im geografischen Herkunftsland	Schüler	Noch ein Kind gewesen	Schülerin	Köchin	Bibliothekarin
Haushaltsnettoeinkommen	2001–3000 €	1501–2000 €	3001–4000 €	1501–2000 €	2001–3000 €

5.2 Einzelfallanalysen

Vor einer fallübergreifenden Darstellung der Ergebnisse, soll jeder der zehn Interviewpartner einzeln dargestellt werden, um seine eigenen Auffassungen und Wahrnehmungen zu den unterschiedlich angesprochenen Themen im Interview aufzeigen zu können und ein besseres Verständnis für das Denken und Handeln jeder einzelnen Person zu bekommen. Der einzelne Fall soll in seiner sozialen Einbettung dargestellt werden – eine konsequente Betrachtung des Einzelfalls in seinem gesellschaftlichen Kontext.

Jede Einzelfallanalyse beginnt mit einem kurzen soziodemographischen Steckbrief der/des Befragten und der Darstellung der Interviewsituation. Die weitere Abfolge der Einzelfallanalyse richtet sich an den Fragestellungen der Arbeit (vgl. Kapitel 1.2) und den ausgewerteten Kategorien. Inhaltlich werden die Einzelfallanalysen in einen „Teil eins“ und einen „Teil zwei“ untergegliedert, was bereits anklang. Im ersten Teil werden die Themenkomplexe „Häusliche Verpflichtungen“, „Einkaufsverhalten“, „Ess-/Ernährungsverhalten“ und „Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln“ dargestellt. Im zweiten Teil sind es ebenfalls die Themenkomplexe „Einkaufsverhalten“, „Ess-/Ernährungsverhalten“, „Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln“ und zusätzlich „Migration und Integration“.

5.2.1 Anna Reich – „Zum Sparen gezwungene Esserin“

„Und wissen Sie warum? Weil/ Eigentlich und ich und mein Mann wir können noch alles essen. Vielleicht noch ein/ So Fettiges/ ganz Fettiges nicht. [...] Deshalb so was Gesundes raussuchen/ Machen wir so was nicht.“ (217)

Soziodemographie

Fr. Reich (65) ist mit 57 Jahren aus einer Großstadt in Russland nach Deutschland gekommen. Zum Zeitpunkt des Interviews betrug ihre Aufenthaltsdauer in Deutschland 7 Jahre. Sie hat einen Hochschulabschluss in Bauingenieurswesen und hat in Russland als Bauingenieurin gearbeitet. In Deutschland wurde sie infolge eines Schlaganfalls frühberentet. Sie ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann in einer 2-Zimmer-Wohnung. Ihr Sohn (30), der Bauingenieur ist, und ihre Tochter (33), die einen Sohn (3) hat und BWL studiert, sind bereits ausgezogen. Ihr Mann kommt ebenfalls aus einer deutschen Familie, hat aber in Russland nicht den Sprachkurs zur Aufnahme in den Aufnahmeantrag bestanden und kam folglich als Ausländer nach Deutschland. Er hat aus Russland geringe Rentenansprüche und in Deutschland erhält er Grundsicherung.²⁵³

²⁵³ Die Angaben zu ihrer Familie sind nicht aus dem aufgezeichneten Gespräch, sondern aus dem Nachgespräch (niedergeschrieben in einem Postskript) entnommen.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 501–1500 Euro pro Monat. Die Ausgaben für Lebensmittel belaufen sich auf 200 Euro pro Monat. Gelegentlich muss die Tafel für die Lebensmittelversorgung aufgesucht werden.

Interviewsituation

Erfahrungen zu Einkauf, Essen, Gesundheit, Migration und Familien- und Hausarbeit beschreibt Fr. Reich differenziert in den beiden Teilen des Gesprächs. Bis zu der Passage mit der Nährwertkennzeichnung ist sie sicherer in ihren Aussagen und muss keine langen Denkpausen einlegen. Mit Beginn der Nährwertkennzeichnung fühlt sie sich zur Rechtfertigung ihres Verhaltens teilweise genötigt. Teilweise kann sie sich ihr Verhalten selbst nicht erklären.

Fr. Reich macht während des gesamten Interviews den Eindruck einer genügsamen, ruhigen und bedachten Person. Ihr ist es wichtig, dass die Interviewerin sieht, dass sie und ihr Mann in einfachen Verhältnissen leben. Sie macht an mehreren Stellen deutlich, dass alles günstig und billig sein muss. Die finanziellen Ressourcen sind in der Familie begrenzt.

In beiden Teilen des Gesprächs ist Fr. Reichs Sprachstil durchgehend stockend. Kurze, abgehackte Sätze mit wenigen Adjektiven, die häufig aus aneinander gereihten Worten bestehen, prägen die Satzstruktur. Es lassen sich auch viele Wort- und Satzabbrüche erkennen, insbesondere im zweiten Teil des Gesprächs. Der Gesprächsverlauf ist nach dem eigentlichen Interview lockerer und fließender. Fr. Reich erzählt von sich, ihrer Familie, über das Leben und die Probleme in Russland und in Deutschland in ihrer Küche.²⁵⁴

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Den Lebensmitteleinkauf erledigt meistens Fr. Reichs Mann, weil er im Vergleich zu ihr schwer heben kann. Dennoch kommt sie häufig mit ihm mit. Das Einkaufen ist für sie im Vergleich zum Kleiderkauf mit Verpflichtung verbunden. Bevor der Einkauf stattfinden kann, werden Prospekte gesichtet – das Ziel ist das Auffinden von Angeboten. Dies ist aufgrund eines festgelegten Budgets fürs Einkaufen wichtig. Ein Einkaufszettel ist dabei unabdingbar. Spontankäufe sind nicht häufig, aber erlaubt. Sie dürfen nur nicht überhandnehmen. Ein festgelegter Tag für den Einkauf existiert nicht. Zu Fuß, wegen des fehlenden Autos, mit einem Einkaufsroller wird am häufigsten der Discounter Aldi aufgrund seiner Nähe und der günstigen Preisen aufgesucht, denn der Preis ist neben der Nähe zu

²⁵⁴ Das Nachgespräch findet in der Küche statt, weil die Befragte Essen für die Interviewerin vorbereitet hat: Linsensuppe, Salat (Vinaigrette d. h. Rote-Beete Salat), eine große Frikadelle (hat die Befragte extra im Kühlschrank für die Interviewerin aufbewahrt, wie sie selbst sagt); Kaffee mit Milch (Milch wurde extra in der Mikrowelle aufgewärmt) und Pralinen. Der Sohn bringt Pralinen (Lübecker Marzipan) mit, die die Befragte und ihr Mann sich nicht selbst leisten können.

den Einkaufsstätten ein zentrales Einkaufskriterium. Dabei wird häufig der Abend als Zeitpunkt zum Einkaufen gewählt, weil Lebensmittel vergünstigt wegen des bevorstehenden Ablaufs des Mindesthaltbarkeitsdatums gekauft werden können. „Und zum Beispiel, wenn wir am Abend einkaufen/ da stehen schon die rote Zettelchen da drauf {*Produkte, die aufgrund von bevorstehendem Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums vergünstigt verkauft werden*}, oder wie heißt das? Ja? Ein bisschen billiger/ Es ist noch/ Frist noch zum Beispiel zwei Tagen oder so. So kann man Hackfleisch kaufen. (3) So.“ (15) So können sie sich im Sonderangebot insbesondere Hackfleisch leisten. Lidl und Sky, die weiter entfernt sind, werden seltener besucht. Der russische Spezialitätenladen wird aufgrund der höheren Preise seltener und häufig nur zum Kauf bestimmter Lebensmittel zu Feiertagen aufgesucht. Im russischen Spezialitätenladen schmecken einige Lebensmittel deutlich besser als in „deutschen Läden“. Des Weiteren weckt er Kindheitserinnerungen. „Gefühl von Kindheit und Jugend. [Befragte lächelt, offene Körperhaltung (beide Handflächen nach oben zeigend)] Ja. [Befragte lächelt.] So ein Gefühl. Diese Pralinen und (.) deshalb. Nicht was/ weil es so besser schmeckt. Aber trotzdem die Gurken schmecken besser. Gurken und Tomaten schmecken besser. Nicht so wie in Aldi. Das kaufen wir uns ständig. Gurken und Tomaten. (3) Nicht nur zum Feiertag. Ständig. Zum Beispiel in Salat oder wenn ich sogenannte Rassolnik {*russische/ ukrainische Fleisch- oder Fischsuppe; Hauptzutat sind kleingeschnittene Salzgurken/ Gurkenlake*}, ja, dann kaufe ich Gurken bei Aldi. Nu Salzige (.) Sonst zum Essen nur im russischen Laden.“ (105) Der Spezialitätenladen verführt aber auch zum Kauf von nicht notwendigen Sachen, was das festgelegte Budget überschreitet. Deswegen wird dieser nicht oft aufgesucht. Bei einem höheren Budget wäre ein häufigerer Besuch denkbar. Auf dem Wochenmarkt kauft Fr. Reich günstig Obst, Putenflügel und Suppenhühner. Andere Fleischsorten sind zu teuer. Das Wichtigste beim Einkaufen, was sie besonders betont, sind Obst und Gemüse. Sie erklärt es damit, dass in Sibirien zu wenig Obst und Gemüse gegessen wurde. Dort waren Teiggerichte die Regel. Unbekannten Lebensmitteln begegnet Fr. Reich zunächst reserviert. Sie muss neue Lebensmittel zunächst bei jemandem sehen oder probieren, bevor sie sich diese eventuell kauft. Sie kann sich ihr Verhalten selbst nicht erklären. „Fast immer die Gleiche. Ich/ So/ Etwas, das mir nicht bekannt ist, das kaufe ich nicht [Befragte schüttelt mit dem Kopf.]. Ich weiß nicht warum, aber/ (.) Wenn ich das/ dasselbe sehe bei meiner Tochter oder irgendwo bei einem Mensch Zuhause und probiere, dann vielleicht kann ich auch das kaufen. Sonst nicht.“ (127) Fertigprodukte werden außer Brotaufstrich fast nie gekauft. Ebenso spielen Markenprodukte keine relevante Rolle.

Die Lebensmittelversorgung im geografischen Herkunftsland sah im Vergleich zu Deutschland, was die Selbstversorgung anbetrifft, nicht anders aus. Fr. Reich hatte keinen eigenen Garten, aber es bestand die Möglichkeit, von den Schwiegereltern Johannesbeeren zubekommen und diese einzukochen. Ansonsten wurde alles, was verfügbar war, eingekauft. Dennoch mussten sie auf einige Lebensmittel wie bestimmte Obstsorten verzichten, weil diese zur damaligen Zeit entweder nicht zu erwerben oder zu teuer waren.

Fr. Reich: (9) Zum Beispiel so exotische Obst zum Beispiel/ Haben wir nicht gekauft. Aber bei uns damals war es nicht zu viel alles. Nicht zu viel. Jetzt ist in Russland auch alles voll. Ah damals in Sibirien, nein [Be-

fragte schüttelt den Kopf]. Wir haben diese Apfelsinen oder Mandarinen nie gesehen. Bananen auch nicht. Nur letzte Jahre. (153) [...]

I: Das heißt, dass es exotische Früchte zu dem Zeitpunkt, wo Sie da gewohnt haben, nicht gab. Gab es noch andere Lebensmittel/ *[Befragte unterbricht Interviewerin.]*

Fr. Reich: Sie waren teuer. Bananen. Letzte Jahre waren schon, aber zu/ sehr teuer. (.) Meine Tochter hat sich gewünscht zum Geburtstag eine Kiste Banane. Und wir haben ihr das gekauft. (153–157)

Damit lässt sich auch erklären, dass die Familie der Befragten nach der Einreise nach Deutschland über ein Jahr jeden Tag Bananen, die in ihrem geografischen Herkunftsland kaum zu bekommen waren, gegessen hat. Des Weiteren musste in Russland bei Fleisch gespart werden. Fleisch ohne Knochen konnten sie sich nicht leisten.

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Das Einkaufsverhalten von Fr. Reich hat sich in den letzten Jahren nach der Einreise nach Deutschland nicht sonderbar verändert. Immer noch müssen sie und ihr Mann auf das Geld achten. Sie können immer noch nicht alles nach Belieben kaufen. Das Sichten von Angeboten ist immer noch präsent. Sie leben gleichbleibend in einfachen bescheidenen Verhältnissen, die ihnen keine großen Sprünge erlauben.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Geldsparen setzt sich auch bei dem Kochverhalten weiter fort. Um Strom zu sparen, werden viele Gerichte in einem kleinen Grill und nicht im Backofen zubereitet. „Grillen kann man, ja. Oder für uns für zwei, wenn ich backe, backe ich in diesem kleinen Herd. Ein bisschen Strom zu sparen. Nicht dieses großes Herd.“ (53) Auch bei dem Besuch der Kinder, bei dem Fr. Reich etwas Besonderes zu kochen versucht, wird deutlich, dass die finanziellen Ressourcen begrenzt sind. Salate zur gemeinsamen Zubereitung, die die Tochter aus dem Internet herausucht, müssen in der Zubereitung günstig und schnell sein. Es wird ebenfalls ersichtlich, dass Fr. Reich eine Neigung für bekannte, traditionelle Speisen hat. Lediglich von der Tochter kommen neue Einflüsse. Einen besonderen Stellenwert haben Suppen im Alltag. Sie werden in der Regel alle zwei bis drei Tage zubereitet. Fr. Reich gibt zu verstehen, dass sie und ihr Mann alles vertragen und alles essen können, was sie als einen Segen sieht. „Nein, wir essen eigentlich so alles. (3) Gott sei Dank bis jetzt. @2)@“ (133) Lediglich einige Lebensmittel mag sie aufgrund des Geschmacks nicht. Dazu gehören Rosenkohl, Porree und Radieschen. Bei Radieschen stellt sie heraus, dass sie diese trotz des Gesundheitswertes nicht mag. „Zum Beispiel für mich persönlich, ja, diese Radiesen *{Befragte meint Radieschen}*. Sie sind gesund, aber ich mag sie nicht.“ (139)

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Neben dem täglichen Konsum von Bananen über ein Jahr unmittelbar nach der Ankunft, was heute nicht mehr der Fall ist, ist der Obst- und Gemüsekonsum allgemein gestiegen. Darüber hinaus berichtet Fr. Reich von einem geringeren Konsum an Fleisch. Dennoch essen sie und ihr Mann dreimal pro Woche Fleisch, was sie leise und seufzend äußert. Sie vertritt die Ansicht, dass mit dem Alter der Fleischkonsum gesenkt und der Obst- und Gemüsekonsum gesteigert werden sollte. „Das/ das ist in meinem Sinn. Wir müssen mehr Obst und Gemüse essen. Weil wir schon ältern sind. Älter/ älter sind, deshalb. Nicht zu viel Fleisch.“ (43) Fleisch ist hingegen elementar in ihrer Ernährung auch heute, wie sie im Nachgespräch erzählt. Sie ist davon überzeugt, dass Menschen keine Vegetarier sind. „Das ist die Natur der Dinge“ sagt sie explizit.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Indirekt lassen sich über die Ausführungen zum Einkaufsverhalten Abschnitte zur Gesundheit finden. Fr. Reich macht deutlich, dass beim Einkaufen Obst und Gemüse nicht fehlen dürfen. Sie stellt mit ihren Schilderungen heraus, dass ihr die gesellschaftlichen Erwartungen eines gesundheitsorientierten Verhaltens bekannt sind und sie nach Möglichkeit versucht, diesen zu entsprechen.

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs zeigt sich Fr. Reich im Vergleich zum ersten Teil unentschlossener und unsicherer, was u. a. durch die Nutzung des Wortes „vielleicht“ deutlich wird. Sie braucht eine Bestätigung der Interviewerin bei ihren Annahmen, was ihre Unsicherheit nochmals unterstreicht. Deutlich längere Sprechpausen und Satzabbrüche sind des Weiteren zu vermerken. An einigen Stellen im Gespräch tritt ihr vorwurfvolles Verhalten zum Vorschein.

Einkaufsverhalten

Die Nährwertkennzeichnung ist für Fr. Reich nichts Alltägliches. Dies spiegelt sich bei dem Ausschauen des präferierten und des gesunden Lebensmittels wider. Bei dem Präferierten zählt die Optik des Produkts. Die weiße Farbe bei Butter Toast nimmt Fr. Reich als Qualitätsmerkmal wahr, wohingegen braune Farbe zur Abwertung des Produkts führt. Bei dem gesunden Produkt entscheidet sie sich nach einem längeren Hin und Her für ein Produkt, welches trockener ist, denn ihrer Auffassung nach ist ein trockeneres Brot gesünder als ein weicheres Brot. Im Allgemeinen werden von Fr. Reich Lebensmittel fast nie nach dem Gesundheitsaspekt herausgesucht, was sie mit gesenkter Stimme kommuniziert.

I: [...] Wählen Sie ihre Lebensmittel danach aus, ob sie gesund sind?

Fr. Reich: *Fast nie* [Befragte schüttelt mit dem Kopf und hat ein kleines Lächeln auf den Lippen]. (.)
 Nein. „*Fast nie* [Befragte schüttelt mit dem Kopf und hat ein kleines Lächeln auf den Lippen]. (.)
 Nein.“ (214–215)

Die gesenkte Stimme kann dahingehend gedeutet werden, dass ihr das unangenehm erscheint. Gerade beim Einkaufen sieht Fr. Reich keinen Nutzen der Nährwertkennzeichnung, denn ein schneller Vergleich ist mit dieser nicht möglich. Erst zu Hause wäre ein Vergleich denkbar, was aber zu viel Zeit in Anspruch nimmt. Des Weiteren hat sie Misstrauen gegenüber den Angaben der Nährwertkennzeichnung – insbesondere bei Zucker. Das Misstrauen in die Angaben rührt vom allgemeinen Misstrauen in die Lebensmittelindustrie. Als Beispiel führt Fr. Reich Biolebensmittel an, die trotz Anbau an einer häufig befahrenen mehrspurigen Straße als Bioprodukte vermarktet werden. Ihrem Verständnis nach dürfen Biolebensmittel keine Zusätze enthalten und kommen ausschließlich aus der Eigenproduktion. Sie selbst kauft – ganz im Gegensatz zu den „Deutschen“ – keine Biolebensmittel aufgrund des höheren Preises.

I: Kaufen Sie Bioprodukte?

Fr. Reich: Nein. Aber auf, auf dem **Markt** am Dienstag oder Samstag, hier, Deutsche/ Die Deutsche @(aus Deutschland)@ sie kaufen das. Ich hab gesehen.

I: Und warum kaufen Sie keine Biolebensmittelprodukte? Gib es einen Grund dafür?

Fr. Reich: So einfach für uns ist das teuer. Das ist/ Für uns ist das wichtig – Preis. Am erste Preis. (574–577)

An diesem Zitat wird deutlich, wie Fr. Reich sich von den Anderen „den Deutschen“ über Biolebensmittel abgrenzt.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Der Selbstzubereitung der Speisen misst Fr. Reich hohe Bedeutung zu. Sie ist fast ausschließlich dafür zuständig. Lediglich Fleischgerichte fallen in den Zuständigkeitsbereich ihres Mannes. Speisen, die kurz und einfach in der Zubereitung sind, gehören zu den gern und häufig zubereiteten Gerichten wie z. B. Bratkartoffeln oder Suppe. Bei Suppen experimentiert sie gerne mit Gewürzen, denen sie eine gesundheitliche Wirkung zuschreibt. „Ich hab so gehört, dass in der +Ayurvedischen Küche+, Ayurveda, Ingwer und Curcuma **ist wichtig in die Suppe** und mit Fleisch und alles. Das (.) ist gesund. Also bei mir ist die Suppe/ schmeckt gut. Ich probiere immer, immer und noch was dazu. So. @(Macht mir Spaß jetzt)@.“ (507) Aber auch Rote Beete schreibt sie eine gesundheitliche Wirkung zu. Es ist ein wichtiges Lebensmittel in ihrer Küche. Daraus werden nicht nur Suppen, sondern auch Salate zubereitet. Eine Prägung auf rote Beete, eins der Grundnahrungsmittel, erfolgte bereits in der ehemaligen Sowjetunion. „Wir haben damals viel Rote Beete gegessen. Und gekocht und Salate gemacht. Und so genannte Vinaigrette {Rote Beete Salat mit u. a. Kartoffeln, Sauerkraut/Weißkraut, Kidneybohnen oder Erbsen} ge-

macht, alles. Rote Beete war immer auf dem Tisch, weil Rote Beete (.) tut gut für Kreislauf und Blut, (.) Leber. So habe ich gehört oder gelesen. Jetzt, weiß ich schon nicht.“ (513) Hingegen ist sie bezüglich des Gesundheitsaspekts der Lebensmittel ambivalent. Sie gibt bei direktem Nachfragen zu verstehen, dass sie Lebensmittel fast nie nach dem Gesundheitsaspekt auswählt und erklärt es damit, dass sie und ihr Mann noch alles, was sie auch im ersten Teil des Interviews erwähnte, außer zu stark Angebratenes und Fettiges, gut vertragen. „Und wissen Sie warum? Weil/ [Befragte lehnt sich wieder zurück.] (.) Eigentlich und ich und mein Mann wir können noch alles essen. Vielleicht noch ein/ So Fettiges/ ganz Fettiges nicht. Oder sehr gebraten, nein [Befragte lehnt sich wieder nach vorne]. Wir achten schon das. Aber trotzdem essen wir alles und (.) Deshalb so was Gesundes raussuchen/ Machen wir so was nicht [Befragte schüttelt mit dem Kopf].“ (217)

Bei ihr findet ebenfalls eine gedankliche Abgrenzung der Speisen statt. Typisch russische Gerichte stellen für sie Pelmeni, Bortsch und Okroschka dar. Sauerkraut mit Wurst ist typisch Deutsch. Zur russlanddeutschen Küche zählt sie u. a. Wiggel, Früchtesuppe und Krebel.

Ein gesundes Lebensmittel muss ihrem Empfinden nach folgende Kriterien erfüllen: Es darf nicht zu scharf und zu fettig sein. Als Beispiel nennt sie Süßes, Pralinen und Schweinefleisch. Schweinefleisch ist ihrer Ansicht „schwerer“ als Putenfleisch, und somit ungesünder, was sie allerdings nicht davon abhält, gelegentlich Schweinefleisch, wenn das Begehren aufgrund des Geschmacks danach aufkommt, zu konsumieren. Ebenso verhält es sich mit Schokolade. Es ist ihrer Definition nach ungesund, wird von ihr aber geliebt. Damit zeigt sie den Widerspruch zwischen „gesunder Ernährung“ und ihren „Essensvorlieben“. Ebenso mag sie jeden zweiten Tag Kakao. „Gesunde Ernährung“ ist bei Fr. Reich nicht von oberster Priorität in ihrem Alltag, denn sie sieht noch keinen Handlungsbedarf dafür. Jedoch kommuniziert sie, dass ihr bewusst ist, dass sie und ihr Mann bei ihrer Ernährung aufpassen müssen, was sie noch nicht tun, rechtfertigt aber im gleichen Moment, dass sie nicht so viel Ungesundes essen. Sie berichtet hingegen auch von geringerem Konsum an Brot. Dies kann dahingehend gedeutet werden, dass sie Brot als weniger gesund ansieht. Fr. Reich bewertet Lebensmittel, indem sie diese in gesund und ungesund differenziert. Sie bewertet diese nicht nur, sondern wertschätzt diese. Bereits beim Einkaufen wird nur so viel eingekauft, wie innerhalb einer kurzen Zeit verbraucht werden kann. Lebensmittel werden erst dann entsorgt, wenn sie verdorben sind. Auch über das Mindesthaltbarkeitsdatum hinaus werden Lebensmittel noch konsumiert. „Nu ja. Aber zum Beispiel ich hab doch gesagt. Am Abend wenn man vorbei geht bei Aldi oder Lidl besonders, kann man was mit so eine rote (3) drauf. [...] Zum Beispiel in zwei Tagen (.) Frist, ja. (.) So was kaufen wir. [...] Kein Problem, ja. Diese zwei Tage das zu essen. Kein Problem.“ (591–595)

Fr. Reich zieht auch einige Vergleiche zwischen ihrem geografischen Herkunftsland und Deutschland in Bezug auf das Essen. Dadurch, dass sie Kartoffeln sehr gerne isst, fällt ihr auf, dass in Deutschland die Kartoffeln nicht dieselben wie in Russland sind. Sie lassen sich nicht so gut anbraten. Auch die Zubereitung von Krebel und das Endresultat entspre-

chen nicht dem in Sibirien. Die Kriebel sind nicht so weich und groß, was sie sich nicht erklären kann. Des Weiteren vermisst sie den Geschmack der Tomaten aus Russland. Bisher konnte sie keine vergleichbaren Tomaten, die aromatisch, saftig und gleichzeitig so groß wie in Russland sind, in Deutschland finden. Sie verherrlicht die Tomaten in Russland. „Zum Beispiel Tomaten. Ich hab hier noch nie (.) so gute Tomaten gegessen, wie zum Beispiel in Russland. Es gibt in Russland mehr Sonne. Mehr Sonne. Tomaten brauchen Sonne. Oder nach Sibirien kommen Tomaten auch aus Mittelasien. Aus Kirgisien, Usbekistan. Sie sind so süß und so (.) +saftig+.“ (557)

Mahlzeiten

Gemeinsame Mahlzeiten haben immer mehr an Bedeutung verloren. Infolge der unterschiedlichen Aufstehzeiten frühstücken Fr. Reich und ihr Mann nicht gemeinsam. Das Abendessen wird ebenfalls häufig getrennt eingenommen, da ihr Mann häufig zu dieser Zeit noch unterwegs ist. Wohingegen das Mittagessen immer noch gemeinsam eingenommen wird.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Reich charakterisiert ihren Kochstil hauptsächlich als russisch/sowjetisch mit etwas wolgadeutschen Komponenten.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Nach dem, was Fr. Reich kommuniziert, hat sich ihr Ess- und Kochverhalten nicht wesentlich verändert. Neu hinzugekommen sind einige Gewürze bzw. Gemüsesorten, die sie erst in Deutschland kennenlernte. Dazu gehören Ingwer, Curcuma und Sellerie.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Eine klare Definition des Begriffs Gesundheit erfolgt bei Fr. Reich nicht. Sie führt lediglich einige Sportarten wie Schwimmen und Gymnastik bei der Frage nach Gesundheit auf. Sie sieht ihr eigenes Verhalten als nicht immer gesund an. Dadurch, dass sie keinen geregelten Arbeitstag mehr hat, ist sie geneigt, länger im Bett zu bleiben und sich im Alltag weniger zu bewegen, was ihrer Ansicht nach ungesund ist. „Wenn man zur Arbeit geht/ Also steht man am Morgen früh auf. Nicht bis neun Uhr so im Bett bleiben. Ich liebe das, im Bett bis neun Uhr bleiben. Kaffee trinken und lesen. Lesen und lesen und lesen. Aber das das ist nicht immer so gesund. Ja.“ (463) Sie schätzt ihren eigenen Gesundheitszustand als mittelmäßig ein. Außer an Rückenschmerzen leidet sie noch an hämolytischer Anämie, Eisenmangel, Übergewicht (BMI von 27,83) und Bluthochdruck. Dennoch macht sie nichts, um ihren Gesundheitszustand zu verbessern. Rückengymnastik macht sie aufgrund von Faulheit selten, wie sie selbst sagt. Weiteren sportlichen Betätigungen geht sie im Vergleich zu ihrem Mann nicht nach. Aus Angst herunterzufallen, meidet sie Radfahren. Wegen Sprachproblemen hat sie Angst, in ein Sportzentrum zu gehen. Andere Betätigungen, vergleichbar von der Belastung wie Jog-

gen, sind ihr zu anstrengend. Sie wünscht sich eine Begleitperson zu den sportlichen Aktivitäten oder das Trainieren in einer Gruppe, denn allein traut sie sich nicht. Die einzige körperliche Betätigung ist das tägliche Spazierengehen in Begleitung, gelegentliches Schwimmen mit ihrem Mann oder das regelmäßige Betreuen ihres Enkels.

Eine klare Definition des Begriffes Prävention kann sie nicht geben. Die Interviewerin muss ihr den Begriff erläutern. Fr. Reich erklärt sich daraufhin mit der Definition einverstanden, aber bezieht diese in Bezug auf Bewegung nicht auf sich, sondern ihre Tochter. Ihrer Ansicht nach nimmt die Prävention in Russland genau den gleichen Stellenwert wie in Deutschland ein. Jedoch ist es immer vom Individuum abhängig, ob es für einen wichtig ist. Sie merkt an, dass in Deutschland viele Menschen Sport treiben.

Ihr eigenes Sport- und Bewegungsverhalten hat sich in den letzten sieben Jahren verändert. Nach der Einreise nach Deutschland war sie fit, was sich nach dem Schlaganfall änderte. Sie geht keiner Arbeit mehr nach und hat nicht mehr diese Belastung wie früher, die sie fit gehalten hat. Infolgedessen betätigt sie sich wenig und ist der Alltagsroutine verfallen. Die einzige Beschäftigung ist der Haushalt. „Ich arbeite nicht. Ich hab nicht so viel (3) so +die Belastung ist nicht so groß+. Nur Zuhause. Haushalt und das ist alles. Deshalb (.) +Der Mensch muss immer schärfer als das Messer sein, um etwas zu machen+ {Redewendung}. +Und hier lassen wir uns etwas gehen+. +Das hat auch eine Bedeutung+.“ (457)

Migration und Integration

Fr. Reich ist sich sicher, dass sie keine Russin ist. Sie fühlt sich, „als ob“ sie Deutsche wäre. Von außenstehenden Personen wird sie jedoch nicht als Deutsche wahrgenommen. „Ich bin keine Russin. +Auf jeden Fall+. Ich fühle mich, als ob ich Deutsche bin. **Aber** ich hab jetzt schon verstanden, **dass für die Deutschen** hier sind wir keine Deutsche. Das hab ich schon verstanden. Ganz deutlich.“ (633) Dieser Ausdruck „als ob“ vermittelt hingegen den Eindruck von Irrealität. Trotz der eigenen noch nicht perfekten deutschen Sprachkenntnisse fühlt sie sich zu Deutschland zugehörig. Zum Verzweifeln bringt sie, dass sie nicht als echte Deutsche bezeichnet wird. Sie führt diese Fremdwahrnehmung auf die unterschiedlichen Mentalitäten zurück. Trotz der deutschen Erziehung und Pflege der deutschen Kultur in der Sowjetunion hat die Sowjetunion sie kulturell und sozial geprägt. „Wir sind **Verschiedene**. Wir sind **so erzogen**. (2) Zum Beispiel ja Sprache Zuhause, kochen Zuhause, solche Umgebung ist. **Aber trotzdem**, diese sowjetische Zeiten +hat Spuren hinterlassen+. Wir sind so erzogen atheistisch. Und so wie in Sowjetzeiten.“ (649) Auch die Frage von Anderen aus welchem Land sie komme, missfällt ihr. Sie möchte nicht gleichgesetzt werden mit „Kommt aus Russland, also gleich Russin.“ Ihre Heimat ist für sie zwar ihre Geburtsstadt in Russland, jedoch möchte sie nicht wieder zurück. Die vorherrschende Gesellschaft in Deutschland sagt ihr zu. Aber sie ist der Ansicht, dass ältere Personen wie sie, in der vorherrschenden Gesellschaft in Deutschland keinen Platz finden. Sie berichtet im Nachgespräch auch, dass sie und ihr Mann von ihren Nachbarn schikaniert werden. Immer wenn ihr Enkel zu Besuch kommt, kommen die Nachbarn hoch

und beschwerten sich. Danach weint die Befragte häufig. Das Nicht-Dazugehören zu der vorherrschenden Gesellschaft in Deutschland spiegelt sich ebenfalls in den sozialen Kontakten wieder. Früher bestand sozialer Kontakt zu einer autochthonen deutschen Frau, die jedoch verstorben ist. Im Nachgespräch berichtet Fr. Reich, dass sie nicht weiß, wie sie Kontakt zu autochthonen Deutschen knüpfen soll. Einmal wurde ihr angeboten, in die Kirche zu gehen bzw. sich einer kirchlichen Gruppe anzuschließen. Das möchte sie aber nicht. „Kirche ist nicht so meins“ sagt sie. Seit dem Tod der autochthonen deutschen Frau hat Fr. Reich Kontakte zu Personen mit gleichem Migrationshintergrund oder die zumindest die russische Sprache sprechen.

Die russische Sprache ist heute immer noch Fr. Reichs Alltagssprache. Deutsch spricht Fr. Reich lediglich, wenn sie auswärts unterwegs ist. In Fr. Reichs geografischem Herkunftsland wurde hinter verschlossenen Türen in der Familie trotz Verbot der sowjetischen Regierung Deutsch gesprochen, was dazu führte, dass Fr. Reich die deutsche Sprache zumindest akustisch wahrnehmen konnte. „**Meine Eltern waren** alt (.) und nach dem Krieg, egal ob die Sprache verboten war, aber trotzdem haben sie Zuhause miteinander und mit Großeltern Deutsch gesprochen. Und ich hab das gehört.“ (687) Sie führt heute das geringe Nutzen der deutschen Sprache darauf zurück, dass sie erstens zu alt zum Erlernen einer Sprache ist und zweitens keiner Beschäftigung nachgeht, bei der die deutsche Sprache notwendig ist. Deswegen sagt sie von sich, dass Russisch und nicht Deutsch, was ihre Eltern als Muttersprache angaben, ihre Muttersprache darstellt, denn sie denkt immer noch in Russisch. „Meine Muttersprache? So, wie ich es verstehe, für mich ist Russisch Muttersprache. **Egal**, ob meine Eltern +zu Zeiten der Umsiedlung im Jahr 1961+, sie haben da eingetragen, dass unsere Muttersprache ist Deutsch. Aber jetzt versteh ich, weil ich/ Ich denke auf Russisch. Deshalb Muttersprache ist doch Russisch. Und so.“ (669) Sie schätzt ihre eigenen deutschen Sprachkenntnisse als gut ein. Sie gibt zu verstehen, dass sie die deutsche Grammatik kennt und genau wie ihr Mann bereits das Sprachniveau B1 erreicht hat. Dennoch nimmt sie an, dass sie nie perfekt Deutsch sprechen wird, weil ihr fundamentale Dinge wie deutsche Redewendungen oder Humor fehlen. „Und wissen Sie, wir können schon die Sprache hundert nicht/ prozentig, hundertprozentig **nicht kennen**. Warum? (.) Wir kennen die sogenannte +Redewendungen+ nicht. So **Humor** oder so was. Deshalb. Zum Beispiel irgendwo auf der Straße sprach jemand "Können Sie mir bitte sagen, wie spät ist es?". Das ist Ausländer. Wenn man sprach/ sprachte "Können Sie mir bitte sagen, wie spät es ist?" Das sind Deutsche, ja?“ (695)

5.2.2 Richard Turm – „Auf die Verträglichkeit für die Leber bedachter Esser“

„Ja. Das ist/ Und ich habe [Befragter seufzt tief.] Probleme mit Leber und meine Leber sagt mir gleich. Wenn etwas stimmt nicht, meine Leber sagt mir gleich und ich fühle mich (.) nicht gut.“ (79)

Soziodemographie

Hr. Turm (61) ist mit 48 Jahren aus der Ukraine nach Deutschland ausgewandert. Zum Zeitpunkt des Interviews betrug seine Aufenthaltsdauer in Deutschland 12 Jahre. Er ist mit einer Russin verheiratet. Sie haben zusammen eine Tochter und einen Sohn, die bereits ausgezogen sind. Hr. Turm hat einen Hochschulabschluss und arbeitete in der ehemaligen Sowjetunion als Ingenieur in unterschiedlichen Branchen. In Deutschland fand er aufgrund seiner handwerklichen und technischen Begabung zunächst ein anderthalb monatiges Praktikum bei einem Elektronikladen. Dort reparierte er Elektronikgeräte, die keiner der Mitarbeiter reparieren konnte. Dies führte bei den Mitarbeitern zu Neid und Angst den eigenen Arbeitsplatz zu verlieren. Die Folge war Erniedrigung und Mobbing. Heute arbeitet er wegen seiner Lebererkrankung, die zur Frühberentung führte, nicht.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 501–1500 Euro pro Monat. Für Lebensmittel werden 70–75 Euro pro Woche ausgegeben.

Interviewsituation

Das Interview lässt sich in zwei Teile teilen, in denen Hr. Turm seine individuellen Perspektiven in Bezug auf Einkauf, Essen, Gesundheit und Migration schildert. Ab Beginn mit der Nährwertkennzeichnung wird Hr. Turm unsicherer und zögernder in seinen Aussagen. Längere Denkpausen bestimmen das Gespräch.

Kennzeichnend für seinen Sprachstil ist in beiden Gesprächsteilen die durchgehend holprige Sprache, was durch Wort-, Satzabbrüche und Gedankensprünge erkennbar ist. Die Sätze sind kurz, abgehackt und mit wenigen Adjektiven. Viele Sätze bestehen ausschließlich aus aneinander gereihten Worten. Hr. Turm weicht an vielen Stellen den Fragen der Interviewerin aus oder schweift leicht vom Thema ab bzw. holt weit aus. Er hat leichte Probleme die Interviewerin zu verstehen, was das Senken des Sprachniveaus seitens der Interviewerin zur Folge hat. Die Hauptsprache im Interview ist dennoch Deutsch. Russisch wird nichtsdestotrotz in regelmäßigen Abständen von dem Befragten gebraucht.

Hr. Turm macht während des Interviews den Eindruck eines lebendigen, lauten und teilweise unzufriedenen Menschen – unzufrieden mit Geschehnissen aus der Vergangenheit, die ihn heute noch beschäftigen.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Gewöhnlich ist Hr. Turm für das Einkaufen zuständig. Mit einem Einkaufszettel von seiner Frau ausgerüstet und einem festgelegten Budget von maximal 75 Euro geht er einkaufen. Seine Frau erledigt lediglich Kleinkäufe. Er begründet seine Hauptverantwortlichkeit damit, dass seine Frau eine Ewigkeit zum Einkaufen benötigt. Er hingegen geht gezielt vor. „Einfach (.) weil wenn meine Frau geht im Laden, das dauert Ewigkeit. Ich weiß alles, @ (wo sich befindet)@. Ich, ich gehe, ich nehme und ich weiß, wie viel brauchen wir. Das ist alles. (.) Grund.“ (67) Freude bereitet ihm das Einkaufen jedoch nicht. Er geht pragmatisch beim Einkaufen vor. „Und ich gehe und ich kaufe, was ich brauche. Das ist alles.“ (53) Einen Lieblingsladen hat er nicht, dafür aber spezielle Tage für bestimmte Besorgungen wie z. B. Lidl, der am Freitagmorgen aufgrund von wöchentlichen Angeboten aufgesucht wird. Gewöhnlich wird von ihm am Samstag der Großeinkauf zu Fuß gemacht, denn ein Auto besitzt er nicht. Dringende Besorgungen werden in einem großen Supermarkt erledigt. Dabei akzeptiert er dort einen Preisaufschlag von mindestens 30 Prozent.

Aufgrund seiner Lebererkrankung ist die Lebensmittelauswahl für ihn begrenzt, was er nachdrücklich hervorhebt. Die Wahl von fettärmeren Varianten eines Lebensmittels ist folglich unabdingbar, wie z. B. Putenfleisch anstelle von fettigerem Fleisch oder Olivenöl anstelle von Butter. Lebensmittel müssen für ihn nicht nur fettarm, sondern auch qualitativ hochwertig sein. Dabei bedeutet qualitativ hochwertig eine gute Verträglichkeit ausgehend von seiner Leber. Dies ist möglich, wenn diese Lebensmittel keine Chemikalien bzw. Zusätze enthalten. Folglich achtet Hr. Turm auf die Zutatenliste, um u. a. Konservierungsstoffe zu meiden. „Und Hauptsache ich guck auf andere Seite, was steht dort. Diese mit welche Konserve/ Konservierungsmittel sie haben und sie!“ (85) Im gleichen Atemzug verweist er darauf, dass er die Ampelkennzeichnung²⁵⁵ gar nicht so „blöd“ findet. „Ei/ Einige Zeit vorher/ Ich weiß nicht/ Vielleicht diese Grüne {Partei in Deutschland} haben das versucht, diese Markierung/ (2) Ampelmarkierung machen. Und ich finde das wäre nicht so blöd.“ (85) Den Grund kann er hingegen nicht nennen. Weiter kritisiert er, dass in Deutschland auf die Selbstverantwortung des Käufers gepocht wird bzw. dieser bei seiner Entscheidung allein gelassen wird. Als Beispiel führt er auf, dass in einigen Ländern bestimmte Stoffe in Lebensmitteln nicht erlaubt sind, wohingegen in Deutschland diese zugelassen sind und folglich der Verbraucher sich selbst darüber informieren muss, was alles in den Lebensmitteln enthalten ist.

²⁵⁵ Freiwillige Nährwertkennzeichnung, die mit Ampelfarben und einer bestimmten Darstellung arbeitet (vgl. Lebensmittelverband Deutschland 2022a).

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Das Einkaufsverhalten Hr. Turms hat sich in die Richtung verändert, dass das Verpackungsdesign heute im Vergleich zu der Zeit nach der Einreise nach Deutschland keinen Einfluss auf sein Kaufverhalten mehr hat. „Ehrlich gesagt, ich weiß nicht. **Verpackung** ich/ Wenn du hier gekommen bist, dann du/ Ja guckst ja, das ist diese Verpackung (2) schöner aussieht als das. Jetzt schon nicht.“ (85) Wichtiger sind ihm nun Angaben wie Zusatzstoffe in der Zutatenliste. Darüber hinaus sind im Vergleich zu der Zeit nach der Einreise die Lebensmittelausgaben aufgrund der Verteuerung gestiegen.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

In ersten Teil des Gesprächs verweist Hr. Turm bei seinem Essverhalten lediglich darauf, dass im Frühling und Sommer er und seine Frau alles aus dem Kleingarten essen. „[...] am, am, am, im Sommer und im später Frühling, wir versuchen alles essen von unsere Kleingarten. Dort haben wir Gemüsebeeten und das ist rein/ reine Sache Bio.“ (49)

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Hr. Turm kommuniziert in Teilen ein gesundheitsorientiertes Verhalten. Er ist aufgrund seiner Lebererkrankung genötigt, fettärmere Lebensmittel zu konsumieren und auf Zusatzstoffe zu achten.

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs wird Hr. Turm mit der Nährwertkennzeichnung konfrontiert, die für ihn keine Bedeutung hat. Neben seiner Unsicherheit und seine teilweise offen ausgesprochenen fehlenden Kenntnisse wird erkennbar, dass die Nährwertkennzeichnung für ihn etwas Negatives darstellt und zu Belastung und mentaler Anstrengung führt, was u. a. durch das häufigere Seufzen offensichtlich wird.

Einkaufsverhalten

Bei dem Experiment mit der Nährwertkennzeichnung fällt auf, dass Hr. Turm sich sofort als erstes die Zutatenliste bei Balance activ Sandwich ansieht. Bei dem präferierten Lebensmittel entscheidet er sich indirekt nach dem subjektiv empfundenen Gesundheitswert. Die Auswahl des gesünderen Lebensmittels ist ein langwieriger Prozess und unklar – insbesondere weil für Hr. Turm das Hauptauswahlkriterium die Verträglichkeit von Lebensmitteln ist. Er nutzt außer der Nährwerttabelle keine weiteren ablesbaren Auswahlkriterien. Dabei unterteilt er Lebensmittel in gesund und ungesund. Butter Toast ist seiner Ansicht nach nicht gesund, denn es enthält Butter, was er nicht verträgt und zu viele Scheiben, bei denen er sich genötigt fühlt, alle auf einmal aufzuessen. Er entscheidet sich für Filinchen Abendbrot und Filinchen Ballaststoffe. Filinchen Ballaststoffe „steht ihm bes-

ser“, was er nicht erklären kann. Er verweist darauf, dass er die beiden Produkte aber zunächst ausprobieren müsste, um zu wissen, ob sie gesund sind bzw. von seiner Leber vertragen werden.

Er gesteht, die Nährwertkennzeichnung im Alltag nicht zu nutzen. Lediglich Fett in der Nährwerttabelle ist für ihn von Interesse. Milch z. B. darf dabei nur 1,5 %, Kefir 0,1–1,5 % und Käse 30 % Fett enthalten. Salz und Kalorien haben für ihn keine Relevanz. Hingegen gibt er zu, dass er auf Kalorien achten müsste. „Und Kilokalorien/ Ich/ Ehrlich gesagt, ich rechne nicht, weil (.) [Befragter seufzt tief, stellt Filinchen Abendbrot ab und nimmt nur Filinchen Ballaststoffe in beide Hände.] [Befragter seufzt tief.] Obwohl ich muss. @(.)@“ (165) Insgesamt hat er eine kritische Einstellung zu der Nährwertkennzeichnung. Er misstraut den Angaben der Nährwertkennzeichnung. Aber nicht nur diesen Angaben misstraut er, sondern der gesamten Lebensmittelindustrie. Andere Angaben wie Zusatzstoffe sind ihm wichtiger als die Nährwertkennzeichnung. Lebensmittel mit wenigen Zusätzen werden bevorzugt. Weitere wichtigere Kriterien sind Regionalität und Saisonalität aufgrund der geringeren Zusätze in den Lebensmitteln. Er spricht sich auch wegen der Zusätze gegen Fertiggerichte aus. Hingegen ist er inkonsequent in seiner Einstellung gegenüber diesen, denn fertige Hähnchenpelmeni oder tiefgefrorenes Hähnchen konsumiert er gelegentlich. „Im Aldi sind diese Hähnchen nicht so schlecht. Tiefgefrorene. Ich weiß nicht warum, aber (2) keine Grund zu große Panik @(bei mir)@.“ (382) Hähnchenpelmeni kauft er sich gerne im russischen Laden. Darüber hinaus kauft er dort eingelegte Tomaten, Pilze, Gebäck und Chalva – es muss aber die russische und nicht die türkische Chalva sein, was er ausdrücklich heraushebt. In den russischen Laden begibt er sich, wenn er sich verwöhnen lassen oder in alten Zeiten schwelgen möchte. „Aber das verstehen Sie? @(.)@ Das ist als Kennzeichne für @(alte Zeiten)@. Einfach ein bisschen, ein bisschen sich @(verwöhnen)@. @(3)@“ (382)

Hr. Turm kommuniziert des Weiteren die Wichtigkeit, Lebensmittel nicht wegzuwerfen, was er mit seiner Erziehung zu erklären versucht. Seine Mutter und Großmutter haben „Holodomor“²⁵⁶ und Rationalisierung der Lebensmittel durchlebt und ihm früh vermittelt, Lebensmittel wertzuschätzen. Aus diesem Grund versucht er heute nur so viele Lebensmittel einzukaufen, die er verbraucht, um diese nicht unnötig zu entsorgen. Dennoch werden von ihm einige Milchprodukte nach Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums entsorgt. Um dem vorzubeugen, bemüht er sich, bereits im Laden Lebensmittel mit einem längeren Mindesthaltbarkeitsdatum zu kaufen. „Ehrlich gesagt (.) Diese/ Wenn übermorgen wird ein 25./ Steht in auf diese erste Reihe {Befragter meint, wenn das Produkt im Regal ganz vorne steht}, immer @(dann ich schiebe an die Seite und nehme aus zweiter Reihe)@.“ (496) Grundsätzlich werden keine Lebensmittel mit abgelaufenem Mindesthaltbarkeitsdatum gekauft, da seine Leber diese nicht verträgt. In diesem Verhalten lässt sich ein teilweise inkonsequentes Verhalten feststellen.

²⁵⁶ In der Ukraine wurde die Hungersnot als Holodomor (1932/33) klassifiziert. Es war eine von der Sowjetregierung wissentlich herbeigeführte Hungersnot (vgl. Eisfeld 2017, S. 103).

Hr. Turm weißt einerseits deutlich darauf hin, dass das Wegwerfen von Lebensmitteln mit seiner Erziehung nicht vereinbar ist, andererseits kauft er keine Lebensmittel, die kurz vor dem Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums sind oder wirft abgelaufene Lebensmittel weg. Er führt als Legitimation für sein Verhalten seine kranke Leber auf.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Das Thema Essen hat eine zentrale Bedeutung in Hr. Turms Alltag. Seine Erkrankung der Leber, die er seine Beraterin nennt, bestimmt den Essalltag. Dieser ist geprägt von Ausprobieren einiger Lebensmittel bzw. Meiden bestimmter Lebensmittel, denn eine feste Diät kann er nicht befolgen. Sein Arzt hat ihm die Verantwortung für seine Ernährung übertragen. Lediglich Alkohol soll er auf Anraten seines Arztes meiden. „Nein, mein Arzt hat gesagt, dass ich muss auf eigene Erfahrung mich ernähren. Er hat gesagt: "Ja, ich kann dir nicht sagen, du musst das, das, das nicht essen. Hauptsache du kein Alkohol trinken.“ (448) Aufgrund dessen kochen er und seine Frau fast alles selbst, um seine Leber nicht unnötig mit unbekanntem Stoffen oder Gewürzen zu belasten. Hr. Turm ist es wichtig zu wissen, welche Zutaten in seinen Gerichten enthalten sind. Das bedeutet für ihn Qualität. „(3) Wichtig ist, dass ich weiß, welche Zutaten ich nehme. Das ist sehr wichtig. Ich kann überhaupt keine Pfeffer/ Sehr viele diese (.) Gewürze ich vertrage nicht überhaupt. Und deshalb keine Gewürze/ Nu einige wir nehmen, doch. Aber sehr viele nicht. Und das ist Hauptsache. Das ist Qualität für mich persönlich.“ (378) Deswegen kann er nicht verstehen, dass insbesondere junge Menschen nicht mehr Zuhause selbst kochen. Das, was sie essen, wie z. B. Pizza, nennt er „Jugendschiet“. „Oh, ja diese Jugend/ Jugend/ Jugendschiet sagen wir so. Diese verrückte Pizza und so weiter, so weiter und was ist/ Ich finde auch nicht besonders gut, sie/ Diese Leute, die kochen überhaupt nicht zu Hause.“ (370)

Inspirationen für neue Gerichte holt er sich einerseits aus dem Internet in Frauenforen und andererseits im deutsch- und russischsprachigen Fernsehen. Zuhause bereitet er mit seiner Frau sowohl deutsche als auch ukrainisch-russische Speisen zu. Er vertritt die Ansicht, dass einige deutsche Speisen mit russischen oder ukrainischen Speisen vergleichbar sind. Lediglich die Bezeichnungen dafür unterscheiden sich. Die Zubereitungen sind dieselben. „Wissen Sie, sehr viele (3) Sache, welche gibt es in deutsche Küche, gibt es auch in ukrainische Küche. Deshalb nur diese (4) +Benennung ist anders+.“ (396)

Er macht keine direkte Unterscheidung in „deutsche“, „russische/sowjetische“ und „russlanddeutsche“ Küche. Dennoch unterscheidet er indirekt zwischen diesen Küchen. Seiner Meinung nach gibt es einige Speisen in Deutschland, die es in dieser Form in der Ukraine nicht gibt, wie z. B. Püreesuppe und Rotkohl. Diese beiden Speisen schmecken ihm nicht. Außer Kürbis- und Brokkolisuppe schmecken ihm keine weiteren Cremesuppen. Rotkohl missfällt ihm aufgrund des Essigs und des hohen Fettgehalts. Er kann nicht verstehen, wie man es mögen kann. Eine plausible Erklärung ist für ihn das Eintreten einer Gewöh-

nung. In dieser Hinsicht ist er teilweise ambivalent – Rotkohl ist zu fettig, aber „Salo“ (in Salz und Kräutern und Gewürzen gereifter, mehrere Zentimeter dicker Rückenspeck) isst er sehr gerne. Er betont, dass eine kleine Menge an Salo nicht schadet. An diesem Beispiel bzw. Widerspruch zeigt sich, wie Hr. Turm eine gedankliche Abgrenzung der Speisen vornimmt. Salo ist für ihn „russisch“. Rotkohl, was er selbst nicht isst und stark hervorhebt und sich gleichzeitig davon distanziert, ist „deutsch“.

Allgemein fällt es Hr. Turm schwer, eine gesunde Ernährung zu definieren. Er konzentriert sich stärker auf Konservierungsstoffe und Chemie. Ein gesundes Lebensmittel ist seiner Meinung nach ein Lebensmittel, welches ohne Chemie auskommt und grundsätzlich wenige Zusätze enthält. „Wenig Zusätze, wenig Zusätze {Zusätze}. Ein mein auch Bekannter hat gesagt, in russischer Sprache zwischen Wort/ zwei Wörtern ist sehr kleine Unterschrift {Unterschied}, aber die sind sehr +bestimmend+ im Begriff. Es gibt Wort +Gras+ und es gibt Wort +Gift+. Nur eine Buchstabe. {Im Russischen wird aus dem Wort Gras durch das Hinzufügen eines Buchstaben das Wort Gift}.“ (121) Ein gesundes Lebensmittel sollte seiner Meinung nach natürlicher sein. Bioprodukte, die aus dem eigenen Schrebergarten kommen und mit natürlichen Düngern wie Pferdemist gedüngt werden, sind seiner Ansicht nach ein Sinnbild für mehr Natürlichkeit und stellen ein gesundes Lebensmittel dar.

Hr. Turm stellt nicht viele Vergleiche zu Deutschland und seinem geografischen Herkunftsland in Bezug auf Lebensmittel her. Lediglich ein Beispiel führt er anschaulich an und zwar Tomaten. Der Geschmack dieser russischer/ukrainischer Tomaten ist mit dem Geschmack der Tomaten, die in Deutschland erhältlich sind, nicht zu vergleichen, was er sehr bedauert.

Hr. Turm: Aber Tomaten/ Sie haben schon so oder so schon gemacht, dass diese Tomaten schmecken nicht, weil sie nehmen diese Tomaten sehr früh. Sie haben (.) Geschmack geopfert/ Das für der Transport. Transport für diese fü/ für diese Verkäufer ist wichtiger als Geschmack. Und diese Tomaten, die schmecken überhaupt nicht, weil (3) ich weiß nicht, was ist/ (.) Ich weiß, was ist Geschmack von diese Tomaten von Südukraine. Das/ Und im Kasachstan sie kommen aus Kasachstan und meine zwei Cousins, sie wohnen im (Tschingent?).

I: Südlich dann wahrscheinlich, dann?

Hr. Turm: Ja, südlich. Und ich weiß, welche Tomaten dort ist. Du nimmst dort und dort (.) und diese Tomaten sind (?)

I: Das ist was anderes. Da haben Sie recht.

Hr. Turm: Und nicht/ Das ist überhaupt anderes im Geschmacksache. (476–480)

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Hr. Turm charakterisiert seinen Kochstil und den seiner Frau als deutsch, was er ausdrücklich unterstreicht. Des Weiteren als ukrainisch-russisch.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Im Vergleich zu der Zeit heute in Deutschland und der Zeit in der Ukraine lassen sich einige Unterschiede in der Speisenzubereitung beobachten. Aufgrund der eigenen Lebererkrankung kochen Hr. Turm und seine Frau nun fettärmer. In der Ukraine wäre dies schwieriger gewesen, denn Fett und Schweinefleisch gehören untrennbar zu der Küche dieses Landes. „Ah [*Befragter stöhnt auf*], ich habe nicht gewusst, dass ich darf nicht e/ fettiges Essen. Und Ukraine macht überhaupt/ Das ist (.) so historisch gegangen, dass (.) Ukraine macht sehr (.) fettiges Sachen. Ukraine. (.) Deshalb. (.) Na ja, Schweinefleisch dort ist im eine große @ (Ära) @ [*Befragter führt die Hand über den Kopf*] und deshalb +Salo+ {*Speck*}. @ (5) @“ (420)

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Gesundheit assoziiert Hr. Turm mit körperlicher Fitness. Fitness wiederum verbindet er mit Kraft haben, was er häufig nicht hat. Momentan geht es ihm besser, dennoch schätzt er seinen Gesundheitszustand als schlecht ein. Um fit zu sein und somit Kraft zu haben, führt er Körperreinigungen mit Naturmitteln durch. Sein Arzt hingegen glaubt nicht an die Wirkung dieser Reinigung. Nichtsdestotrotz führt er einmal im Jahr diese aus alter russischer Schule durch, um 2–3 Monate eine Besserung der Symptome zu haben. Neben seiner Lebererkrankung leidet er an Übergewicht (BMI: 28,72). Eine bestimmte Ernährung für seine Leber – möglichst frei von reizenden Stoffen, dient Hr. Turm der Gesunderhaltung im alltäglichen sozialen Kontext.

Der Begriff Prävention ist Hr. Turm im ersten Moment nicht bekannt. Nach einer möglichen Definition von der Interviewerin, versucht er einige Beispiele aus seinem Alltag aufzuführen. Ihm ist es bewusst, dass eine rechtzeitige Vorsorge wichtig ist. Zum Beispiel trinkt er kaum Alkohol, was für sowjetische Umstände sehr ungewöhnlich ist, wie er selbst zu verstehen gibt. Seiner Beobachtung nach war Prävention in der ehemaligen Sowjetunion nicht von besonderer Wichtigkeit. Zum Beispiel gehörte Sport als Nebensache bzw. Freizeitbeschäftigung nicht in das Bild der ehemaligen Sowjetunion. „Für dort ich denke wäre besser, wenn du gehst nach dem Arbeit und trinkst als du, nicht so dass gehst nicht nächsten Tag zum Arbeit, als du geht´s irgendwo noch. Weil, ja Sport war dort gut. Aber Sport. (.) Und Sport treiben als (5) Nebensache. (.) Nebensache das ist für/ im Sowjetunion (.) nicht. Es gibt nicht.“ (364) Hr. Turm selbst treibt momentan keinen Sport aufgrund der fehlenden Kraft. In der Vergangenheit war er jedoch stets sportlich aktiv. Vor geraumer Zeit war er in einem Sportstudio aktiv bis er merkte, dass er keine Energie mehr hat. In der ukrainischen Stadt, in der er groß geworden ist, wurde er von seiner Mutter zum Sport als eine Prävention gegen Kriminalität geschickt. Im Jahr 1975/1976 war er sogar sowjetischer Meister im Rugby. Das einzige, was er heute neben den Körperreinigungen aktiv für seine Gesundheit macht, ist das Einlegen von Obsttagen, um etwas abzunehmen. „Und jetzt ich versuche ein bisschen abnehmen. Und jetzt mache ich einfach zweimal pro Woche reine (.) Obsttag. Reine Obsttage und das ist für mich normal. Obwohl ein bisschen schwierig, schwierig.“ (259)

In den letzten Jahren hat sich sein Gesundheitszustand verschlechtert. Bereits nach der Einreise nach Deutschland wusste er, dass etwas mit seiner Gesundheit nicht stimmte. Erst später merkte er, was das Problem war. Er musste negative Erfahrungen mit dem deutschen Gesundheitssystem machen, von dem er heute enttäuscht ist. Seiner Meinung nach betrachtet die Medizin in Deutschland den Menschen nicht ganzheitlich. Er wirft der deutschen Medizin vor, dass diese den Menschen partiell behandelt. „Aber was gefällt mir hier überhaupt nicht in/ mit diese/ Aber was gefällt mir hier nicht, dass ganze Medizin hat ein Mensch geteilt. Einzige sind verantwortlich für diese Sache, einzige für Hand, andere für Fuße und so weiter und so weiter, so weiter. Und/ (5) Und ich denke oder mir scheint so einfach, dass sie haben verloren Übersicht über ganz/ (.) über ein Mensch als, als Ganzes. (.)“ (368) Seiner Ansicht nach wurde er bei seiner Erkrankung nicht richtig informiert und hintergangen, weil er sich noch nicht mit dem Gesundheitssystem auskannte. Ärzten in Deutschland wirft er Profitdenken vor. Hr. Turm geht aber nicht auf die Probleme des sowjetischen bzw. russischen Gesundheitssystems ein.²⁵⁷ An dieser (Nicht-)Problematisierung bzw. an diesem Widerspruch zeigt sich, wie Hr. Turm eine gedankliche Abgrenzung von „hier“ (Deutschland) vornimmt. Er wertet das „hier“ (deutsches Gesundheitssystem) ab, wertet „dort“ (russisches/sowjetisches Gesundheitssystem) zwar nicht auf, aber kritisiert das „dort“ kaum, bzw. nur in Bezug auf Prävention. Hr. Turm ist hingegen bewusst, dass nicht nur in Deutschland diese seiner Ansicht nach misslichen Umstände vorherrschen, sondern überall auf der Welt. Den Ausweg, den er sieht, ist sich ausreichende Meinungen anderer Ärzte parallel einzuholen.

Migration und Integration

Zu Beginn des Gesprächsparts „Migration und Integration“ wird Hr. Turm mit der Frage nach seinem Selbstverständnis konfrontiert, die bei ihm zu einer inneren Spannung führt. Er möchte ein Deutscher sein, obwohl seine Frau eine Russin ist, was er besonders betont. „Ich möchte gern ein Deutscher sein. Obwohl meine Frau ist Russe.“ (510) Für ihn liegt das Problem jedoch nicht darin, wie er sich selbst sieht, sondern wie Andere ihn kategorisieren. Diese Einstufung fällt negativ aus. Hr. Turm muss Diskriminierung und Ausgrenzung erleiden, aber auch das Gefühl in Deutschland nicht erwünscht zu sein, was ihn verbittert und seiner Ansicht nach die Integration behindert. „Vorige Jahr ich (.) fühle mich nicht besonders gut. Ich war zum ein/ Ja (.) Not/ Notkrankenhaus/ (.) Und ich war dort nicht alleine und einige Leute (.) die geben dir verstehen, dass du un, un, un (.) unerwünscht bist [Befragte seufzt tief]. Verstehen Sie? Aber es ist immer (3) ein Stock mit zwei Enden, ja? Es gibt diese +Stock mit zwei Enden+. Erste die möchten mit dir nicht kommunizieren und für dich ist mehrmals schwerer (2) sich integrieren. Aber dann/ wenn die machen so das, die sagen: "Du, du möchtest das nicht, dass du ein Deutsch bist." [Befragter spricht den Satz mit Verachtung]. Verstehen Sie? Und zuerst sie sagen: "Nein" und dann (.) so.“ (514) Diskriminierung und Ausgrenzung

²⁵⁷ Das Gesundheitssystem in der ehemaligen Sowjetunion soll „krank“ gewesen sein. In allen Bereichen des Gesundheitssystem gab es vehemente Kritik (vgl. Müller-Dietz 1987). Auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion „krankt“ das Gesundheitssystem „an unzureichenden Strukturen und einer miserablen Finanzausstattung“ (vgl. Benemann 2010).

musste er hingegen bereits in der ehemaligen Sowjetunion erleiden. Es fand sowohl im privaten als auch beruflichen Leben eine Stigmatisierung statt. Positionen mit Geheimhaltung blieben ihm aufgrund des Misstrauens seitens der autochthonen sowjetischen Bevölkerung verwehrt. Er hat immer zu spüren bekommen, dass er Deutscher ist. Auch Positionen unter seiner Qualifikation musste er aufgrund seines Deutschseins annehmen. Er fühlte sich wie ein „+Fremdkörper in der russischen Gesellschaft+“ (542), wie er sagt. Traurig stimmt ihn das Paradox in Deutschland als Russe und in Russland als Deutscher wahrgenommen zu werden. „[...] was ist interessant, dort ich war ein **Deutsch**, Deutscher. Hier ich bin ein **Russe**. Auch das ist (3) nicht besonders angenehm [*Befragter seufzt tief*].“ (542) Mittlerweile zählt er Deutschland zu seiner Heimat. Insgesamt hat es ein Jahr gedauert, bis Deutschland den Platz eines anderen Ortes oder Raumes einnehmen konnte.

Als es die Möglichkeit gab aus der Sowjetunion nach Deutschland auszureisen, nahm Hr. Turm diese Möglichkeit wegen seiner Mutter, die Angst hatte, nach Deutschland auszureisen, nicht wahr. Heute wünscht er sich, dass seine Mutter auf ihn gehört hätte. Denn seiner Meinung nach integriert man sich in Deutschland, was er als „Platz unter Sonne“ (520) beschreibt, wenn man in jungen Jahren (unter 35 Jahren) einreist. Ältere Personen haben es schwerer. Sie müssen 2–3-mal mehr arbeiten als autochthone Deutsche und erhalten trotz der besseren Leistung weniger Gehalt. Dieses Phänomen ist jedoch auch in vielen anderen Ländern zu beobachten, so Hr. Turm. Eine weitere Möglichkeit, die, wie Hr. Turm selbst zugibt, er nicht nutzte, war das Erlernen der deutschen Sprache von seiner Oma, was er heute teilweise bereut. Hr. Turm schildert, dass zu der damaligen Zeit ihm die deutsche Sprache hingegen mehr Leid zugefügt hätte, als er schon erleiden musste. Beim Spielen mit Kindern war er im Gegensatz zu seinen Kameraden, die Partisanen waren, immer der Faschist. Das war für ihn eine große Belastung – nicht zuletzt wegen der Schlägereien. Um nicht noch mehr Leid erdulden zu müssen, hat Hr. Turm von der Kindheit an auf Russisch gesprochen, was für ihn heute seine Muttersprache darstellt. Auch heute in Deutschland spricht er mit seiner Frau Russisch, denn diese ist eine Russin, worauf Hr. Turm eindringlich nochmals verweist. Dieser Umstand gefällt ihm hingegen nicht. In seiner Stimme und Haltung schwankt eine gewisse Resignation mit.

I: Sprechen Sie jetzt in der Familie auch Russisch oder eher Deutsch? [*Befragter unterbricht Interviewerin.*]

Hr. Turm: Ah, meine Frau ist Russin. [*In der Stimme des Befragten schwangt Resignation mit.*] (529–530)

In der Anwesenheit des autochthonen deutschen Freundes seiner Tochter ist er hingegen verpflichtet, Deutsch zu sprechen, damit sich dieser nicht ausgegrenzt fühlt. „@(Und meine)@ Tochter sagt/ Weil er denkt immer, wenn wir sprechen Russisch, dann wir sprechen über ihm. @(Und etwas Schlechtes)@. @(4)@“ (532) Neben dem Freund seiner Tochter hat er nicht viele Kontak-

te zu autochthonen Deutschen. Sein soziales Netzwerk besteht vornehmlich aus Personen, die den gleichen Migrationshintergrund wie er selbst aufweisen.

5.2.3 Katharina Krieger – „Kontrollierte Esserin“

„Das heißt, wenn man dann kein Sport macht, dann hat man auch schlechtes Gewissen, dass man es nicht gemacht hat. Weil, erstens möchte man das Gewicht, das man dann irgendwann wieder hat. @(hoffe ich)@, auch halten und das macht man durch Sport und so.“ (203)

Soziodemographie

Fr. Krieger (34) ist aus einem deutschen Dorf in Westsibirien (Russland) mit 13 Jahren nach Deutschland ausgewandert. Ihre momentane Aufenthaltsdauer in Deutschland beträgt 21 Jahre. Sie ist verheiratet (Ehemann hat den gleichen Migrationshintergrund; kam vor 9 Jahren nach Deutschland), hat einen Sohn (4) und erwartet ihr zweites Kind. Sie hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss die Fachhochschulreife. Sie verfügt über die Ausbildung „Hauswirtschaft und Pflege“ und arbeitet als Erzieherin. Momentan ist sie hingegen in Mutterschutz. Ihr Ehemann ist ebenfalls berufstätig.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt zwischen 2001–3000 Euro pro Monat. Für Lebensmittel wird zwischen 320–400 Euro pro Monat ausgegeben.

Interviewsituation

Auf zwei unterschiedlichen Arten berichtet Fr. Krieger ihre persönlichen Sichtweisen was Einkauf, Essen, Gesundheit, Migration und Familien- und Hausarbeit anbetrifft. Bis zur Passage mit der Nährwertkennzeichnung macht sie einen selbstsicheren Eindruck – ihre Sprache ist fließend. Danach kommt es zu einem Wandel. Unsicherheit, Selbstverteidigung und stärkere Demonstration von Fachwissen prägen das Gespräch, welches sich in kurzen, stockenden und vermehrt abgebrochenen Sätzen widerspiegelt.

In beiden Teilen des Gesprächs verwendet sie häufig das Wort „man“, was als Unverbindlichkeit und Verstecken hinter Verallgemeinerung gedeutet werden kann. Ihre Aussagen wirken dadurch unpersönlich und schwammig. Weiterhin fällt auf, dass sie oft in der „Wir-Form“ und nicht „Ich-Form“ spricht. Darüber hinaus wird in beiden Teilen des Gesprächs deutlich, dass Fr. Krieger bildungsorientiert ist – auch im privaten Leben.

Die eigene Migration schildert sie erst im zweiten Teil des Gesprächs ausführlicher. Davor kommt es in den Themen Essen, Einkauf und Gesundheit teilweise zum Ausdruck.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Häusliche Verpflichtungen obliegen Fr. Krieger. Sie ist fast ausschließlich, weil es sich so eingebürgert hat, für den Einkauf zuständig. „Das hat sich so eingebürgert, dass ich einkaufe und

dass ich dann irgendwann dann losfahre und einkaufe. Oder nach der Arbeit das erledige, weil ich nicht so/ Weil ich halbtags nur arbeite, wenn ich dann arbeite und dass ich das dann so/ Wir fahren schon zusammen einkaufen, aber in der Regel wird/ kauf ich dann ein.“ (51) Sie legitimiert das Verhalten ihres Mannes, d. h. die Nichtzuständigkeit für das Einkaufen, mit seiner hohen beruflichen Verpflichtung. Der Einkauf selbst ist durch Ambivalenz gekennzeichnet. Last/Routine und Spaß/Vorrecht wechseln sich ab. „Wenn man natürlich wieder mal los muss, weil man/ man muss, dann macht es wahrscheinlich kein Spaß. Oder was heißt kein Spaß? Man macht es automatisch, so man viele Sachen automatisch macht. Aber in der Regel macht es Spaß, weil (3) man selber ja oder ich hab ja das Privileg, @ (2) @ dann auszusuchen, was ich dann koche.“ (55)

Nach Ansicht ihres Mannes ist das Einkaufsverhalten von Fr. Krieger zu gesund, dem sie selbst zustimmt. Des Weiteren ist strukturiertes und gezieltes Einkaufen einer ihrer Prämissen. Sie achtet darauf, nicht viel einzukaufen, um Lebensmittel nicht wegzuschmeißen und setzt bei Bezugsquellen Prioritäten. Dabei ist der Wochenmarkt ihre erste Wahl, gefolgt vom örtlichen Landwirt, Fleischer und Discounter/Supermarkt.

Sie gibt zu verstehen, dass sie bestimmte Kriterien bei der Lebensmittelauswahl hat: Frische, wenig Tiefkühlkost und bewährte Lebensmittel. Essentielle Lebensmittel, die bei keinem Einkauf fehlen dürfen, sind Obst und Gemüse. Weitere Kriterien sind magere Nahrungsmittel, Vorlieben des Sohnes und Angebote. „Es muss frisch aussehen. (13) Ich überlege gerade. Eigentlich ist es automatisch das, was man isst, denn man hat/ Wir essen oder wir essen nicht viel Fleisch. Oder mein Mann esst viel Fleisch, ich dafür nicht. Denn es gibt meistens dann mageres Fleisch und dann im Angebot von der Theke. Meistens. Auch mal auch so bei Aldi und so. Aber in der Regel wird es von der Theke im Angebot gekauft. Und auch frisch verarbeitet, selten eingefroren. Und (3) genau. Und Obst und Gemüse ist/ wird ganz viel eingekauft. Verschiedene Obstsorten und (2) Gemüse. Und das muss halt frisch sein. Bio schau ich da im Moment nicht so drauf. Es sei denn auf dem Wochenmarkt, wenn ich das besorge. Aber wenn ich im Supermarkt/ (.) bin dann/ Ich weiß immer nicht, was da so drinnen ist und dann gehe ich lieber auf den Wochenmarkt und weiß, von wem ich das hab. Und (.) deswegen guck ich da nicht, ob das Bio ist oder nicht. Bio-Bananen werden dann bei Aldi, weil sie da so liegen, so schön/ Die schmecken irgendwie besser, sagt mein Sohn. Die werden dann mitgenommen. Das ist das Einzige.“ (57)

Nach Möglichkeit würde sie am liebsten alles direkt bei den Erzeugern kaufen, was aber ihr festgelegtes Budget nicht zulässt. Ebenso verhält es sich mit Biolebensmitteln – diese stehen für Unverfälschtheit und genießen Akzeptanz und Vertrauen, sofern diese vom Wochenmarkt kommen. Sie sind aber zu teuer. Momentan bleibt Fr. Krieger nichts anderes übrig, als vereinzelte Lebensmittel direkt beim Erzeuger/Wochenmarkt und den Rest in den Lebensmittelläden einzukaufen. Im Gegensatz zu ihr ist es ihrem Ehemann gleichgültig, was der Einkauf kostet, wenn er selbst einkauft.

Was Fertigprodukte anbetrifft, so gehören diese nicht zu den gewohnten gekauften Lebensmitteln. Außer Chicken Wings, Pommes und Pizza werden diese selten gekauft, gefrorenes Gemüse hingegen häufiger. Auf Markenprodukte legt Fr. Krieger keinen besonderen Wert.

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Das Einkaufsverhalten hat sich nach Fr. Kriegers Wahrnehmung in den letzten Jahren nach der Einreise nach Deutschland sehr verändert. Sie gibt zu verstehen, dass sie und ihre Familie zunächst das „Einkaufsprinzip“ erlernen mussten. „Und kommt hierher und muss man erst mal dieses Einkaufsprinzip, ja, erlernen so zusagen.“ (73) Denn nicht die Selbstversorgung, sondern der Einkauf in einem Lebensmittelladen stand im Vordergrund. Die Problematik der Herstellung/Herkunft der Lebensmittel war noch nicht relevant. Folglich kam es bei ihr zu einer großen Gewichtszunahme u. a. aufgrund des Einkaufens von hoch kalorischen Lebensmitteln. Dabei war Aldi, mit dem sie eine schwierige erste Zeit in Deutschland assoziiert, die erste Bezugsquelle. Dort wurden vornehmlich energiedichte Lebensmittel eingekauft.

Mit den Jahren kam es hingegen zu einer Bewusstseinsänderung. Sie setzte sich mit Lebensmitteln und deren Herkunft auseinander und kaufte bewusst frische und weniger fettreiche Lebensmittel ein. „Und irgendwann hat sich das so entwickelt, dass man denn auch wieder frisches Fleisch gekauft hat und sich dann mehr bewusster geworden ist, was man/ Man war einfach nur froh. Man geht auf den Supermarkt und sieht die Sachen und hat da gar keinen Hintergrund gehabt oder hat sich Gedanken gemacht, woher das kommt. Und so in den Jahren hat sich das natürlich entwickelt, wo man was kauft.“ (73) Diese Veränderung lässt sich aber nicht bei allen ihr nächstehenden Personen wie ihren Eltern oder ihrer Schwiegermutter beobachten, was sie besonders heraushebt. Sie selbst kann es sich heute mit einzelnen Einschränkungen leisten, für qualitativ bessere Lebensmittel mehr auszugeben.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Das Thema Essen nimmt bei Fr. Krieger in ihrem Alltag eine zentrale Rolle ein. Insbesondere durch ihren Sohn fühlt sie sich verpflichtet, jeden Tag zu kochen. Zu Fleisch hat sie eine ambivalente Einstellung. Ihrem Mann ist Fleisch wichtig, was sie nicht ablehnend kommuniziert, jedoch distanziert sie sich davon in ihrer eigenen Ernährung. Sie lehnt Fleisch in ihrer eigenen Ernährung weitgehend ab. „Wir essen oder wir essen nicht viel Fleisch. Oder mein Mann esst viel Fleisch, ich dafür nicht.“ (57)

Mahlzeiten

Nach Fr. Kriegers Ausführungen sind ihr gemeinsame Mahlzeiten mit ihrem Mann wichtig. „Samstag ist so wenn mein Mann nicht arbeitet, ist eher so reserviert, dass wir dann frühstücken [...]“ (53) Inwieweit andere Mahlzeiten gemeinsam eingenommen werden, lässt sich nicht sagen.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Fr. Krieger gibt zu verstehen, dass sich ihr Essverhalten nachhaltig positiv verändert hat. Im Vergleich zu der ersten Zeit in Deutschland legt sie heute mehr Wert auf fettärmere

und qualitativ hochwertigere Ernährung. „[...] qualitativ besser/ Es ist einfach nur so, es ist nicht so fettreich. Es ist nicht so fettreich (.) und (.) auch/ (3) In dem Sinne auch/ Wir essen auch sehr viel Salate oder sehr viel solche Sachen [...]“ (81)

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Im ersten Teil des Gesprächs lassen sich in Fr. Kriegers Ausführungen keine expliziten Äußerungen zu ihrem Gesundheitsverhalten finden. Dennoch kommuniziert sie indirekt über ihre Ausführungen zu Essen und Einkauf ein gesundheitsorientiertes und geschlechtsspezifisches Verhalten. Sie berichtet, dass sie sowohl beim Einkaufen als auch beim Kochen auf viel Obst und Gemüse, Frische und fettarme Nahrungsmittel Wert legt. Vor dem eigentlichen Interview berichtet Fr. Krieger, dass sie vor der Schwangerschaft zweimal in der Woche ein Sportstudio aufgesucht hat. Sie berichtet auch, dass sie außer einer Schilddrüsenunterfunktion keine weiteren Erkrankungen hat.

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs sieht sich Fr. Krieger in einer Situation, die sie zur Auseinandersetzung mit etwas Unangenehmem, der Nährwertkennzeichnung, zwingt und die sie schnell hinter sich lassen möchte. Neben Unsicherheit und den auffallend vielen Satzabbrüchen lassen sich durch die häufige Verwendung des Wortes „vielleicht“ und „wahrscheinlich“ Unverbindlichkeit und Unentschlossenheit feststellen. Darüber hinaus deutet die Phrase „ich glaube“ auf Vermutungen in ihren Illustrationen hin, wobei irrealen Vorstellungen durch den Ausdruck „ich würde“ vermittelt werden.

Einkaufsverhalten

Fr. Krieger distanziert sich von der Nährwertkennzeichnung, die ihrer Ansicht nach zu Verwirrung führt, schwer zu verstehen ist und für Abnehmwillige konzipiert wurde. Dies wird u. a. an ihrer Körpersprache, die Reserviertheit ausdrückt, deutlich. Ihre häufigen Sprechpausen, unterbrochene Sätze, Benutzung von Konjunktiven und Zucken der Schultern symbolisieren ihre Unsicherheit. Bei der Aufgabe sich ein präferiertes und ein gesünderes Lebensmittel auszusuchen, wählt sie ein Lebensmittel nicht nach dem Gesundheitsaspekt bzw. mit Hilfe der Nährwertkennzeichnung. Dennoch gibt sie zu verstehen, dass sie gewöhnlich bewusst gesündere frische Lebensmittel aussucht. Sie setzt dabei Obst und Gemüse mit gesund und Schokolade mit ungesund gleich. „Gesunde Produkte bedeutet halt für mich viel Obst und Gemüse und nicht so viel/ Oder Weißbrote kaufen wir natürlich auch oder so mal ein Ciabatta oder so. Aber dann gönnt man sich das auch und ich hab auch/ (.) Aber so man hat es denn vielleicht einmal die Woche und wir essen auch ganz bestimmt ganz viel @(Schokolade)@ und man gönnt sich mal auch ne Schokolade oder man sagt, oh heute möchte man was Ungesundes. Aber halt drauf achten oder/ (3) Also hi/ Salat, Gurken, Tomaten und (4) Paprika und Möhren sind halt der Grundbestandteil, wenn man dann einkaufen geht. Die sind immer im Kühlschrank.“ (103) Sie gibt hierbei nicht nur Ernäh-

rungswissen wider, sondern teilt Lebensmittel in gut/schlecht ein. Es zeigt sich auch, dass sie das Gefühl hat, sich für ihre Gelüste und kleine Sünden erklären zu müssen. Sie relativiert ihre Aussage und betont damit, dass Ungesundes einen Seltenheitscharakter, aber vermeintlich gesunde Lebensmittel immer den Grundbestandteil in ihrer Ernährung darstellen.

Sie gibt des Weiteren zu verstehen, dass die Nährwertkennzeichnung ihr nicht nützt und bei ihr keine Rolle beim Einkaufen spielt. Sie sieht deswegen nicht die Notwendigkeit, insbesondere bei bekannten Lebensmitteln, auf bestimmte Nährstoffe auf der Verpackung zu achten. Sie wendet eine gedankliche Vereinfachung an: „Produkt hat sich einmal bewährt, bewährt sich auch weiterhin“. Sie könnte sich hingegen vorstellen, auf den Nährstoff Zucker vermehrt zu achten, wenn es aufgrund des erhöhten Konsums von Frühstückscerealien ihres Sohnes notwendig werden sollte.

Bei der Lebensmittelauswahl stehen bei Fr. Krieger Geschmack, bewährte Lebensmittel, vollwertige und fettarme Nahrungsmittel, Lust, Angebote und Verpackungsgestaltung im Vordergrund. Dies zeigt sich auch bei der Auswahl des präferierten Lebensmittels – sie macht ihre Wahl von der Verpackungsgestaltung und bei dem gesünderen Lebensmittel von den Vorlieben des Sohnes abhängig. Sie gibt hingegen im weiteren Verlauf des Gesprächs zu verstehen, dass die in der Nährwerttabelle aufgeführten gesättigten Fettsäuren und Kohlenhydrate sie mehr interessieren.

Fr. Krieger geht davon aus, dass sie durch ihre Ausbildung zur Erzieherin genau weiß, worauf sie bei der Lebensmittelauswahl achten muss. Sie greift an vielen Stellen im Gespräch auf ihre „deutsche Bildung“ zurück und demonstriert ihr Ernährungswissen. Sie zeigt aber auch gleichzeitig auf, dass ihr bewusst ist, dass sie auch für ungesunde Lebensmittel empfänglich ist. „Aber ich würd jetzt nicht sagen, dass wenn ich eine Chipspackung kaufe, die ich gerade haben möchte/ Ich weiß wie viel da drinnen ist und ich weiß, dass sie @(ungesund ist)@. Ich brauch nicht drauf gucken. Nee, ich weiß, dass so ne Chipspackung eigentlich, wenn man die dann alleine isst oder zu zweit isst, reicht das für einen ganzen Tag eigentlich an das, was man brauch an Kalorien.“ (119)

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Nach Fr. Kriegers Ansicht ist eine gesunde Ernährung wichtig, aber auch kostspielig, wobei Fertigprodukte günstiger und schneller in der Zubereitung sind. Ihrer Meinung nach können sich gerade Familien mit geringeren finanziellen Ressourcen gesunde Ernährung nicht leisten. Die Eltern setzen damit die Norm, die sie an ihre Kinder weitergeben. Somit entsteht ein Teufelskreis, aus dem das Ausbrechen nur mit Reflektion des eigenen Handelns gelingt. Sie ist davon überzeugt, dass das Abwälzen von Verantwortung nicht das Richtige ist, denn jedes Individuum ist für sein Handeln verantwortlich. „Wie gesagt an der ersten Stelle sind wir. Wir. Keiner sagt: "Du sollst das essen. Ich weiß es nicht. Es entscheidet ja auch/ Jeder

entscheidet ja auch selber, was er einkauft und/ (3) Dafür jemanden verantwortlich zu machen/“ (253) Auch mit weniger Geld ist ihrer Ansicht nach eine bewusstere selbstverantwortliche Lebensmittelauswahl möglich. Bei dem eigenen Kochverhalten illustriert sie, dass sie auf frische Zutaten viel Wert legt. Sie greift hingegen auch auf Tiefkühlkost zurück, was sie zu rechtfertigen versucht.

Was die Abgrenzung der Speisen in deutsche, russische und russlanddeutsche Gerichte anbelangt, so fällt diese nicht trennscharf aus. Durch ihre Tätigkeiten in verschiedenen Einrichtungen hat Fr. Krieger gesunde/ungesunde Speisen in der Gemeinschaftsverpflegung gesehen. Dennoch verbindet sie Wurst und Kartoffelsalat und Schnitzel und Kartoffeln mit typisch deutsch. Mit typisch russisch assoziiert sie Speisen mit viel Fett und wenig Gemüse. Typisch russlanddeutsche Gerichte kann sie nicht benennen.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Krieger charakterisiert ihren Kochstil als weder traditionell russisch noch deutsch, denn dieser ist durch Abwechslung, Individualität, Offenheit für Neues und den Einfluss beider Küchen gekennzeichnet. „Ich habe meinen eigenen @(.)@. Wir haben den Vorteil, dass wir alles mischen können. Wir können von/ Ich koch ganz anders als meine Eltern. Wenig Russisch. Ab und zu aber schon. Aber ich kombinier eher die Sachen. Ich würde auch nicht sagen, dass ich unbedingt Deutsch koche. Man hat so einen eigenen Stil. Man kocht nicht nach Rezept. Man guckt, was man gerne/ (.)“ (211) Sie betont, dass leichtere Kost mit Gemüse und Salat heute für sie selbstverständlich ist. Von einem üppigen Tisch, der von der großen Auswahl und Menge der Lebensmittel dem eines Tisches aus der Sowjetunion gleicht, nimmt sie Abstand.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

In den letzten Jahren hat sich nach Fr. Kriegers Wahrnehmung ihr Ernährungs- und Kochverhalten verändert. Früher, wo der Tisch bei der Beköstigung von Gästen überladen gewesen ist, kommt es heute zur Reduzierung der Menge und Auswahl der Speisen. Eine weitere Veränderung ist die Reduzierung des Fettgehalts bei der Zubereitung. Heute legt sie mehr Wert auf frische, fettarme Produkte wie Salat. Es findet auch eine bewusstere Auseinandersetzung mit den verzehrten Speisen statt. Sie verfügt ihrem Empfinden nach über ein besseres Hintergrundwissen zu den verschiedenen Lebensmitteln und weiß, dass es beim Essen nicht nur darauf ankommt, satt zu werden oder Genügsamkeit zu zeigen, so wie es in der ehemaligen Sowjetunion aufgrund von verschiedenen Faktoren der Fall gewesen ist. Es ist notwendig, sich über das eigene Verhalten bewusst zu werden. „(.) Man achtet mehr drauf, was man isst. Was man kauft oder was man isst, so nee. So. Man/ (3) Man würde jetzt nicht einfach nur essen. Würde ich jetzt mal so sagen, so. Weil (.) in Russland war das so/ Es ist drin geblieben {*Gewohnheit aus Russland*}/ Man hat einfach nur gegessen. Das, was auf dem Tisch war. [...] Das war nicht so bewusst. Man hat es gegessen. Und ich glaub, auch hier am Anfang {*erste Zeit in Deutschland*} hat man einfach gegessen.“ (225)

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Fr. Krieger kommuniziert die Wichtigkeit von Gesundheit in ihrem Alltag, wobei sie der Schulmedizin misstraut und alternative Methoden bevorzugt. Sie kommuniziert gesundheitsfördernde Einstellungen und macht an vielen Stellen deutlich, dass sie nach ihrem Verständnis weitgehend in eine gesundheitsorientierte Lebensweise investiert und die gesellschaftlichen Normen erfüllt. Sie führt auf, dass sie Obst und Gemüse kauft, auf eine vollwertige und fettärmere Kost achtet und die Meinung vertritt, nur die Hälfte der regulären Menge zu essen.²⁵⁸ Sie steht auch hinter einer präventiven Lebensweise, was die folgende Passage zu der Frage, wieso sie Sport treibt, illustriert: „(.) Aus gesundheitlichen Gründen, weil ich damals mit 20 meinen ersten Bandscheibenvorfall hatte (.) und auch natürlich auch, um fit zu bleiben und natürlich dann auch (.) @ (wenn man dann irgendwie nascht und so)@ das muss ja/ Man möchte natürlich fit sein. Man möchte (5) fit fühlen und es bringt Spaß und (.) man möchte jetzt nicht so viel Fett/ Man isst dann ja doch, man guckt ja auch nicht denn, was man denn/ Man achtet schon drauf, aber nicht intensiv, so dass man sagt, dass man gar keine Fette zu sich nimmt oder Zucker oder Kohlenhydrate. Und ja, dass man ja einfach ein bisschen ja fitter ist.“ (201) Sie gibt auch zu verstehen, dass sie Sport für die Kompensation des Naschens einsetzt. Sport dient zur Gewichtsstabilisierung und Fitness, wobei Genuss am Essen nicht verloren gehen soll – dieser ist hingegen kontrolliert.

Migration und Integration

Fragen nach dem Selbstbild bzw. der Wahrnehmung der eigenen Person oder nach Heimat führen bei Fr. Krieger zu einer inneren Spannung bzw. zu keiner klaren Positionierung, sondern zu einem ambivalenten Verhalten. Bei der Schilderung der eigenen Selbstwahrnehmung fühlt sie sich nicht fähig und gewillt, sich eindeutig festzulegen – weder ausschließlich für das Deutsche oder das Russische/Sowjetische. Dieser Part des Gesprächs (Migration und Integration) steht im Gegensatz zu ihrer eigenen Einstellung zum Ess- und Einkaufsverhalten bzw. steht als Widerspruch zum Essen. Dieses ist durch Selbstverständlichkeiten gekennzeichnet, findet in diesem Zusammenhang aber keine Anwendung.

Die Migration nach Deutschland brachte mit sich, dass Fr. Krieger aufgrund anfänglicher Zweifel sich mit ihrer eigenen Zugehörigkeit zum Deutschen und/oder Russischen/Sowjetischen auseinandersetzen musste. In ihrem geografischen Herkunftsland galt sie aufgrund ihrer ethnischen Herkunft als „Faschistin“. In Deutschland kommt es hingegen zu einer Umkodierung. Sie wird als „Russin“ wahrgenommen und ausgegrenzt. Sie wird nicht nur von der autochthonen Bevölkerung als fremd betrachtet, sondern empfindet sich selbst als fremd und andersartig. Eine längere Zeit wollte sie ihre deutsche Zugehörigkeit der autochthonen Bevölkerung beweisen, bis sie es leid war. Heute kommuniziert

²⁵⁸ Ernährung ist als eine Form von Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln zu verstehen (vgl. Faltermaier 2020).

sie einen gelassenen Umgang und Akzeptanz mit dem eigenen Anderssein. Ihr ist klar, dass sie immer anders sein wird. „[...] und hab irgendwann gesagt: (.) "Ich bin ich. Ich bin anders." @(.)@ @(Ich werd's immer bleiben)@.“ (255) Dies führte zur Selbstfindung. „Und irgendwann sucht man sich. Und irgendwann (.) findet man es heraus. Und es ist schön, wenn man es herausfindet [...]“ (255) Wobei sie den Begriff Integration in diesem Zusammenhang nicht verwenden möchte. Sie überlässt den Anderen, wie sie sie sehen möchten. Sie löst sich davon, vom Denken der Anderen abhängig zu sein. Sie kommuniziert häufiger, dass sie ethnischer Zugehörigkeit bzw. rechtlicher Zugehörigkeit wenig Bedeutung beimisst. „Und/ (.) Ich weiß, ich bin/ Es steht ja, dass ich (Spät-)Aussiedlerin bin. Wenn jemand fragt, ja, @(ich bin (Spät-)Aussiedler)@. Aber für mich hat das keine Definition. Für mich hat das kein/ Weil es ist zu vi/ [...]“ (255)

Das Verhältnis zu Autochthonen ist in der Anfangszeit in Deutschland distanziert. Bereits in ihrer Jugendzeit macht Fr. Krieger Diskriminierungserfahrungen als sie in bestimmte deutsche Lokalitäten aufgrund ihres Migrationshintergrundes nicht hereingelassen wird. Folglich zieht sie sich in die eigene ethnische Gruppe zurück. Heute sind ihre sozialen Netzwerke bunt gemischt – Personen mit dem gleichen Migrationshintergrund als auch Autochthone sind dort vertreten. Insgesamt ist sie ambivalent in ihrem Gefühl, wem – dem Deutschen oder dem Russischen/Sowjetischen – sie sich zugehörig fühlt. Sie empfindet sich weder typisch deutsch noch interessiert sie ihre russische Staatsbürgerschaft.²⁵⁹ Sie vereinigt in sich sowohl russische/sowjetische als auch deutsche Ansätze. „Ich würd auch nicht sagen/ Ich bin schon Deutsche, aber ich würd mir jetzt auch nicht sagen, ich bin typisch Deutsch. Für hier Deutschland. Das ist so/ Ich bin ja doch da groß geworden und ich hab ja doch/ Ich hab ja deutsche Ansätze von da, die deutschen Ansätze. Was da die deutschen Ansätze sind und trotzdem hab ich ja auch russische Ansätze, weil man das ja gemischt hat irgendwann. Ich würde mich nicht bezeichnen. Ich bin/ (3) Ich kann auch nicht sagen.“ (257) Die Zeit in ihrem geografischen Herkunftsland sieht sie als eine Bereicherung und ist dankbar dafür, aber gleichzeitig hat sie keine starke Verbundenheit mit ihrem geografischen Herkunftsland mehr. Sie positioniert sich zu ihrem ethnischen und geografischen Herkunftsland mit der Nutzung des Begriffs Heimat, den sie insgesamt als schwer greifbar wahrnimmt und selbst nicht gerne nutzen möchte, und Zuhause, einem Begriff, der ihr mehr zusagt. Ihre Heimat ist Sibirien, Russland, der Ort ihrer Kindheit – dort wo sie aufgewachsen ist. „Heimat (.) ist für mich inzwischen schwer geworden zu sagen, weil ich bin mehr inzwischen in Deutschland als in Russland. Und ich hab gar keinen Bezug auch mehr zu meiner Heimat, weil da ja keiner mehr ist. Und (.) ich sag inzwischen, da wo ich aufgewachsen bin.“ (285) Deutschland ist ihr Zuhause. Dennoch legt sie großen Wert auf die russische Sprachziehung und hält somit die Ambivalenz aufrecht. Ihr ist es wichtig, dass ihr Sohn die russische Sprache von ihrem Mann erlernt. Russisch ist nicht ihre Muttersprache, denn ihr Denken fand nie in Russisch statt, was von ihrer Definition her keine Muttersprache darstellen kann. Die deutsche Sprache ist die Kommunikationssprache in der Familie. Die

²⁵⁹ Russland gewährt eine doppelte Staatsangehörigkeit (vgl. Deutsche Vertretungen in Russland 2018; Schönhuth 2008a, S. 68).

Kommunikation ist hingegen durch häufigen Wechsel und Mischen der Sprache gekennzeichnet.

5.2.4 Brigitte Fehmke – „Traditionsverbundene Esserin“

„Also ich kauf/ Also ich kenn das/ Ich kauf ja immer nur meine (2) verpackten/ Ich kauf Fleisch ja auch nicht frisch. Wäre zum Beispiel mal ne Idee, dass eher frisch zu kaufen. (.) Aber da ich das nie gemacht hab und das einfach so/ (.) Ja, so kenne und es weiterhin auch so mache/“ (67)

Soziodemographie

Fr. Fehmke (27) hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss die Fachhochschulreife. Sie hat als Erzieherin gearbeitet, bevor sie sich zu einem Studium der sozialen Arbeit entschloss. Sie ist mit 7 Jahren aus einem Dorf in Nord-Kasachstan, nach Deutschland ausgewandert und hält sich seit 20 Jahren in Deutschland auf. Sie ist ledig, aber liiert. Ihr Freund (hat den gleichen Migrationshintergrund) studiert ebenfalls. Ob er zum Haushaltseinkommen beisteuert, lässt sich aus dem Interview nicht entnehmen.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt zwischen 501–1500 Euro pro Monat. Für Lebensmittel werden 50 Euro pro Woche ausgegeben.

Interviewsituation

Im Gespräch schildert Fr. Fehmke auf zwei Weisen ihre Gedanken zu Einkauf, Essen, Gesundheit und Migration. Bis zu der Passage mit der Nährwertkennzeichnung ist sie sicherer und sachlicher. Ohne Scham, Schönungen und Befangenheit berichtet sie von ihren Gedanken. Insgesamt ist der Redeanteil weder hoch noch niedrig, hingegen mit kaum Pausen und Satzabbrüchen. Mit Beginn der Passage zu der Nährwertkennzeichnung verliert sie ihre Selbstsicherheit. Es lassen sich ab da vermehrt Rechtfertigungsmuster und das Aufzeigen des Wissens über soziale Normen finden. Die eigene Migration schildert sie explizit erst im zweiten Teil des Gesprächs. Davor tangiert es die Themen Essen, Einkauf und Gesundheit nur am Rande.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Der Lebensmitteleinkauf obliegt Fr. Fehmke. Gelegentlich nimmt sie ihren Partner mit und ordnet ihm eine passive Rolle zu. Sie legitimiert sein Verhalten mit seiner Lustlosigkeit. Ferner empfindet sie seine Anwesenheit beim Einkaufen aufgrund seines drängenden und kontrollhaften Verhaltens als störend. Ihr Freund übt auch außerhalb des Einkaufs bereits Zuhause infolge seiner stärkeren ökonomischen Fixierung Druck auf sie aus, was sich darin äußert, dass er behauptet, dass sie zu viel und zu teuer einkauft, was Fr. Fehmke nicht bejahen kann. Ihr selbst ist Vorratshaltung und Zeit wichtig. Vor dem Einkauf steht in

den meisten Fällen die Planung an, wohingegen Spontankäufe zur Lustbefriedigung auch denkbar sind. Der Einkauf muss in ihren hektischen Tagesablauf dazwischengeschoben werden, was Belastung und Koordinierung bedeutet. Die bevorzugten in näherer Umgebung befindlichen Läden Aldi und Lidl werden mit der Rechtfertigung des ständigen Unterwegsseins mit dem Auto und der Schwere der eingekauften Sachen aufgesucht.

Der russische Lebensmittelladen wird selten, je nach bestehenden Gelüsten, aufgrund von bestimmten nur dort verfügbaren Lebensmitteln, aufgesucht. Auffallend ist, dass Fr. Fehmke in ihren Aussagen zum russischen Laden unsicher ist, was in der leisen Stimme deutlich wird. „Denn geht man dahin *und kauft es da*.“ (99)

Bei der Schilderung worauf sie beim Einkaufen Wert legt, zeigt sich, dass sie die vermeintlich gesünderen Lebensmittel Obst und Gemüse zuerst und Süßes als letztes nennt. „Also ich versuch immer Obst und Gemüse einzukaufen. Und (4) Fleisch ist wichtig. Und dann so Standard-sachen wie Kartoffeln oder (2) so was/ (2) und Naschkram.“ (27) In diesem Zitat und auch im Weiteren macht Fr. Fehmke deutlich, dass Fleisch einen zentralen Bestandteil ihres Einkaufs darstellt. Dabei ist die Preisbereitschaft für Fleisch gering. Sie erklärt es damit, dass sie es nicht anders kennt und deswegen das erlernte Verhalten, ohne es zu hinterfragen, beibehält. „Also ich kenn das/ Ich kauf ja immer nur meine (2) verpackten/ Ich kauf Fleisch ja auch nicht frisch. Wäre zum Beispiel mal ne Idee, das eher frisch zu kaufen. (.) Aber da ich das nie gemacht hab und das einfach so/ (.) Ja, so kenne und es weiterhin auch so mache/ (2) Weiß ich nicht, zahle ich da auch immer so meine ein Euro etwas für, für ein halbes Kilo Hack und das ist/ Ja, das find ich in Ordnung, weil das kenn ich so und (.) das war nie anders.“ (67) Sie stellt in diesem Zitat auch heraus, dass sie den Kauf von frischem Fleisch nicht ernsthaft in Erwägung zieht. Dieses Verhalten zeigt sich noch an anderen Stellen wie z. B. bei Biolebensmitteln. Diese kauft sie einmal wegen des höheren Preises nicht, andererseits weil sie nicht zu den Lebensmitteln gehören, die sie aus ihrer Kindheit kennt. Sie konsumiert auch heute noch gerne bewährte und bekannte Lebensmittel aus der Kindheit. Diese Lebensmittel wie Brot nehmen eine wichtige Rolle ein – Brot ist eine Notwendigkeit. „Ja, (.) Brot darf immer nicht fehlen im Haus.“ (37)

Was Fertigprodukte anbelangt, so besteht keine gänzlich ablehnende Haltung gegenüber diesen, aber Fr. Fehmke gibt zu verstehen, dass diese aufgrund der ganzen Stoffe nicht unbedingt gesund sind. Fr. Fehmke greift darauf zurück und rechtfertigt es mit Faulheit und Zeitmangel. Sie betont, dass sie lieber selbst kocht, denn es ist frischer und schmackhafter. Gegenüber Markenprodukten positioniert sie sich abweisend. Ihrer Meinung nach bezahlt der Verbraucher nur für den Namen. Einen besseren Geschmack haben diese Lebensmittel nicht.

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Fr. Fehmke gibt zu verstehen, dass bei ihren Eltern eine schnelle Anpassung an die Gegebenheiten in Deutschland bezüglich des Einkaufsverhaltens stattgefunden hat. Dieses

Einkaufsverhalten der Eltern übernahm sie ohne eigene Auseinandersetzung. Das Ursprüngliche – Selbstanbau und Selbstzüchtung, was noch in ihrem geografischen Herkunftsland vorherrschte, verliert in Deutschland an Bedeutung. Heute kommt es zu einer Verlagerung auf abgepackte, nicht selbst hergestellte Lebensmittel. Sie selbst kauft heute im Vergleich zu ihren Eltern mehr Süßigkeiten und süße Getränke. Süßes nimmt einen wichtigen Part in ihrem Leben ein, was sie an vielen Stellen des Gesprächs zeigt. Eine weitere Veränderung, was bereits angedeutet wurde, ist die geringere Preisbereitschaft für Lebensmittel. Unbeschwertheit und grenzenlose Lust sind nicht immer möglich. „Und jetzt muss man halt gucken, weil man (.) als Studentin schon mal/ Hat/ Man muss Miete zahlen. Man hat so viele Ausgaben und weniger Einnahmen als früher und deswegen muss man schon drauf achten.“ (75)

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

(Nicht-)Veränderung des Ernährungs- und Kochverhaltens

Fr. Fehmke kommuniziert die Wichtigkeit der frischen Selbstzubereitung von Speisen, was sie als gesund ansieht. Sie assoziiert mit gesunden Lebensmitteln Frische. Bei Fleisch hingegen wendet sie dieses Prinzip nicht an. Sie ist in ihrem kommunizierten Verhalten nicht konsequent, wie sie selbst zu verstehen gibt.

Sie gibt zu verstehen, dass traditionelle Selbstverständlichkeiten für sie immer noch gelten. „So, was man früher bei den Eltern oder auch immer noch bei den Eltern findet im Haushalt. Das hab ich eigentlich auch.“ (39) Dennoch kam es mit den Jahren in Deutschland bei einigen Lebensmitteln wie Schokolade zu einer Anpassung vom sowjetischen zum deutschen Geschmack.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Nicht auf einem direkten Weg, aber über die Schilderungen zum Einkaufsverhalten, lassen sich Passagen zum Thema Gesundheit finden. Fr. Fehmke stellt heraus, dass sie beim Einkaufen immer versucht, Obst und Gemüse einzukaufen und Selbstzubereitung und Frische beim Kochen eine wesentliche Rolle bei ihr spielen. Sie macht mit ihren Schilderungen deutlich, dass ihr die sozialen Normen eines gesundheitsorientierten Verhaltens bekannt sind und sie sich nach Möglichkeit normkonform verhält.

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs, insbesondere bei der Nährwertkennzeichnung, präsentiert sich Fr. Fehmke im Vergleich zum ersten Teil unentschlossener und zögernder, was sich in der abgebrochenen Satzstruktur und der Nutzung der Wörter „vielleicht“ und „wahrscheinlich“ äußert. Ihre häufig gesenkte Stimme signalisiert geringes Selbstvertrauen. Es entsteht der Eindruck, dass sie vor Ablehnung durch die Interviewerin Angst hat und bei

einem Irrtum bereit ist, das Gesagte zurückzunehmen. Somit lassen sich vermehrt Berichtigungen feststellen.

Einkaufsverhalten

Fr. Fehmke verweist darauf, dass die Nutzung der Nährwertkennzeichnung gelegentlich erfolgt – wenn sie ihre „gesunden Tage“ hat. „Ja. Also nicht immer, aber ab und zu habe ich so meine gesunden Tage. Dann achte ich extrem drauf und dann vergisst man das wieder.“ (133) Dieses Zitat zeigt auch, dass sie weiß, wie sie sich sozial erwünscht zu äußern hat. Sie korrigiert sich in ihrer Aussage. Sie orientiert sich an der Produktgestaltung und tendiert zu Vollkorn. Vollkorn steht für sie nach ihrem gelernten Wissen aus der Kindheit für ein gesundes Lebensmittel – ein Kontrast zu Weißbrot. Zucker ist für sie dabei ein Indikator für ein ungesundes Lebensmittel.

An ihren Schilderungen und ihrem Verhalten lässt sich im weiteren Gespräch folgern, dass die Nährwertkennzeichnung bei ihr keinen Zuspruch findet. Die langen Sprechpausen, Stoßgebete, Verzweiflung, Überforderung und das Herausstellen ihrer Unkenntnis machen dies deutlich. Ihre häufigen Fragen an die Interviewerin, inwieweit sie mit ihrer Interpretation korrekt liege, zeigen ihre Unsicherheit. Die Nährwertkennzeichnung ist ihrem Empfinden nach zu kompliziert, schwer zu verstehen, zu klein und enthält zu viele Zahlen, was sie von der Nutzung abschreckt. „Oh, Gott, mit Zahlen hab’s ich auch nicht.“ (165) Sie kommt dabei ins Stocken und Stottern. Dabei signalisiert der verwendete Konjunktiv „würde“ Ungewissheit und das Adverb „vielleicht“ relativiert die Gewissheit ihrer Aussagen, was die folgende Passage exemplarisch zeigt:

I: Was bedeutet denn für dich dieser Begriff Referenzmenge (.) bei einem durchschnittlich Erwachsenen?

Fr. Fehmke: Ja, vielleicht ist/ Ja, vielleicht das, was ein durchschnittlicher Erwachsener (.) an Kohlen/ Also ich gehe jetzt davon aus, das sind Kohlenhydrate/ er zu sich nehmen sollte (.) am Tag.
(226-227)

Des Weiteren zweifelt sie an der Richtigkeit der Angaben und distanziert sich von der Nährwertkennzeichnung. Sie sieht sich nicht als potentielle Nutzerin. Diabetiker oder laktoseintolerante Menschen sind ihrer Ansicht nach die Zielgruppe, wobei sie sich in ihrer Aussage nicht gewiss ist.

Im Einkaufsprozess zählen für Fr. Fehmke nicht die Nährwertangaben auf den Lebensmitteln, denen sie häufig misstraut, sondern Produktnamen bzw. Verkehrsbezeichnungen. Des Weiteren zählen bewährte Lebensmittel. Der Einkauf kann hin und wieder einfach ohne langes Überlegen erfolgen. Dabei ist es irrelevant, inwieweit das Einge kaufte gesund oder ungesund ist. „(...) die man ja schon wirklich immer regelmäßig kauft, so da guckt man natürlich nicht mehr genauer hin. Und manchmal geht man einfach nur los und kauft einfach das, was einem schmeckt und egal jetzt es ob, ob’s gesund oder nicht gesund ist. Ja, unterschiedlich.“ (135) Das Auswäh-

len der Lebensmittel unter dem Gesundheitsaspekt ist zweitrangig bzw. geschieht in bestimmten Phasen des Lebens wie z. B. Wunsch nach Gewichtsreduktion. Auch der Nachhaltigkeitsaspekt ist nicht von Relevanz – Wochenmärkte und Bioprodukte spielen keine Rolle. In ihrem Einkaufsverhalten lassen sich des Weiteren viele Selbstverständlichkeiten finden. Einen nicht zu vernachlässigenden Einfluss üben ihr Freund und die Berichterstattung aus dem Fernsehen auf ihr Einkaufsverhalten aus. Bestimmte mediale Informationen versucht sie zu berücksichtigen, bis diese in Vergessenheit geraten.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Essen hat für Fr. Fehmke die Funktion von Gemeinschaft und Bedürfnisbefriedigung. „Das ist mir sehr wichtig, ja. Oder halt auch (.) abends Zuhause gemeinsam essen. Und auch, wenn (.) wenn ich jetzt keinen Hunger habe, dass ich dann trotzdem mit beisitze. So. Das ist mir wichtig. So gemeinsame Mahlzeiten.“ (322) In bestimmten Phasen ihres Lebens dient es als ein Instrument für Gesundheit und Schönheit bzw. Gewichtskontrolle. „Also, wenn ich jetzt grade (.) vielleicht was für die Figur tun möchte und, und, und versuchen möchte mich irgendwie/ (4) Ja (.) nicht so (2) fettreich zu ernähren, sag ich mal, oder wenn ich irgendwie abnehmen möchte/ [...] Dann versuch ich irgendwie schon drauf zu achten, was ich, was ich essen kann und was, was ich besser lassen sollte so. Ja. Je nachdem welche Phase man grad hat.“ (169) Ihre Bemühungen sind jedoch nicht langfristig ausgelegt.

Ihre Essverhalten ist von Gewohnheiten geprägt, wie sie selbst zu verstehen gibt. Sie greift gerne auf geschmacklich vertraute Lebensmittel zurück. Eins dieser Lebensmittel ist Fleisch. Auch heute gehört jeden Tag Fleisch zu einer Mahlzeit dazu. „Am besten jeden Tag irgendwas mit Fleisch. (.) Selbst wenn man ein Süppchen macht, dass man da vielleicht auch so kleine Hackbällchen oder so. Also dass da immer irgendwie was mit Fleisch dabei ist. Das ist schon (.) wichtig.“ (312) Sie gibt zu verstehen, dass Fleisch ihr nicht so wichtig wie ihrem Freund sei. Sie bereitet es hingegen häufig ihrem Freund zu. Sie ist ferner allein für die Speisenzubereitung zuständig.

Sowohl sie, ihr Freund als auch ihre Eltern haben eine Vorliebe für sowjetische Speisen. Allerdings werden in beiden Haushalten auch deutsche/internationale Speisen zubereitet. Das Bewahren der eigenen Esskultur, aber auch die teilweise Annäherung an die Esskultur der Mehrheitsbevölkerung ist gleichzeitig wichtig. Wohingegen eine komplette Anpassung nicht gewollt ist, was bei der Schilderung zur Beköstigung von Gästen deutlich wird. „Also ich würd jetzt nicht im Hinterkopf haben: „Das sind Deutsche und für die muss ich was Deutsches machen.“ Sondern ich denk, ich würd das schon irgendwie gucken, dass ich was koche/ Muss auch nicht Russisch sein, aber vielleicht Chinesisch oder so. So, *würde ich eher gehen*.“ (350)

Es findet ebenfalls eine gedankliche Abgrenzung der Speisen statt. Bortsch ist das Sinnbild des Russischen. Schnitzel und Currywurst, die sie selbst nicht isst, was sie besonders hervorhebt und sich gleichzeitig davon distanziert, sind deutsch. In Bezug auf den Gesundheitsaspekt erscheint ihr die deutsche Küche wegen des geringeren Fettanteils ge-

sünder als die russische zu sein. Hingegen ist diese nicht schmackhafter als alle anderen Küchen.

Trotz der vielen Gewohnheiten und der Verbundenheit mit sowjetischen Nahrungsmitteln, fand bei Fr. Fehmke auch eine Annäherung an das Konsumverhalten der Mehrheitsbevölkerung statt, insbesondere was das Snacken und Essen von Fast Food anbetrifft, was hauptsächlich in der Ausbildungszeit am ausgeprägtesten zu beobachten war. „Als ich in der Ausbildung war und alleine gelebt hab, (4) nicht viel gekocht. Für mich alleine sowieso nicht und ich war immer den ganzen Tag unterwegs und sehr selten gekocht und da hab ich mich sehr ungesund ernährt. Also manchmal echt auch nur eine Pizza in den Ofen geschmissen. Oder einfach nur/ Wenn man unterwegs war, sich ein Brötchen *kurz reingezogen*. Und/ Also wirklich/ Nicht wirklich gegessen. Also immer nur zwischendurch irgendwas sich reingestopft [*Befragte verzieht das Gesicht.*] und das war´s.“ (352) Heute legt sie, wie sie selbst betont, auf Selbstzubereitung und Salat viel Wert. Sie stellt durch zweifache Wiederholung eindringlich heraus, wie wichtig Salat als Bestandteil einer Mahlzeit ist, und verweist auf gesellschaftliche Erwartungen, die sie zu erfüllen versucht.

Mahlzeiten

Die Einnahme von gemeinsamen Mahlzeiten ist Fr. Fehmke an bestimmten Tagen bzw. Zeiten wichtig. Dazu gehören das gemeinsame verspätete Mittagessen in der Woche und das Frühstück am Wochenende. Gemeinsames Frühstück lässt sie selbst in der Woche aufgrund von Appetitlosigkeit meistens ausfallen, sofern sie sich nicht in einer gesünderen Phase befindet. Dieses Verhalten zeigt sie trotz des bereits aus der Kindheit eingetrichterten Wissens, dass Frühstück die wichtigste Mahlzeit des Tages ist. Im Vergleich zu sich selbst, bereitet sie ihrem Freund etwas zum Essen zu, nimmt aber selbst lediglich ein bis zwei Mahlzeiten im Laufe des Tages zu sich.

Die Wichtigkeit bestimmter Mahlzeiten rührt aus dem Elternhaus, wie Fr. Fehmke zu verstehen gibt. Was im Elternhaus die Ausnahme war, soll im eigenen Haus die Regel werden. „Das, das/ Also wir hatten nie so gemeinsames Essen. Das hat einfach nicht funktioniert. Also weil alle unterschiedlich da waren. Wäre schön gewesen, hat aber wirklich selten funktioniert. Was sehr schade ist, aber es ging einfach nicht anders. Und ich versuch aber jetzt immer gemeinsam zu essen. Also am Wochenende muss immer gemeinsam gefrühstückt werden.“ (320) Mit gemeinsamen Mahlzeiten bezweckt Fr. Fehmke die Herstellung von Gemeinschaft.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Fehmke kann ihren Kochstil nicht genau charakterisieren. Ihrem Empfinden nach ist es eine Mischung von verschiedenen Küchen. „Ich weiß auch nicht, was ich/ Ob ich jetzt typisch deutsch koche oder typisch irgend/ Also ich versuche immer auch neue Sachen. Und das ist irgendwie auch so ein Mischmasch aus, aus Allem.“ (338)

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Es lassen sich nach Fr. Fehmkes Wahrnehmung Veränderung ihres Essverhaltens in den letzten Jahren beobachten: Im Vergleich zur Ausbildungszeit versucht sie sich heute gesünder zu ernähren. Sie hat ihren Alltag entschleunigt – konsumiert nicht nebenbei oder stopft etwas hinein, sondern versucht, sich bewusst Zeit für die Mahlzeiten zu nehmen und abwechslungsreich zu kochen. Sie rechtfertigt ihr ungesundes Essverhalten in der Ausbildung mit dem Alleinleben, welches mit sich brachte, dass sie ständig unterwegs war und fürs Kochen keine Zeit und Lust hatte.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Beim Schildern des eigenen Gesundheitshandeln präsentiert Fr. Fehmke noch deutlicher die gesellschaftlichen Erwartungen. Sie macht von Fachtermini Gebrauch – Gesundheit bedeutet für sie „Körperliches Wohlbefinden.“ (274) Hingegen schwingt Unsicherheit mit. „(3) Nee, das war für mich eigentlich immer körperliches Wohlbefinden. *Soweit ich weiß*.“ (276) Dabei gehört für sie sowohl Ernährung als auch Sport zum gesunden körperlichen Wohlbefinden dazu. Das Interesse für gesundheitsorientierte Themen hingegen besteht bei ihr lediglich zeitweise.

Prävention, was ihrem Verständnis nach Vorbeugen bedeutet, ist ihr zwar wichtig, aber in der Realisation aufgrund der geringen inneren Motivation nicht einfach. „Also grade beim Sport. Mal hat man eine Phase, wo man motiviert ist und auf Ernährung achtet und auf (.) Sport und dass man sich wirklich sportlich betätigt. Und dass man/ (.) ja, diszipliniert ist und das auch durchhält. Und manchmal hat man einfach Phasen, wo man wirklich keine Lust hat. Man weiß, man muss, man sollte es. Es ist besser und tut es trotzdem nicht. Also ja, der innere Schweinehund einfach, der immer wieder zurück/ einen zurückschubsen kann.“ (286) Sie macht deutlich, dass es ihr häufig an Durchhaltevermögen und Disziplin fehlt, ihr aber bewusst ist, was gesellschaftlich von einem erwartet wird. Dies zeigt sich durch die Verwendung von Zwang ausdrückenden Modalverben „muss“ und „soll“ und dem Ausdruck „es ist besser“. Geringe Bewegung oder Faulheit am Wochenende wird als ein Verstoß gegen die Norm „viel Bewegung“ verstanden, welches zu schlechtem Gefühl führt. Im Weiteren stellt sie deutlich heraus, dass sie unter der Woche einen bewegteren Alltag, der durch Zeitknappheit geprägt ist, hat.

Was die Inanspruchnahme von medizinischen Leistungen bzw. Befolgung von ärztlichem Anraten anbetrifft, so hat Fr. Fehmke die Ansicht, dass eine vorherige Abwägung, was passiert, wenn ich es nicht tue, notwendig ist und zeigt damit ihre Skepsis gegenüber Ärzten.

Ihr Bewegungsverhalten hat sich ihrem Empfinden dahingehend verändert, dass sie sich heute nicht viel bewegt. Denn aufgrund der Veränderung der Lebensumstände – kein Hof mit Tieren wie in der ehemaligen Sowjetunion – verbringt sie ihre Freizeit vermehrt Zuhause und nutzt das Auto anstatt zu Fuß zu gehen.

Migration und Integration

Bei der Beschreibung des eigenen Migrationsprozesses, insbesondere bei der Frage nach der Wahrnehmung des eigenen Selbst, wird offensichtlich, dass Fr. Fehmke sich von der Interviewerin gedrängt fühlt, sich entscheiden zu müssen, was sie nicht kann. Sie kann sich nicht klar positionieren. Fr. Fehmke wird aufgefordert, sich mit etwas auseinanderzusetzen, auf das sie keine eindeutige Antwort hat. Dieser Teil des Gesprächs steht im Gegensatz zu ihrem eigenen Lebensentwurf – ihrem Ess-, Einkaufs- und Gesundheitsverhalten. Ihr Entwurf von Essen, Einkauf und Gesundheit ist durch Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten gekennzeichnet, was hier nicht zum Vorschein kommt.

Fr. Fehmke beschreibt klar und geordnet die erste Zeit in Deutschland aufgrund der verschiedenen neuen Eindrücke zunächst als aufregend. Zum Teil erschien es ihr unrealistisch in einem neuen Land zu sein. Mit der Frage nach der Selbstwahrnehmung verhaspelt sie sich und überlegt lang, was sich in den Sprachpausen äußert. Sie nimmt an, eine Entscheidung treffen zu müssen, die sie bisher für sich selbst nicht klar getroffen hat. Sie hat bisher kein Zugehörigkeitsgefühl weder ausschließlich für das Deutsche, noch für das Russische, was ihr teilweise fremd ist, entwickelt. Sie fühlt sich beiden zugehörig. „Ich hab schon sehr oft darüber nachgedacht. [Befragte lächelt.] (4) Weiß ich nicht. Also ich würd auch nicht sagen, ich bin jetzt Deutsche. (5) Ich würd aber auch nicht sagen ich bin Ru/ Also ich tendiere doch schon eher zu/ zu sagen, ich bin, ich bin (.) Russin. Obwohl das für mich auch etwas fremd ist. Also ich bin/ (.) Ich bin was von beidem, so. Aber ich kann mich nicht für eins entscheiden.“ (440) Aber nicht nur das Russische ist ihr in Teilen fremd, sondern auch das Deutsche, von dem sie sich genau wie vom Russischen partiell abgrenzt. Sie bejaht nicht alle Wertvorstellungen der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland. Dies zeigt sie an ihrem Nicht-Verständnis der deutschen Erziehungsmethoden, insbesondere bei häuslichen Verpflichtungen und der duzenden Anrede der Tanten und Onkel, was für sie selbst nicht in Frage kommt. Sie entdeckte bereits in der Kindheit Unterschiede zwischen ihrer Familie und den autochthonen Deutschen. Sie gibt aber auch zu verstehen, dass sie russisch erzogen wurde und mit der russischen Alltagskultur aufgewachsen ist, korrigiert sich aber im gleichen Moment. „(5) Also ich (3) Ich wurde schon russisch erzogen. Aber auch/ Ja, aber auch deutsch.“ (454) Damit relativiert sie ihre Aussage und zeigt wieder, dass sie sowohl vom Deutschen als auch vom Russischen etwas in sich trägt. Sie vereinigt in sich ambivalente Gefühle bezüglich ihrer eigenen Zugehörigkeit, was sich auch in der Interaktion mit (Spät-)Aussiedlern und autochthonen Deutschen zeigt. Nach der Ankunft in Deutschland waren Kontakte zu autochthonen deutschen Kindern von Bedeutung, im Schulalter gewannen Kontakte auch zu russischen Personen an Bedeutung, wobei sie immer eine räumliche Trennung der beiden Gruppen anstrebte. Heute in ihrem Studium distanziert sie sich von Personen, die sich bewusst von anderen Gruppen/Personen abgrenzen. „Ja. (.) Und (.) die Grenzen/ Also ich/ Ich hab auch russische @ (Kommilitonen)@. Aber das ist wirklich, die grenzen sich so ein bisschen ab. Und das kann ich jetzt nicht leiden. (.) *Ich mag das nicht*.“ (480) Ihr soziales Netzwerk ist heute bunt gemischt. In ihrem

bisherigen Leben hat Fr. Fehmke noch keine Diskriminierungserfahrungen/Ausgrenzungen aufgrund ihres Migrationshintergrundes machen müssen. „Also jetzt aufgrund meiner **Herkunft** hatte ich **nie** irgendwelche Schwierigkeiten oder Ausgrenzungen. Also so was hab ich (.) zum Glück nie erfahren müssen. [Befragte lächelt.]“ (498) Im Vergleich mit der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstverständnis, fällt es Fr. Fehmke nicht schwer, Heimat für sich selbst zu definieren. Sie bringt es mit Norddeutschland, dem Ort, wo sie groß geworden ist, wo ihre Familie heimisch ist und wo sie sich verbunden fühlt, in Verbindung. „(3) Ja da, wo ich aufgewachsen bin. Wo meine Familie ist.“ (452) Heimat ist für Fr. Fehmke fest verortet. Auch bei einer Auswanderung bliebe Norddeutschland ihre Heimat.

Bei der Frage nach ihrer Alltags- und Muttersprache zeigt sich abermals eine Verbundenheit sowohl zum Russischen als auch zum Deutschen. Fr. Fehmke gibt zu verstehen, dass die deutsche Sprache immer eine wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt hat – auch bereits in ihrem geografischen Herkunftsland. Dennoch ist Russisch nach ihrem Empfinden ihre Muttersprache, ungeachtet der besseren Beherrschung der deutschen Sprache.

5.2.5 Tamara Tengel – „Aufopfernde Esserin“

„Aber ich muss immer diesen Kranken und diese Alte die ganze Zeit füttern. Ich denke immer an sie.“ (499)

Soziodemographie

Fr. Tengel (53) ist mit 34 Jahren aus einer südöstlichen Stadt in Kasachstan nach Deutschland ausgewandert. Zum Zeitpunkt des Interviews betrug ihre Aufenthaltsdauer in Deutschland 18 Jahre. Sie hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss den Realschulabschluss (Mittlere Reife). Sie ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann und ihrer 86-jährigen Schwiegermutter zusammen. Ihre fünf Töchter sind bereits ausgezogen. Im geografischen Herkunftsland hat sie als Buchhalterin gearbeitet. In Deutschland arbeitet sie als Wäscherei-Mitarbeiterin. Ihr Ehemann arbeitet als LKW-Fahrer.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 1501–2000 Euro pro Monat. Die Ausgaben für Lebensmittel belaufen sich auf 400 Euro pro Monat. Die Schwiegermutter bezahlt ihr Essen vorwiegend selbst.

Interviewsituation

Fr. Tengel präsentiert ihre Gedanken in Bezug auf Einkauf, Essen, Gesundheit, Migration und Familien- und Hausarbeit in beiden Teilen des Gesprächs unterschiedlich. Bis zum Abschnitt mit der Nährwertkennzeichnung lassen sich kaum Verunsicherung oder Ahnungslosigkeit feststellen, was im zweiten Teil des Gesprächs zum Tragen kommt. Besonders im ersten Teil des Gesprächs stellt sie vermehrt Vergleiche mit Kasachstan – „wie Zuhause“, was auf ihre Verbundenheit mit ihrem geografischen Herkunftsland deutet, an. Ausführungen zu der eigenen Migration sind erst im zweiten Teil des Gesprächs deutli-

cher erkennbar. Im ersten Teil des Gesprächs wird es am Rande der Themen Essen und Einkauf beleuchtet.

Charakteristisch für ihren Sprachstil in beiden Teilen ist ihre durchgehend holprige und mit Fehlern behaftete Sprache – Satzkonstruktionen aus dem Russischen werden ins Deutsche ohne Anpassung übernommen. Einige Fragen der Interviewerin werden nicht verstanden, bzw. müssen umformuliert werden. Am Anfang des Interviews spricht Fr. Tengel relativ viel Deutsch – zum Ende des Interviews wird es immer mehr Russisch. Auffällig ist des Weiteren das häufig benutzte Adverb „natürlich“ in beiden Teilen des Gesprächs, was als Selbstverständlichkeit gedeutet werden kann. Des Weiteren ist auffällig, dass die Befragte die Interviewerin sehr vertrauensvoll anspricht. Sie nutzt zur Ansprache der Interviewerin die russische Verniedlichungsform des Namen Nelli – „Nellischka“.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Der Lebensmitteleinkauf gehört sowohl zu Fr. Tengels Aufgaben als auch zu denen ihres Mannes, wohingegen ihr Mann zusätzlich den Einkauf für seine Mutter erledigt. Fr. Tengel ist ambivalent bezüglich inwieweit der Einkauf zu einer gern verrichteten Aufgabe gehört. Ihr Einkaufsverhalten zeichnet sich durch Spontaneität, aber auch geplantes Vorgehen, gelegentlich mit einer Einkaufsliste, aus, wobei sie auch mehr einkauft, als geplant gewesen ist. Charakteristisch für den Einkauf, aber auch für den gesamten Alltag, ist Eile und Stress. Gemütliches Einkaufen ist selten der Fall. Ihr Tag ist strickt durchgeplant.

Beim Einkaufen sucht sie meistens Lidl auf, seltener Penny und den Fleischfachhandel, ebenso selten Wochenmärkte – dort kauft sie im Sommer Obst, Gemüse und Blumen. Bioläden und Reformhäuser sind für sie zu teuer. „Bioladen [*Befragte schüttelt mit dem Kopf*] ich gehe immer vorbei. Weißt du weil? @(Kostet viel Geld.)@ Nee, gar nix.“ (49) Der Preis ist ein entscheidender Faktor beim Einkaufen. Deswegen existiert ein festgelegtes Budget fürs Einkaufen, was Fr. Tengel zu relativieren versucht, indem sie wiederholt betont, dass dies nicht immer der Fall ist. „Ja, jetzt nicht lange Zeit, jetzt [*Befragte nickt.*] ja für/ Nicht für jedes Mal, nein, nein. Ich nehme ungefähr 50 Euro, ja. Weil ich weiß, was soll ich was kaufen ungefähr für 30/35 Euro meistens so [*Befragte nickt.*]“ (33) Trotz des geringen Budgets werden im Voraus keine Angebote gesucht, weil eine hohe Einkaufsregelmäßigkeit bei Fr. Tengel nicht vorliegt. Direkt im Laden kommt es hingegen zur Angebotssuche. Weitere wichtige Einkaufskriterien sind Frische der Lebensmittel und der Gesundheitsaspekt, was Fr. Tengel hingegen nicht selbstsicher kommuniziert. „Nu ja, gesund wahrscheinlich auch. (.) Nu, ich weiß nicht. Wir kaufen oft Salate oder so.“ (31) Das wichtigste Lebensmittel beim Einkauf ist Wurst, was sie besonders betont. **„Wurst**. Das ist unbedingt für mich @(.).@.“ (5) Sie betont ebenfalls, dass sie nur einmal in der Woche frische Brötchen kaufen.

Fr. Tengel kommuniziert zu Fertigprodukten zu Beginn eine ablehnende Einstellung. Sie kauft diese ganz selten, denn frische Produkte und das Selbstkochen sind für sie viel wichtiger. Dabei beeinflussen auch die Medien ihr Verhalten. Einige der seltenen Fertigprodukte sind Marmelade, Brühe, Rotkohl und Erbseneintopf, bei dem sie lediglich die Erbsen verwendet. Aber nicht nur das Selbstzubereiten von Speisen steht bei der Entscheidung für oder gegen Fertigprodukte im Vordergrund, sondern der Wunsch den Geschmack der Kinderzeit nicht zu verändern. Sie wehrt sich gegen Änderungen, was sie hingegen gleichzeitig relativiert, indem sie vorgibt auch etwas Neues zu kochen. „Weil ich möchte nicht ändern, nee. @ (Wir sind/ Unsere Geschmack von Kinderzeit möchten wir immer haben, ja.)@. Ich hab schon/ Nu ja manchmal natürlich ich auch was. Neues koch ich was.“ (59) Des Weiteren kommuniziert sie Misstrauen gegenüber der Lebensmittelindustrie bezüglich der Inhaltsstoffe. Welche Inhaltsstoffe für sie von Interesse sind, kommuniziert sie jedoch nicht. Sie gibt dazu nur eine rechtfertigende Antwort.

I: Schauen Sie denn, wenn Sie jetzt irgend so ein Produkt vor sich haben, darauf, was da drin jetzt ist? Weil Sie sagen: „Wer weiß, was in dem Fertigprodukt drin ist.“

Fr. Tengel: Na ja, wenn ich kaufe, dann natürlich. Nu ja, wenn ich kaufe Rotkohl, fertige Rotkohl zum Beispiel. Natürlich guck ich [*Befragte öffnet die Hände.*], ist alles ok oder nein. Das (.) anderes kauf ich nicht [*Befragte nickt*]. (60–61)

Zu Markenprodukten hat sie eine ambivalente Einstellung. Sie kauft diese lediglich, weil ihre Kinder gesagt haben, dass diese gut seien. Sie selbst ist jedoch nicht davon überzeugt bzw. hat eine gleichgültige Einstellung diesbezüglich.

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Zunächst ist sich Fr. Tengel unsicher, inwieweit sich ihr Einkaufsverhalten verändert hat. Sie berichtet von Feststehen auf dem gleichen Stand. Ihre Wahrnehmung ändert sich hingegen und sie kommt zu dem Schluss, dass eine Veränderung stattgefunden hat. Im Vergleich zu früher hat sie ein besseres Verständnis für die Angaben auf den Lebensmitteln. Fett- und Kohlenhydratgehalt sind nun von Interesse. Wohingegen ihr Mann konsequenter als sie bei der Berücksichtigung von Kohlenhydraten ist.

Der Unterschied zu Kasachstan ist ihrer Ansicht nach, dass in Deutschland die Lebensmittel besser verfügbar und günstiger sind. Der Anteil an den Gesamtausgaben ist im Vergleich zu Kasachstan deutlich geringer.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Die Zubereitung des Mittagessens nimmt bei Fr. Tengel nicht viel Zeit in Anspruch, denn Küchengeräte erleichtern ihr die Zubereitung. Sie kocht auch heute noch – mit leichten

Abwandlungen – viele Gerichte, die sie aus Kasachstan kennt. Aber auch neue Speisen kommen gelegentlich auf den Tisch.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Fr. Tengel und ihr Mann essen seit Monaten kein Schweinefleisch, sondern Putenfleisch. Auch die Essensmenge hat sich reduziert. Des Weiteren fand eine Gewöhnung an den Geschmack und Geruch der in Deutschland verfügbaren Lebensmittel statt. Sie haben, wie Fr. Tengel berichtet, gelernt „richtig Käse zu essen“. Auch die Zubereitung von frischen Salaten, die sie noch aus Kasachstan kennen, haben sie verinnerlicht. „Hier haben wir gelernt, Käse richtig zu essen zum Beispiel, ja. Was da so (ist?). Was ich noch sage. Aus frischen Früchten, aus frischem Gemüse, aus frischen Früchten Salate machen – das haben wir dort nicht gemacht. Oder hier+ Rucolasalat +irgendwelchen+ mit Käse oder ohne Käse. Ich mag ihn zum Beispiel. Oder einfach Feldsalat. So etwas hatten wir dort nicht. Da waren auch andere Salate. Schau, wir sind doch+ Deutsche +schlussendlich.“ (105) Die zubereiteten Gerichte sind hingegen mit wenigen Veränderungen dieselben geblieben. „Aber trotzdem +unsere (.) Küche bleibt dieselbe hier. Ja.“ (101) Ebenfalls kam es zum Kennenlernen neuer Früchte wie Mango und Papaya.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

In den Abschnitten zum Einkaufs- und Essverhalten schildert Fr. Tengel indirekt ihr Gesundheitsverhalten. Zum Beispiel „schaufeln“ sie heute im Vergleich zu der Anfangszeit in Deutschland die Lebensmittel nicht einfach herein. Folglich haben ihr Mann und sie an Gewicht verloren. Dennoch wiegt jeder von Ihnen immer noch über 100 kg. „Natürlich erste Zeit hier, wir haben auch alles +geschaufelt, kann man sagen+.“ Weil ich hab hier zugenommen 15 Kilo, nee. +*Als ich angekommen bin, gleich*+. Wir waren/ Mein Mann war 130 {Kilogramm}/ Ich bin/ war 132 {Kilogramm}. Jetzt bin ich 117 {Kilogramm}. Er ist 100/107, 106 {Kilogramm}. Er hat viel abgenommen auch [Befragte nickt].“ (89)

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs, vor allem bei der Nährwertkennzeichnung, zeigt sich Fr. Tengel unentschlossener und verunsicherter, was sich u. a. in der Nutzung des Ausdrucks „wahrscheinlich“ und der Gegenfragen, inwieweit das Gesagte korrekt sei, äußert. Fr. Tengel wird mit der Nährwertkennzeichnung konfrontiert, die für sie befremdet ist und keine Relevanz für sie hat. Ihre gelegentlich gesenkte Stimme signalisiert vermindertes Selbstvertrauen. Ihre Körpersprache wie Augenverdrehen zeigt, wie angespannt und wie nervlich strapaziert sie ist.

Einkaufsverhalten

Fr. Tengel nimmt gegenüber der Nährwertkennzeichnung eine reservierte Haltung ein. Sie hat kein Interesse an der Nährwertkennzeichnung und nutzt diese im Alltag nicht. Deutlich

wird dies auch beim Auswählen des präferierten und des gesunden Lebensmittels. Ihre Wahl macht sie im ersten Fall von den Vorlieben der Familienmitglieder, der Verpackungsgestaltung und den Werbeversprechen abhängig. Im zweiten Fall wählt sie ein Lebensmittel, welches ihr Mann und ihre Schwiegermutter bevorzugen. Bei weiterem Nachfragen zu den einzelnen Angaben der Nährwertkennzeichnung wird offensichtlich, dass sie insgesamt Schwierigkeiten hat. Dies wird an ihrer Körpersprache wie Kopfschütteln, Augenverdrehen, Aufpusten der Wangen und Aufstöhnen deutlich. Ferner zeigen diese Verhaltensweisen und ihr teilweise konfrontatives Antwortverhalten, dass sie die Nährwertkennzeichnung schnell hinter sich lassen möchte. Des Weiteren ist sie mit der Nährwertkennzeichnung verunsichert bzw. überfordert, was sich in der gelegentlich leisen Stimme und der Verwendung der Wörter „wahrscheinlich“ und „ich glaube“ äußert, was einem Raten ähnelt. Je länger sie sich mit der Nährwertkennzeichnung beschäftigt, desto zermürbter wird sie.

Die Nährwertkennzeichnung ist ihrer Ansicht nach sinnvoll, wenn das Verständnis dafür vorliegt. Insbesondere Übergewichtige, wie sie selbst, können davon profitieren. Sie gibt an, die Nährwertkennzeichnung zukünftig zu nutzen, was sie jedoch verunsichert äußert. Andere Angaben wie z. B. die Nährwerttabelle sind für sie eher von Interesse. Des Weiteren sind Kohlenhydrate teilweise von Interesse, aber wie Fr. Tengel selbst bemerkt, bedauerlicherweise nicht immer. „+Nu ja+ trotzdem +ein bisschen. Aber nicht immer, Nel {Abkürzungsform von Nelli}. Darin liegt das ganze Problem.“ (159) Saisonalität, jedoch nicht Regionalität, ist darüber hinaus von Interesse. Für sie kommt es nicht in Frage, außerhalb der Saison Lebensmittel wie Spargel oder Erdbeeren aufgrund des fehlenden Geschmacks, der fehlenden Vitamine und Misstrauen gegenüber der Lebensmittelindustrie einzukaufen. Der Kauf von Fruchteis wäre in diesem Fall die bessere Variante.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Fr. Tengel ist fast ausschließlich für die Speisenzubereitung im Haushalt verantwortlich. Ihr Mann kocht ebenfalls, aber nach ihrem Empfinden ist es nicht genug. Sie richtet die Speisenzubereitung nach den Vorlieben ihres Mannes bzw. nach seiner Erkrankung (Diabetes Typ 2). Es sind immer Speisen mit wenig Kohlenhydraten und mit einem gewissen Fleischanteil, da ihr Mann danach verlangt. Für ihn ist Fleisch ein Ersatz für Zucker bzw. Kohlenhydrate. Im Vergleich zu ihrem Mann ist sie bezüglich Fleisch indifferent.

Fr. Tengel persönlich ist eine gewisse Variation in der Ernährung wichtig. Deswegen kann sie nicht verstehen, dass ihre Schwiegermutter seit über 14 Jahren an alten Essgewohnheiten verharrt. „Meine Schwiegermutter. Sie will gar nichts Neues haben, +ja. **Absolut gar nichts+**. Sie isst schon/ Ich weiß nicht, seit wie viel Jahre zum Frühstück nur Käse. Körnige Käse, +ja+. [Befragte nickt.] Frischkäse mit +Tabletten. **Aufgegessen**, obwohl man das gar nicht machen darf – mit Milchprodukten

Medikamente einnehmen. Versuch Sie mal zu überzeugen, dass man es nicht darf+. Und dann Frühstück. Dann +Wurst, Tomate, Brot. So+. Sie ist schon auch 14 Jahre in Deutschland. **Jeden Tag** sie isst gleiche Produkte.“ (363) Im Laufe des Interviews verdeutlicht Fr. Tengel, dass sie neue Sachen gerne ausprobiert.

Das tägliche Kochen gehört zu ihrem Alltag. Sie muss jeden Tag nach der Arbeit unter hohem Zeitdruck (max. 30 Minuten) das verspätete Mittagessen gegen 16 Uhr für sich und ihrem Mann zubereiten. Ihr Kochverhalten zeichnet sich des Weiteren durch Spontaneität aus. Ihre Überlegungen am Vortag, was sie am nächsten Tag kochen soll, wirft sie oft am nächsten Tag über Bord. Nichtsdestotrotz bereitet sie manchmal einen Teil der Speisen bereits am Vorabend vor, um am nächsten Tag das geplante Gericht zu vollenden. Ein weiteres Charakteristikum ist das häufige Verwenden von Maggi ohne zu wissen, ob es gut oder schlecht ist, wie sie selbst sagt „Und ich benutze ganz oft noch, ich weiß nicht gut oder nicht gut, diese Maggi Sojasauce. (419) und das wenige Verwenden von Fett. Für diesen Zweck hat sie sich einen Bräter angeschafft.

Bei Fr. Tengel findet eine klare Abgrenzung in deutsche, russische/sowjetische und russlanddeutsche Gerichte statt. Unter anderem sind Pelmeni und Holodez russische Gerichte, denen sie sich stark verbunden fühlt, was an dem Wort „unsere“ deutlich wird. „+Ja. Was ist noch+ typisch? +Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}+ Typisch. +Unsere Wareniki {Вареники; gefüllte, halbmondförmigen Teigtaschen, die in Salzwasser gekocht werden; Füllung: u. a. gestampfte Kartoffeln, Sauerkraut, Frischkäse, Pilze, Obst oder Beeren; gegessen u. a. mit Butter und Smetana (Schmand)} unterschiedlicher Art. Unterschiedliche Blinschiki {kleiner als Blini; dünne Pfannkuchen auf Milchbasis; aus Weizen, Buchweizen, gereicht mit Quark, Hackfleisch, gesalzenem geräuchertem Fisch oder Kaviar; süße Variante: mit Konfitüre, Honig, Zucker oder gezuckerter Kondensmilch} jeglicher Art. Hier {in Deutschland} gibt es auch+ Pfannkuchen. Aber +sie sind ganz anders. Sie sind nicht so wie unsere, ja? Genau wie der Holodez {Sülze}. Hier ist er nicht der Gleiche. Nun ja, ich mache diesen jetzt selten, natürlich. Das sind typisch unsere Speisen+. [Befragte nickt.]“ (439) Typisch deutsche Speisen zu nennen, fällt ihr schwerer. Sie kommt jedoch zu dem Schluss, dass Gulasch typisch deutsch sei – ebenso Brokkoli oder Klöße. Russlanddeutsche Küche ist ihr von ihrer Oma bekannt wie z. B. deutsche Frikadellen oder Riwwkuche (Streuselkuchen). Außerdem gehören zur russlanddeutschen Küche ihrer Ansicht nach auch Strudli (auch Strudel genannt). Alle in der Familie lieben dieses Gericht.

Fr. Tengel gibt offen zu verstehen, dass sie sowohl russische als auch deutsche Speisen zubereitet, aber in der Mehrheit es dennoch mehr die russischen/sowjetischen Speisen sind. Auch ihre Arbeitskollegen freuen sich immer über mitgebrachte russische/sowjetische Speisen.

Mahlzeiten

Im Vergleich zu ihrem Mann, der sich beim Essen Gesellschaft wünscht, sind Fr. Tengel gemeinsame Mahlzeiten weniger wichtig. Dennoch essen sie jeden Tag in der Arbeitswoche um 16 Uhr zusammen. Nach dieser Mahlzeit gibt es immer einen Tee mit Kuchen für ihren Mann und etwas Süßes für sie selbst. „[...] Und zu diesem Tee nimmt er ein kleines Stückchen Kuchen. Er nimmt sich immer Marmorkuchen. Er liebt etwas Süßes. Und ich kann ein Bonbon aufessen. So ist das+ [Befragte nickt].“ (433) Ihre Schwiegermutter isst in ihrem Zimmer allein, um keinen zu stören.

Am Wochenende herrscht eine andere Mahlzeitenstruktur im Vergleich zur Woche. Es wird ausgiebig gefrühstückt, so dass die Zeiten für die einzelnen Mahlzeiten sich verschieben. Nach Möglichkeit versucht Fr. Tengel am Wochenende nicht zu kochen, was ihr nicht immer gelingt. Mahlzeiten an Feiertagen oder zu besonderen Anlässen sehen ebenfalls anders aus. Sie vergleicht sich dabei mit den „Deutschen“.

I: Und wie würden Sie sagen, kochen Sie eher deutsche Speisen, russische Speisen oder/ [Befragte unterbricht Interviewerin.]

Fr. Tengel: „+Unterschiedlich [Befragte nickt]. Aber ich denke, dass es+ russisch ist, +denn wenn wir zur Arbeit kommen und ich dann etwas Russisches mitgebracht habe, dann schreien die Mädels: „Oh du hast wieder was Russisches zum Essen mitgebracht. Oh ist das gut!“ [Befragte nickt.] Es gefällt allen, wenn ich etwas zubereite und es dann mitbringe. Zum Beispiel wenn jemand Geburtstag hat oder irgendwelche Festlichkeiten sind. Natürlich [Befragte nickt.] ist das bei uns ganz unterschiedlich, ja [Befragte nickt.], als+ bei Deutschen. +Der Grund ist, dass wir so viel zubereiten, dass ein voller Tisch gedeckt wird. Dann hast du {auf dem Tisch} Ecken, wo koreanisches, kasachisches Essen steht und sonst, was du dir wünschst. Und russische und deutsche Speisen, alles.“ (434–435)

Wenn die Kinder zu Besuch kommen, dann wird ebenfalls vieles aufgetischt, so dass die Tische üppig gedeckt sind. Dabei bringt jeder etwas mit. Diese Treffen sind jedoch seltener geworden.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Tengel gibt zu verstehen, dass ihr Essverhalten, welches sich durch Essen bis zur völligen Sättigung auszeichnet, teilweise problematisch ist. „@(Ich kann nicht sagen, nicht wie viel Scheiben ess ich. Ich esse bis zum satt, du. Oh, das ist meine Probleme)@ [Befragte nickt].“ (127) Problematisch sieht sie ebenfalls das Nichtbeachten von Kohlenhydraten ihrerseits. Sie bemüht sich, wenig zu essen, hingegen überkommt sie ein Verlangen nach mehr, dem sie sich nicht widersetzen kann. „Zum Beispiel heute zum Mittag, +ja+. Statt eine Frikadelle ich hab zwei gegessen. +Nu [Befragte schnalzt mit der Zunge.] man möchte es, die Augen verlangen danach. Verstehst du? So ist das zum Beispiel. Ja+“ (217) Sie muss immer an Essen denken und beschreibt es mit „blöde Kopf“ (129). Im Vergleich zu ihrem Ehemann isst sie mehr Mahlzeiten und nimmt um 16 Uhr nicht ihre letzte Mahlzeit zu sich. Auch später hat sie das Verlangen nach etwas Essbarem. Sie isst gerne etwas Süßes und legitimiert es damit, dass es das Teetrinken und

nicht das Naschen per se ist. „Immer denke ich (und dann doch?) Essen, weißt du? Weil ich möchte immer, was nachher, nicht naschen, aber Tee trinken/ Na ja eine Bonbon soll ich nehmen. Ja, [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] manchmal möchte ich Schokolade auch. Ich weiß genau, lieber Vormittag nur, aber Abend immer möchte ich was/ Oder körnige Käse esse ich gerne auch. Das war's.“ (129) In diesem Zitat wird deutlich, dass Fr. Tengel glaubt zu wissen, wann Süßes erlaubt ist und wann es lieber gemieden werden soll und verweist damit auf Ernährungswissen. Ihr Essverhalten zeichnet sich ebenfalls durch Reue bereits beim Essen aus. „@(+Wir fangen an zu essen und denken uns: „Ach scheiße, haben wir es gekauft. Da ist doch viel Fett enthalten.“ Oder irgendetwas anderes.)@. Oder im Laden. [Befragte schüttelt mit dem Kopf.]+.“ (285) Sie gesteht, dass sie sich über Ernährung viel informiert, hingegen berücksichtigt sie diese Informationen nicht in ihrer eigenen Ernährung. Als Grund für die richtige Ernährung sieht sie die fehlende Zeit.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Das Essverhalten von Fr. Tengels hat sich in den letzten Jahren nach der Einreise nach Deutschland dahingehend verändert, dass ein Umstieg von Toastbrot auf Vollkornbrot stattfand. Auch die Salzmenge hat sich über die Jahre reduziert. Eine andere Veränderung ist die Reduzierung des Konsums an Kartoffeln.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Für Fr. Tengel bedeutet Gesundheit die Abwesenheit von Krankheit und ist für die Arbeitsverrichtung nötig. Ihr ist es wichtig, dass sie selbst gesund bleibt. Jedoch tut sie nichts aktiv oder präventiv, um gesund zu bleiben. Erst bei bestehenden Erkrankungen wird die Anordnung des Arztes befolgt – bei Schmerzen werden Medikamente genommen. Solange sie sich gesund fühlt und arbeiten kann, sieht sie nicht die Notwendigkeit für eine Veränderung. „(4) +Ach, ich mache nichts. @(Ich lebe einfach nur.)@ Tun die Knochen weh, @(dann nehmen wir Medikamente, die der Arzt verschreibt.)@ Aber wenn er sagt, dass+ Gicht/ +Erkrankung/Behinderung/ Dass man weniger essen soll+. Dann Käse, Tomate oder solche Produkte, +dann natürlich weiß ich selbst. Dann mache ich ein wenig Diät [Befragte nickt]. +Aber so sind wir+ gesund. Wir essen gut und @(wir arbeiten gut. Und das war's, nee.)@“ (355) Was den eigenen Gesundheitszustand anbetrifft, so ist sie positiv gestimmt und schätzt ihren Gesundheitszustand als gut ein. Dennoch ist sie nicht frei von Krankheiten. Sie hat Adipositas (BMI: 43,5; sie selbst nennt es Übergewicht), Bluthochdruck, Karpaltunnelsyndrom, Gicht und Arthrose im Anfangsstadium. Diese Erkrankungen wertet sie ab, denn ihrer Ansicht nach hat sie im Prinzip nichts. Als Hindernis für die eigene körperliche Betätigung sieht sie ihre nicht perfekten Sprachkenntnisse und die fehlende Zeit. Sie nutzt lediglich für den Weg (1 ½ Kilometer) zur Arbeit und von der Arbeit ihr Fahrrad seit zwei Jahren. Neben der Haupttätigkeit, die sechs Stunden in Anspruch nimmt, geht sie noch einer weiteren Tätigkeit nach. Somit hat sie lediglich in den Nachmittagsstunden etwas Freizeit – das aber auch nicht immer.

Gesundes Kochen ist für sie eine Form von gesundheitsförderlichem Verhalten.²⁶⁰ Sie gibt zu verstehen, dass sie versucht, gesund zu kochen, was ihr aber nicht immer gelingt.

I: Würden Sie denn sagen, dass Sie gesund kochen [*Befragte setzt ihre Brille ab.*]

Fr. Tengel: [*Befragte schüttelt mit dem Kopf.*] Nicht immer. *Aber versuche ich*. *Ich versuche ganz*/ Letzte Zeit [*Befragte schüttelt mit dem Kopf und schnalzt mit der Zunge.*] alles @(kaputt gemacht)@. Aber eine Zeit war richtig gut. Fleisch nur mit Obst, oh Gemüse und dann, wenn (.) Brot, dann nur Brot mit was/ [*Befragte nickt.*] (.) Mit Salz oder so. Aber jetzt ist schon wieder/ Zum Beispiel heute Frikadelle mit Nudel und Soße. Das ist zum Beispiel. (300–301)

Sie verweist allerdings darauf, dass eine gute Ernährung von den materiellen Möglichkeiten abhängt, die sie im Vergleich zu ihrer Schwester nicht hat. Sie muss andere Löcher stopfen. „+Sie nimmt sich sehr viel Zeit für ihre Gesundheit, weil sie die Möglichkeit dafür hat. Materielle Möglichkeiten. Wie es auch sein mag, schlussendlich geht es ums Geld. [...] Aber ich kann nicht, weil ich muss andere Löcher überall stopfen. Ich sagen immer Übergewicht, das ist (.) eine Schwelle nicht zur Armut, sondern die Folge @(dass wir wenig Geld verdienen. Schlechte Ernährung.)@ [*Befragte nickt.*] Übergewicht, das ist schlechte Ernährung, ja?“ (491) Eine Ernährungsumstellung bzw. bewusstere Ernährung ist nicht möglich. Das Problem sieht sie bei ihrem Mann und ihrer Schwiegermutter, was sie teilweise abfällig äußert. „Aber das Problem liegt wiederrum nicht an mir. Vielleicht, wenn ich, wenn ich alleine wäre, dann wäre es anders. Aber ich muss immer diesen Kranken und diese Alte die ganze Zeit füttern. Ich denke immer an sie.“ (499) Sie legt dar, dass sie sich ihnen zu Liebe aufopfert. Des Weiteren bekommt sie von ihrem Mann nicht die Unterstützung, die sie sich erhofft. Ihr Mann ist darauf bedacht, wenig Geld auszugeben und nicht in gesundheitsförderndes Verhalten zu investieren.

Des Weiteren gibt Fr. Tengel offen zu, dass sie sich trotz der eigenen gut empfundenen Informiertheit nicht an das hält, was empfohlen wird. Sie ist mit sich selbst nicht zufrieden. Besonders unzufrieden ist sie mit ihrem Übergewicht. Durch ihr Übergewicht bleibt es ihr häufig verwehrt, hübschere Kleider anzuziehen, denn diese kosten wesentlich mehr als Normalgrößen. Sie führt schlussendlich ihr Übergewicht auf ihre Unzufriedenheit zurück.

Grundsätzlich sieht Fr. Tengel in Deutschland im Vergleich zu Kasachstan mehr Möglichkeiten, sich gesünder zu ernähren und Veränderungen voranzutreiben. Ihrer Meinung nach hat die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland ein viel besseres und ausgeprägtes Gesundheitsbewusstsein als die Mehrheitsbevölkerung in Kasachstan. Die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland ernährt sich besser und bewegt sich mehr. Sie verdeutlicht ihre Beobachtung am Einkaufsverhalten der autochthonen älteren Personen und den älteren Aussiedlern. Ihrer Ansicht nach sind die unterschiedlichen Mentalitäten dafür verantwortlich. „Weil ich sehe alte Leute, ja. Hier in Deutschland und im Kasachstan. (.) Wie sehen sie aus? (.) Das/ Diese Beispiele und (.) wenn alte Leute gehen einkaufen (.) hier, was kaufen die {*Mehrheitsbevölkerung*} und

²⁶⁰ Auch Faltermaier (2020) sieht „gesunde Ernährung“ als eine bestimmte Form des Gesundheitshandelns/des Gesundheitsverhaltens bzw. als ein bestimmtes Handeln zur Gesunderhaltung.

was kaufen **unsere Leute** *{{(Spät-)Aussiedler}* – Das ist von Mentalität. Ja. *[Befragte nickt].“ (363)* Als bestes Beispiel sieht Fr. Tengel ihre Schweigermutter, die seit Jahren in festgefahrenen Strukturen verharrt.

Bei ihrem eigenen Gesundheitsverhalten gab es in den letzten Jahren nach der Einreise nach Deutschland eine Veränderung in Bezug auf das Bewegungsverhalten. Im Vergleich zu früher kann Fr. Tengel heute fast ohne Probleme eine längere Strecke zu Fuß zurücklegen. Sie ist nicht mehr so erschöpft wie früher. Das einzige Problem sind die Schmerzen in ihren Beinen.

Migration und Integration

Die Frage, ob Fr. Tengel sich selbst als Aussiedlerin sieht oder für sich eine andere Bezeichnung wählt, fällt Fr. Tengel nicht schwer zu beantworten. Sie selbst definiert sich aufgrund von Sprachproblemen als Aussiedlerin. Es erfüllt sie sogar mit Stolz, keine Deutsche zu sein. Ihrer Meinung nach können „die Deutschen“ noch viel von den Aussiedlern lernen wie z. B. das Sparen oder das Arbeiten. „Aber sonst/ natürlich sehe ich mich als Aussiedlerin. *[Befragte schüttelt mit dem Kopf]* Ich zähle mich nicht zu den Deutschen. Ich bin sogar+ stolz. Warum nicht? +Ja. *[Befragte nickt.]* Weil sie können noch von uns lernen wie man arbeiten kann, wie man sparen kann, wie man leben kann und alles andere. *[Befragte nickt.]* Ja+.“ (505) Dieses Zitat steht als Widerspruch zu einer Aussage aus dem ersten Teil des Interviews. „Schau, wir sind doch+ Deutsche +schlussendlich.“ (105) Es kann geschlussfolgert werden, dass Fr. Tengel ambivalent bezüglich ihrer Selbstwahrnehmung ist. Von ihren Kolleginnen wird sie als Russin wahrgenommen, was sie als Diskriminierung ansieht. Bei „gebildeteren Menschen“ spürt sie Verständnis für ihre Person. Sie fühlt sich nicht genauso gut integriert wie ihre Geschwister und führt dies auf das Alter zurück, denn ihre Geschwister sind jünger. Sie hadert mit sich, ob es nicht besser gewesen wäre, als es noch die Möglichkeit gab, einige Bildungsmaßnahmen wahrzunehmen. Sie sieht heute eine verpasste Chance. „Diese Integration. Natürlich meine+ Geschwister +die jünger sind, sie haben sich besser integriert als ich, ja. Aber das hing wahrscheinlich eher von mir ab. Vielleicht hätte ich mehr zu Bildungsmaßnahmen gehen sollen und sowas. Aber so/ *[Befragte schüttelt mit dem Kopf].“ (519)*

Das Leben in Deutschland nimmt sie aufgrund der Bürokratie und Ungerechtigkeit nicht immer als einfach wahr, dennoch sieht sie in Deutschland nicht mehr Ungerechtigkeit als in Kasachstan. Die fehlenden guten Sprachkenntnisse machen ihr das Leben ebenfalls nicht einfach. Denn häufig muss sie sich aufgrund der Sprachkenntnisse beugen, nachgeben und kann das Leben nicht mit Leichtigkeit genießen. Gute deutsche Sprachkenntnisse konnte sie nicht aus Kasachstan mitbringen, denn ihre Alltagssprache im geografischen Herkunftsland war Russisch. Zu erklären ist dies mit der russischen Nationalität ihres Vaters und der Ausgangslage in der ehemaligen Sowjetunion nach dem Krieg. Es war unmöglich Deutsch zu sprechen, denn die deutsche Sprache war die Sprache der

Feinde. „Und dann spielte natürlich der Krieg eine Rolle. Es wurde immer gesagt: „Hör auf mit ihm auf dieser faschistischen Sprache zu reden.“ Nach dem Krieg war es für die Menschen schwer. Und so kam das.“ (511) Somit lässt sich erklären, dass sie Russisch immer noch am besten beherrscht und als ihre Muttersprache erachtet. Deutsch spricht sie lediglich auf der Arbeit und mit ihren Enkelkindern, denn diese verstehen kein Russisch. Ihre Kinder hingegen können beide Sprachen (Deutsch und Russisch) gut.

Fr. Tengel unterscheidet bei Kasachstan und Deutschland zwischen Heimat und Zuhause. Kasachstan ist ihre Heimat – das Land, in dem sie geboren wurde. Dennoch kann sie sich nicht vorstellen, wieder zurückzukehren. Sie hatte auch noch nie mit Nostalgie zu kämpfen. Und auch die Erinnerungen an die letzte Zeit in Kasachstan verstärken das Bedürfnis, nicht wieder zurückzukehren. Ihr angestrebter Aufenthaltsort ist und bleibt Deutschland, ihr zu Hause. „Ich würde sagen, dass ich jetzt hier {in Deutschland} zu Hause bin. So ist es. Stimmt Alexandra, das ist die Wahrheit? [Tochter sagt ja.] Das ist jetzt unser+ zu Hause +seit allen diesen Jahren.“ (519)

5.2.6 Andreas Dries – „Sorgloser Esser“

„[...] Man kauft sich ja das, was/ wozu man Lust hat. [...]“ (17)

Soziodemographie

Hr. Dries (31) ist in Kasachstan geboren und mit 11 Jahren aus einer Stadt in Usbekistan, in der überwiegend Russlanddeutsche lebten, nach Deutschland ausgewandert, wo er sich seit 19 Jahren aufhält. Er ist verheiratet (Ehefrau hat den gleichen Migrationshintergrund) und hat zwei Töchter (5 und 11). Er hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss die Mittlere Reife. Er verfügt über eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann und arbeitet im Lebensmitteleinzelhandel als Einzelhandelskaufmann. Seine Ehefrau ist ebenfalls erwerbstätig.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt zwischen 2001–3000 Euro pro Monat. Für Lebensmittel wird ca. 400 Euro pro Monat ausgegeben.

Interviewsituation

Hr. Dries schildert seine Perspektiven in Bezug auf Einkauf, Essen, Gesundheit, Arbeit, Kindererziehung und Migration auf zwei unterschiedliche Weisen während des Gesprächs. Im ersten Teil, bis zur Intervention (Experiment mit der Nährwertkennzeichnung) präsentiert er seine Alltagswelt und sieht die Interviewerin als Gleichgesinnte, die ihn seiner Ansicht nach aufgrund des gleichen Migrationshintergrundes versteht. Im zweiten Teil des Gesprächs ändert sich das. Er präsentiert häufig die gesellschaftlichen Erwartungen und sieht die Interviewerin nicht mehr als Verbündete, sondern als eine Person, die von ihm etwas abverlangt, das er selbst als deutsch wahrnimmt.

Er bringt seine eigene Migration nicht explizit im ersten Teil des Gesprächs zum Ausdruck. Diese spiegelt sich hingegen in seinen Schilderungen zum Thema Essen, Einkauf und Gesundheit wider.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Zu Beginn des Gesprächs zu seinem Einkaufsverhalten, indem sich auch Aspekte zur Kindererziehung und häuslichen Verpflichtungen zeigen, präsentiert sich Hr. Dries offen und unbeschwert mit seinen eigenen Konzepten zum Einkauf, ohne das Gefühl zu haben, sein Verhalten rechtfertigen zu müssen. Er achtet nicht darauf, sich entsprechend den gesellschaftlichen Erwartungen zu äußern. Er spricht von sich.

Er beschreibt sich als einen viel arbeitenden Menschen, der aufgrund dessen kaum häuslichen Verpflichtungen nachgehen muss. Seine Frau ist für die Kindererziehung und Ernährungsversorgung im Alltag verantwortlich.

Er hat einen eigenen Entwurf, wie der Einkauf zu gestalten ist. Dieser ist für ihn nicht von hoher Bedeutung im alltäglichen Handeln. Als Hindernis für die regelmäßige Verrichtung des Einkaufs führt er die Zeitknappheit in seinem Berufsalltag zurück. „Ja, weil ich die ganze Zeit auf Arbeit. Also die meiste Zeit bin ich auf Arbeit. Und denn, wenn sie {Ehefrau und Kinder} was brauchen, dann fahren sie los und kaufen sich das. Und (.) [Befragter zuckt mit den Schultern.] ja, da bin ich halt meistens nicht dabei.“ (13) Die Verrichtung von Einkäufen für die Familie in dem Laden, in dem er selbst arbeitet, wird dabei nicht in Betracht gezogen. Er selbst geht einmal in der Woche zum Zweck der Bedürfnisbefriedigung einkaufen. Die Funktion des Einkaufs liegt für ihn einerseits in der Sicherung des eigenen Fortbestehens und andererseits in dem Streben nach Erlebnis. „(.) Nö, Spaß. Man kauft sich ja das, was/ wozu man Lust hat. Also ist es eher Spaß. [Befragter schüttelt mit dem Kopf]. Keine Verpflichtung, nein.“ (17) Lust ist ein zentraler Begriff in seinen Ausführungen.

Er ist sehr entschieden in seinem Einkaufsverhalten. Er kauft das, worauf er oder die Kinder Lust haben. Dabei ist es irrelevant, was der Einkauf kostet, denn seine Familie kann es sich leisten. Des Weiteren ist sein Einkaufsverhalten außer bei aufgetragenen Besorgungen durch Spontantät gekennzeichnet. Er selbst beschreibt sich als einen schlechten Einkäufer und führt es auf seine Neigung für das Schlendern und sein Interesse sich alles ansehen zu wollen zurück. „Ganz schlechter Einkäufer. Weil ich auch ganz langsam einkaufe. Ich guck mir dann auch alles an. Also ganz schnell geht nicht. Eher selten. Wenn, dann muss ich mir alles Mögliche angucken. Und dann (.) Ja, das geht nicht mal so ruck zuck. Weiß nicht, so ein Langsameinkäufer.“ (7)

In Hinblick auf Fertigprodukte und Markenprodukte schenkt er diesen keine hohe Beachtung, dennoch können Abstufungen skizziert werden. Er lehnt Fertigprodukte nicht rigide ab, aber im Vergleich zu früher sieht er momentan für sich nicht die Notwendigkeit dafür. Er rechtfertigt es damit, dass Sina, seine Frau, die Zeit zum Selbstkochen hat. Gelegent-

lich wird auf Fertigpizza ausgewichen, was er sofort rechtfertigt: „Ist aber dann auch so Notfalls, nee.“ (61) Zu Markenprodukten hat er im Gespräch zunächst eine distanzierte Haltung. Im weiteren Verlauf des Gesprächs zeigt sich, dass Coca-Cola gekauft wird. Trotz seiner inneren ablehnenden Haltung kauft er diese unbewusst. Er rechtfertigt es damit, dass er Coca-Cola – das Original – teilweise aufgrund des besseren Geschmacks und der Seltenheit kauft. „Und dadurch, dass ich die so selten kauf, dann hol ich dann doch tatsächlich die originale Coca-Cola.“ (73) Das Pendant zu Coca-Cola ist das russische/sowjetische Erfrischungsgetränk „Buratino“, welches er als Markenprodukt gelegentlich kauft. Folglich kauft er sowohl in deutschen (Lidl und Edeka) als auch in russischen Lebensmittelläden ein. Im Vergleich zu den deutschen Läden wird der russische Lebensmittelladen nicht häufig, was er mehrmals unterstreicht, frequentiert. Er beschreibt sich selbst als einen „Gernesser“.

Was das Interesse an Lebensmitteln anbelangt, so kommuniziert Hr. Dries bestimmend, dass im Vordergrund die Vorlieben der Familie, Frische, Geschmack, Preis und der Laktosegehalt der Lebensmittel aufgrund der eigenen Intoleranz stehen. Des Weiteren sind die optische Aufmachung der Lebensmittel sowie Produktneuheiten von Bedeutung. Er gibt zu, dass das Abbild von Schokolade auf einer Produktverpackung ihn zum Kauf dieses Produktes verführt. „Eventuell Schokoladentyp. Wenn Schokolade drauf gemalt ist, wird sie gekauft. Nee.“ (39) Er kommuniziert hingegen auch ein gewisses Desinteresse gegenüber der Lebensmittelabwechslung. „Also bei mir ist es so, dass was auf den Tisch kommt, das wird halt gegessen.“ (81) Die Lebensmittelversorgung im geografischen Herkunftsland zeichnete sich nach seinen nicht glorifizierten Schilderungen durch begrenzte Lebensmittelauswahl, Rationalisierung, Anlegen von Vorräten und eine gewisse Genügsamkeit aus.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Hr. Dries gibt zu verstehen, dass er sich wenig mit dem Thema Essen auseinandersetzt. Essen erfüllt für ihn die Funktion des Überlebens, denn Sättigung steht im Mittelpunkt. Dabei ist es irrelevant, was aufgetischt wird. „Also bei mir ist es so, dass was auf den Tisch kommt, das wird halt gegessen. Da habe ich nichts (.) Spezielles oder da sag ich jetzt auch nicht, das will ich jetzt unbedingt essen oder so was. Nee. Man hat mal ne Idee, ja, wozu man Mal Lust hätte, aber das ist jetzt nichts Spezielles. Nein.“ (81) Er selbst kocht nicht, denn seine Ehefrau ist dafür zuständig.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

In Hr. Dries Schilderungen lassen sich im ersten Teil des Interviews kaum direkte Aussagen über (eigene) Gesundheit finden. Näher betrachtet zeigt sich, dass er keine präventive oder gesundheitsfördernde Einstellung kommuniziert. Auch kommuniziert er kein Handeln, das das Ziel der Gesunderhaltung verfolgt.

Teil 2

Hr. Dries schildert sich selbst im zweiten Teil des Gesprächs auf eine andere Art und Weise als im ersten Teil des Gesprächs. Seine Schilderungen transportieren Konfrontation mit der Wissenschaft – der Ernährungswissenschaft, was im Gegensatz zu seinem eigenen kulturellen Verständnis von Essen, Einkauf und Gesundheit steht. Er präsentiert sich anders, was sich in seinem Verteidigungssprachmuster und der Verwendung von Modalverben, die einen Zwang ausdrücken, zeigt. Er tritt als eine Person, die unter bestimmten Bedingungen bereit ist, Verantwortung für das eigene Handeln zu übernehmen, auf. Es findet bei ihm eine temporäre Verlagerung der Problematik statt.

Einkaufsverhalten

Hr. Dries positioniert sich gegenüber der Nährwertkennzeichnung ablehnend. Denn Lebensmittel werden von ihm nicht nach dem Gesundheitsaspekt ausgesucht. Deutlich wird dies an seinem Verhalten bei der Bitte, sich ein präferiertes und ein gesünderes Lebensmittel auszusuchen und seinen Antworten zu den einzelnen Angaben der Nährwertkennzeichnung. Seine kurzen, unvollständigen, aneinandergereihten Sätze zeigen, dass er schnell mit der Nährwertkennzeichnung abschließen möchte, was die folgenden Textpassagen zeigen:

„Ja, Brot kenn ich halt von Zuhause, so. [...] Sonst wurdest du ja auch nicht satt. Also von daher/ Ich kenne das nur noch mit Brot essen.“ (133)

„Deswegen [*Befragter hebt Balance aktiv Sandwich mit der rechten Hand hoch.*] ich hätte jetzt gesagt, Brot und fertig. Brot ist gesund. Wirst satt.“ (145)

An diesen Zitaten zeigt er, dass er zur Vereinfachung einer Entscheidung Routine-Wissen – „*Kenn ich. Bin damit zufrieden. Es gibt Sicherheit – Nehme ich*“ anwendet. Er schreibt Brot eine gesundheitliche Wirkung zu und stellt es als eine Notwendigkeit dar. Er lernte bereits in der Kindheit, dass eine Mahlzeit ohne Brot nicht sättigend ist. „Wenn’s Essen gab, gab’s halt Brot **immer**. Sonst wurdest du ja auch nicht satt. Also von daher/ Ich kenne das nur noch mit Brot essen.“ (133) Sein Antwortverhalten und sein nonverbales Verhalten u. a. weiche Wortwahl wie „würde“, Stoßgebet – „Gott“ und Seufzen, zeigen des Weiteren Überforderung, Unsicherheit und das Gefühl entnervt zu sein. Dennoch versucht er die Aufgabe zu bewältigen, was sich schnell ändert. Er fühlt sich in einer unterlegenden Prüfsituation. Dennoch zeigt er Gelassenheit und versucht sich geschickt aus dieser Position zu entziehen:

I: Könntest du sie {*die Kennzeichnung*} auch mir erklären?

Hr. Dries: Du weißt es wahrscheinlich besser @(.).@. (154–155)

Er präsentiert nicht das politisch gewollte Verständnis der Nährwertkennzeichnung und sieht auch beim Vorhandensein dieses Wissen keinen Grund, die Nährwertkennzeichnung

zu nutzen. Nach seiner Auffassung ist die Nährwertkennzeichnung verwirrend und nicht vertrauenswürdig. Verdeutlicht wird dies durch die vielen Denkpausen, Verbesserungen des Gesagten und unterbrochenen Sätze zu der Nährwertkennzeichnung. Er hat gegenüber dieser eine desinteressierte Einstellung. „Für mich ist es nichts Wichtiges. (.) Weil ich sie nicht beachte. Die sind mir bekannt, ja. Sollte man auch drauf gucken, aber ich beachte die nicht. [Befragter zuckt mit den Schultern.]“ (151) An dem letzten Zitat wird auch deutlich, dass ihm zwar normative Erwartungen bekannt sind, er hingegen keinen Anlass sieht, diesen Erwartungen zu entsprechen. Verdeutlicht wird dies insbesondere durch die Verwendung des Wortes „man“, was soziale Erwünschtheit und Selbstdistanzierung von diesen Erwartungen widerspiegelt. Er spricht nicht von sich selbst. Er wehrt sich, Lebensmittel nach dem Gesundheitswert auszusuchen.

Anderen, was wieder Selbstdistanzierung zeigt, überlässt er die Entscheidungsfreiheit für die Nutzung der Nährwertkennzeichnung. Er hat aufgrund des empfundenen fehlenden Vorteils und der geringen Aussagekraft kein Bedürfnis, diese zu nutzen. Des Weiteren zweifelt er an der politisch gewollten Wirkung der Nährwertkennzeichnung – trotz möglicher zukünftiger Optimierung. Seiner Ansicht nach ist das menschliche Verhalten komplex – Wissen führt nicht automatisch zu einer gewünschten Handlung. „Wobei (.) selbst wenn es größer wäre, der Mensch ist ja ein Gewohnheitstier. Wenn er sich dran gewohnt, ob er nach einer Weile doch nicht aufhört dran zu gucken. Das siehst du ja bei den Zigaretten schon alleine. Jeder Mensch weiß, es ist gefährlich. Jetzt kommt diese seit Jahren ja diese Schriftzeichen drauf. Verursacht Krebs, was auch immer. Die liest kein Mensch durch. [...] Nee. Das mein ich jetzt. Aber wenn man das auch größer macht, sieht dann potthässlich aus, aber ob man es dann auch dann tatsächlich dann beo/ anguckt, weiß ich nicht.“ (247) Aber auch in anderen Nährwertkennzeichnungssystemen sieht er keine Alternative.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Im zweiten Teil des Gesprächs präsentiert sich Hr. Dries selbstdistanzierter zum Thema Essen und legitimiert seine kulturellen Vorstellungen von einem guten Essen und Essstil. Ihm ist es wichtig, der Interviewerin seine (zukünftige) Veränderungsfähigkeit bezüglich seiner Ernährung aufzuzeigen, sich aber in der Gegenwart davon zu distanzieren.

I: Bist du so mit deinem, ja Gewicht, und mit deiner Ernährung grundsätzlich zufrieden oder möchtest du in naher Zukunft das verändern?

Hr. Dries: (3) Ich bin eigentlich zufrieden. (.) Aber ich weiß, dass ich für die Zukunft eher dann muss. Ich möchte nicht/ Müssen werden. Weil es wird nicht immer gut gehen mit dem Gutverdauen und alles, nee. Irgendwann wirst du ja halt zunehmen. Und (.) ja, dass ich das/ die Ernährung irgendwann umstellen muss, das weiß ich. Ja, in Zukunft. Aber jetzt momentan bin ich zufrieden so wie es ist. (326–327)

In seinen Ausführungen wird nochmals deutlich, dass Speisenzubereitung nicht in seinen Zuständigkeitsbereich fällt. Er rechtfertigt es mit seiner begrenzten Zeit und seinen feh-

lenden Kenntnissen. Seine Ehefrau kocht seiner Meinung nach abwechslungsreich. Ihm ist es hingegen nicht möglich, aufzuführen, was seine Ehefrau genau zubereitet. „Aber sehr abwechslungsreich auch. (.) Da ist immer Gemüse bei. Suppen. Ja, da ist halt alles möglich bei, nee. (.) Was weiß ich. (.) Lasagne/ @(Ich kenn nicht diese ganzen Begriffe)@. Oh Gott ist das schlimm.“ (371) Wichtig ist es ihm ausreichend Fleisch zu sich zu nehmen. „Also ich brauch Fleisch. Ich muss Fleisch essen.“ Kinder essen da so ein bisschen.“ (371) Diesem Wunsch kommt seine Frau nach. In seinem Haushalt und bei seinen Eltern/Schwiegereltern wird der Schwerpunkt auf russische/sowjetische Speisen gelegt. Nicht zuletzt, weil er und seine Töchter eine Vorliebe für russische/sowjetische Speisen haben. Aber auch deutsche/internationale Speisen gehören zum Kochrepertoire von Sina und sind wichtig im Alltag. Unter anderem zeigt sich dies auch bei Einladung von autochthonen deutschen Gästen. Hr. Dries ist es wichtig, die Vielfalt der beiden Küchen zu präsentieren. „Weil die Deutschen, die sind ja auch so, die mögen das ja auch. Die sind ja auch neugierig. Die probieren es ja auch und die sind ja total verrückt danach. Meistens. Zu 99 Prozent sage ich mal.“ (415)

Bei ihm findet auch eine gedankliche Abgrenzung der Speisen statt. Deutsche Küche erscheint ihm wegen des höheren Anteils an Gemüse gesünder als die russische/sowjetische Küche zu sein. Dabei steht Spargel mit Kartoffeln für ein typisch deutsches Gericht.

Mahlzeiten

Während der Woche haben einzelne Mahlzeiten aufgrund von Stress keine hohe Relevanz, was sich an Hr. Dries kurzen Sätzen, die Tempo ausdrücken, äußert. „Nee, wenn ich zur Arbeit gehe. Ich steh auf, mach mich fertig. Mache Butterbrote fertig. Ich fahr los. (.) Das war´s.“ (363) Vor Arbeitsbeginn trinkt er einen Kaffee und startet daraufhin seine Arbeit ohne Frühstück. Erst bei der Arbeit nimmt er seine erste Mahlzeit gemeinsam mit seinen Kollegen zu sich.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Bei der Charakterisierung des eigenen Essstils wird deutlich, dass Hr. Dries eine Zweiteilung zwischen gesund und ungesund sieht, die normativ belegt ist. Seinen eigenen Essstil beschreibt er als ungesund und bewertet es negativ. Er rechtfertigt im gleichen Moment sein Verhalten und zeigt, dass es ihm an Wissen, was gut/gesund und was schlecht/ungesund ist, nicht mangelt. „Ja auch wieder zu viel und halt nicht auf ja Zucker achten. Viel zu viel Zucker. Das weiß ich schon, wenn ich Tee, Kaffee trink, da kommt immer Zucker viel rein. Schokolade wird viel gegessen. Also Süßkrams. Deswegen. Ungesund.“ (419) Dies spiegelt sich an verschiedenen Stellen im Gespräch wider. Dennoch möchte er den gesellschaftlichen Erwartungen, was den Zuckerkonsum anbetrifft, momentan nicht entsprechen. Diese zeitliche Verschiebung der Auseinandersetzung mit Essen und dem eigenen Verhalten auf die Zukunft wiederholt sich an vielen Stellen im zweiten Teil des Gesprächs.

Er beschreibt sich selbst als einen Gernesser, „Bin halt ein Gernesser.“ (325), der gerne bis zur völligen Sättigung isst. Sein Verhalten rechtfertigt er damit, dass er weiß, was gut und schlecht ist und er zukünftig fähig sein wird, sein Verhalten bei Notwendigkeit zu verändern. Er kompensiert das jetzige Problem als „Ich bin halt so“, aber zukünftig kann ich anders. „Wenn ich zunehmen würde, dann würde ich vielleicht daran was ändern. Da ich aber noch nicht/ Da es noch nicht sein muss, tue ich das halt nicht. (.) Aber es geht ja alles in Maßen. Man kann ja auch einfach, was weiß ich, zwei Scheiben Brot würde/ reicht ja auch schon zum Sattessen. Nu ich ess halt mehr.“ (325)

Gegenwärtig sieht er einen nicht zu vereinbarenden Widerspruch zwischen gesunder Ernährung und Essgewohnheiten. Gesunde Ernährung setzt er mit Zurückhaltung und Mäßigung bei Süßem und Fettigem und ernährungsbewusste Ernährung mit Wissen über die Inhaltsstoffe und ein planvolles Vorgehen bei der eigenen Ernährung gleich. „(.) Na dass man sich schon einen Plan macht, was man zu sich nimmt. Zum Beispiel gesund oder ungesund. Oder beziehungsweise was da drinnen ist und wovon wie viel man isst.“ (427) Er weiß, was sozial erwünscht ist, was ihn aber nicht hindert, ein anderes Verhalten zu zeigen.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Im zweiten Teil des Gesprächs präsentiert Hr. Dries nicht sein eigenes, sondern ein bürgerlich deutsches Konzept von Gesundheit. Nach seiner Definition ist Gesundheit die Abwesenheit von Krankheit und das Meistern des Alltags ohne körperliche Probleme. Ebenso gehört eine gesunde Ernährung seiner Meinung zwar zur Gesundheit dazu, was in seinem Alltag jedoch keine Relevanz hat.

I: Ja. (.) Ok. (.) Gehört für dich zur Gesundheit eine optimale, eine gesunde Ernährung dazu?

Hr. Dries: (.) Ja, (.) auf die ich aber nicht achte. Ganz ehrlich gesagt. (320–321)

Er möchte den normativen Erwartungen nicht entsprechen. Er distanziert sich von dem wissenschaftlichen Verständnis. Präventives Verhalten ist ein belangloser Terminus für ihn und war in der ehemaligen Sowjetunion nicht von Bedeutung.

I: Kannst du dich vielleicht dran erinnern, wie es in Kasachstan, Usbekistan gewesen ist? Ob dieser Begriff oder dieses Verhalten 'Prävention' wichtig gewesen ist? Oder warst du zu jung?

Hr. Dries: Das war nicht so wichtig. (.) Also ich meine das war nicht so. (.) Da hat man das gegessen, was auf den Tisch kam, fertig, aus. Man hatte schon, wie gesagt, nicht die große Auswahl. Heute gab's das zu kaufen, also hat man das gegessen. (334–335)

Er illustriert, dass Prävention in Deutschland präsenter, aber im Denken der Menschen nicht immer omnipräsent ist. Gewohnheiten und Trägheit stehen einer Verhaltensänderung im Wege. Dieses von ihm als „Gewohnheitstier“ beschriebene Verhalten zeigt er ebenfalls in seinem eigenen Verhalten. Solange er in seinem Verhalten noch keine negativen Sanktionen zu befürchten hat, ist er auch nicht willens, ein präventives Verhalten zu zeigen. „Irgendwann wirst du ja halt zunehmen. Und (.) ja, dass ich das/ die Ernährung irgendwann umstel-

len muss, das weiß ich. Ja, in Zukunft. Aber jetzt momentan bin ich zufrieden so wie es ist.“ (327) Er löst das Problem damit, dass er immer wieder kommuniziert, dass er in der Zukunft ein anderes Verhalten zeigen kann.

Sportliche Nichtbetätigung begründet er mit seiner Lustlosigkeit und den nicht als sinnvoll erachteten Zeitaufwand – des Weiteren mit seiner beruflichen Auslastung. „Ja, ja. Nur am Rumrennen, Packen, schwere Kisten hochheben. Das ist an sich schon Sport genug.“ (343). Die wenige Zeit nach der Arbeit ist für ihn Familienzeit.

Migration und Integration

Ähnlich wie beim Experiment mit der Nährwertkennzeichnung wird Hr. Dries am Anfang des Gesprächsparts „Migration und Integration“ gebeten, Stellung zu beziehen. Diesmal zu seiner eigenen Person. Er wird gebeten, mitzuteilen, wie er sich selbst sieht bzw. wie er sich selbst bezeichnet – Aussiedler, Deutscher, Russe oder ganz anders. Im Vergleich zu dem Part mit der Nährwertkennzeichnung kommt er bei dieser Aufforderung nach Selbstpositionierung nicht sofort ins Taumeln, sondern nimmt schnell eine Zuordnung vor. Er führt an, dass er für sich selbst entschieden hat, ein Russlanddeutscher zu sein, um sich vor Anderen nicht immer erklären zu müssen. In seinem Entschluss ist er sich sehr sicher und entschieden. Als Grund für die Nicht-Akzeptanz als Deutscher von Seiten der Anderen führt er u. a. seinen Akzent auf. „Als Russlanddeutscher. (.) Weil es ist ja auch so. (.) Ja, es ist ja denn/ Ein einheimischen Deutschen/ Bei vielen ist es ja heute immer noch bisschen schwer zu erklären, wer du nun bist. Sagst du bist ein Russe. Dann denkt er sich, du bist halt ein Russe. Kasache, Usbeke, das ist für die ja gar kein Begriff. (.) Als Russe halt ehemalige Sowjetunion. Ist ja dann jedem ein Begriff. (.) Sagst du Deutscher, ein Akzent ist ja trotzdem bei allem raus zuhören. Das ist ja/ Dann kommen wir/ auch wieder Fragen. Deswegen Russlanddeutscher (.) [...] Aber trotzdem da mach ich mir die Sache einfacher. Ich bin Russlanddeutscher, fertig aus. Sollte **mal** die Frage kommen.“ (507) Mit dem Begriff „Russlanddeutscher“ verweist er auf seine Zugehörigkeit sowohl zum Russischen, aber auch zum Deutschen. Er hat eine „Russisch-Deutsche-Doppelzugehörigkeit“, wobei eine größere Bedeutung dem Deutschen zukommt. Hr. Dries zählt sich zu einer Untergruppe der Deutschen und nimmt somit eine ethnische Verortung vor.

Im Ganzen schildert er seine Migration nach Deutschland als schwierig. Das Verhältnis zur Mehrheitsbevölkerung war zunächst reserviert, denn als Kind machte er bereits erste Fremdheitserfahrungen. Er wurde als Außenseiter, Fremder und Ausländer von der Mehrheitsbevölkerung wahrgenommen und als böser Russe pauschalisiert. Unterstellungen und Bezeichnungen wie zum Beispiel der Erhalt von nicht verzinsten Krediten prägten später seinen Alltag. Heute unterhält er soziale Kontakte sowohl zu Russlanddeutschen als auch zu autochthonen Deutschen.

Bei den Begriffen Heimat und Muttersprache ist er nicht so selbstsicher und entschieden bei seiner Festlegung wie bei der Kommunikation seines Selbstverständnisses, fühlt sich

aber genötigt, sich entscheiden zu müssen. Dies – sich festlegen oder systematisch vorgehen – entspricht nicht seinem Alltagskonzept, welches durch Unbeschwertheit und Spontanität gekennzeichnet ist. Er hat ein ambivalentes Verhältnis zur Heimat. Er sagt von sich, dass er aufgrund seiner Biografie drei verschiedene Heimaten haben könnte. „Was sagt denn Heimat aus? Heimat ist entweder das, wo du geboren bist, wo du am längsten gelebt hast oder deine Angehörigkeit. Dann habe ich drei. Geboren in Kasachstan, gelebt in Usbekistan, von der Nationalität Deutscher.“ (527) Dennoch legt er sich im Interviewverlauf auf Deutschland fest. Er möchte mit dem Thema Heimat langsam abschließen, was darauf verweist, dass der Prozess der Heimatfindung für ihn noch nicht komplett abgeschlossen ist, er sich aber ein Ende des Prozesses wünscht. Die Zeit in Usbekistan und Kasachstan liegt seinem Empfinden nach schon zu weit in der Vergangenheit, dass er zu diesen Ländern immer noch ein Heimatgefühl entwickeln könnte. Dies kommuniziert er auf eine gelassene und gleichgültige Art, was der Ausdruck „mein Gott“ ausdrückt. Er sieht seine Heimat immer mehr in Deutschland, nicht zuletzt wegen seiner Kinder. „Geboren bin ich in Kasachstan. Usbekistan, ok. Zu damaligen Zeit, wo ich zur Schule gegangen bin, war die letzte Zeit Usbekistan. Und das ist jetzt auch schon lange vorbei. Jetzt bin ich schon länger in Deutschland. Geboren in Kasachstan, ok. Mein Gott, das waren dann zwei, drei Jahre, wo ich da gelebt hab. So vier Jahre. Das ist dann auch schon vorbei. Ich denke jetzt kann man auch sagen langsam Deutschland. Die Kinder sind auch hier geboren. Ich denke mit dem Thema kann man auch abschließen.“ (529)

Trotz des Gefühls von der Interviewerin bei dem Begriff Muttersprache in die Enge gedrückt zu werden, ist Hr. Dries zwiegespalten und kann sich nicht positionieren. Er spricht zwei Sprachen – Russisch und Deutsch – ohne sich festzulegen, welche dieser Sprachen seine Muttersprache ist. Er fühlt sich beiden Sprachen verbunden und räumt keiner eine besondere Stellung ein. Seine Alltagsprache ist hingegen Deutsch. „Muttersprache ist auch so ein bisschen schwer zu sagen, nee. Das ist/ Die hat man ja auch zu Hause. Weiß nicht, kennst du vielleicht auch. Mit Sina {Ehefrau des Befragten} untereinander reden wir auf Russisch. Ganz besonders über die Sachen, die die Kinder nicht unbedingt mitkriegen sollen. Aber wenn es jetzt nichts Geheimnisvolles ist oder Sonstiges, dann spricht man halt automatisch wieder auf Deutsch, nee. Das ist so ganz komisch. Also das ist teils, teils. Welche Muttersprache das jetzt ist, kann ich dir echt nicht sagen.“ (527)

Die deutsche Sprache hat immer eine zentrale Bedeutung in seinem Leben gehabt. Insbesondere die deutsche Spracherziehung seiner Töchter ist ihm von besonderer Wichtigkeit. Deswegen räumt er der deutschen Sprache Vorrang ein. Das, was ihm wegen der fehlenden Sprachkenntnisse in Deutschland wiederfahren ist, möchte er seinen Töchtern ersparen. Sie sollen Deutsch sprechen und weitere Fremdsprachen an der Schule lernen. Russisch hat dabei keinen Platz. „Da passt @(Russisch nicht wirklich rein.)@ @(.)@ Und vor allem an heutigen, was wir an Russisch heute reden. Das ist ja gar nicht mehr das eigentliche Russisch.“ (537)

5.2.7 Sascha Michels – „Einsamer Esser, der nach Gemeinschaft sucht“

„Wenn ich unterwegs bin/ Da essen, hier essen, bei Mutter zu Besuch, bei Freunden/ Dann irgendwo eingeladen und dann, ja hab ich zur Reserve immer eine Pizza drinnen oder so im Kühlschrank.“ (9)

Soziodemographie

Hr. Michels (27) hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss den Realabschluss (Mittlere Reife). Er hat eine Ausbildung zum Systemelektroniker abgeschlossen und arbeitet momentan als Elektroniker und Mechaniker. Er ist mit 6 Jahren aus einer der größten Städte Kasachstans nach Deutschland ausgewandert und hält sich seit 18 Jahren in Deutschland auf. Er ist ledig und nicht liiert. Seine bisherigen Freundinnen hatten denselben Migrationshintergrund wie er selbst.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 1501–2000 Euro pro Monat. Für Lebensmittel gibt Hr. Michels mit Außerhausverzehr zwischen 300 und 400 Euro pro Monat aus (nur für den Verzehr zu Hause mindestens 150 Euro pro Monat).

Interviewsituation

Hr. Michels schildert seine Situation im Hinblick auf Einkauf, Essen, Gesundheit, Arbeit und Migration unterschiedlich während des Gesprächs. Im ersten Teil bis zum Experiment mit der Nährwertkennzeichnung präsentiert er seine Lebensart als gegeben, ohne das Bedürfnis zur Rechtfertigung. Er zeigt ein unbekümmertes zwangloses Verhalten, welches durch Gleichgültigkeit gekennzeichnet ist. Im zweiten Teil des Gesprächs kommt es teils zum Wandel. Hr. Michels wird häufiger unsicher in seinem Denken und präsentiert vermehrt gesellschaftliche Normen. Die eigene Migration thematisiert er im ersten Teil des Gesprächs nicht explizit. Diese zeigt sich allerdings in seinen Äußerungen zum Thema Essen, Einkauf und Gesundheit.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Hr. Michels ist selbstständig für häusliche Verpflichtungen wie Einkauf, für die er wenig Zeit investieren möchte, zuständig. Eine dritte Person beschrieb sein Einkaufsverhalten als Geldverschwendung aufgrund des zu vielen Eingekauften und des Wegschmeißens. „Und meistens schmeiß ich die Hälfte weg. Es @(kommt einfach so)@.“ (5) Er rechtfertigt das Wegschmeißen damit, dass man nicht perfekt einkaufen kann und dem viel unterwegs sein. Dies führt dazu, dass ihm nichts anderes übrigbleibt, als Lebensmittel, die er entweder nicht mehr essen mag oder die schlecht geworden sind, wegzuschmeißen. „Eigentlich schade, aber [Befragter zuckt mit den Schultern.] (.) so ist das. Ich finde man kann nicht perfekt einkaufen, so dass man alles isst [Befragter zuckt mit den Schultern]. Aber @(ich weiß nicht)@.“ (7) Er zieht nicht in Betracht, an den Bedarf angepasst einzukaufen.

Der Einkauf ist für Hr. Michels etwas Nebensächliches. Er kauft dann ein, wann er Lust, bzw. wie er selbst sagt, „Bock hat“, ungeachtet der Ausgaben. Von festgefahrener Strukturen distanziert er sich. Freiheit und Lust sind wichtig. „Wie ich Bock/ Wie ich Lust habe. Heute habe ich Lust zum Beispiel, fahr ich hin, kauf ich ein oder ich hab nichts mehr, dann kauf ich ein. Aber ist nicht so wie manche müssen am Freitag oder Samstag/ Wollen unbedingt den Kühlschrank voll machen für die ganze Woche [*Befragter schüttelt mit dem Kopf*]. Ich mach das nicht so.“ (11) Dabei ist Lust ein zentraler Begriff in seinen ganzen weiteren Schilderungen, was sich an vielen Stellen im Interview zeigt.

Den bevorstehenden Einkauf plant er weitgehend mit einer Einkaufsliste, aber Spontankäufe zur Lustbefriedigung sind auch möglich. Er sucht am liebsten den Supermarkt REWE, gefolgt von Discountern auf. Den russischen Laden besucht er einmal in der Woche zum Kauf von Spezialitäten. Wochenmärkte sind ihm hingegen wegen der „komischen“ und „alten“ Leute befremdlich – er grenzt sich von diesen Menschen bewusst ab. Diese soziale Distinktion ist ebenfalls bei Biolebensmitteln zu beobachten. „Ich finde, das ist Quatsch. [...] Die machen nur die Preise höher. So und da steht Bio drauf. Und meistens kaufen das Rentner. Und freuen sich auf Bioprodukte. Aber, ich glaub, da nicht wirklich daran.“ (127) Er hat sein eigenes Verständnis von Bio und misstraut dem offiziellen Bio-Gedanken.

Beim Kauf von Lebensmitteln gibt er vor, dass Qualität bzw. Natürlichkeit ihm wichtig seien, was er hingegen im Einzelhandel nicht findet. Die Lebensmittelproduktion und die nicht aufrichtige Werbung geben ihm Anlass zur Skepsis. Er glaubt an Verschleierung und Vertuschung und bedauert es, dass die Lebensmittel heute nicht vertrauenswürdig sind. Seine größte Sorge ist, bald aufgrund des Künstlichen nichts mehr essen zu können. Er fühlt sich „verarscht“. „Qualität. Aber ganz ehrlich. Ich fühle mich ein bisschen verarscht in der ganzen Lebensmittelindustrie. Weil wenn du ein bisschen nachliest wegen Glutamat und Konservierungsstoffe und dies und das, dann darfst du bald gar nichts mehr essen, weil überall ist schon was drinnen [*Befragter hebt die Arme hoch und klatscht gleich daraufhin mit den Händen auf die Oberschenkel*]. Also!“ (63) Er schaut hingegen nicht nach alternativen Lebensmitteln.

Obwohl er den Begriff Qualität verwendet, fällt ihm die Definition dieses Begriffes schwer. Qualität hängt für ihn stark von der Bekanntheit bzw. dem Markennamen eines Lebensmittels ab. Dennoch ist er nicht sicher, ob das, was er für qualitativ hochwertig erachtet, tatsächlich diese Qualität aufweist – schließlich achtet er auf den Markennamen. Er bringt Lebensmitteln, die eine Marke aufweisen und für eine Persönlichkeit stehen, weitgehend mit der Begründung des besseren Geschmacks, Vertrauen entgegen. Geschmack ist ein wesentlicher Treiber seiner Lebensmittelauswahl – nicht nur bei Markenprodukten. Als Sinnbild des besseren Geschmacks steht für ihn Coca-Cola. „(4) Coca-Cola. [...] Ob du Original kaufst oder ob du diese billig vom, vom Aldi holst oder so. Wie Himmel und Erde @(.).@.“ (91) Andere Angaben außer der Marke führen bei ihm zu Verunsicherung und einem komischen Gefühl [...] weil danach hast du @(irgendwie komisches Gefühl)@. Weil da ist echt so viel drinnen. Und wenn

da nicht steht Glutamat, dann steht da E51 [...] *[Befragter zuckt mit den Schultern.] Und die Lebensmittel gehen auch nicht so schnell kaputt finde ich. Man schneidet **Apfel auf** oder **Tomate** und lässt die liegen. Und die ändert sich nicht mal in der Form. [...] das ist pure Chemie.“ (65) Die Natürlichkeit der Lebensmittel geht seiner Meinung nach bei der Lebensmittelproduktion verloren. Dies verdeutlicht er durch die Kombination der Wörter Lebensmittel und kaputt, was rein biologisch nicht möglich ist, denn Lebensmittel verderben und gehen nicht kaputt. Hr. Michels kommuniziert eine Ambivalenz, was Natürlichkeit der Lebensmittel, Vertrauen in Industrie und Politik anbetrifft. Er verlangt mehr Natürlichkeit, konsumiert aber selbst viele Fertigprodukte. „Ich ess viel Fertiggessen. Leider. @(.).@“ (95) Dabei zeigt er einerseits reumütiges Verhalten, lacht aber auch auf.*

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

In den letzten Jahren hat sich das Einkaufsverhalten von Hr. Michels dahingehend verändert, dass er heute selbstverantwortlich den Einkauf regelt. Dies führte, was er selbstkritisch zugibt, zu einer Verschlechterung. Im Vergleich zu seiner ehemaligen Lebenspartnerin, setzt er sich weniger mit dem Einkauf auseinander.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Die Haltung Hr. Michels hinsichtlich Essen ist ambivalent. Einerseits wünscht er sich niedrige Lebensmittelpreise, um sich in anderen Bereichen wie Urlaub mehr leisten zu können, andererseits gibt er für auswärtiges Essen viel Geld aus. Das 3–4-malige auswärtige Essen pro Woche dient zum Treffen von Freunden und Familie und stiftet Gemeinschaft. Das Selbstkochen liegt ihm nicht, viel lieber lässt er sich bekochen. Ein ambivalentes Verhalten ist des Weiteren beim Umgang mit Lebensmitteln zu finden. Auf der einen Seite schmeißt er viel weg, weil er nicht wenig kochen kann. Er zieht aber nicht in Betracht, weniger zu kochen oder Speisereste zu einem späteren Zeitpunkt zu verzehren. „Wenn ich was koche zum Beispiel/ Ich kann ja nicht so ein bisschen kochen *[Befragter zeigt mit den Händen die Ausmaße]*. Ich koch schon ein bisschen mehr, dass ich zweimal davon esse zum Beispiel. Und dann ess ich einmal und steht's rum. Und meistens schmeiß ich danach weg. [...] Eigentlich schade, aber *[Befragter zuckt mit den Schultern.]* (.) so ist das.“ (7) Mit dem Ausdruck „so ist das“ bestärkt er, dass er sein Verhalten nicht ernsthaft in Frage stellt, sondern es so hinnimmt, wie es ist. Auf der anderen Seite kommuniziert er, wie sinnvoll eine Eigenproduktion der Lebensmittel sei, um qualitativ hochwertige Lebensmittel zu haben. Er selbst setzt andere Prioritäten. In der freien Zeit möchte er sein Leben und die wenige Zeit lustvoll genießen und sich z. B. nicht an einen Garten zur Selbstproduktion der Lebensmittel binden.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

In den letzten Jahren kam es bei Hr. Michels immer wieder zu Veränderungen in seinem Essalltag. Er war bisher nicht für die Speisenzubereitung zuständig. Weibliche Personen übernahmen die Speisenzubereitung. Heute ist er auf sich selbst gestellt.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Hr. Michels gibt Gesundheitsverantwortung vor. Er kommuniziert Interesse an der Herkunft der Lebensmittel und fühlbarer Transparenz der Lebensmittelherstellung und -kontrolle. Natürlichkeit in der Herstellung stellt für ihn einen positiven Beitrag für die Gesundheit dar. Er prangert die von ihm wahrgenommenen Missstände an, ändert aber sein eigenes Verhalten nicht.

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs tritt Hr. Michels mit einem veränderten Antwortverhalten in Erscheinung. Das Gesagte transportiert mehr Unsicherheit und Ratlosigkeit, insbesondere im Zusammenhang mit der Nährwertkennzeichnung. Deutlich längere Sprechpausen und Satzabbrüche sind zu vermerken. Dies hat Einfluss auf sein Antwortverhalten zu u. a. den Themen Essen und Gesundheit. Er äußert sich vermehrt normkonform und rechtfertigend.

Einkaufsverhalten

Grundsätzlich sucht Hr. Michels Lebensmittel nicht nach dem Gesundheitsaspekt aus. Dies zeigt er u. a. auch in der Intervention, ein präferiertes und ein gesünderes Lebensmittel auszusuchen und seinem Antwortverhalten. Er nutzt bei beiden Aufgaben weder die Nährwertkennzeichnung noch die Zutatenliste oder Nährwerttabelle. Bei dem Präferierten wählt er das Lebensmittel, welches ihm mehr Energie gibt. Bei dem Gesünderen entscheidet er sich zunächst für ein Lebensmittel, im nächsten Moment zweifelt er daran. Er kann nicht begründen, welches gesünder ist. Diese Unsicherheit durchzieht den ganzen zweiten Teil des Gesprächs mit der Nährwertkennzeichnung. Deutlich wird dies auch durch das Zugestehen der Unwissenheit: „[...] und ich glaub, das ist auch gesünder. Ich glaube, ich bin mir nicht sicher wieder.“ (191) Der zweimal wiederholte Ausdruck „ich glaub“, aber auch der häufige Ausdruck „das ist eine gute Frage“ und „vielleicht“ zeigen seine Unwissenheit. Längere Sprechpausen deuten auf mentale Anstrengung und Unsicherheit. Des Weiteren drückt er durch sein Schulterzucken Unsicherheit, Unentschlossenheit und Resignation aus. An einigen Stellen im Gespräch versucht er durch das Lachen seine Unsicherheit/Unkenntnis zu überspielen.

Er distanziert sich von der Nährwertkennzeichnung, indem er zu verstehen gibt, dass er sich mit der Nährwertkennzeichnung nie auseinandergesetzt hat und es zukünftig auch nicht plant. Er hat kein Interesse und sieht keinen Nutzen darin. Lust am Essen, Sättigung

und Gewichtsstabilität sind viel wichtiger als Nährwertangaben oder speziell die Nährwertkennzeichnung. Darüber hinaus misstraut er den Angaben der Nährwertkennzeichnung. Seiner Ansicht sind einige Angaben unrealistisch und mit dem Aufdrucken der Nährwertkennzeichnung auf den Lebensmitteln wird von den Herstellern verschleiert, dass diese ungesund sind.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Innere Bedürfnisse wie Hunger und Wunsch nach Gesellschaft bestimmen die Essensaufnahme von Hr. Michels, aber auch Rationalität. Essen steht dabei einerseits für Genuss und Geschmack, andererseits muss es schnell verfügbar und sättigend sein und wenige Ressourcen wie z. B. Zeit in Anspruch nehmen. Zeitsparen ist eine seiner zentralen Prämissen, die häufig zur Bündelung der Nahrungsaufnahme führt. „//mhm// Und meistens hab ich keine Lust für mich alleine zu kochen und so. Wenn Freunde kommen, ja, dann macht es Spaß. Aber so für mich alleine. Dann fahr ich mal hier, hole mir irgendwas Fertiges und *[Befragter nickt.]* gut ist.“ (497)

Der Selbstzubereitung der Speisen misst er keine hohe Bedeutung zu – er nimmt es als Verzicht auf Lebensqualität wahr. Das Kochen nur für eine Person ist freudlos. Sich etwas leisten und somit auswärts essen zu können, ist Lebensqualität. Dennoch hat er das Bewusstsein, dass ausschließliches Essen von Fertiggessen nicht gesellschaftlich erwünscht und irgendwann nicht schmeckt, was ihn dazu nötigt, gelegentlich selbst zu kochen. „Ja, ja. (.) Weil ich weiß, ich kann nicht jeden Tag nur Döner essen *[Befragter zuckt mit den Schultern.]* oder Pizza. *[Befragter schüttelt mit dem Kopf.]* Das geht nicht. Und irgendwann schmeckt das auch gar nicht mehr.“ (483) Er gibt vor, auf Frische und einen ausreichenden zeitlichen Spielraum bei der Speisenzubereitung zu achten. Die von ihm zubereiteten Gerichte sind hauptsächlich russisch/sowjetisch. Er bevorzugt hingegen nicht nur diese Speisen, sondern ist auch für deutsche/internationale Speisen bei der Nutzung der Gemeinschaftsverpflegung und dem auswärtigen Essen empfänglich.

Bei Hr. Michels existiert auch eine gedankliche Abgrenzung der Speisen. Im Vergleich zu den anderen beiden Begriffen kann er sich unter einer russlanddeutschen Küche nichts vorstellen. Bortsch, Pelmeni und Manty sind für ihn typisch russische Speisen. Schwerer fällt es ihm bei typisch deutschen Speisen. In seinen Schilderungen zum Essen kristallisiert sich ebenfalls heraus, dass er häufig Fleischmahlzeiten nennt, denn er hat eine Vorliebe für Fleisch, welches für ihn eine tägliche Notwendigkeit darstellt, wie die folgende Passage zeigt:

I: Wie viel Fleisch isst du, wenn du das so/ *[Befragter unterbricht Interviewerin.]*

Hr. Michels: Also jetzt in Mengen genommen, schwer zu sagen. Aber allgemein jeden Tag eigentlich *[Befragter nickt.]*. Und ich glaub, das ist zu viel. (504–505)

Nachhaltigkeitsaspekte spielen dabei keine Rolle. Ihm sind auch die wissenschaftlichen Ernährungsempfehlungen in Bezug auf Fleisch oder Eier bekannt, auf die er hingegen keinen Wert legt. Er lehnt die Verwissenschaftlichung von Essen ab. „Oder Eier, ist genau die gleiche Geschichte. Man sagt ein, zwei Eier pro Woche. Wenn ich Lust hab, mach ich mal eben vier Eier. Und wenn ich nächsten Morgen wieder Lust habe auf Eier, mache ich mir wieder Eier. Obwohl, wenn ich das jetzt meinen Arzt erzähle, mein Professor. Er sagt: „Nein [*Befragter winkt mit der rechten Hand ab.*], das darfst du nicht. (.) Ist ungesund.“ [*Befragter nickt.*] Ja.“ (505)

Mahlzeiten

Mahlzeiten haben für den Befragten keine gleichwertige Bedeutung. Außer Frühstück, um Energie für den Tag zu haben, sind andere Mahlzeiten nicht von besonderer Relevanz. Dabei sind auswärts eingenommene Mahlzeiten von immenser Bedeutung, denn diese bringen ihm den Vorteil der Zeitersparnis, des Nachgehens anderer Prioritäten und stiften darüber hinaus Gemeinschaft. Bereits das klassische Frühstück, aber auch das Mittagessen finden in der Kantine statt. Dabei empfindet er die Kantine als einen glücklichen Umstand. „Also wir haben bei der Arbeit zum Glück Kantine. Da gibt es Brötchen mit Frikadelle oder Salami, Käse. Was du willst, nee. Belegt. Das ess ich da. Und mittags haben wir immer zwei verschiedene Menüs zur Auswahl. (.) Ja. Da gibt's noch andere Sachen. Pizza und so.“ (185) Das Abendessen wird in den meisten Fällen ebenfalls auswärts eingenommen.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Hr. Michels beschreibt seinen Essstil als nicht gesund, da für ihn eine gesunde Ernährung nicht praktikabel ist und führt es auf nicht von ihm beeinflussbare Gegebenheiten zurück. Ihm fehlen die richtigen Produkte, Zeit und Geld. Sein Alltag lässt ein intensives Befassen mit Essen nicht zu. Aber auch fehlende Lust bzw. Motivation hindern ihn daran. Er hat andere Prioritäten, für die er sich zu rechtfertigen versucht.

I: Würdest du denn sagen, dass du dich persönlich selbst gesund ernährst?

Hr. Michels: Nee [*Befragter schüttelt mit dem Kopf.*] nicht wirklich @(.).@.

I: Was fehlt dir dazu?

Hr. Michels: (.) Was fehlt mir dazu? (3) Ja, erstens die Produkte. Die richtigen Produkte. So (.) Und die Zeit. Die Zeit. Das heißt, ich muss arbeiten. Das heißt, von morgens bis nachmittags bin ich weg. Wenn ich die ganze Zeit für mich hätte, wie in Urlaub zum Beispiel, dann könnte ich ganz genau gucken, wo holst du dir was. Oder wenn ich viel Geld hätte zum Beispiel, dann wäre mir das auch egal. Aber so bin ich eingeschränkt. Ich hab keine Lust jeden Tag Brot zu schmieren. Morgens, wenn ich aufstehe, bin ich müde. Ich geh einfach dahin und bestell mir das Brötchen [*Befragter zuckt mit den Schultern und guckt daraufhin verlegen nach unten*]. (.) Ja. (434–437)

Hr. Michels zieht allerdings nicht in Erwägung, abends sein Frühstück zuzubereiten, für den nächsten Tag zu kochen oder sich andere Bezugsquellen für die richtigen Produkte zu beschaffen. Durch seine Körperhaltung gibt er aber zu verstehen, dass ihm dieses

Verhalten unangenehm ist. In seinen weiteren Ausführungen zu gesunden Lebensmitteln wird ebenfalls deutlich, dass er diese nicht kauft. Dabei geht es ihm viel weniger um die Zusammensetzung, als um die Vermeidung von Zusatzstoffen, denn gesunde Lebensmittel zeichnet seiner Ansicht nach aus, dass jeder Produktionsschritt nachvollzogen werden kann. Diese werden selbst oder von einer Vertrauensperson angebaut bzw. gezüchtet und trotzen vor Natürlichkeit. Hingegen prangert er das ungesunde Essverhalten der autochthonen Deutschen an, ohne sein eigenes Verhalten zu reflektieren. Er spricht sich für frische Zubereitung und den Verzicht von Fast Food aus, sagt aber nicht, dass er es selbst befolgt.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Das Ernährungs- und Kochverhalten von Hr. Michels hat sich in den letzten Jahren dahingehend verändert, dass er für sich selbst kochen muss, sich aber häufiger auswärts etwas Fertiges kauft. Er wird auch seltener bekocht, denn es fehlt ihm eine Lebenspartnerin.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Hr. Michels zeigt hinsichtlich Sport ein gesundheitsorientiertes Verhalten – er macht Boxen und Fitness. Sport hat allerdings nicht ausschließlich die Funktion zur Gesundheit/Fitness beizutragen, sondern bringt Spaß und steigert das Wohlbefinden. Es ist Ablenkung von den Sorgen des Alltags und Knüpfen bzw. Aufrechterhaltung von Kontakten. Es schafft Gemeinschaft und das Gefühl von Gleichgesinnten verstanden zu werden. Die Individualität ist ihm noch viel wichtiger als die wissenschaftliche Vorstellung von Gesundheit/Fitness. Dies zeigt sich in der ambivalenten Einstellung zu Prävention. Viel wichtiger als Prävention sind, seiner Ansicht nach, die Gene und die Psyche. Dabei verbindet er Prävention ausschließlich mit Sport und Weltmeisterschaften.

Nach seiner Auffassung nimmt Gesundheit und Sport bei Menschen einen unterschiedlichen Stellenwert ein. Jeder hat eine andere Motivation und setzt seine Prioritäten anders wie z. B. Gewichtsreduktion, die er mit einem anschaulichen Beispiel beschreibt: „Jeder hat seine Ameisen im Kopf.“ (533) Er selbst hat eine gelassene Einstellung zu seinem Körper. Ihm ist es wichtig, nicht ab- und zuzunehmen, was hingegen kein Problem darstellt, denn er fühlt sich gesegnet, nicht zuzunehmen. Deswegen sieht er z. B. nicht die Notwendigkeit, auf gesunde Ernährung zu achten.

Migration und Integration

Vergleichbar mit dem Gesprächspart mit der Nährwertkennzeichnung wird Hr. Michels am Anfang der Sequenz zur Migration und Integration mit etwas konfrontiert, was bisher für ihn nicht von Bedeutung war. Er wird gefragt, wie er sich selbst bezeichnet und wie er von Anderen genannt werden möchte, was er als eine schwierige Frage ansieht. Dies wird

durch den wiederholten Ausdruck „gute Frage“ besonders deutlich. Er sieht die Optionen „Deutsch“ – „Russe“ – „(Spät-)Aussiedler“. Die Selbstpositionierung bzw. die Kommunikation seiner Zugehörigkeit spielte in seinem bisherigen Alltagskonzept keine Rolle. Dennoch versucht er sich genau wie bei der Nährwertkennzeichnung zu positionieren. Einerseits fühlt er sich Deutsch, aber andererseits nimmt er an, dass er aufgrund seines Akzents in der deutschen Sprache in der Wahrnehmung der Anderen kein Deutscher ist und folglich am Akzent erkannt wird. Seiner Ansicht nach ist es ein langjähriger psychologischer Prozess bis man/er sich Deutsch fühlt. Zwar gibt ihm Deutschland Sicherheit und ein Gefühl von Wohlbefinden, dennoch teilt er nicht die Mentalität der autochthonen Deutschen. Die autochthon deutsche Mentalität stimmt nicht mit seinen persönlichen Werten überein. Er bewertet die Mentalität der Weißrussen besser, wertet diese auf und grenzt sich klar vom Deutschen, dem für ihn Fremden, ab. Er fühlt sich mit dem sowjetischen Herkunftskulturraum in dieser Hinsicht mehr verbunden. Boh, gute Frage. (.) Gute Frage. (3) Also ich fühl mich Deutsch, aber andererseits auch [*Befragter schüttelt mit dem Kopf.*] (Spät-)Aussiedler oder Russe, weil [*Befragter schüttelt mit dem Kopf.*] ich hab diesen Akzent. Dies kann man mir nicht wegnehmen. @(Das kann nur besser werden)@, aber weg geht das nicht. Und ich denke auf Russisch. Das ist/ Das ist Psychologie. Das kannst du auch nicht so einfach umändern. Das dauert Jahrzehnte (.) bis man so ein Gefühl bekommt. So, ich bin **Deutsch**. Aber (4) ich fühl mich hier wohl. Ich hab hier mein Job und dies und das. Aber ich bin oft in Weißrussland. Und wenn ich da reinkomme, ich **fühl mich mehr wie zu Hause**. Weil die Menschen sind ganz anders. Also würd ich sagen, ich bin mehr Russe. Die Menschen sind mehr zu einander. Und ich finde in Deutschland, die sind so (.) jeder für sich. Die Meisten so [*Befragter zuckt mit den Schultern*]. Und ganz andere Mentalität natürlich.“ (571) Er kommuniziert hingegen ein beidseitiges Zugehörigkeitsgefühl sowohl zu Deutschland als auch zu Weißrussland bei der Frage nach seiner Heimat, indem er zwischen Heimat und Zuhause unterscheidet. Er fühlt sich in Weißrussland bei seinen Besuchen Zuhause, weil ihm dieser Ort so vertraut ist. Deutschland ist seine Heimat. Deutschland gibt ihm im privaten, sozialen und beruflichen Bereich Sicherheit, was er wertschätzt. „Ich find das hier **toll**, weil du hast gute Ärzte. Du hast/ bist versichert. (.) Wenn du gar nichts mehr hast, kriegst du noch Unterstützung. Und [*Befragter nickt.*]ja.“ (666) Seine Diskriminierungserfahrungen in Deutschland durch fremdenfeindliche Reaktionen von Mitschülern bzw. dem Vorgesetzten in der Anfangszeit, thematisiert er auf eine lockere Art und vermittelt einen gleichgültigen Umgang mit dieser Problematik. Er macht deutlich, dass er die Hoffnung nie aufgab, in der Zukunft seine Fähigkeiten allen beweisen zu können. „In der Schule ganz viele Situationen [*Befragter schüttelt mit dem Kopf*]. Wo ich Probleme hatte, was vorzulesen korrekt. Und dann schrien sie, ja gibt es nicht, eine schlechtere Note als sechs oder solche Sachen zum Beispiel [*Befragter nickt*]. **Aber wie gesagt**, mir war das egal. Ich hab gedacht, wartet, (.) es kommt die Zeit und dann kann ich die Sprache.“ (637) Seine positiven Erfahrungen mit Deutschland überwiegen hingegen, so dass er keinen Rückkehrwunsch nach Kasachstan hat, denn es ist seinem Empfinden nach nicht mehr seine Welt.

Die Ambivalenz, die sich bei Heimat und der Selbstpositionierung zeigte, wird auch bei der Frage nach seiner Muttersprache offensichtlich. Hr. Michels wird wieder damit kon-

frontiert, sich mit etwas auseinanderzusetzen, was bisher keine Relevanz für ihn hatte. Bisher musste er sich damit nicht auseinandersetzen und sich festlegen. Schlussendlich entscheidet er sich, weil er sich veranlasst fühlt, für Russisch als seine Muttersprache, denn Russisch war bisher die zentrale Sprache in seinem Leben und weckt bei ihm ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl. Im Nachgespräch weist Hr. Michels die Interviewerin, die schlechtere Russischkenntnisse als er hat, ferner darauf hin, an „der russischen Sprache zu bleiben“, was die selbstzugeschriebene Wichtigkeit der russischen Sprache noch einmal betont. Deutsch ist für Hr. Michels hingegen aufgrund seines sozialen Umfeldes und seiner Arbeit in letzter Zeit eine Notwendigkeit geworden und ist nicht mehr wegzudenken. Jedoch denkt er immer noch in Russisch und hat ein besseres Sprachgefühl dafür.

Die deutsche Sprache vergleicht er mit Mathematik. „Und Deutsch ist für mich wie Mathematik. Es ist zwar interessant, aber es ist alles anders. Ich kann mich nicht so ausdrücken wie auf Russisch [Befragter nickt].“ (585) Er begründet seine Wahl, Russisch als seine Muttersprache anzusehen, mit seiner Sozialisation in einem Stadtteil mit einem hohen Ausländeranteil. Früher hatte er vermehrt (Spät-)Aussiedler oder russischstämmige Migranten als Freunde. Heute in seinem neuen Lebensmittelpunkt ist sein soziales Netzwerk nicht nur auf Personen mit Migrationshintergrund begrenzt, sondern umfasst auch Personen anderer Nationalität und autochthone Deutsche. Er verweist dabei auf seine Kontaktfreudigkeit.

5.2.8 Christina Koch – „Fürsorgliche Esserin“

„Ich weiß ganz genau, was wir mögen. [...] Aber bevorzugt nach dem, was wir mögen und dann auch sortiere ich dann/ Dann ich guck mir das an, was drin ist und dann ob das gesund ist oder nicht, ne. Und dann fliegt das auch mal von der Liste auch, wenn es mal nicht passt @(.).@.“ (61)

Soziodemographie

Fr. Koch (36) ist in Kasachstan geboren, mit vier Jahren mit ihren Eltern in die Ukraine gezogen und nach vier Jahren wieder nach Kasachstan zurückgekehrt. Mit 13 Jahren wanderte sie aus einem Dorf in Kasachstan nach Deutschland aus und hält sich seit 22 Jahren in Deutschland auf. Fr. Koch ist verheiratet und hat zwei Söhne (10 und 13 Jahre alt). Ihr Ehemann hat den gleichen Migrationshintergrund wie sie selbst. Sie hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss den Realschulabschluss (Mittlere Reife) und ist ausgebildete Industriekauffrau. Momentan arbeitet sie als Bürokauffrau. Ihr Ehemann ist ebenfalls berufstätig.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 3001–4000 Euro pro Monat. Die Ausgaben für Lebensmittel belaufen sich auf 200 Euro pro Woche.

Interviewsituation

Die persönlichen Sichtweisen zu Einkauf, Essen, Gesundheit, Migration und Familien- und Hausarbeit schildert Fr. Koch auf zwei unterschiedliche Arten. Bis zur Konfrontation mit der Nährwertkennzeichnung ist sie sicher in ihren Aussagen – ihre Sprache ist ohne Stocken. Doch dann kommt es zu einem Umschwung. Selbstverteidigung, Unentschlossenheit und stärkere Demonstration von Fachwissen bestimmen das Gespräch, welches sich in kurzen, stockenden und vermehrt abgebrochenen Sätzen zeigt. Fr. Koch fühlt sich dazu gedrängt, sich normkonform zu präsentieren.

Die eigene Migration schildert sie erst im zweiten Teil des Gesprächs detaillierter. Davor wird es in den Themen Essen, Einkauf und Gesundheit nur teilweise thematisiert.

Charakteristisch für ihre Sprache ist in beiden Teilen der Satzaussage verstärkender Partikel 'ne' als Art der Rückbestätigung.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Häusliche Angelegenheiten erledigt Fr. Koch. Sie ist fast ausschließlich für den Einkauf zuständig. „In letzter Zeit sowieso ganz alleine dadurch, dass wir hier zu tun hatten, immer. Ab und zu fahren wir, ganz selten aber/ Wenn wir Urlaub haben zusammen. Dann fahren wir einkaufen zusammen. Ansonsten meistens alleine [Befragte nickt].“ (7)

Ihr Ehemann würde sie als eine bewusste, orientierte und preisbewusste Einkäuferin beschreiben, die zunächst auf Bioprodukte und den Gesundheitsaspekt und später auf den Geschmack der Lebensmittel Wert legt. „Ich denke mal bewusst. (4) Dass ich weiß, was ich einkaufe. Und dann orientiert. Das heißt, dass was wir mögen. Und auch preisbewusst. Aber [Befragte nickt.] ich lege viel Wert darauf erst mal, dass es/ Das weiß er auch, dass es Bio ist viel, ne. Dass wir gesund und dann kommt das, was schmeckt @(.)@ sozusagen, ja [Befragte nickt].“ (3) Fr. Koch sagt von sich, dass sie aufgrund der Vorlieben der Familie häufig dieselben Lebensmittel kauft, aber auch für Neues offen ist, wobei sie sich auch von der Aufmachung der Lebensmittel und der Werbung beeinflussen lässt. Hingegen kauft sie auch Lebensmittel, die nicht jedem in der Familie schmecken wie Gemüse. Meckereien sind die Folge.

Sie kommuniziert ein nicht konsequentes Verhalten ihrerseits bezüglich der Meidung bestimmter Lebensmittel. Lebensmittel mit Zusätzen haben häufig auf sie eine abschreckende Wirkung und werden bewusst nicht gekauft. Sie sind ihrem Empfinden nach nicht gesund – „gesunde Lebensmittel“ bringt sie dabei mit Natürlichkeit und Bio in Verbindung. Andere Lebensmittel wie Wurst werden hingegen „geduldet“. „So, dann guck ich einfach, was da drauf ist und wenn da Farbstoffe, Konservierungsstoffe drinnen sind, dann [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] lege ich das weg. Meistens. Es gibt natürlich ein paar Lebensmittel, die wir auch so kaufen. Das sind so bestimmte Wurstsorten. So, die @ (gedulde ich dann sozusagen) @, ne. @ (.) @. Weil wir alle sehr gerne die mögen. Aber das ist, glaub ich, auch das Einzige, was ich gedulde @(3)@.“ (27) Bei Bioprodukten orien-

tiert sie sich an der Nährwertkennzeichnung und an dem Geruch der Lebensmittel. Biolebensmittel müssen gut riechen, denn die Nährwertkennzeichnung allein ist nicht vertrauenswürdig. Hingegen zweifelt sie an ihrem Vorgehen. „Ich orientiere mich meistens/ Ok, dass es drauf steht Bio, das ja, haben die/ Haben wir ja schon mehrmals gehört, dass es vielleicht auch nicht so ist. Ich hoffe oder ich verlasse mich darauf, dass es gut riecht. Ich hab das jetzt festgestellt, dass Produkte, die nicht Bio sind oder die verarbeitet, nicht verarbeitet, sondern bearbeitet wurden, also gespritzt [Befragte nickt] und was weiß ich alles, die riechen nicht. Es ist tatsächlich so. Ich/ Ich hoffe, dass ich da richtig liege.“ (55)

Vor dem Einkauf steht meistens das Schreiben einer Liste an, wohingegen Spontankäufe auch möglich sind. Der Einkauf muss in ihrem Alltag dazwischengeschoben werden, da Fr. Koch neben der Arbeit auch die Gestaltung der Freizeitaktivitäten der Kinder obliegt. Diese Art von Einkauf stellt eine Verpflichtung dar. In anderen Situationen ohne Druck ist es eine gern verrichtete Tätigkeit. Discounter und Supermärkte werden gleich gerne aufgesucht, jedoch nicht der russische Lebensmittelladen. Alle 4–6 Wochen wird dieser trotz des unwohligen Gefühls über die Herkunft der Lebensmittel frequentiert, denn gerade Obst schmeckt dort gut. „Wobei ich da immer so mit auch ein bisschen mit zgedrücktem Auge, woher das kommt, ne. Das weiß man ja/ Das kann man nicht nachprüfen. Ob es Bio ist, schon gar nicht, ne. Weiß man nicht. Da muss man immer hoffen, dass es auch gut schmeckt.“ (53) Es sind immer dieselben wenigen gekauften Sachen, von denen nach einer Zeit eine Pause nötig ist. „Aber reicht dann für ne Zeitlang und dann mach ich wieder Pause @(.)@.“ (47) Die Kinder hingegen haben keinen Bezug zu diesem Laden – außer Obst werden andere Lebensmittel gemieden.

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Das Einkaufsverhalten hat sich nach Auffassung von Fr. Koch in den letzten Jahren nach der Einreise nach Deutschland dahingehend verändert, dass die damals beliebten Lebensmittel heute in ihrem Essalltag keine Rolle mehr spielen. Im Vergleich zu früher, wo alles zum Probieren gekauft wurde, ist heute die Herkunft der Lebensmittel wichtig. Aldi ist auch nicht mehr die bevorzugte Einkaufsstätte. Beibehalten wurde hingegen das tägliche frische Kochen, was sie von ihrer Mutter her kennt. „Haben wir beibehalten. Doch ja. (.) Wir kochen ja/ Ich denke von Zuhause ist es ja so, ne. Viel selbst, ne. Jeden Tag und frisch. Und das macht meine Mutter ja auch immer noch und ja/ Das ist es, ne. Das wir/ Dass man das jetzt einfach drauf (.) Wert legt, woher das kommt, ne. Aber sonst kochen wir frisch und jeden Tag.“ (109)

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Im Alltag von Fr. Koch nimmt das Thema Essen eine wichtige Rolle ein. Sie legt Wert darauf, jeden Tag frisch zu kochen, so wie sie es aus ihrem Elternhaus her kennt. Sie übt durch die Essenzubereitung Einfluss auf die Ernährung ihrer Familie aus. „Ich hab versucht Bionudeln zu kaufen. Versuch ich immer wieder. So alle zwei Wochen unterzumischen mit normalen Nudeln @ (2) @.“ (61) Insbesondere die Herkunft der Lebensmittel ist ihr dabei wichtig. Sie sieht es

als einen glücklichen Umstand, selbstangebaute Lebensmittel von ihren Schwiegereltern zu bekommen. „Wir haben Glück. [...] So letztes Jahr hatten wir da auch Radieschen, ne. Und dieses Jahr haben wir nur Gurken und Tomaten. Und wir kriegen von denen viel. Ganz, ganz/ Und die schmecken auch. Ohhh. [*Befragte verzieht das Gesicht.*] @(.)@“ (117) Aufgrund fehlenden Platzes hat sie selbst keine Möglichkeit zum Selbstanbau.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Eine einschneidende Veränderung war die unerklärte Unverträglichkeit auf einige Lebensmittel bzw. Inhaltsstoffe ihres Sohnes vor sieben Jahren. Die Folge war eine Bewusstseinsänderung, sich intensiver mit Lebensmitteln auseinanderzusetzen und die Umstellung der Ernährung – weitgehender Verzicht auf stark verarbeitete Lebensmittel – der ganzen Familie, was von allen akzeptiert wurde. „Wir haben das schnell akzeptiert alle. Und (.) das war eigentlich von heute auf morgen, dass ich dann sowas nicht mehr gekauft habe, ne. Und nach und nach natürlich auch die Produkte aussortiert habe, die dann schlecht sind für uns, ne. Und ja/ Doch, es hat gut geklappt.“ (97) Nichtsdestotrotz werden einige verarbeitete Lebensmittel in der Ernährung der Familie geduldet.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

In den Ausführungen von Fr. Koch zum Einkaufs- und Essverhalten lassen sich Aussagen zum Gesundheitsverhalten finden. Fr. Koch kommuniziert in Teilen präventive und gesundheitsfördernde Einstellungen, insbesondere in Bezug auf ihren Sohn wie z. B. die Ernährungsumstellung.

Teil 2

Der zweite Teil des Gesprächs ist nicht mehr durch eine vernetzte Erzählweise und vollständige Sätze gekennzeichnet. Fr. Koch wird mit der Nährwertkennzeichnung konfrontiert, die bei ihr auf wenig Interesse stößt. Für sie ist es eine unangenehme Situation, was sich in einem verminderten Selbstbewusstsein äußert. Sie rechtfertigt vermehrt ihr Verhalten und wirkt weniger überzeugend. Sie stellt Mutmaßungen an und ist teilweise irritiert.

Einkaufsverhalten

Insgesamt nimmt Fr. Koch gegenüber der Nährwertkennzeichnung eine distanzierte Position ein. Diese spielt in ihrem Alltag keine Rolle und wird gegenwärtig und auch zukünftig von ihr nicht genutzt werden. Sie sieht nicht sich, sondern Übergewichtige oder gesundheitlich beeinträchtigte Personen bzw. Personen, bei denen die Gesundheit Alarm schlägt, als Nutzer. Sie nimmt in der Nährwertkennzeichnung keinen präventiven Charakter wahr. Des Weiteren vertritt sie die Position, dass eine bewusste Ernährung, bei der Wert auf Frische gelegt wird, das Beachten einer Nährwertkennzeichnung überflüssig macht.

Sowohl bei der Aufgabe sich ein präferiertes als auch ein gesünderes Lebensmittel auszusuchen, wählt sie ein Lebensmittel nicht mit Hilfe der Nährwertkennzeichnung. Die Zutatenliste ist die einzige Angabe auf den Lebensmitteln, die sie grundsätzlich interessiert.

Sie ist mit der Nährwertkennzeichnung überlastet und verunsichert. Das zeigen ihre teilweise gesenkte Stimme, häufige Sprechpausen, die auf mentale Anstrengung deuten, unterbrochene Sätze, Stöhnen und das Zucken der Schultern. Gelegentlich reagiert sie auf eine Frage mit einer Gegenfrage oder benutzt die Wörter „vielleicht“, „wahrscheinlich“ und „ich glaube“, die auf Vermutungen hindeuten, was ihre Verunsicherung nochmals verdeutlicht. Mit ihrem häufigen Auflachen am Ende einer Aussage versucht sie ihre Unsicherheit zu überspielen. Sie fühlt sich vorgeführt und möchte sich nicht weiter mit der Nährwertkennzeichnung befassen. Dies wird daran deutlich, dass sie die Interviewerin häufig unterbricht und eindringlich darauf verweist, dass sie die Nährwertkennzeichnung hinter sich bringen möchte – u. a. mit der Wiederholung „Ja, ja, ja.“ Die Interviewerin bringt sie aus ihrem Konzept, denn sie nimmt an, dass sie selbst viel weiß. „Dieses hier [*Befragte legt ihre rechte Hand auf Balance activ Sandwich*]. Ich weiß, dass es Vollkorn ist. Ich weiß, dass es gut ist. Und ich weiß, dass es/ dass Harry {*Brotmarke*} keine Zusätze [*Befragte nickt.*] haben, ne.“ (169)

Bei der Lebensmittelauswahl stehen bei Fr. Koch, wie sie deutlich zeigt, nicht Kennzeichnungen im Vordergrund, sondern andere Aspekte. Dazu gehören neben den im ersten Teil des Gesprächs bereits genannten Aspekten Regionalität, insbesondere seitdem sie weiß, dass Lebensmittel aus der eigenen Region für Heuschnupfenallergiker erträglicher sind, und Saisonalität. Bei Marken- und Fertigprodukten ist sie ambivalent. Wegen des besseren Geschmacks werden einige Markenprodukte konsumiert, trotz des besseren Wissens, dass einige von der Zusammensetzung nicht optimal sind. Bei Fertigprodukten äußert sie zunächst Desinteresse. Später stellt sie heraus, dass sie Fix-Tüten zur Arbeitserleichterung u. a. bei bevorstehendem Besuch oder wenn einige selbstzubereitete Gerichte nicht gelingen, verwendet und rechtfertigt es mit der geschmacklichen Verlockung dieser Gerichte. „Ab und zu/ Genau, überwindet mich @(irgendwas)@, ne. Dass ich dann so ein Tütchen mitnehme zum Auflauf zum Beispiel, ne. Und dann/ Ja, ab und zu machen wir das. Oder ich hab ein oder zwei immer da, wenn zu Besuch jemand ist und mal schnell was gemacht werden muss. Oder was ich ziemlich oft verwende/ Doch kann man sagen, ziemlich oft für die Fischsoße. Dann nehme ich mal so ne Tüten, weil ich hab mehrmals versucht solche Soßen mal selber zumachen. Dann klappt das nicht @(aber das schmeckt aber doch gut)@ @(.)@ Das mach ich dann. Ansonsten/ (3)“ (163)

Ambivalent ist sie ebenfalls bei Bioprodukten. Im ersten Teil des Gesprächs verweist sie auf die Wichtigkeit der Bioqualität bei Obst und Gemüse. Bei Fleisch kommt dies nicht zum Tragen. Aus ihrer Sicht stellt die Verfügbarkeit von Fleisch in Bioqualität ein großes Problem dar. In den üblich von ihr aufgesuchten Lebensmittelläden findet sie wenige Angebote und Biohöfe sind ihr zu weit, um ihre kostbare Zeit in den Einkauf von Biofleisch zu investieren.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Der Selbstzubereitung der Speisen misst Fr. Koch hohe Bedeutung zu. Sie kocht jeden Abend für den nächsten Tag für ihre Familie vor. Sie müssen sich nur einen Salat selbst dazu zubereiten. Sie weiß sich normkonform zu äußern und wiederholt vermehrt im Gespräch, dass Salat beim Essen nicht fehlen darf. Damit verleiht sie dem Gesagten noch mehr Nachdruck.

Fr. Koch ist ausschließlich für das Kochen zuständig. Unter der Woche kann sie aufgrund von Zeitknappheit weniger auf die Essenswünsche der Familie eingehen. Daher besteht ein vorher festgelegter Essensplan. Am Wochenende werden Wünsche erfüllt. Beim Kochen legt sie hohen Wert auf gesunde Zutaten und darauf, ihrer Familie etwas Schmackhaftes zu servieren. Jedoch bleiben Beschwerden seitens der Kinder nicht aus. Ihre Kinder lieben insbesondere Speisen aus der ehemaligen Sowjetunion, die vornehmlich am Wochenende zubereitet werden. In der Woche werden eher die „gesunden“ und am Wochenende die „ungesunden“ Speisen zubereitet.

I: Und auf was legen Sie denn Wert, wenn Sie was kochen?

Fr. Koch: Dass es gut schmeckt, @(.)@, nee. Und dass da viele gesunde Sachen dabei sind @(.)@. Wo ich da noch viel Gemecker höre @(.)@ von den Kindern [Befragte nickt].

I: Und was kochen Sie denn so grundsätzlich mitten in der Woche? Unterscheidet sich das zu dem, was Sie am Wochenende zubereiten?

Fr. Koch: Ja [Befragte nickt]. Doch, [Befragte nickt] ja. In der Woche meistens gesund und am Wochenende, (.) ja, können wir dann mal was Ungesundes essen sozusagen. Dann sind das meistens/ Ja, was heißt meistens? Ich versuche das immer unterschiedlich zu machen. Mal ist es auch Pommes und/ (.) Oder Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}, nee oder Manty {faustgroße Maultaschen, die mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt werden. Zubereitung geschieht über Dampf}. Ist zwar eher selten, aber/ [Befragte nickt.] Doch, am Wochenende mal ungesund @(.)@.
(434–439)

Die Speisen, die Fr. Koch in der Woche zubereitet, zeichnen sich dadurch aus, dass sie immer einen gewissen Gemüseanteil enthalten. Fleisch taucht allerdings auch jeden Tag in irgendeiner Version auf dem Speiseplan auf. Fr. Koch vertritt hingegen den Standpunkt, dass ihre Familie nicht viel Fleisch konsumiert. Es sind ihrer Schätzung nach zwei bis drei Kilo pro Woche.

Fr. Koch kategorisiert die Lebensmittel ebenfalls in gut/schlecht bzw. gesund/ungesund. Nach einem Vortrag ist sie z. B. der Meinung, dass alle Weißmehlprodukte nicht gut seien. Aber auch bereits bestehendes, in der Kindheit erlerntes Verhalten bestimmt ihr Denken. „Also ich/ Dadurch, dass ich weiß von der Kindheit an, (.) dass Trockenbrot eigentlich ziemlich [Befragte zuckt mit den Schultern.] nichts anrichten kann, ne @(.)@. @ (Dass es gut ist.)@“ (321) Dieses Denken

ist hingegen nicht unerschütterlich, was das folgende Zitat zeigt: „Die Zusammensetzung habe ich mir angeguckt. (4) Steht hier eigentlich außer Emulgatoren/ Also eigentlich nichts Schlimmes dabei. Und/ Ja. Knäckebrot ist ja/ @(soll ja gesund sein eigentlich, ne)@ @(3)@.“ (199) Fr. Koch ist selbst nicht von ihrer Aussage überzeugt. Dies wird insbesondere durch das Wort „eigentlich“ deutlich. Hingegen ist Fr. Koch sich bei anderen Sachen sehr sicher und präsentiert ihr Ernährungswissen. „[Befragte schüttelt mit dem Kopf.] Nein. [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] (.) Zucker. Also Zucker so wenig wie möglich und wie gesagt, es kommt drauf an welchen. Und Salz auch nicht so viel sollte man, ne. Also ich weiß, dass Salz im Körper Wasser bindet. Das ist dann auch nicht so schön.“ (259)

Fr. Koch grenzt deutlich deutsche, sowjetische und russlanddeutsche Gerichte ab. Ein typisch deutsches Gericht stellt für sie Krautsalat und Eisbein dar, ein typisch russisches/sowjetisches Gerichte Bortsch. Russlanddeutsche Küche vereint die zwei Richtungen miteinander. Es sind Speisen, die typisch für die ehemalige Sowjetunion waren, aber auch Speisen von den Vorfahren, die aus Deutschland in die ehemalige Sowjetunion einwanderten wie beispielsweise Spätzle. In Bezug auf den gesundheitlichen Aspekt ist Fr. Koch der Überzeugung, dass weder die russische/sowjetische, noch die deutsche Küche gegenüber der anderen Küche gesünder sei.

Mahlzeiten

Indirekt schildert Fr. Koch, dass die Einnahme von gemeinsamen Mahlzeiten in der Woche, zumindest was die warme Mahlzeit anbetrifft, nicht möglich ist. Ehemann und Kinder müssen sich das Essen vom Vortrag aufwärmen und ohne Fr. Koch essen. Inwieweit die Kinder mit dem Ehemann gemeinsam essen, lässt sich nicht sagen.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Koch beschreibt ihren Kochstil als „gemischt“. Sie kann sich nicht auf eine Küche festlegen. Einflüsse der alten Küche und deutsche Einflüsse wirken auf ihren Kochstil ein. „(.) Gemischt. Halb das, was ich dann von der Mutter gelernt habe. Das ist dann auch noch die alte Küche, ne. Und das heißt auch aus Kasachstan, ne. Und dann auch paar Gerichte, die wir auch schon hier übernommen haben. So Deutsch, ne. Oder das sind ja keine Deutsche/ Spaghetti und Lasagne, das ist ja italienisch dann [Befragte nickt]. Gemischt.“ (451) Nach eigenen Angaben kocht sie im gleichen Verhältnis sowjetische und deutsche bzw. internationale Gerichte. Hingegen bereitet sie die traditionellen sowjetischen Gerichte aufgrund des besseren Geschmacks lieber zu. Ihr ist die teilweise Annäherung an die Esskultur der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland, aber auch die Erhaltung der eigenen Esskultur gleichzeitig wichtig, was bei der Schilderung zur Beköstigung von Gästen bemerkbar wird. „Dann würde ich etwas versuchen aus der russischen Küche zu servieren. @(.)@ Was? (.) Vielleicht mal Reispfanne oder Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur} oder Manty {faustgroße Maultaschen, die mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt werden. Zubereitung geschieht über Dampf}, damit die das auch mal kennenlernen @(.)@.“ (477)

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Das tägliche frische Kochen hat Fr. Koch von ihrer Mutter beibehalten und nicht über die Jahre verändert. Die einzige Änderung, die einschneidend war, war diejenige, die von ihrem Sohn ausging. Aufgrund seiner Lebensmittelunverträglichkeit musste sich die Ernährung der Familie zu einer bewussteren Ernährung wandeln.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Fr. Koch vertritt die Meinung, dass Gesundheit die Abwesenheit von Beschwerden und Krankheiten darstellt. Gesund ist ein Körper, wenn er funktioniert und Energie zur Verfügung stellen kann.

Aufgrund ihrer Arbeit und der Erkrankung ihres Sohnes ist ihr der Begriff Prävention bekannt. Hingegen ist sie diesbezüglich ambivalent. Sie bringt es mit Vorbeugung in Verbindung – sich über die Folgen des eigenen Handelns bewusst zu sein und im besten Falle bereits dann zu handeln, wenn es noch nicht zu spät ist. „Das man Vorbeugung unternimmt, ne. Das man etwas dagegen unternimmt, dass es sich nicht verschlimmert, wenn man schon etwas hat. Oder von Anfang an, wenn man es weiß, dass es dann etwas verursachen könnte, ne. Dieser Gegenstand oder diese Sachen oder die Lebensmittel, die in dem (.) Fall. Dann sollte man darauf verzichten, damit die Folgen nicht kommen, ne. Das ist die Prävention.“ (385) Bei der Kennzeichnung hat sie aber eine andere Meinung. Diese müssen erst dann genutzt werden, wenn bereits gesundheitliche Probleme vorliegen. Explizit auf Prävention in der Ernährung bezogen, hieße es ihrer Ansicht nach, frische Lebensmittel zu konsumieren, auf Zusatzstoffe zu verzichten und die Herkunft der gekauften Lebensmittel zu kennen. „Gesunde Ernährung“ ist für sie bewusstes Gesundheitshandeln, um ihre Gesundheit und die ihrer Familie zu erhalten. Die Ernährung ihrer Familie beschreibt Fr. Koch als akzeptabel. Sie drückt aus, dass weniger gesunde Lebensmittel sich lediglich auf bestimmte Tage beschränken und relativiert damit das ungesunde Verhalten. „Ich denke so wie wir uns jetzt ernähren, ist es/ Kommen wir gut klar damit. Auch gesundheitsmäßig, weil wir bevorzugt frisch essen. So Obst und Gemüse (.) viel. Und einmal am Tag oder sogar zweimal am Tag meistens frisch gekocht. Und (.) ja solche Produkte, die schon sowas wie dieses [Befragte berührt *Balance activ Sandwich*.] hier zum Beispiel oder Brötchen und/ halt nur morgens einmal am Tag und (.) ja Wurst, ist halt nur am Wochenende @(.).@.“ (295)

Ebenso gehört Sport für sie zur Prävention dazu. Sie selbst hat präventiv gegen ihren Heuschnupfen vor fünf Jahren angefangen regelmäßig zu joggen, musste es hingegen aufgrund von Rückenschmerzen aufgeben. Eine Alternative zu finden ist wegen ihrer Berufstätigkeit und eingehender mangelnder Zeit schwierig. „Aber jetzt liegt es meistens daran, dass ich nicht so intensiv das betreibe wegen Zeitmangel einfach, ne. Weil ich angefangen habe Vollzeit zu arbeiten und mehr mit der Familie auch Zeit verbringen müsste jetzt. Und ja, das bleibt auf der Strecke @(.).@.“ (403) Sie sieht es als eine Verpflichtung an, mit ihrer Familie Zeit zu verbringen und sich nicht sportlich zu betätigen, zieht allerdings nicht in Betracht, mit ihrer Familie ge-

meinsam sportlich aktiv zu werden. Früher wurden Fahrradtouren von einer halben Stunde unternommen, was heute nicht der Fall ist.

Aufgrund der Tatsache, dass die ganze Familie Allergiker sind, hat sich das Bewusstsein und das Interesse hin zur mehr Bewegung in den letzten Jahren sehr verändert. Deswegen legt Fr. Koch besonderen Wert darauf, dass ihre Kinder sich selbst sportlich betätigen.

Migration und Integration

Vergleichbar mit der Gesprächssequenz „Nährwertkennzeichnung“ wird Fr. Koch aufgefordert, sich mit einer Frage auseinanderzusetzen und dazu Position zu beziehen. Sie soll die Frage beantworten, wie sie sich selbst sieht bzw. wahrnimmt. Dies tut sie problemlos. Sie sieht sich unbeirrbar als Aussiedlerin und Deutsche und bemüht sich immer wieder um eine Richtigstellung ihrer Person. In der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung ist sie hingegen immer noch eine Russin. „Ich arbeite jetzt ja (.) seit acht/ neun Monaten/ Wurde ich auch schon mehrmals damit konfrontiert/ Also ich werde als eine Russin bezeichnet, ne. So. Ich hab eine/ War eine Kollegin, die hier geboren ist/ Eine Deutsche. Und wir haben uns damals unterhalten. Ich hab ihr alles erzählt. Wie die Geschichte verlaufen ist und alles. Sie hat sich einmal für mich eingesetzt, ne, dass ich **keine Russin** bin. Und ansonsten hatte ich noch ein Gespräch. Und da hab ich auch erzählt, dass ich Aussiedlerin bin. Eine Deutsche und keine Russin.“ (547) Sie erklärt es damit, dass es autochthonen Deutschen einfacher fällt, von dem geografischen Herkunftsland auf die Nationalität zu schließen – Person kommt aus Russland gleich Russe/in. Es wird ihrer Meinung nach auch nicht viel unternommen, diese Sichtweise zu verändern. Teilweise macht Fr. Koch auch die Aussiedler dafür verantwortlich, denn diese resignieren bei einer Richtigstellung. „Viele akzeptieren das einfach. (.) **Aussiedler**/ Akzeptieren das einfach **Russen**. Dass wir Russen einfach sind. Das wird einfach so hingenommen und fertig. Man hat auch nicht die Zeit und die Energie, glaub ich, auch meisten jedem das zu erklären. Und es sind auch wirklich Mensch/ viele Menschen. Man kann ja nicht jedem erklären, dass wir ja @(.)@ Aussiedler sind. @(.)@ Irgendwann mal gibt man auf.“ (549) Die „Richtigstellung“ ist ihr auch bei ihren Kindern wichtig. Im Nachgespräch erzählt sie, dass ihre beiden Söhne, die in Deutschland geboren wurden, sich selbst nicht „ausschließlich“ als Deutsche, sondern auch als „Kasachen“ bezeichnen. Fr. Koch wehrt sich vehement dagegen. Sie zeigt ihnen Bilder von Kasachen, um ihnen zu verdeutlichen, dass sie aufgrund ihres Phänotyps keine Ähnlichkeit mit diesem haben.

Bereits in der Schule machte Fr. Koch erste Fremdheits- und sind Diskriminierungserfahrungen. Aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse wurde sie gemobbt. „Am/ Am/ Am Anfang ziemlich/ Da ich sowieso die Sprache noch nicht kannte. Hab aber trotzdem zu spüren bekommen, dass die über mich lachen. Rumgeschubst, ne und dann ausgeschlossen überall. [Befragte nickt] Doch so. (.) Im Sportunterricht auch genauso, ne.“ (555) Hieran lässt sich erkennen, dass sie bereits in den jungen Jahren sich ihrer Andersartigkeit bewusst werden musste. Heute spürt sie keine Diskriminierung.

Fr. Koch lernte hingegen noch in Kasachstan im Elternhaus ihres Vaters Deutsch, verlernte es im Kindergarten und erlernte es wieder in der Schule. Somit konnte sie bei der Ankunft in Deutschland zwar Deutsch, traute sich aber nicht zu sprechen. Heute sieht sie Russisch als ihre Muttersprache – die Sprache, die jemand von der Geburt an lernt und spricht – was sie hingegen mit Unsicherheit äußert. Die heutige Alltagssprache ist für sie hingegen Deutsch und eine Mischung aus Deutsch und Russisch. Mit den Kindern wird ausschließlich Deutsch gesprochen. Russisch verstehen ihre Kinder ein wenig, sprechen aber mit einem riesigen Akzent. Mit dem Ehemann allerdings spricht Fr. Koch sowohl Deutsch als auch Russisch, jedoch nicht konsequent eine Sprache, sondern satzweise eine andere Sprache. Abhängig davon, welche Sprache ihnen zuerst in den Sinn kommt. Daran wird deutlich, dass Fr. Koch sich beiden Sprachen verbunden fühlt und diese kontext- und situationsabhängig einsetzt.

Fr. Koch kommuniziert ihre Zugehörigkeit zu Deutschland bei dem Begriff Heimat: Deutschland ist ihre Heimat. Egal, was geschehen sollte, Deutschland ist und bleibt ihr gewünschter Aufenthaltsort. Sie nimmt an, dass bei einer Rückkehr nach Kasachstan sie und ihre Familie dort nicht heimisch werden. Denn bereits vor der Ausreise nach Deutschland wurden sie als Deutsche geächtet. Dasselbe Schicksal, aber noch viel schlimmer, wird Ihnen vermutlich in Kasachstan wieder widerfahren. Diese Diskriminierung ist nicht von gleicher Art, wie sie in der Schule erleiden musste. *„Weil ich in Kasachstan/ In Kasachstan ziemlich das Gleiche erlebt habe, wie hier am Anfang. Aber länger, ne. [...] Und in Kasachstan haben wir das immer gespürt bekommen, dass wir Deutsche sind. Wir haben auch kurz/ Nicht kurz, sondern vier Jahre in der Ukraine gelebt. Und da haben wir das noch mehr deutlich bekommen zu spüren, dass wir Deutsche sind. Und das finde ich noch viel schlimmer, weil da haben das auch meine Eltern noch zu spüren bekommen/ gekriegt, ne, dass wir Deutsche sind. Und ich denke, egal was passiert, auch wenn hier **der Krieg** kommt, ne, da werden wir das immer zu spüren kriegen.“ (593)*

Heute unterhält Fr. Koch soziale Kontakte vornehmlich zu Personen mit dem gleichen Migrationshintergrund wie sie selbst, aber auch zu autochthonen Deutschen. Diese Freundschaften zu autochthonen Deutschen sind hingegen keine besten Freundschaften.

5.2.9 Tanja Müller – „Auf die Bedürfnisse der Familie bedachte Esserin“

„Aber jetzt muss ich schon [...] auf jeden gucken [...], wo gibt's kein Weizenmehl. Wir dürfen/ Jetzt mein Freund darf nicht. Wir kaufen das auch nicht. Wir gucken alles mit Roggen, mit Dinkel. Und weniger Zucker guck ich schon jetzt wieder [Befragte nickt]. Aber früher hab ich nicht geachtet.“ (135)

Soziodemographie

Fr. Müller (43) hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss den Realschulabschluss (Mittlere Reife). In der ehemaligen Sowjetunion hat sie Köchin gelernt. In Deutschland arbeitet sie als Reinigungskraft.

Sie ist mit 25 Jahren aus einem Dorf in Kasachstan nach Deutschland mit ihrem Exmann und den älteren zwei Söhnen ausgewandert. In Deutschland bekam sie zwei weitere Söhne (Zwillinge (14)), die mit ihr noch zusammenleben. Die anderen beiden Söhne (20; 25) sind bereits ausgezogen. Zum Zeitpunkt des Interviews betrug ihre Aufenthaltsdauer in Deutschland 17 Jahre. Fr. Müller hat einen Partner, der nicht mit ihr im Haushalt lebt.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 1501–2000 Euro pro Monat. Für Lebensmittel belaufen sich die Ausgaben auf 150 Euro pro Woche.

Interviewsituation

Fr. Müller präsentiert ihre Gedanken in Bezug auf Einkauf, Essen, Gesundheit, Migration und Familien- und Hausarbeit in beiden Teilen des Gesprächs unterschiedlich. Bis zum Abschnitt mit der Nährwertkennzeichnung lässt sich kaum Verunsicherung oder Ahnungslosigkeit feststellen, was im zweiten Teil des Gesprächs teilweise der Fall ist. Dennoch wird Fr. Müller nicht nervös oder verhaspelt sich mehr als im ersten Teil. Sie wirkt in sich ruhend.

Besonders im ersten Teil des Gesprächs stellt sie Vergleiche mit Kasachstan an – „wie Zuhause“, was auf ihre Verbundenheit mit ihrem geografischen Herkunftsland deutet. Ausführungen zu der eigenen Migration sind erst im zweiten Teil des Gesprächs deutlich erkennbar. Im ersten Teil des Gesprächs wird es am Rande der Themen Essen und Einkauf beleuchtet.

Charakteristisch für ihren Sprachstil in beiden Teilen ist ihre durchgehend holprige und mit Fehlern behaftete Sprache.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Fr. Müller verrichtet den Lebensmitteleinkauf mit ihren Kindern. Sie richtet sich stark nach den Vorlieben ihres Freundes und ihrer Zwillinge. Das Einkaufen ist für sie einerseits Verpflichtung andererseits auch Spaß – alles hängt miteinander zusammen. „(.) Ja, denke ich mal Spaß und verpflichtet, das hängt zusammen denk ich mal. Weil die Kinder kommen mit. [Befragte nickt] Die dürfen auch selber bis zwei Euro selber aussuchen, was sie möchten. Und jeder kauft sein Eis schon oder seine Wurst, was er isst. Das mach ich so.“ (31) Ihr Freund kauft ebenfalls gelegentlich für Fr. Müllers Haushalt mit ein. Jedoch hat er nicht den Überblick über die Verfügbarkeit von Lebensmitteln in ihrem Haushalt und kauft mehr nach seinen Vorlieben ein.

Fr. Müller beschreibt sich selbst als eine Person, die einen vollen Kühlschrank bevorzugt. Dafür nimmt sie in Kauf, häufiger einkaufen zu gehen. „Ja, wenn ich sehe ein bisschen, dass in Kühlschrank bisschen zu wenig ist, dann sofort renn ich, dass es voll ist. Das es alles so/ Das es von allen ein bisschen da ist. So ein Typ bin ich. Das ist auch mit Trinken genauso. Wenn ich jetzt sehe, dass weniger trinken, ja sofort/ Besser mehr als zu wenig haben. [Befragte nickt] Solche bin ich.“ (3)

Nur für den Großeinkauf ist eine Einkaufsliste notwendig. Der Einkauf wird in den Abendstunden verrichtet und dauert ca. 1 ½ Stunden, denn mehrere Läden werden aufgesucht, was Fr. Müller besonders betont. „Ja, eineinhalb Stunden [Befragte nickt]. Das ich alle Läden, was ich jetzt zum Beispiel/ Ich kaufe nicht nur in ein Laden. Ich kaufe bei Aldi, bei Lidl. Wenn das Wochenmarkt da ist, dann kaufe ich auch da Frisches was/ [Befragte zuckt mit den Schultern.]“ (11) Der Wochenmarkt wird hingegen nur einmal im Monat besucht. Sie rechtfertigt es damit, dass in den Discountern ebenfalls frische Waren verfügbar sind. Fleisch kauft sie im Fleischereifachhandel.

Wichtig ist es ihr genügend Früchte zu kaufen, um ihren Söhnen eine Alternative zu Süßem aufzuzeigen. Andere Kriterien, die ihr beim Einkaufen wichtig sind, kann sie nicht direkt nennen. „Nee, das habe ich nicht. Das ist/ Probiere ich vieles aus. Was uns schmeckt, das kaufe ich schon. Ich guck schon, wie, was da ist drin. Aber vieles verstehe ich nicht mit diese ganze Zahlen zum Beispiel. Mit die ganze Werten, was da/ Was bedeutet das zum Beispiel.“ (17) Aus diesem Zitat wird hingegen deutlich, dass Lust auf Neues, Vorlieben der Familie und die Inhaltsstoffe eine entscheidende Rolle darstellen. Deutlich wird auch, dass einige Angaben auf den Lebensmitteln von ihr nicht verstanden werden.

Erst bei direktem Nachfragen offenbart sich, dass der Preis einer der entscheidenden Kriterien ist, insbesondere bei dem ihr zur Verfügung stehenden geringen Budget. „[Befragte nickt] Das ist schon. Wenn das jetzt verdienst du nicht so viel und/ Da musst du schon anpassen [Befragte nickt]. Muss man gucken. Da blättere ich immer die Zeitung, wo ist günstiger. Was war, blättere ich, ja, da und da. Da kauf ich schon/ Frier ich was ein. Von Fleisch zum Beispiel oder von Fisch oder so was.“ (107) Nichtsdestotrotz legt sie vor dem Einkauf kein festes Budget fest. Wenn z. B. bestimmte Lebensmittel nur saisonal verfügbar sind, dann ist es akzeptabel in diesen Monaten mehr für diese auszugeben.

Zu Fertigprodukten hat Fr. Müller eine ablehnende und distanzierte Haltung. Fertigprodukte haben ihrem Empfinden nach eine zu weiche Konsistenz. Sie kocht lieber selbst. „*Gar nicht gut [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. Die mag ich gar nicht* [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. Für mich die sind matschig irgendwie. Wir haben schon/ Ich habe schon/ Ich esse diese nur Biokaisergemüse/ Rahmgemüse. Das nehme ich schon. Aber das/ Andere Gerichte [Befragte schüttelt mit dem Kopf] mag ich gar nicht. Ich koch die [Befragte schüttelt mit dem Kopf] Ich koche alles alleine. Mach ich keine Fertiggerichte. Bei uns essen sie das auch/ Keiner. Wir kochen so [Befragte zuckt mit den Schultern.] wie Zuhause.“ (77) Markenprodukte gehören ebenso zu der Produktkategorie, die sie nicht häufig nachfragt. Sie sieht keine Notwendigkeit teurere Markenprodukte zu kaufen, wenn andere Produkte schmackhafter als auch günstiger sind.

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Insbesondere in dem letzten Monat musste Fr. Müller ihr Einkaufsverhalten aufgrund der Erkrankung ihres Friends – Diabetes Typ II, verändern. Sie fühlt sich verpflichtet, vermehrt auf die Inhaltsstoffe zu achten. Zum Beispiel kauft sie heute ein anderes Brot ein. „Jetzt unsere Brotumstellung haben wir auch gemacht. Diese Toast kaufen wir mehr Vollkorn und für ihm das

geht auch nicht. Dann er isst mehr Dinkel. Aber meine Kinder, die essen Vollkorn und so manchmal schon Weißbrot auch, aber nicht oft. [Befragte nickt.] (21). Heute verzichtet die ganze Familie auf bestimmte oder konsumiert ausschließlich bestimmte Lebensmittel, damit ihr Freund nicht ausgegrenzt seine für ihn geeigneteren Speisen konsumiert.

Fr. Müller gibt zu verstehen, dass sich ihr Einkaufsverhalten über die Jahre nach der Ankunft in Deutschland sehr verändert hat. Die erste Zeit war durch viel Ausprobieren und Selektieren gekennzeichnet. In dieser Zeit kam es zu einer Suche nach Lebensmitteln, die dem eigenen Geschmack entsprechen bzw. zur Geschmackssensibilisierung. „Das ja [Befragte nickt]. Das ja [Befragte nickt]. Das ist ja erste Zeit bei uns war nicht so/ In Kasachstan wie hier {in Deutschland} Laden. Haben wir vielen eingekauft. Das probiert, das probiert. Ja, das, das, Geschmack. Von ganze viele Wursten. Gemüse ausprobiert. Das ess ich nicht, bis wir da auf einen solche Geschmack gekommen. Ja, das essen wir. Das nicht. So haben wir aussortiert. Viel, viel [Befragte nickt]. (.) Jetzt [Befragte zuckt mit den Schultern.] schon ganz gerne.“ (99) Die Veränderung des eigenen Einkaufsverhaltens nimmt sie sowohl positiv als auch negativ wahr. Negativ ist, dass ihre Familie mit den Jahren wählerischer geworden ist. Ihre Familie kann sich mehr leisten und sich erlauben, bestimmte Lebensmittel nicht konsumieren zu müssen. „(.) Von eine Seite ist negativ auch, weil wir/ Wie soll ich sagen? Gibt's viele, wo können sie das nicht leisten oder so was, nee. Wir sind so: „Oh nö, schmeckt mir das nicht.“ Aber wo wir angekommen sind nach Deutschland, das hat uns geschmeckt das. Weil schon gewöhnt an. Wollen wir was anderes ausprobieren [Befragte nickt].“ (101) Positiv bewertet Fr. Müller die bewusstere Auseinandersetzung mit der eigenen Ernährung. Des Weiteren kommt es ihrem Empfinden nach heute nicht mehr zum Horten von Lebensmitteln, denn Lebensmittel, so die Wahrnehmung von Fr. Müller, sind in Deutschland überall zu fast jeder Zeit verfügbar.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Fr. Müller versucht nach Möglichkeit jeden Tag frisch für ihre Kinder und ihren Freund zu kochen. Das, was ihr Partner verträgt, wird von allen gegessen, auch wenn die Lebensmittel teurer sind. Für zwei Parteien unterschiedliche Gerichte zuzubereiten sieht sie nicht als sinnvoll an. Sie kocht vornehmlich Gerichte von Zuhause – russische/sowjetische Speisen, die ihr über Generationen hinweg bekannt sind.

Fleisch ist ein wesentlicher Bestandteil in der Ernährung der Familie. Bevorzugt wird dabei Putenfleisch, aber auch Hühnerfleisch und Rindfleisch. Sie erklärt, dass ihre Familie nicht viel Fleisch isst. In der Woche sind es 3–4 Fleischmahlzeiten und am Wochenende, wenn die ganze Familie zusammenkommt, gibt es deftiges Essen mit viel Fleisch. „Wir essen mal in die Woche Fisch. Dann versuchen wir ohne Fleisch zum Beispiel Nudelauflauf. Ohne Fleisch schon ein Gericht. Drei-, viermal essen wir schon [Befragte nickt], nee. Und am Wochenende essen wir richtig deftiges Essen. Nee, das ist viel mit Fleisch. Dann sitzen wir mit die Familie. Dann alle jetzt/ Von meine Freunde. Jetzt ganze Verwandtschaft und wir. Kind/ Wenn wir alle Kinder/ Jetzt habe ich selber vier Kinder. Wenn sie alle zusammen sind, dann essen wir natürlich mit mehr Fleisch [Befragte nickt].“ (63)

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Fr. Müller geht zunächst auf die Veränderungen des Essverhaltens ihrer Zwillinge ein und erst im Nachhinein auf die, die die ganze Familie betreffen. Ihre Söhne haben mit der Zeit einen anderen Geschmack entwickelt. Sie essen z. B. im Vergleich zu früher mehr Fleisch und anstelle von Fischstäbchen melierten Fisch. „(.) Na ja andere/ Essverhalten bei den Kindern ist *[Befragte nickt]* ganz andere Geschmack geworden. Früher haben Sie Fleisch ganz selten gegessen. Jetzt essen gern Fleisch. Fisch zum Beispiel wir haben/ Die Kinder haben früher viel gegessen Fischstäbchen. Die essen jetzt kein Fischstäbchen mehr. Die mögen nicht diese Panade so wa. Da diese. Die essen so gebratenes Fisch wie Zuhause jetzt viel. In Kasachstan mit Mehl so. Mit Ei so. Das essen sie gern/ Lieber als/ *[Befragte verzieht die Lippen.]*“ (25) Was das Essverhalten der gesamten Familie anbetrifft, so hat sich dieses dahingehend verändert, dass sie heute vermehrt Vollkornprodukte (Vollkornbrot und Vollkornnudeln) konsumieren. Die Intention ist, ihrem Freund den Umgang mit seiner Erkrankung zu erleichtern und solidarisch mit ihm zu sein, aber auch für sich selbst den Aufwand bei der Zubereitung eines weiteren Gerichtes zu reduzieren. „Mit Nudeln auch haben wir viel/ viel Nudeln. Jetzt weniger alles Vollkorn- und Dinkelnudeln nehmen wir *[Befragte nickt]*. Für uns alle dann. Wenn wir kochen, dann ist teuer, ja, aber dann/ (.) Wenn wir/ Ich werde jetzt nicht zweimal kochen. Dem für den weiße Nudeln. Das ist ja/ Wir können auch diese Nudel essen *[Befragte zuckt mit den Schultern.]*“ (29) Des Weiteren versucht die Familie insgesamt jetzt weniger Fleisch zu konsumieren, da es für sie „schweres Essen“ darstellt.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Über Illustrationen zu dem Ess- und Einkaufsverhalten zeigt sich das Gesundheitsverhalten von Fr. Müller, das gesundheitsfördernde Einstellungen transportiert. Fr. Müller kommuniziert u. a., dass ihre Familie den Versuch unternimmt, weniger Fleisch zu essen oder sie bewusst viele Früchte für ihre Zwillinge kauft, damit diese anstelle von Süßem darauf zurückgreifen. Auch die teilweise Ernährungsumstellung zuliebe ihres Freundes deutet auf eine präventive und schadensbegrenzende Ernährung hin. Mit all diesem Verhalten präsentiert Fr. Müller partiell die Zustimmung mit gesellschaftlichen Erwartungen.

Teil 2

Fr. Müller sieht sich im zweiten Teil des Gesprächs mit der Nährwertkennzeichnung konfrontiert, die in ihrem Alltag bisher keine Rolle gespielt hat. Sie lässt sich auf die Konfrontation ein und versucht die Anforderungen der Interviewerin zu erfüllen. Sie wirkt hingegen verunsichert an manchen Stellen, was sich u. a. in der Verwendung des Wortes „vielleicht“ äußert. Hingegen lässt sie sich nicht aus der Fassung bringen.

Einkaufsverhalten

Fr. Müller positioniert sich gegenüber der erweiterten Nährwertkennzeichnung gleichgültig und lässt sich nicht so einfach aus der Fassung bringen. Die Nährwertkennzeichnung spielt in ihrem Alltag keine Rolle.

Sowohl bei dem präferierten Lebensmittel als auch bei dem gesunden Lebensmittel nutzt sie nicht die Nährwertkennzeichnung, sondern macht ihre Wahl im ersten Fall von den Vorlieben der Kinder abhängig und im zweiten Fall wählt sie ein Produkt, welches nach ihrer Wahrnehmung ein geringeres Potential zur Gewichtszunahme aufgrund der längeren Sättigung hat.

Die Nährwertkennzeichnung bereitet ihr Schwierigkeiten. Dies wird an der häufigeren Verwendung des Wortes „vielleicht“, was eine Vermutung impliziert, der Gegenfragen und des Ausdruckes „Weiß ich nicht“ bzw. „keine Ahnung“ deutlich. Sie gesteht an manchen Stellen im Gespräch offen ihre Unwissenheit. Sie zweifelt auch an der Richtigkeit der Angaben der Nährwertkennzeichnung. Ferner hat sie ein geringes Vertrauen in die Lebensmittelindustrie. „Das ist zum Beispiel für die Diabetiker Schokolade oder gibt's so was. Dann ist das mehr schädlicher als die normale Schokolade ist da.“ (258)

Übergewichtige, Kranke, Diabetiker, aber auch gesunde Personen sollten die Nährwertkennzeichnung ihrer Ansicht nach nutzen. Sie selbst sieht bei sich als eine Barriere zur Nutzung die fehlende Zeit zum Rechnen. Des Weiteren fühlt sie sich „mittel gesund“ und folglich nicht als eine potentielle Nutzerin. Erst auf ärztlichem Anraten wäre dies anders. „Das ist mittel gesund. Das ist auch so [Befragte zeigt auf die Kreiskennzeichnung bei Mini Filinchen Kakao & Kokos] Ich nutze die das nicht. Jetzt zum Beispiel vom Arzt wird verschreiben, so viel Kalorien müssen Sie/ Das natürlich [Befragte hebt Mini Filinchen Kakao & Kokos leicht an] werde ich gucken, nee. Aber sonst so mehr Tabelle denke ich mal als die [Befragte zeigt auf die Kreiskennzeichnung bei Mini Filinchen Kakao & Kokos und schüttelt mit dem Kopf] werde ich gar nicht angucken.“ (215) Alles in allem interessiert sie an den Lebensmittelangaben neben der Nährwerttabelle lediglich der Zucker- und Weizenmehlgehalt.

Von Bioprodukten, die ihrer Auffassung nach zu den besser schmeckenden Lebensmitteln gehören, ist sie nicht abgeneigt – insbesondere bei Äpfeln, Bananen und Kartoffeln. Nudeln werden ebenfalls in Bioqualität gekauft – Fleisch hingegen nicht, obwohl sie es als wichtig erachtet. Der höhere Preis ist ein Hindernis. „Doch, doch, aber für mich ist ein bisschen zu teuer. Das ist sehr teuer. Zum Beispiel 100 Gramm/ Für unsere Familie das ist nichts. Aber das von diese 100 Gramm kostet das zweifache als normale Fleisch.“ (396) Bei einem höheren Budget wäre sie bereit, mehr Bioprodukte zu kaufen. Regionalität und Saisonalität haben keine Bedeutung in ihrem Alltag. Erdbeeren werden z. B. auch in der Winterzeit gekauft, wenn die Kinder danach verlangen. „Doch schon [Befragte nickt]. (.) Kauf ich auch. Die sind teurer, ja, aber wenn wir Kuchen machen/ Weil die Kinder essen nur Erdbeerekuchen. Die wollen @ (keine andere Kuchen. Keine in Packung Kuchen.)@ Essen sie das nicht. Nur Erdbeere. Einfach mit Gelatine drauf diese/ Normale Kuchen. Den wollen

sie nur von Erdbeere haben.“ (412) Hierbei spielt der höhere Preis der Erdbeeren außerhalb der Saison keine Rolle.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

Selbstkochen, Meiden von Fertiggerichten und das Ausprobieren neuer Produkte, insbesondere Obst, stellen für Fr. Müller eine gesunde Ernährung dar. Das Gegenstück dazu sind schädliche Lebensmittel wie z. B. Coca-Cola.

Sie achtet bei der Speisenzubereitung darauf, keine Langeweile beim Essen durch wiederholtes Essen einer Speise eintreten zu lassen. Um dies vorzubeugen, wird zwischen einer wiederkehrenden selben Speise etwas anderes als Abwechslung gegessen. Dabei werden ihre Zwillinge bei der Entscheidungsfindung miteinbezogen. „Gestern haben wir Fleisch/ Plow {gedämpftes Reisgericht, weitere Zutaten: Zwiebeln, Brühe, Fleisch, Möhren, weiteres Gemüse} gekocht. Fleisch mit Reis. Das haben wir noch übrig. Den haben wir heute Mittag gegessen. Und ist noch immer da. Haben wir vorgekocht wie immer. Und dann ja, Jungs wollen wir das nicht? Ok, stelle ich in Kühlschrank. Essen wir was anderes. [Befragte zuckt mit den Schultern.] Aber noch immer aufwärmen. Essen. [Befragte nickt].“ (338) Ein weiterer Fokus liegt bei der Zubereitung von verträglichen Speisen für ihren Freund. Um alles bei der Speisenzubereitung richtig zu machen, nimmt Fr. Müller an einer Diabetesschulung mit ihrem Freund teil. „Ja, dass ich auch weiß, was ich kochen kann und was jetzt Zucker hebt. Was nicht. Was ist jetzt für Abend ist richtig gehst du. Und solche Sachen.“ (432)

Bei Fr. Müller findet auch eine gedankliche Abgrenzung in russische/sowjetische und deutsche Speisen statt, hingegen nicht in russlanddeutsche Speisen. Plow, Beschbarmak und Manty stellen ein typisch russisches/sowjetisches Gericht dar und werden in ihrer Familie gerne gegessen. Pelmeni gehören z. B. zu den Lieblings Speisen der Zwillinge. Ein typisch deutsches Gericht sind ihrer Ansicht nach Spargel, Kohlrouladen und Grillfleisch. „Kohlrouladen. Das essen sie gern [Befragte nickt] – Die Deutschen. Dann essen sie Kartoffeln sehr viel. Und dann (.) essen auch gegrilltes Fleisch. Das ist/ Wenn Sommer, die grillen ganzen Sommer [Befragte nickt].“ (346) Dieses Zitat zeigt, dass sie sich den deutschen Speisen nicht verbunden fühlt. Durch ihre Wortwahl „Das essen sie gern“ distanziert sie sich von den autochthonen Deutschen.

Sie kann desgleichen nicht sagen, inwieweit eine dieser Küchen gesünder ist, denn pauschale Aussagen sind nicht möglich. Es ist immer davon abhängig, welches Gericht zubereitet wird. Der Begriff russlanddeutsche Küche ist ein nichtsagender Begriff für sie.

Ihr ist es wichtig, ihre geografische Herkunft auch beim Essen zu präsentieren. Bei einem Besuch einer Arbeitskollegin würde sie ein russisches Gericht wie Manty servieren. Dies deutet auf ihre Verbundenheit mit den traditionellen und ihr bekannten Speisen aus ihrem geografischen Herkunftsland. Sie hat bereits positive Erfahrungen mit diesem Gericht bei autochthonen Deutschen gemacht.

Mahlzeiten

Mahlzeiten nehmen eine wichtige Stellung in Fr. Müllers Alltag ein. Insbesondere das Frühstück und das Mittagessen sind für sie von großer Bedeutung. Beim Frühstück darf die süße Komponente nicht fehlen. „Das ist ja/ Frühstück für mich ist sehr wichtig [Befragte nickt], weil ich muss morgens unbedingt ein Brot essen mit was Süßes. Oder ein Wurst [Befragte klatscht die Handflächen übereinander]. Eine {Scheibe} mit Wurst, eine {Scheibe} mit Süßes. Das ist morgens.“ (173) Das Mittagessen hat für sie die Funktion, sich am Abend mäßigen zu können und nicht über die Sättigung hinaus zu essen. „Mittags unbedingt Warmes. Wenn ich jetzt Mittag Warmes nicht gegessen hab, dann abends ess ich noch mehr. Deswegen bei meine Kinder genauso. Sie müssen mittags unbedingt Warmes essen.“ (173) Die Mahlzeiten dienen aber nicht nur der Essenaufnahme, sondern auch der Kommunikation und dem Beisammensein u. a. mit ihrem Freund nach seiner Schichtarbeit oder mit ihren beiden Söhnen, mit denen sie nach Möglichkeit versucht, die Mittagsmahlzeit einzunehmen. Wenn dies aufgrund von Terminen nicht möglich ist, kocht sie den Kindern etwas vor, damit diese eine warme Mahlzeit bekommen und nicht den ganzen Tag auf der Suche nach Lebensmitteln sind und unaufhörlich naschen. „Weil wir sind den ganzen Tag nur am Naschen. Wenn wir jetzt mittags nichts Warmes gegessen haben, dann ganze Tag kann man sagen gelaufen. Sie naschen nur Süßigkeiten und essen so was [Befragte zuckt mit den Schultern.]. Nicht mal vernünftig.“ (336) Eine Ausnahme von den gemeinsamen warmen Mahlzeiten stellen Ferien dar.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Müller illustriert zunächst, dass ihr Kochstil immer noch stark den Einflüssen aus Kasachstan unterworfen ist. Nichtsdestotrotz ist sie für neue Sachen offen und holt sich neue Ideen aus dem Fernsehen und aus dem Internet. Wichtig ist die schnelle und leichte Zubereitung. „Ja mehr/ Ja, mehr von da aus Kasachstan. Aber [Befragte nickt] von hier guck ich auch vieles schon. Früher hab ich nicht gekocht, aber jetzt guck ich schon viel. In Fernsehen und Internet, was kann man leicht und schnell und lecker kochen [Befragte nickt].“ (340)

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Das Kochverhalten von Fr. Müller hat sich ihrer eigenen Ansicht nach in den letzten siebzehn Jahren positiv verändert. Sie versucht die beiden Kochrichtungen – deutsche und russische Küche – miteinander zu vereinigen und ihren Kindern zu vermitteln, es weiter fortzuführen. Dabei kommt ihrer Wahrnehmung nach dem Gesundheitsaspekt immer mehr an Bedeutung zu. „(.) Ich koche schon vieles gemischt kann man sagen. (.) Vieles gemischt. Das ist ja/ (.) Deutsches Essen/ Ich mische zum Beispiel jetzt deutsches Essen mit russischen so. Ich mache nicht jetzt nur deutsche oder, oder nur/ Ich alles gemischt. Und das/ Ich versuche das auch, die Kinder beibringen, dass es auch so wird [Befragte nickt]. (.) Und sie achten auch, dass es jetzt gesünder und [Befragte nickt] alles so was. Verändert aber hat sich [Befragte nickt].“ (376) Frische Produkte gewinnen immer mehr an Relevanz. Im Vergleich zu früher ist es ihr wichtig, neue Obstsorten auszuprobieren und in ihren Speiseplan zu integrieren. Lebensmittel, die nicht gesundheitsfördernd sind

wie zum Beispiel Coca-Cola, versucht sie nach Möglichkeit zu meiden bzw. Alternativen dafür zu finden.

Ihrer Ansicht nach haben Eltern die Verantwortung für die Ernährung ihrer Kinder. Sie müssen eine gesunde Ernährung vorleben und Interesse an der Ernährung ihrer Kinder zeigen. Wenn die Eltern dieses Interesse nicht zeigen, ernähren sich die Kinder nicht optimal. Sie selbst versucht ihren Kindern ein Vorbild zu sein.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Mit dem Begriff Gesundheit bringt Fr. Müller Teilhabe am normalen Leben in Verbindung. Gesundheit bedeutet die Funktionsfähigkeit aller körperlicher Organe. Körperliche Fitness ist dabei einer der fundamentalen Bausteine. „Ja, Gesundheit, dass du hören kannst und laufen kannst und jetzt im normalen Leben teilnimmst, nee. Wenn das ist jetzt/ Wenn du ein Ohr ausfällt oder ein Bein, dann bist du ein bisschen kürzer dran [*Befragte nickt*] an allem. [*Befragte zuckt mit den Schultern.*] Das ist ja/ Oder Zähne sind nicht in Ordnung. Dann kannst du nicht richtig kauen. [*Befragte zuckt mit den Schultern.*] Und das ist wichtig, dass du gesund und fitter bist und dass du auch hören und sehen kannst. Mit die Hände was tun. (.) Ganze Tag sitzen, denke ich mal das ist gar nicht gesund @(..)@ [*Befragte nickt.*]“ (280) Sport und Ernährung nennt sie nicht explizit im Zusammenhang mit Gesundheit, bejaht aber bei Nachfragen das Dazugehören dieser beiden Faktoren.

Der Begriff Prävention ist für sie hingegen ein nichtssagender Begriff. Erst als die Interviewerin eine mögliche Definition liefert, weiß sie etwas damit anzufangen und kann einige Beispiele wie den maßvollen Konsum von Alkohol nennen. Im weiteren Verlauf des Interviews wird deutlich, dass sie indirekt den Gedanken der Prävention in sich hat. Gegenwärtig, hingegen noch nicht lange, treibt sie Sport, um sich fit zu halten und den Alterungsprozessen zumindest ein wenig entgegenzuwirken. „Ja, ein bisschen/ Dass es nicht die ganze Haut hängt mit die Jahren. Und dass ich fitter werde. Du musst ja/ Für Rücken ist das gut.“ (290) Ihr ist bewusst, dass die körperliche Betätigung bei der Arbeit nicht zu einer gesunden körperlichen Aktivität beiträgt, sondern eine einseitige Belastung darstellt. Ihr größtes momentanes Problem sind ihre Rückenschmerzen und ihr Übergewicht (BMI: 29,72). Folglich sucht sie zweimal in der Woche das Fitnessstudio in den Nachmittagsstunden auf. Ihre sportliche Aktivität empfindet sie als eine Freude – insbesondere beim Sehen der Resultate. „Ja, Freude schon. Wenn du siehst die Resultate. Es @ (hängt nicht mehr. Hängt weniger.)@ Und labbert nicht so. Wenn du läufst das wackelt da oder hier. Das finde ich auch nicht. Mit die Jahre wird noch schlimmer. Und dann wirst du nicht so fit.“ (298)

Migration und Integration

Vergleichbar wie mit dem Experiment mit der Nährwertkennzeichnung wird Fr. Müller zu Beginn des Gesprächsparts „Migration und Integration“ mit einem Sachverhalt konfrontiert, der sie zur Reflexion der eigenen Person und Selbstpositionierung veranlasst. Sie wird gebeten, sich zu positionieren. Fr. Müller ist ambivalent in ihrem Gefühl, wem – dem

Deutschen oder dem Kasachischen – sie sich zugehörig fühlt. Sie empfindet sich weder typisch deutsch noch als (Spät-)Aussiedlerin oder Kasachin. Ihr Aussehen passt ihrer Wahrnehmung nach nicht zu ihrem deutschen Nachnamen, so dass Außenstehende ihre Nationalität immer wieder anzweifeln. „Ja und/ Aber wenn Sie mich angucken/ Deutsch fragen die noch. Und das ist ja schon irgendwie nicht schön. Mit Aussehen und alles so was. Aber ich kann nicht sagen, dass so (Spät-)Aussiedler bin [Befragte schüttelt mit dem Kopf].“ (468) Trotz häufigerem Hinweisen auf ihre ethnischen deutschen Wurzeln, besteht bei Anderen kein Interesse an ihrer Geschichte. Fr. Müller möchte mit Ausländern nicht gleichgesetzt, sondern „normal“ gesehen werden, hingegen definiert sie nicht, was normal heißt. „(2) Ja, [Befragte pustet] wie alle Ausländer nicht, aber ich weiß nicht [Befragte zuckt mit den Schultern]. Normal [Befragte zuckt mit den Schultern.]. So.“ (480) Sie sieht sich schlussendlich als ein „Mischling“ – sie vereinigt durch ihre Eltern deutsche und kasachische/russische Ansätze bzw. Zugehörigkeiten in sich. „Ich fühle mich so wie soll ich sagen? Deutscher nicht. Ich bin so Mischling. So von Vaterseite hab ich mehr und von meine Mama auch. So Mischling. Ich kann nicht sagen, dass ich. Ja, ich bin Deutsche. Pur Deutsch, nein [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. So bei mir gemischt. Ich hab von da ein bisschen. Von da ein bisschen [Befragte nickt]. So gemischte.“ (486)

Das „Deutsche“ ist in ihr, was den Begriff „Heimat“ anbelangt. Sie fühlt sich Niedersachsen/Deutschland als ihre Heimat zugehörig. Kasachstan ist für sie lediglich ein Ort, den sie zum Besuch von ihrer Mutter und ihrer Schwester aufsucht. Ihr ist bewusst, dass es ihr in Deutschland besser geht. Bei der Sprache fühlt sie sich dem Deutschen und Russischen/Kasachischen verbunden. Dies zeigt sich daran, dass sie mit ihren Kindern Deutsch spricht, was sie besonders betont. Mit ihrem Freund spricht sie hingegen Russisch. Sie setzt die beiden Sprachen kontext- und situationsabhängig ein, wobei auffällt, dass sie dem Deutschen bei der Spracherziehung ihrer Kinder den Vorrang einräumt. Was Fr. Müller als ihre Muttersprache ansieht, bringt sie nicht in Erfahrung, sondern weicht der Frage aus. Mit der deutschen Sprache kam sie bereits durch ihre Mutter, die Plattdeutsch gesprochen hatte, in der Kindheit in Berührung. Jedoch musste sie nach der Ankunft in Deutschland das „Hochdeutsch oder diese amtliche“ (496) lernen, was nicht immer einfach war. „@ (Mit Händen, mit Füßen haben wir gelernt.)@“ (500) Nicht einfach und traurig ist für Fr. Müller momentan mit ansehen zu müssen, wie Kinder/Jugendliche mit Migrationshintergrund benachteiligt werden. Sie sieht einen Unterschied, wie die in Deutschland geborenen Kinder und die eigenen bzw. Kindern von (Spät-)Aussiedlern behandelt werden. Kinder autochthoner deutscher Familien werden ihrer Ansicht nach bevorzugt und ihre schlechten Taten werden anders bewertet.

5.2.10 Larissa Schäfer – „Von der eigenen Ernährung überzeugte Esserin“

„Aber wenn ich zum Beispiel heute wirklich Appetit auf Leberwurst hab, dann esse ich das. Egal wie viel Fett das da/ Vor allem das esse ich sehr selten. Aber wenn, dann warum denn nicht?“ (168)

Soziodemographie

Fr. Schäfer (48) hat als höchsten abgeschlossenen Bildungsabschluss einen Hochschulabschluss (Fachhochschule). Sie hat Diplom-Bibliothekarin/Bibliographin in der ehemaligen Sowjetunion studiert. In Deutschland hat sie sich zur Kauffrau im Groß- und Außenhandel umschulen lassen. Heute arbeitet sie als Küchenhilfe in einem Altenpflegeheim in Teilzeit, weil sie in dem gelernten und studierten Beruf keine Arbeit finden konnte. Sie ist mit 32 Jahren aus einer Großstadt in Kasachstan nach Deutschland mit ihrer Familie ausgewandert. Zum Zeitpunkt des Interviews betrug ihre Aufenthaltsdauer in Deutschland 15 Jahre. Sie ist mit einem Russen verheiratet und hat eine Tochter und einen Sohn. Der Sohn (23) wohnt noch Zuhause, die Tochter ist bereits ausgezogen. Ihr Mann arbeitet als Mechatroniker.

Das Haushaltsnettoeinkommen liegt bei 2001–3000 Euro pro Monat. Für Lebensmittel wird 100–120 Euro pro Woche ausgegeben.

Interviewsituation

Fr. Schäfer skizziert ihre Einstellungen zu Einkauf, Essen, Gesundheit, Migration und Familien- und Hausarbeit auf zwei unterschiedlichen Arten. Bis zu der Passage mit der Nährwertkennzeichnung ist ihre Sprache fließender. Danach kommt es zu einem Wechsel. Sie wird unentschlossener und ist nervlich strapaziert, was in kurzen, stockenden und vermehrt abgebrochenen Sätzen deutlich wird. Die eigene Migration thematisiert sie detaillierter erst im zweiten Teil des Gesprächs. In den Themen Essen, Einkauf und Gesundheit kommt es im ersten Teil nur teilweise zum Ausdruck.

Während des gesamten Interviews ist ihr Mann präsent und versucht ihre Aussagen zu ergänzen, was ihr nicht immer gefällt. Sie reagiert gelegentlich gereizt, ignorant und teilweise abwertend auf seine Äußerungen. In beiden Gesprächsteilen kommuniziert Fr. Schäfer stabile Einstellungen und eine eigene starre Meinung.

Teil 1

Häusliche Verpflichtungen – Einkaufsverhalten

Das Einkaufsverhalten von Fr. Schäfer zeichnet sich nach der Beschreibung ihres Mannes dahingehend aus, dass sie zielbewusst einkauft. Sie hat eine Routine, von der sie selten abweicht. Gelegentlich verliert sie sich im Lebensmittelladen, kehrt jedoch nach einer Zeit wieder zu der gewohnten Routine zurück. „Ich weiß es nicht. (.) Eigentlich zielbewusst, weil ich weiß [Befragte nickt], was ich einkaufe. Eigentlich das ist/ macht kein Unterschied. So große Unter-

schied. Wir gehen immer gleiche Gänge und/ (.) Aber sonst? [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] Zielbewusst sag ich. Ab und zu laufe ich hin und her. Aber das ist [Befragte schüttelt mit dem Kopf] ganz normal für die Frauen [Befragte nickt]. [Ehemann wirft ein: "Meistens."] Ja, ich kann was suchen und dann mich verlieren und dann zurückkommen, aber/ [Befragte schüttelt mit dem Kopf] Aber sonst gezielt, ja. [Befragte nickt.] [...] (3)

Der Einkauf wird in den meisten Fällen nach der Arbeit an einem Freitag in den Nachmittagsstunden gemeinsam mit ihrem Mann verrichtet und dauert 1 ½ Stunden. Dabei wird Lidl und Kaufland aufgesucht. Ein festgelegtes Budget ist nicht notwendig, denn die Einkaufsmengen und somit die Ausgaben ändern sich außer bei bevorstehendem Besuch oder besonderen Ausgaben wie Fleisch nicht. Wichtige Einkaufskriterien außer Qualität kann Fr. Schäfer zunächst nicht nennen. Sie geht hingegen davon aus, dass in Deutschland die Qualität immer konstant ist. „Ja, aber das ist so ungefähr im Deutschland Qualität ist gleich sage ich. Hackfleisch ist immer gleich abgepackt. Immer gleiche Farbe. Immer gleiche Menge. Genauso bei Fleisch. Man sieht das so ungefähr gleich. Ob's Gemüse/ [Ehemann sagt: Und Preise wir gucken Prospekte auch."] Aber sonst/ [Befragte zuckt mit den Schultern.] (25) Dabei setzt sie hohe Qualität mit hohem Preis gleich. Der Qualitätsbegriff ist für sie allerdings auch verwirrend. Im weiteren Verlauf des Interviews kristallisiert sich heraus, dass der Geschmack der Lebensmittel und der Preis von Relevanz sind – deswegen werden Einkaufsstätten wie Lidl mit geringen Lebensmittelpreisen aufgesucht. Insbesondere bei Fleisch, eins der wichtigsten Lebensmittel beim Einkauf, ist der Preis entscheidend. Aufgrund des hohen Fleischkonsums erscheint es ihr als unerlässlich, Fleisch ausschließlich im Angebot zu kaufen. Bei anderen Produkten, die ihr besonders schmecken wie zum Beispiel Käse, nimmt sie in Kauf, etwas mehr für die teurere Variante auszugeben. „Oder zum Beispiel wenn ich diese Käse esse, dann kaufe ich diese Käse. Und nicht die andere, die vielleicht ein Euro günstiger ist. Nur weil das günstiger ist. [...] Bei Fleisch sage ich, dass Preis ist entscheidend. Wir suchen Angebot oder wir warten auf Angebot, Fleisch nicht so teuer wird. Dann/ [Befragte nickt] Bei Fleisch, ja, gucken wir gezielt. [Ehemann unterbricht: „Weil wir/ Wir essen viel Fleisch. [Ehemann unterbricht: „Viel Fleisch essen. Wir sind aus Kasachstan. Das ist/“ (31) Angebote sind auch bei Joghurt und Mineralwasser wichtig. Sie betont hingegen, dass sie sich bewusst etwas leisten und erklärt es damit, dass es nicht regelmäßig der Fall ist. Ansonsten kaufen sie eher schlichte Sachen.

Zu Biolebensmitteln hat sie eine ambivalente Einstellung. Sie geht davon aus, dass bei Bio nur der Preis einen Unterschied zu konventionellen Produkten darstellt, jedoch nicht der Geschmack oder die Herstellung. Dennoch kauft sie Tomaten in Bioqualität aufgrund des besseren Geschmacks. Andere Lebensmittel kommen aus konventionellem Anbau. Dabei achtet sie auf Saisonalität, aber nicht auf Regionalität. Regionalität verliert für sie an Bedeutung, wenn die Lebensmittel aus der Region aufgrund von längerem Lagern an Nährstoffen verlieren. In diesem Fall weicht sie auf Produkte aus Übersee aus.

Zur Arbeitserleichterung greift sie auch gelegentlich auf Fertigprodukte zurück. Ihrer Ansicht nach ist alles ein Fertigprodukt, welches nicht von ihr selbst zubereitet wurde. Ein

Fertigprodukt zeichnet das schnelle Erwärmen oder die schnelle Zubereitung im Backofen oder in der Mikrowelle aus. Tiefkühlgemüse, das sie häufig nutzt, ist ihrer Meinung nach kein Fertigprodukt. Von Markenprodukten ist sie nicht abgeneigt. Diese werden wegen des besseren Geschmacks gekauft – wie z. B. „McDonalds Ketchup“ oder Joghurt von „Müller“. Wichtiger als Marken sind ihr jedoch die eigenen Gewohnheiten. Gelegentlich etwas Neues auszuprobieren ist akzeptabel, aber festgefahrene Strukturen bestimmen den Alltag. „Man ist irgendwie gleiche Schiene @(.)@.“ (57)

(Nicht-)Veränderung des Einkaufsverhaltens

Nach eigener Wahrnehmung hat sich ihr Einkaufsverhalten nicht viel verändert. Sie beobachtet die Geschmacksveränderungen der Kinder, die das Einkaufen von neuen Lebensmitteln für die Zubereitung von neuen Speisen mit sich bringen. Des Weiteren wird nun mehr Gemüse gekauft. Im weiteren Verlauf des Gesprächs macht sie deutlich, dass sie heute mehr Geld für Lebensmittel im Vergleich zu der Zeit unmittelbar nach der Einreise nach Deutschland ausgeben. Der Grund dafür ist nicht nur der Anstieg der Lebensmittelpreise, sondern auch der Wunsch mehr Geld für qualitativ hochwertigere Lebensmittel auszugeben. Die Anfangszeit in Deutschland war dadurch gekennzeichnet, dass die Familie von Fr. Schäfer auf vieles verzichten musste. Heute möchten sie sich etwas Gutes tun und nicht immer nur auf den Preis schauen. Des Weiteren hat sich die Essensmenge reduziert, was den Kauf von besseren Lebensmitteln ermöglicht. „Ja, ja [Befragte nickt]. Und nicht nur wegen Preis. Wir können erstens uns mehr leisten und zweitens wir möchten uns mehr leisten, was Essen angeht. Weil wir essen jetzt weniger. [Befragte wendet sich zu ihrem Ehemann] Mit, mit dir {Ehemann der Befragten} zusammen sowieso weniger. Kinder vielleicht nicht, aber wir essen jetzt weniger und deswegen kaufen wir was besseres. Oder was uns besser schmeckt. (61) Ein aufbrennendes Verlangen nach etwas wird gerne befriedigt, weil die eigenen materiellen Ressourcen es möglich machen. Fr. Schäfer führt als Beispiel Fleisch auf. Im Vergleich zu früher können sie sich auch über Gulasch hinaus andere Fleischsorten leisten. Ebenso ist der Kauf von Fleisch im russischen Laden aufgrund des geringeren Preises nicht mehr notwendig.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten

Das Thema Essen spielt bei Fr. Schäfer in ihrem Alltag eine wichtige Rolle. Sie fühlt sich verpflichtet, jeden Tag für ihre Familie zu kochen. Die Zubereitung darf nicht viel Zeit einnehmen, denn ihr Mann und ihr Sohn dulden keine Verspätung beim Essen. Ambivalent ist sie bei der Kommunikation von Interesse an neuen Lebensmitteln und Speisen. Einerseits berichtet sie, dass sie für ihren Sohn einige Speisen wie Pesto zubereiten muss, die sie früher nicht zubereitet hat. Andererseits berichtet sie, außer von einigen Ausnahmen, von festgefahrenen Strukturen. „Weil wir probieren nicht so viel aus. Nicht so viel Neues. [...] Wenn man irgendwo das probiert hat und hat geschmeckt, dann kaufen wir natürlich auch. Aber sonst. [Befragte

zuckt mit den Schultern.] Man ist irgendwie gleiche Schiene @(.).@.“ (57) Zu Fleisch hat sie eine klare Einstellung – es ist ein wesentlicher Bestandteil der Ernährung. „Ohne Fleisch geht nicht [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. Ja. Man kann ein Tag Vegetarier sein, aber dann irgendwann Schluss.“ (33) Im Vergleich zu ihrem Mann und Sohn benötigt sie hingegen nicht mehrere Fleischmahlzeiten am Tag. Schweinefleisch gehört aufgrund des geringen Preises zu der bevorzugten Fleischsorte und wird viermal in der Woche, Rind- und Hühnerfleisch werden jeweils einmal, ebenso nur einmal Fisch zubereitet und an einem Tag gibt es kein Fleisch.

Fr. Schäfer thematisiert nicht direkt, inwieweit „gesunde Lebensmittel“ in ihrem Alltag wichtig sind. „Gesunde Lebensmittel bzw. Ernährung“ ist ein schwer definierbarer Begriff für sie. Sie schweift ab und antwortet ungenau. Sie fühlt sich von den Informationen über gesunde Ernährung nicht ausreichend informiert.

I: Aber wenn Sie jetzt schon den Begriff 'gesund' verwenden. Was heißt denn für Sie 'gesundes Lebensmittel'? Oder gesunde Ernährung?

B12: (3) Gesunde Ernährung. Weil gesunde Lebensmittel [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] ich weiß nicht, wie ich die definieren kann. Nach, nach ganze Information was wir jetzt kriegen. Das/ [Ehemann unterbricht: „Wir sind keine Experten“.] Langsam zum Beispiel ich hab zum Beispiel vor Kurzem gehört/ Diese Kalbfleisch wirklich teuer und schön und das war immer Bio und alles Mögliche wie das gezüchtet wird. [Ehemann unterbricht: „Ein Beispiel!“] Da kann man nicht über Gesundheit reden. (68–69)

Im Laufe des Interviews wird erkennbar, dass, ihrer Meinung nach, ein gesundes Lebensmittel qualitativ hochwertig ist und eine gewisse Frische aufweist. Des Weiteren ist sie der Meinung, dass die Ansichten darüber subjektiv sind, was gesund oder ungesund ist.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

Fr. Schäfer verdeutlicht, dass ihr Ernährungsverhalten sich nachhaltig positiv verändert hat. Im Vergleich zu der ersten Zeit in Deutschland legt sie heute mehr Wert auf leichtere und reduzierte Kost – die Essensmenge hat sich verringert. Anstelle von schweren Salaten mit Mayonnaise werden heute Blattsalate zubereitet. Fett wird nach Möglichkeit sehr sparsam verwendet bzw. durch Pflanzenöle ersetzt. Ebenso ist der Fleischkonsum gesunken. Früher waren 200 g Fleisch pro Tag notwendig. Heute sind es 100 g pro Tag. Die Portionen werden bewusst schon bei der Portionierung zum Einfrieren kleiner gewählt. „Und von Portionen von Fleisch koch ich jetzt wesentlich weniger. Wir haben/ Zum Beispiel wir/ Falls/ Wenn wir Fleisch kaufen, dann er [Befragte zeigt auf ihren Ehemann] macht immer so portionsweise/ Tüten weise und dann frieren wir die ein. Und früher diese Tüten war bestimmt doppelt so groß wir jetzt.“ (71) Im Vergleich zu früher werden Eistee oder Saftpäckchen nicht mehr gekauft. Dafür muss sie andere, ihr bisher fremde Lebensmittel wie z. B. Currypaste für ihren Sohn einkaufen, weil dieser danach verlangt.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Fr. Schäfer berichtet teilweise über präventive und gesundheitsfördernde Einstellungen. Unter anderem konsumiert sie schlichere Produkte, weil diese in der Regel weniger Zucker enthalten und aufgrund ihrer Natürlichkeit gesund sind. Denn bei stärker verarbeiteten Produkten kann sie sich nie sicher sein, ob hochwertige Rohstoffe dort verarbeitet wurden. „Ich esse zum Beispiel ganz wenig Jo/ Joghurt. Wenn, dann lieber Naturjoghurt. Weil da weniger Zucker ist. Und man muss bisschen reduzieren. Ja, aber das ist auch/ Na doch, das ist auch gesünder. Weil wir kaufen auch keine teure Joghurt und ob das wirklich Früchte drinnen sind oder mehr Farbe und (.) Geschmackverstärker. Aber sonst ist schwer zu sagen, weil wir essen wirklich oder kaufen schlichte Sachen.“ (75) Auch die Meidung von bestimmten Inhaltsstoffen bzw. Lebensmitteln wie z. B. Margarine und Fetten thematisiert sie.

Teil 2

Im zweiten Teil des Gesprächs wird Fr. Schäfer mit der Nährwertkennzeichnung konfrontiert, die bei ihr Unbehagen verursacht. Sie ist unverbindlich und unentschlossen, was sich durch die häufige Verwendung des Wortes „vielleicht“ äußert. Es lassen sich ebenfalls einige Vermutungen, verdeutlicht durch „ich glaube“, und irrealen Vorstellungen, verdeutlicht durch „ich würde“, finden.

Einkaufsverhalten

Fr. Schäfer hat eine ablehnende Einstellung zu der Nährwertkennzeichnung, denn sie sucht die Lebensmittel nicht nach dem Gesundheitsaspekt aus. Dies zeigt sie u. a. auch bei der Aufgabe ein präferiertes und ein gesünderes Lebensmittel auszusuchen und ihrem Antwortverhalten. Sie nutzt bei beiden Aufgaben keine Nährwertkennzeichnung. Bei dem Präferierten wählt sie ein Lebensmittel nach ihrem eigenen Geschmack. Bei dem Gesünderen ist der Entscheidungsprozess langwierig. Nach vielen Überlegungen entscheidet sie sich für ein Produkt. Sie ist sich jedoch nicht ganz sicher bei ihrer Entscheidung und stellt Vermutungen an. Es „könnte“ das gesündere Produkt sein. „Kann sein. Ich weiß nicht. Aber kann sein. (3) Das wird so gesagt oder wird so gemeint. (.) Aber ich, ich/ *[Ehemann unterbricht: „Das ist nur, sage ich Geschmacksache einfach.“]* Aber ich bin auch mir nicht sicher, dass es wirklich gesünder ist. *[Befragte zuckt mit den Schultern.]*“ (139) Diese Unsicherheit und Unwissenheit – u. a. ausgedrückt durch „ich weiß nicht“ und „ich glaube“ kommen in dem ganzen zweiten Teil des Gesprächs mit der Nährwertkennzeichnung zur Erscheinung. Längere Pausen, abgebrochene Sätze und Stöhnen deuten auf mentale Anstrengung und Unsicherheit. Des Weiteren drückt sie durch ihr Schulterzucken Unsicherheit und Unentschlossenheit aus. Viel wichtiger als die Nährwertkennzeichnung erachtet sie die Zutatenliste – jedoch nur bei neuen Lebensmitteln. Ihrer Ansicht nach sind Zusatzstoffe relevanter als bestimmte Grammangaben. Sie geht davon aus, dass sie verrückt werden würde, wenn sie alles vergleichen müsste. Sie sieht sich nicht als eine potentielle Nutzerin, denn sie zählt keine

Kalorien wie andere Personen, die gezielt auf ihre Ernährung aufgrund einer Diät achten und Kalorien zählen. Wobei ihrer Ansicht nach nicht viele Personen die Nährwertkennzeichnung nutzen. Entweder man achtet auf Kalorien, was impliziert, auf viele andere Sachen wie Bewegung zu achten oder man lässt es sein. Eine Zwischenlösung gibt es ihrer Ansicht nach nicht. Für sie kommt es nicht in Frage. Richtlinien und Empfehlungen sind ihr gleichgültig. „Wir haben unser Mittelmaß und irgendwie ist auch egal, wenn jemand sagt das ist zu viel oder ist zu wenig.“ (180) Die Lust am Essen ist viel wichtiger als Nährwertangaben. Des Weiteren misstraut sie den Angaben der Nährwertkennzeichnung und sieht keinen Sinn in der Kennzeichnung.

Ess-/Ernährungsverhalten

Bedeutung von Essen/Speisenzubereitung/Kochverhalten/Abgrenzung der Speisen

In den Ausführungen von Fr. Schäfer wird nochmals deutlich, dass Speisenzubereitung in ihren Zuständigkeitsbereich fällt. Die Auswahl der Speisen richtet sich dabei nach den Vorlieben des Mannes und des Sohnes, denn sie bezieht sie bei der Auswahl der Speisen mit ein, was von ihnen allerdings nicht immer gewürdigt wird. Beschwerden über das Essen bleiben nicht aus. „Guck mal, wenn/ Ich frage fast jeden Tag, was soll ich kochen? Was möchtet ihr essen? Egal, koche irgendwas. Und wenn ich irgendwas koche, dann „Warum hast du das gekocht?“ [Ehemann unterbricht: „Nein, nicht so.“] Nein, aber sonst er/ [Ehemann unterbricht: „Wir essen normalerweise alles.“]“ (221) Bei Speisen, die sie selbst nicht gerne isst, muss sie für die Zubereitung erinnert werden.

Einerseits verzichtet sie auf einige Speisen ihrem Mann zu Liebe. Andererseits wird deutlich, dass sie ihrem Mann teilweise ihr Essverhalten aufzudrängen versucht, aber auch gleichzeitig merkt, dass jeder Geschmacksvorlieben hat. „Genau, Schmelzkäse. Er isst immer/ [...] Ja, ja, ich sag immer „Du isst jetzt nur reines pures Gift.“ Salz ohne Ende und dann diese ganze **Konservierungsstoffe**. So ein Block mit E {E-Nummer; Zusatzstoffe}, mit alle mögliche. Und ich sag, „Iss so wie ich“. Ich mag zum Beispiel Bresso {Frischkäse} mit mediterrane Kräuter. Ich mag das. Vielleicht/ Und dort gibt es nicht so viel (.) von. [Ehemann unterbricht: „Ja.“] Ja, aber das ist wirklich Geschmacksache. [Ehemann unterbricht: „Aber ich finde es schmeckt besser.“] Ja. Ich sag nein, ich esse mein Gift und fertig @(..)@.“ (158) Sie hat eine Vorliebe für Schokolade, auf die sie nicht verzichten kann, was ihr Mann schwer nachvollziehen kann – er bezeichnet es als ihr Gift. Sie wiederum kann seine Vorlieben für Schmelzkäse – sein Gift, Wurst oder fünf Löffel Zucker im Tee teilweise nicht nachvollziehen. Sie versucht es für sich selbst zu erklären, dass bei jedem ein Gleichgewicht zwischen gesund und ungesund herrscht, so dass es nicht möglich ist, zu sagen, wer nun der ungesündere Esser ist. Sie geht ihrem Begehren nach etwas nach – ungeachtet des Gesundheitsaspektes solange es einen Seltenheitscharakter darstellt.

Sie verdeutlicht, dass sie selbstverständlich weiß, was sie isst und trotz des besseren Wissens, wie z. B. bei Schokolade, das isst, was ihr schmeckt und nicht das, was ihrer Meinung nach gesünder ist. „Das ist ganze Menge Zucker und ganze Menge Fett. Natürlich du weißt,

was du isst. Und das mir egal, steht da 20 Gramm Zucker oder 30 Gramm Zucker. Schmeckt oder nicht. Deswegen. [Ehemann unterbricht: „Meine Frau und mein Sohn das ist unglaublich.“] Ich weiß zum Beispiel, dass [Ehemann unterbricht: „Schokofresser.“] dunkle Schokolade gesünder ist. Aber ich mag aber Vollmilchschokolade. Fertig.“ (233) Schokolade macht glücklich und ist eine Notwendigkeit für sie. Kleine Sünden sind erlaubt, wenn ansonsten alles normkonform ist.

Bei Fr. Schäfer existiert auch eine gedankliche Abgrenzung der Speisen. Typisch russisch ist ihrer Ansicht nach u. a. Pelmeni. Typisch deutsch ist Spargel. Jedoch kennt sie nicht viele typisch deutsche Speisen. Eine trennscharfe Linie lässt sich nicht ziehen. Die deutsche Küche zeichnet aus, dass sie von verschiedenen Ländern beeinflusst wird und nichts Charakteristisches aufweist. Des Weiteren ist diese im Vergleich zu der russischen Küche weniger aufwendig in der Zubereitung. Mit russlanddeutscher Küche ist Fr. Schäfer aufgewachsen. Bereits im Kindesalter fand mit der Speisenzubereitung eine Abgrenzung zu Anderen, den Russen, statt. Aus Protest gegenüber den Russen kochte ihre Mutter bewusst einige russische Gerichte wie zum Beispiel Okroschka nicht. „Meine Mutter hat das grundsätzlich nie gemacht, weil sie hatte immer gesagt: „Das ist russisches Essen. Wir essen das nicht. Und fertig.“ (287) Es herrschte ein sehr großer Unterschied zwischen ihrer eigenen Familie und der Familie des Mannes in Bezug auf die Speisen, die gekocht wurden.

Fr. Schäfer ist davon überzeugt, dass es große Unterschiede bei den Lebensmitteln in Deutschland und in Kasachstan bezüglich des Gesundheitsaspektes gibt. Nach ihrer Wahrnehmung sind die Lebensmittel dort gesünder, weil sie sich noch eine gewisse Natürlichkeit bewahrt haben. Die Lebensmittelproduktion ist noch nicht extensiv. Ihr ist aber bewusst, dass sich das bereits ändert. Sie führt sich auch vor Augen, dass sie bei frischen Lebensmitteln nicht immer nachvollziehen kann, ob diese Lebensmittel tatsächlich das sind, was sie versprechen zu sein. Unterschieden werden muss aber auch zwischen frischen und verarbeiteten Lebensmitteln wie Wurst, bei der Unklarheit über die Inhaltsstoffe besteht. Insgesamt hat sie Misstrauen in die Lebensmittelindustrie. Sie unterstellt, dass viele Lebensmittel „vergiftet“ sind und sieht nicht den Nutzen und Zweck der ganzen zugesetzten Zusatzstoffe und der vielen Informationen.

Charakterisierung des eigenen Ess-/Kochstils

Fr. Schäfer zeichnet aus, dass sie nicht auf Vorschriften bezüglich ihrer eigenen Ernährung achten möchte. Richtlinien und Empfehlungen sind ihr gleichgültig, denn diese führen zu mehr Verwirrung und Verunsicherung. Sie lässt sich nichts einreden und isst das, worauf sie momentan Lust hat. Ein Beispiel ist der Salzkonsum. Sie lässt sich nicht gerne sagen, wie viel Salz sie konsumieren darf. „Weil, wenn das nicht gut gesalzen ist für mich, schmeckt das nicht. Und wenn zu viel Salz, für mich schmeckt das auch nicht. Wir haben unser Mittelmaß und irgendwie ist auch egal, wenn jemand sagt das ist zu viel oder ist zu wenig. Weil wenn zum Beispiel bei einem isst du was und für dich das ist zu wenig Salz. Bei anderem zu viel Salz. Wir haben unsere Maß und [Befragte zuckt mit den Schultern.] so leben wir.“ (180)

Ihr Kochstil zeichnet aus, dass sie immer noch Speisen aus der ehemaligen Sowjetunion zubereitet, die sie mit weiteren neuen Speisen, angeeignet aus diversen Büchern oder beeinflusst durch die Arbeit, erweitert. Zum Beispiel sind Aufläufe oder Cannelloni hinzugekommen. Neuere Speisen wurden mit der Zeit immer interessanter, weil teilweise eine Sättigung der russischen Speisen eintrat. Charakteristisch für ihren Kochstil ist ebenfalls Improvisation. Sie kann nach Lust und Laune aus dem, was Zuhause da ist, etwas zaubern.

(Nicht-)Veränderung des Ess-/Ernährungs- und Kochverhaltens

In den letzten Jahren hat sich nach Wahrnehmung von Fr. Schäfer ihr Ernährungs- und Kochverhalten positiv verändert. Unter anderem ist der Brotkonsum gesunken. Früher war ein Laib Brot pro Tag notwendig. Heute ist es ein Laib pro Woche. Der Konsum erhöht sich lediglich vorübergehend bei Besuch in Kasachstan, da das dortige Brot zum Weiteressen einlädt. Nach ihrer Ansicht ist nur das gekaufte Brot aus Frankreich mit dem Brot aus Kasachstan geschmacklich vergleichbar.

Des Weiteren führt Fr. Schäfer nochmals auf, dass der Fleischkonsum gesunken ist. Dies ist auf die Skepsis gegenüber den Inhaltsstoffen und der nicht mehr empfundenen Notwendigkeit so viel Fleisch zu essen, zurückzuführen. „Weil jetzt wird gesagt weniger Fleisch zu essen. Vielleicht nur das. Weil wir essen wirklich weniger Fleisch. [...] Weil man erstens man weiß nicht, was da drinne ist und zweitens, ich denk nicht, dass wir jetzt so viel Fleisch brauchen wegen Energie und alles. Wir brauchen jetzt nicht so viel Fleisch im unsere Alter. Wenn ein Mann 20, 30 ist, dann vielleicht schon, ja. Oder Kind, wenn er in Pubertät ist und für Wachstum braucht. Wir nicht mehr [Befragte nickt].“ (299) Sie gibt zu verstehen, dass die Ansprüche ihrer Familie bezüglich Ernährung in den letzten Jahren gestiegen sind. Sie sind wählerischer geworden und legen mehr Wert auf Abwechslung in der Speisenzubereitung. Neben den bereits bekannten Gerichten sind viele weitere Speisen zu ihrem Repertoire hinzugekommen, was eine Bereicherung darstellt. Trotzdem sind Fr. Schäfer einige Speisen wie koreanisches Essen zu fremd und exotisch. Ihr ist aber bewusst, dass bei jeder neuen fremden Speise zunächst eine Geschmacksgewöhnung stattfinden muss. Erst nach einer Zeit wird aus dem Exotischen etwas Bekanntes, was auch gemocht wird. Diesen Prozess hat ihre Familie bereits mit Oliven durchlaufen. Im Vergleich zu früher werden diese heute gerne gegessen.

Verändert haben sich ebenfalls die Ansprüche ihres Sohnes. Er macht ihr Vorwürfe, dass sie nicht Sushi zubereitet. Sie kocht ihm einige fernöstliche Gerichte, jedoch ist sie nicht bereit, alles für ihn zu machen, denn das geht ihr zu weit.

Gesundheit: Gesundheitsverhalten bzw. Gesundheitshandeln

Nach der Definition von Fr. Schäfer ist Gesundheit ein Zustand ohne Schmerzen und Beschwerden. „Wenn dir nichts tut/ weh tut, dann ist man schon gesund. Oder wenn man wirklich/ Na ja, wenn man Beschwerden/ ohne Beschwerden lebt. Dann ist man gesund. Ich sag so.“ (253) Ernährung und Bewegung gehören dabei gleichwertig zur Gesundheit dazu.

Sport ist für Fr. Schäfer nicht von Interesse – weder in der Vergangenheit gewesen noch heute in der Gegenwart. Heute reicht ihr die körperliche Betätigung bei der Arbeit, das gelegentliche Spaziergehen und Fahrradfahren. Für gezielte sportliche Aktivitäten erachtet sie sich als zu faul. Sie verweist darauf, dass sie weiß, dass es besser wäre Sport zu treiben – vor allem im Alter. Aber noch sieht sie keinen Anlass dafür. Ihr Gewicht ist im Normalbereich (BMI: 24,61). Ihr ist bewusst, dass ihre körperliche Arbeit kein Sport darstellt. Sie lässt sich zum gemeinsamen Sport mit ihrer Tochter auch nicht überreden und rechtfertigt es damit, dass sie in Schichten arbeitet. Sie geht davon aus, dass sie sich selbst irgendwann dazu überreden oder zwingen müsste. Schlussendlich kommt sie zu dem Schluss, dass sie auch im nächsten Jahr nicht dazu kommen wird.

Der Begriff Prävention bereitet ihr Schwierigkeiten. Erst nachdem die Interviewerin eine mögliche Definition nennt, erklärt sie sich damit einverstanden, dass Prävention bezüglich Ernährung und Gesundheit wichtig sei. Sie führt an, dass sie und ihr Mann versuchen, die eigenen Grenzen nicht zu überschreiten, um möglichst lange fit zu sein und gut auszusehen. Sie gibt zu bedenken, dass mit einer nicht normalen Figur es einem schwer fallen wird, schöne Kleidung zu kaufen. Des Weiteren ist es wichtig, möglichst lange noch arbeiten zu können.

Sie ist davon überzeugt, dass in Deutschland der Gesundheit mehr Bedeutung beigemessen wird als in Kasachstan. Als Bezugspunkt orientiert sie sich an der Verwandtschaft und den Freunden aus Kasachstan. Im Vergleich zu ihnen legt ihre Familie in Deutschland mehr Wert auf Ernährung und altert dementsprechend nicht so schnell. Als Konsequenz sehen sie und ihr Mann viel jünger als ihre Verwandten und Freunde aus.

Nach der Wahrnehmung von Fr. Schäfer haben sich ihr Gesundheitsverhalten und auch das Denken, aber auch ihres Mannes, in den letzten Jahren verändert. Dies ist nicht nur dem Umstand zu verdanken, dass in Deutschland eine höhere Esskultur vorherrscht und ihre Familie eine bessere Verfügbarkeit an Lebensmitteln zur Versorgung hat, sondern ist auch dem eigenen Alterungsprozess geschuldet. Im Vergleich zu Kasachstan haben sie in Deutschland nicht die Sorge, nach den Wintermonaten aufgrund von fehlenden frischen Lebensmitteln einen Vitaminmangel davonzutragen. Die jetzigen Lebensumstände ermöglichen ihnen, sich mehr um ihre eigene Gesundheit zu sorgen.

Migration und Integration

Ähnlich wie bei dem Abschnitt mit der Nährwertkennzeichnung wird Fr. Schäfer in diesem Gesprächsabschnitt gebeten, sich mit einem bestimmten Sachverhalt zu befassen – in diesem Fall mit ihrem Selbstverständnis. Ihr wird die Frage gestellt, wie sie sich selbst definiert. Diese Frage scheint ihr keine Schwierigkeiten zubereiten. Sie macht deutlich, dass sie selbstverständlich eine Spätaussiedlerin ist. Sie hebt auch hervor, dass sie eine Deutsche ist. Zu keinem Zeitpunkt hat sie sich anders genannt. Sie relativiert hingegen ihre Aussage, indem sie darauf verweist, dass sie sich bei Nachfragen als Russlanddeutsche ausgibt und erklärt es damit, dass sie aufgrund ihrer Aussprache als keine gebürtige Deutsche wahrgenommen wird. Ihrer Meinung nach sagt die Sprache noch nicht viel darüber aus, inwieweit jemand sich tatsächlich der deutschen Kultur bzw. Deutschland verbunden fühlt. Von anderen Personen spürt sie lediglich gelegentlich Interesse an ihrer Person und ihrer Herkunft. Ihr fällt aber auf, dass Kasachstan für viele gar kein Begriff ist.

Sie fühlt sich aufgrund ihrer geografischen Herkunft bei der Jobsuche indirekt diskriminiert und benachteiligt. Nach ihrer Umschulung zur Kauffrau im Groß- und Einzelhandel in Deutschland hatte sie trotz sehr guter Noten wenige Möglichkeiten, in einem persönlichen Vorstellungsgespräch von sich zu überzeugen. Von den 200 Bewerbungen kamen lediglich zwei Einladungen zum Vorstellungsgespräch. Eine der Stellen bekam sie aufgrund einer anderen Bewerberin, ebenfalls mit Migrationshintergrund, nicht. An den schriftlichen Unterlagen hat es nach ihrer Meinung nicht gelegen, denn diese hatte ihre Tochter verfasst. Auch die Bewerbungen auf ihren ursprünglichen Job als Bibliothekarin blieben erfolglos – trotz zehnjähriger Berufserfahrung. „Natürlich. Natürlich. Für mich eindeutig. Wenn jemand sagt nein, das ist nur Zufall, das glaube ich nicht. [*Ehemann unterbricht: Nee, nee. Das/ Ich hab!*"] Vor allem meine Bewerbungen zum Beispiel hat unsere Tochter geschrieben. Auf Hochdeutsch. Ohne Fehler. Und alles perfekt. [*Ehemann unterbricht: „Trotzdem nicht.“*] Keine Anruf, keine Einladung. Nichts. Und dann war das für mich/ [...] Aber wenn du was/ Und zum Beispiel mein Abschluss als Bibliothekar hab ich auch anerkennen lassen. Ist anerkannt und zum deutsche Fachhochschule gleichgestellt. Ich hab auch tausend Bewerbungen geschrieben. Von nirgendwo. Von nirgendwo kam eine Zusage oder Einladung.“ (339) Ihr Mann ließ seinen Hochschulabschluss in „Management für Volksfeste“ in Deutschland nicht anerkennen, da es keine Verwendung dafür gab. Aus diesem Grund, aber auch wegen fehlenden Sprachkenntnissen, suchte er sich nach den Integrationsmaßnahmen eine Anstellung, um Geld zu verdienen. Sprachprobleme hat ihr Mann immer noch. Bereits unmittelbar nach der Ankunft in Deutschland traute er sich aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse nichts zu. Folglich war Fr. Schäfer auf sich selbst gestellt, die Familie voranzubringen. „Und als wir nach Deutschland kamen, musste ich auch mit ganze Familie egal wie, aber durchkommen. Ja, sonst/ Und bei ihm {*Ehemann der Befragten*} war total. Er konnte nicht sprechen. Nicht lesen. [...] Alleine konnte er überhaupt nicht/ nirgendwohin. Nicht zum Einkaufen. Er hatte wirklich Angst und/“ (351) Das Voranbringen der Familie zeigt sich auch bei der Änderung des gemeinsamen russischen Familienna-

mens in ihren deutschen Mädchennamen bei der Einreise nach Deutschland, um in Deutschland mit weniger Problemen konfrontiert zu sein.

Mit der deutschen Sprache kam Fr. Schäfer bereits in der ehemaligen Sowjetunion an der Schule und mit den Großeltern in Kontakt. Bis zum Umzug in eine Kleinstadt, in der sie fast ausschließlich Kontakt zu der russischsprachigen Bevölkerung hatte, sprach sie mit den Großeltern Deutsch. Ihrem Empfinden nach ist ihre Muttersprache – die Sprache, die von einer Person am besten beherrscht wird – Russisch, woran sie keine Zweifel lässt. Deutsch gehörte in der ehemaligen Sowjetunion nicht zu der Alltagssprache und wurde lediglich zu bestimmten Anlässen gesprochen.

Die eigenen Deutschkenntnisse schätzt sie heute unterschiedlich ein. Sie kann alles problemlos verstehen und kauft bewusst nur deutsche Bücher, damit auch ihre Kinder diese später lesen können. Hingegen mangelt es ihr ihrer Wahrnehmung nach an den schriftlichen Fähigkeiten. Ihre Kinder sprechen Deutsch perfekt, Russisch jedoch beherrscht nur die Tochter perfekt. Ihr Sohn versteht alles auf Russisch, spricht aber nicht viel.

Fr. Schäfer hat ein ambivalentes Verhältnis zu ihrem Herkunfts- und Aufnahmeland und positioniert sich zu diesen mit dem Gebrauch der Begriffe Heimat und Zuhause. Russland und Kasachstan sind ihre Heimat, Deutschland ist zu ihrem Zuhause geworden. „Für mich sind (.) Russland Heimat auf jeden Fall und/ [...] Aber so von Heimatgefühl Russland und Kasachstan, ja. Aber mein zu Hause hier {*Deutschland*}. Wenn wir da sind, wir wissen, dass wir nach Hause müssen. Oh, Gott sei Dank, wenn wir kommen nach Deutschland. Gott sei Dank sind wir wieder zu Hause. Das ist so. [*Ehemann unterbricht: „Aber trotzdem, trotzdem.“*] Heimat ist trotzdem dort. Ja, ja.“ (368) Nichtsdestotrotz fühlt sie sich aufgrund des Fehlens der eigenen dort lebenden Familie Kasachstan/Russland nicht verbunden wie sie selbst sagt. „Ja, Heimat, ja, aber zum Beispiel ich bin auch nicht verbunden, weil ich hab da keine mehr. Freunde, aber Verwandtschaft keine mehr.“ (372) Es ist eine Distanz zu ihrer Heimat und den dort lebenden Personen entstanden. Sie benutzt für „Heimat“ und „Zuhause“ eine Metapher. Die eigene Mutter ist „Heimat“. Wohingegen „Zuhause“ die Schwiegermutter ist. Es besteht eine gewisse Verbundenheit zur Schwiegermutter, aber ist bei weitem nicht mit der „eigenen“ Mutter zu vergleichen. „Das ist so wie, wie Eltern. Ich vergleiche das oft. Heimat ist wie Mutter. Und was wir jetzt Deutschland haben, das ist wie Schwiegermutter. Gehört auch irgendwie zur Familie. Vielleicht bist du mit ihr mehr Zeit/ Zeit verbringst, aber trotzdem ist das nicht ganz dein eigenes.“ (370)

An den letzten zwei Zitaten wird deutlich, dass sie zu ihrer Heimat eine Verbundenheit und doch keine Verbundenheit hat. Ihre Heimat ist ihr mit der Zeit in Deutschland fremd geworden, was aber nicht heißt, dass sie nicht eine Zugehörigkeit zu Russland/Kasachstan als Heimat verspürt. Für Fr. Schäfer ist es kein Widerspruch.

5.3 Dimensionen

Bei der fallübergreifenden Analyse bzw. fallübergreifenden Darstellung der Ergebnisse wurden insgesamt drei Dimensionen im Rahmen der hier vorliegenden Untersuchung bestimmt, die für die Fragestellung und für das Ziel der Untersuchung wichtig sind. Es sind die folgenden Dimensionen:

- * Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat
- * Sprache
- * Essen, Einkauf (und Gesundheit)

Der theoretische Hintergrund und der Forschungsstand zu diesen drei Dimensionen wurde bereits im Kapitel 3 thematisiert. In diesem Kapitel wurde ebenfalls begründet, wieso diese Dimensionen bestimmt wurden und wieso diese Dimensionen für die hier vorliegende Arbeit und Fragestellung wichtig sind. In diesem Kapitel 3 wurden ebenfalls einige Fragen aufgeworfen, die bisher zu wenig oder kaum in der bisherigen Forschung beantwortet wurden. In dem hier vorliegenden Kapitel wird der Versuch unternommen, die aufgeworfenen Fragen zu beantworten. Wie bereits in Kapitel 1.2 aufgeführt wurde, ist das Ziel der Arbeit, die Frage nach der Zugehörigkeit bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zum Gegenstand der Forschung zu machen. Anhand von Narrativen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler soll gezeigt werden, ob und wenn ja, welche (Mehrfach-)Zugehörigkeit sie in den drei untersuchten Bereichen haben und wie sie mit diesen (Mehrfach-)Zugehörigkeiten umgehen bzw. ihren Alltag gestalten.

Im Folgenden soll nochmals in Kürze darauf verwiesen werden, wieso diese Dimensionen bestimmt wurden und was der Schwerpunkt der Dimensionen ist:

Bei der Dimension **„Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“** soll bei dem Aspekt **„Zugehörigkeit (Selbstverständnis)“** die Frage beantwortet werden, ob und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland verorten bzw. selbst positionieren. Das heißt, wem fühlen sie sich zugehörig? Es geht insbesondere um das Selbstverständnis²⁶¹ im Sinne von Brubaker und Cooper (2007, 71ff.), deswegen steht der Begriff „Selbstverständnis“ auch in Klammern bei dieser Dimension. Es geht aber auch um die Wahrnehmung der Fremdzuschreibung und der Wahrnehmung der Bewertung von Anderen – u. a. den autochthonen Deutschen oder allgemeiner aufgefasst von der Mehrheitsbevölkerung und wie die Befragten mit Fremdzuschreibung und Bewertung umgehen.

„Zugehörigkeit“ als Begriff ist vielschichtig, was in Kapitel 3.4 „Zugehörigkeit“ deutlich wurde. Es gibt selten nur „die eine“ Zugehörigkeit. Menschen haben in den meisten Fällen multiple Zugehörigkeiten abhängig vom Kontext und der Situation. Zugehörigkeit ist ein

²⁶¹ Es geht aber auch um die Selbstidentifikation, Selbstdarstellung und Selbstzuschreibung.

zentrales Thema in der heutigen Gesellschaft. Es ist ein Gefühl und ein menschliches Bedürfnis. Gerade bei ethnischen Rückkehrern, so wie es die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind, ist die Frage nach Zugehörigkeit aufgrund ihrer geographischen und ihrer ethnischen Herkunft von besonderem Interesse. Von ihnen wird abverlangt, im ethnischen Herkunftsland in einen Lebensbereich einzutreten, dessen Differenzen und Grenzen sie noch nicht bis ins Detail kennen. Sie stehen vor der Aufgabe, sich nach innen und nach außen neu zu orientieren bzw. sich selbst neu zu positionieren. Diese Lebensphase ist somit durch die Herausforderung gekennzeichnet, eine Zugehörigkeit zu entwickeln, bei der das Austarieren von Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung von Wichtigkeit ist und ihnen ein Mindestmaß an Stabilität in ihrem Lebensalltag bringt. Gerade die sozialen Kontexte, gesellschaftlichen Strukturen, aber auch die subjektiven Erfahrungen und Erwartungen sind hierbei von Bedeutung.

Bei dem Aspekt „**Heimat**“ geht es um das Heimatverständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. In den Interviews der hier vorliegenden Untersuchung wurde nach „Heimat“ gefragt, denn der Begriff „Heimat“ ist bei ethnischen Rückkehrern von großer Bedeutung, was die bisherige Forschung zu Ethnic Return Migration zeigt (vgl. Kapitel 3.3). Einige ethnische Rückkehrer machen die Unterscheidung in Zuhause und Heimat, um ihre Zugehörigkeit offenzulegen. Die Frage, die sich in der hier vorliegenden Untersuchung stellt, ist, ob die Frage nach der Heimat auch bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern Aufschluss über ihre Zugehörigkeit gibt. Ferner stellt sich die Frage, ob russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler ebenfalls die Unterscheidung in Zuhause und Heimat vornehmen und damit ihre Zugehörigkeit ausdrücken. Wie gebrauchen sie den Begriff „Heimat“ und den Begriff „Zuhause“, falls sie diesen gebrauchen? Denn der Begriff „Zuhause“ wird in den Interviews der hier vorliegenden Untersuchung nicht explizit eingeführt. Es ist zu fragen, was die Berücksichtigung dieses Unterschieds zwischen Zuhause und Heimat in Bezug auf Zugehörigkeit offenlegt? Deutet die Verortung von Heimat und Zuhause auf mehrere Zugehörigkeiten hin?

Bei der Dimension „**Sprache**“ geht es um die Relevanz der gesprochenen Sprache früher und heute, aber auch um die Bedeutung der Sprache (Alltagssprache, Muttersprache) bei der Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit. Denn sowohl die Alltags- als auch die Muttersprache lassen eine Charakterisierung des Sprechers zu. Gerade im Fremdethnisierungsprozess übernimmt die Sprache eine entscheidende Funktion. Akzent z. B. kann dazu führen, dass der Sprecher als Fremder von den Anderen kategorisiert wird. Die Bundesregierung z. B. ist ein wichtiger „Identifizierer“ (vgl. Brubaker 2007, 67ff.), denn sie hat die Sprache zu einem wichtigen Zugehörigkeitskriterium im Rahmen des Aufnahmeverfahrens gemacht. In der hier vorliegenden Dimension stellt sich die Frage, ob für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst die Sprache ein wichtiger Bestandteil ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit ist. Es stellt sich zudem die Frage, wie Sprache und die Fähigkeit,

sich mitteilen zu können, beim Thema Zugehörigkeit reinspielt. Ist Sprache ein wichtiges Mittel für die Entwicklung bzw. Beibehaltung einer (neuen) Zugehörigkeit?

Die Dimension „**Essen, Einkauf (und Gesundheit)**“ wurde bestimmt, weil insbesondere Essen nicht nur reine Essensaufnahme darstellt, sondern immer etwas über den Menschen und seine Stellung in der Gesellschaft verrät. Essen drückt Zugehörigkeit aus. Essen ist mit sozialen und emotionalen Inhalten assoziiert (z. B. Mahlzeit, Geschmack). Über Essen kann auch Ablehnung, Abgrenzung, Differenz, aber auch Gemeinsamkeit und Verbundenheit ausgedrückt werden. Bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern stellt sich die Frage, welche Rolle Essen bei der Zugehörigkeitsfindung einnimmt und ob und wie sie mit Essen, Einkauf (und Gesundheit) ihre Zugehörigkeit ausdrücken.

Zusammenfassend zu den Dimensionen können einige Erwartungen formuliert werden: Es ist aus der bisherigen Forschung (vgl. Kapitel 3) zu erwarten, dass die Herausbildung von Zugehörigkeit(en) in den hier untersuchten drei verschiedenen Bereichen des alltäglichen Lebens kein einfacher Prozess für die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler darstellt, denn die Herstellung der eigenen Zugehörigkeit ist in den meisten Fällen keine reine individuelle Entscheidung. Zugehörigkeiten unterliegen der Einflussnahme der Mehrheitsbevölkerung, aber auch dem näheren sozialen Umfeld wie der Familie. Es ist des Weiteren anzunehmen, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in den hier untersuchten Lebensbereichen multiple Zugehörigkeiten zeigen, denn die bisherige Forschung zu Zugehörigkeit(en) zeigt, dass wenige Personen sich nur auf eine Zugehörigkeit festlegen möchten bzw. können.

Darüber hinaus ist anzunehmen, dass die Zugehörigkeit(en) der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler nicht konstant sind, sondern einen Prozesscharakter aufweisen, was die bisherige Forschung zu Zugehörigkeit(en) (vgl. Kapitel 3.4) zeigt. Was hingegen noch wenig untersucht ist, ist die Frage, wie sich die Zugehörigkeiten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler nach der Rückkehrmigration nach Deutschland und in der weiteren eigenen Biographie verändern und welche verschiedenen Einflüsse genau darauf einwirken.

Es ist ebenfalls zu erwarten, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler insbesondere bei den Begriffen „Heimat“ und „Zugehörigkeit“ emotional reagieren, denn die bisherige Forschung zu Ethnic Return Migration zeigt, dass die Begriffe Ethnizität (Herstellung einer ethnischen Zugehörigkeit) und Heimat von zentraler Bedeutung für ethnische Rückkehrer sind (vgl. Kapitel 3.3). Es ist von besonderem Interesse zu sehen, wie sie diese beiden Begriffe und deren Bedeutung in ihrem eigenen Leben beschreiben und umschreiben.

5.3.1 Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat

„Ich bin keine Russin. +Auf jeden Fall+.

Ich fühle mich, als ob ich Deutsche bin.“ (Fr. Reich:633)

Das Eingangszitat in dieser Dimension von Fr. Reich zeigt deutlich das Dilemma in Bezug auf ethnische Zugehörigkeit. Der von ihr verwendete Ausdruck „*als ob*“ stellt einen irrealen Vergleichssatz dar. Sie sieht sich nicht als Russin, ganz als Deutsche sieht sie sich aber auch nicht. Es kann angenommen werden, dass sie für sich noch nach einer „richtigen“ Bezeichnung sucht, die sie noch nicht gefunden hat. Wobei „richtig“ nicht die „richtige“ Bezeichnung ist, denn was „richtig“ ist, ist eine Frage der Interpretation. Vielleicht sollte lieber davon gesprochen werden, was die Befragten für sich selbst als die „richtige“ Bezeichnung empfinden. Um nachzuvollziehen, was die „richtige“ Bezeichnung sein kann, ist es notwendig, zu schauen, welches „**Selbstverständnis**“ und welche gesellschaftliche Verortung, im Sinne von Brubaker und Cooper (2007, 71ff.), die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler haben bzw. vornehmen. Drei Fragen können dabei aufgeworfen werden:

1. Wie nehmen sie sich selbst wahr?
2. Welche Erfahrung machen sie, wie sie von Anderen (der Mehrheitsbevölkerung/den autochthonen Deutschen) wahrgenommen werden?
3. Wie möchten sie wahrgenommen werden?

Im Interview werden die Befragten gebeten, eine Antwort auf die Frage zu geben, was ihr Selbstverständnis (d. h. es geht um das eigene Verständnis über die eigene Person) ist. Die Selbstzuschreibung von Zugehörigkeit(en) steht im Vordergrund. Sie werden aber auch gebeten, eine Antwort auf die Frage zu geben, was sie denken, wie sie von Anderen, u. a. den autochthonen Deutschen gesehen werden bzw. mit welchen Fremdzuschreibungen sie konfrontiert werden und inwieweit diese Fremdzuschreibungen mit dem eigenen Selbstverständnis übereinstimmen.

Diese Fragen führen bei den Befragten zu einem im weitesten Sinne „Zwang“, sich mit der eigenen Zugehörigkeit und der gesellschaftlichen Verortung auseinandersetzen zu müssen, denn nicht alle haben sich bereits mit der Frage nach der eigenen Zugehörigkeit intensiv auseinandergesetzt. Fallübergreifend haben alle Befragten gemeinsam, dass sie rechtlich (Spät-)Aussiedler sind, doch nicht jedem der Befragten ist dieser rechtliche Status wichtig.

Insbesondere bei Hr. Michels wird deutlich, dass der Zugehörigkeitsbegriff für ihn bisher keine Rolle gespielt hat bzw. er sich die Frage nach der eigenen Zugehörigkeit noch nicht direkt gestellt hat. Es fällt ihm nicht leicht, sich zu positionieren. Er versucht eine Zuordnung vorzunehmen, schwankt aber zwischen den Optionen, die ihm aufgrund seines geo-

grafischen und des ethnischen Herkunftslandes zur Verfügung stehen. Er versteht sich selbst als Deutscher, Spätaussiedler und Russe. „Boh, gute Frage. (.) Gute Frage. (3) Also ich fühl mich Deutsch, aber andererseits auch [*Befragter schüttelt mit dem Kopf.*] Spätaussiedler oder Russe, weil [*Befragter schüttelt mit dem Kopf.*] ich hab diesen Akzent. Dies kann man mir nicht wegnehmen. @(Das kann nur besser werden)@, aber weg geht das nicht.“ (Hr. Michels:571) Er fühlt sich einerseits deutsch, aber sein Akzent macht ihn, seinem Empfinden nach, zum Fremden bzw. zu keinem gebürtigen/autochthonen Deutschen in der Wahrnehmung der Anderen. Er wird über seinen Akzent kategorisiert und nimmt seinen Akzent als Begründung, sich selbst darüber als Spätaussiedler und Russe wahrzunehmen. Er grenzt sich damit selbst von dem autochthonen „Deutschen“ ab. Sein Akzent trägt somit zur Selbstethnisierung bei. Durch seine Selbstzuordnung zu der rechtlichen Kategorie „Spätaussiedler“²⁶² nimmt er eine Zwischenposition zu den Lagern „autochthon Deutscher“ und „Fremder“ ein. Seine Selbstzuordnung zu „Russe“ zeigt aber auch seine Zugehörigkeit zum Russischen. Diese Selbstzuordnung verdeutlicht, dass Hr. Michels die eigene Herstellung der Zugehörigkeit – seine Selbstdefinition indirekt von der Zustimmung der Anderen, die ihn aufgrund seines Akzentes nicht als „deutsch“ wahrnehmen, abhängig macht. Hr. Michels sieht seinen Akzent als ein wichtiges Kriterium für die Herausbildung seiner Zugehörigkeit. Um sich selbst überzeugt und klar als Deutscher zu sehen, bedarf es seiner Ansicht mehr Zeit, denn es ist ein langwieriger und schwieriger psychologischer Prozess. „Und ich denke auf Russisch. Das ist/ Das ist Psychologie. Das kannst du auch nicht so einfach umändern. „Das dauert Jahrzehnte (.) bis man so ein Gefühl bekommt. So, ich bin Deutsch.“ (Hr. Michels:571)

In Bezug auf Mentalität sieht Hr. Michels sich mehr als Russe, weil er die „deutsche“ Mentalität – die „deutschen“ Denk- und Handlungsmustern – nicht für sich selbst annehmen kann. Diese Mentalität stimmt mit seinen eigenen Werten nicht überein. „Also würd ich sagen, ich bin mehr Russe. Die Menschen sind mehr zu einander. Und ich finde in Deutschland, die sind so (.) jeder für sich. Die Meisten so [*Befragter zuckt mit den Schultern.*] Und ganz andere Mentalität natürlich.“ (Hr. Michels:571) Er zieht eine Grenze zwischen Deutschen, in seiner Wahrnehmung den Fremden, und den sowjetischen Personen, den Eigenen, denen er sich aufgrund der Mentalität mehr verbunden fühlt. Er nutzt den Begriff Mentalität, um eine Differenzierung bzw. Grenzziehung vorzunehmen. Bei ihm findet eine Re-Identifikation²⁶³ mit postsowjetischen Staaten bzw. explizit mit Weißrussland statt. Bei Hr. Michels wird deutlich, welche verschiedenen Kriterien zur Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit herangezogen werden können und wie diese vom Kontext abhängen. Bei ihm sind es der Akzent und die Mentalität, die für ihn eine Begründungsgrundlage zu mehreren Zugehörigkeiten bieten.

²⁶² „Aussiedler“ ist eine Fremdzuschreibung. Die Bundesregierung wählte diese Bezeichnung im Rahmen des Aufnahmeverfahrens, um Aussiedler von autochthonen Deutschen und Ausländern/anderen Migrant*innen unterscheiden zu können. Die Deutschen in Russland kannten diesen Begriff bis zu ihrer Einreise nach Deutschland nicht. Sie nannten sich selbst Russlanddeutsche (vgl. Kapitel 2).

²⁶³ Der Begriff „Re-Identifikation“ wurde bereits im Kapitel 3.3 und 3.4 thematisiert. Darunter ist das Herausbilden einer Wiederidentifikation mit dem geografischen Herkunftsland zu verstehen.

Sich zu positionieren und für sich eine/mehrere Zugehörigkeit(en) im Sinne von Pfaff-Czarnecka (2012, S. 44) herauszuarbeiten, ist nicht immer einfach bzw. ein Prozess, der mal mehr und mal weniger fortgeschritten ist, oder mit anderen Worten für einen selbst als weitgehend abgeschlossen erscheint, was auch Fr. Fehmke und Fr. Krieger zeigen. Fr. Fehmke und Fr. Krieger unterscheidet, dass Fr. Krieger nach einer längeren Zeit für sich einen Weg gefunden hat, mit dieser „Zugehörigkeitskrise“ und der daraus resultierenden Komplexität umzugehen und sich selbst zu verorten bzw. sich selbst zu finden. Für Fr. Krieger ist die Zugehörigkeitsfindung eine Entscheidung und keine Fügung im Sinne von Melter (2006, S. 40). Fr. Krieger gibt vor, dass der Prozess der Herstellung einer Zugehörigkeit für sie momentan abgeschlossen ist. Fr. Fehmke hingegen befindet sich noch in diesem Prozess, was die nachfolgende Gesprächssequenz zeigt. „Ich hab schon sehr oft darüber nachgedacht. [Befragte lächelt.] (4) Weiß ich nicht. Also ich würd auch nicht sagen, ich bin jetzt Deutsche. (5) Ich würd aber auch nicht sagen ich bin Ru/ Also ich tendiere doch schon eher zu/ zu sagen, ich bin, ich bin (.) Russin. Obwohl das für mich auch etwas fremd ist. Also ich bin/ (.) Ich bin was von beidem, so. Aber ich kann mich nicht für eins entscheiden.“ (Fr. Fehmke:440)

Fr. Fehmke hat viel über ihre Zugehörigkeit nachgedacht, wem sie sich mehr zugehörig fühlt – dem Deutschen oder dem Russischen/Sowjetischen. Sie kann am Anfang der Gesprächssequenz nicht sagen, dass sie Deutsche ist. Sie deutet dann an, ohne es genau auszusprechen, dass sie nicht Russin ist. Wobei sie schnell ihre Tendenz doch zum Russischen aufzeigt. Im nächsten Schritt aber wieder ihre Tendenz durch das Wort „obwohl“ relativiert. Das Russische ist ihr fremd. Sie stellt fest, dass sie etwas vom Beiden – dem Deutschen und dem Russischen/Sowjetischen – hat.²⁶⁴ Sie kann sich, wie sie selbst sagt, nicht entscheiden. Sie befindet sich noch im Prozess der Selbstethnisierung.²⁶⁵ Die Auseinandersetzung mit der eigenen Zugehörigkeit ist für sie noch ein Zustand des regelmäßigen Befassens damit, was insbesondere durch das Wort „tendieren“ deutlich wird. Es ist eine noch nicht abgeschlossene vollzogene Zugehörigkeit oder anders ausgedrückt, eine Zugehörigkeit, die noch in Bewegung ist.²⁶⁶ Es ist noch ein Prozess von (Neu-)Verortung und Mehrdeutigkeit.

Fr. Krieger hat den Prozess der Selbstethnisierung nach eigenen Angaben bereits durchlaufen. Nach ihrer Ankunft in Deutschland wird sie mit ihrer eigenen Zugehörigkeit kon-

²⁶⁴ Diese Beobachtung, sich beiden „Kulturen“ bzw. Ländern zugehörig zu fühlen, ist auch bei anderen Migranten zu beobachten. Die Intensität und Qualität dieser Verbundenheit variierten hingegen. Rieker (2003, S. 141) beschreibt ein beidseitiges Zugehörigkeitsgefühl bei italienischen Migranten in Deutschland. Wobei sie anmerkt, dass die Verbundenheit der ersten Generation zu Italien auf die eigene Lebensgeschichte zurückzuführen ist. Bei der zweiten Generation hat die Verbundenheit zu Italien einen „symbolischen Charakter“.

²⁶⁵ Das Konzept der „Selbstethnisierung“ wurde bereits in Kapitel 3.4 näher erläutert. Zusammenfassend meint der Begriff „Selbstethnisierung“ die Annahme bzw. Akzeptanz des Gefühls des Andersseins aufgrund von eigenem Verhalten oder eigener Ansichten, was einen selbst von den Anderen (Gruppen oder Individuen) abgrenzt.

²⁶⁶ Diese Beobachtung zeigt Parallelen zu Yildiz (2016, S. 459) Beschreibung, dass in Zeiten der Globalisierung Zugehörigkeiten „beweglicher“ geworden sind.

frontiert. Sie wird zu diesem Zeitpunkt zerrissen und verunsichert, denn in ihrem geografischen Herkunftsland wurde sie als Faschistin diskriminiert. In Deutschland wird sie paradoxerweise als Russin wahrgenommen. Diese Paradoxität lässt sich ebenfalls in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung finden (vgl. Kiel 2009, S. 34; Savoskul 2006). Diese anfängliche Zerrissenheit und Verunsicherung bei Fr. Krieger führt zu einer bewussten, intensiven und langen Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstverständnis. Die selbst wahrgenommene Fremdethnisierung durch die Mehrheitsbevölkerung führt zunächst dazu, dass Fr. Krieger ihre deutsche Zugehörigkeit zu beweisen versucht, dann sich aber mit der Zeit zu ihrem Anderssein bekennt und dieses Anderssein annimmt. Bei Fr. Krieger kommt es zu einer Umdeutung des Problems und einer Neubewertung ihrer Situation. Sie fokussiert sich auf das Positive ihres Andersseins, weil sie ihr Anderssein in einem anderen Kontext sieht. Sie nutzt die anfängliche Zerrissenheit für eine „Neu-Verortung“ bzw. „Neu-Orientierung“, was auf ihre konstruktive Lebenseinstellung hindeutet. „[...] und da war ich halt die Faschistin und hier bin ich die Russin. [...] Hier war ich halt eine Russin und das war von keinem beiden und man hat sich versucht abzugrenzen oder man hat gesagt: „Nein, man ist keine Russin oder so.“ Und irgendwann war ich das Leid und hab irgendwann gesagt: (.) „Ich bin ich. Ich bin anders.“ @(.)@ @(Ich werd's immer bleiben)@. Meine/ Ob meine Kinder davon(.) auch ein Teil abbekommen, das weiß ich nicht. Das wird/ Es/ Bestimmt. Aber ich glaub, für sie ist es eher ein Vorteil und für mich ist es auch ein Vorteil.“ (Fr. Krieger:255) Fr. Krieger konnte sich dadurch dem dauernd befindlichem Zustand der eigenen Zugehörigkeitssuche entziehen. Sie nimmt an, dass sie ihr Anderssein nie ablegen wird, was sie heute aber nicht negativ ansieht. Ihre soziale Erfahrung des Andersseins ist für sie zur Normalität bzw. zur Alltäglichkeit geworden und sie hat gelernt mit dem eigenen Anderssein und Fremdsein umzugehen und sieht ihr Anderssein als ein „Vorteil“ für sich als auch ihre Kinder an, was in dem obigen Zitat deutlich wurde. Fr. Krieger kämpft gegen ihr Anderssein nicht mehr an. Sie nimmt sich nicht als Russin wahr. „[...] dann als man dann mit 18 in der Disko reingehen wollte und da steht ja Polovodok {*anonymisierter Geburtsort der Befragten*}, hieß man, man ist eine Russin. Und man denkt so: „Ich hab damit eigentlich wenig zu tun“ [*Befragte zuckt mit den Schultern.*], aber egal.“ (Fr. Krieger:255) Sie sieht sich als Deutsche, aber kann von sich nicht als „typische Deutsche“ sprechen. In ihrem geografischen Herkunftsland war sie eine Deutsche, aber für hier – Deutschland – ist sie nicht deutsch genug. Ihr Deutschsein, welches sie in ihrem geografischen Herkunftsland pflegte, passt nicht zu dem Deutschsein, was in Deutschland von den autochthonen Deutschen erwartet wird. Dieses Missverhältnis zwischen dem „deutschen Deutschsein“ und dem „russlanddeutschen Deutschsein“ führt bei ihr zu dem Ausdruck „Nicht-Typisch-Deutsch“. Bei diesem Ausdruck „Nicht-Typisch-Deutsch“ wird auch noch deutlich, dass Fr. Krieger ein bestimmtes Bild vom „Deutschsein“ hat. Sie kategorisiert. Fr. Krieger vereinigt in sich aber nicht nur deutsche, sondern auch russische Ansätze, was sie zu verstehen gibt. „[*Befragte räuspert sich.*] Ich würd auch nicht sagen/ Ich bin schon Deutsche, aber ich würd mir jetzt auch nicht sagen, ich bin typisch Deutsch. Für hier Deutschland. Das ist so/ Ich bin ja doch da groß geworden und ich hab ja doch/ Ich hab ja deutsche Ansätze von da, die deutschen Ansätze. Was da die deutschen Ansätze sind und trotz-

dem hab ich ja auch russische Ansätze, weil man das ja gemischt hat irgendwann. Ich würde mich nicht bezeichnen. Ich bin/ (3) Ich kann auch nicht sagen.“ (Fr. Krieger:257) Fr. Krieger verwendet heute für sich selbst die rechtliche Kategorie Spätaussiedlerin, weil „es so steht“²⁶⁷, wie sie sagt. Dies hat für sie hingegen keine nennenswerte Bedeutung. „Und/ (.) Ich weiß, ich bin/ Es steht ja, dass ich Spätaussiedlerin bin. Wenn jemand fragt, ja, @(ich bin Spätaussiedler)@. Aber für mich hat das keine Definition. Für mich hat das kein/“ (Fr. Krieger: 255) In dem Begriff Spätaussiedler zeigt Fr. Krieger, genau wie Hr. Michels, ihre empfundene Zwischenposition zu autochthonen Deutschen und Fremden. Neben der deutschen besitzt Fr. Krieger auch die russische Staatsangehörigkeit.²⁶⁸ Das Rechtliche hat für sie aber keine Bedeutung. Sie lebt heute mit den ihr vermittelten Kulturen bzw. Zugehörigkeiten, genau wie Fr. Fehmke oder Hr. Michels, ohne sich auf eine spezifisch festzulegen. „Wie gesagt, für mich war irgendwann/ (.) Wie ihr mich sehen wollt, das bin ich. Ich bin Spätaussiedlerin, aber (.) ich kann nicht jetzt nicht sagen. Bei mir im Pass hab ich erst letztes @(erfahren)@, dass ich auch die russische Bürgerschaft habe, was ich nicht wusste. Und hab gesagt: „Oh, ja, dann ist es so.“ [...] und da sagte die Beamtin: „Sie haben beische/ beide Staatsbürgerschaften.“ Ich so: „Wie beide?“ @(Deutsch)@. Und sie so: „Nee, hier steht Russisch.“ Ich so: „Ok“. [Befragte zuckt mit den Schultern.] Wusste ich nicht. (.) @(Jetzt weiß ich es)@ und sag ok, es ist jetzt so. Es interessiert mich auch gar nicht, wirklich.“ (Fr. Krieger:257)

Das Führen von mehreren Zugehörigkeiten parallel ist somit Fr. Krieger, Fr. Fehmke, aber auch Hr. Michels gemeinsam. Für sie gibt es nicht die Kategorie „Russisch/Sowjetisch“ oder „Deutsch“. Das eine schließt das andere nicht aus.

Auch Fr. Müller lebt mit den ihr vermittelten Kulturen bzw. Zugehörigkeiten parallel, genau wie Fr. Krieger, Fr. Fehmke und Hr. Michels. Inwieweit das Auseinandersetzen mit der eigenen Zugehörigkeit ein Dauerzustand für Fr. Müller ist, lässt sich bei ihr nicht sagen. Den Prozess der Zugehörigkeitssuche kommuniziert sie nicht explizit. Sie scheint sich leichter selbst zu verorten als Fr. Krieger, Fr. Fehmke und Hr. Michels. Sie hat für sich als selbst gewählte Zuschreibung den Begriff „Mischling“²⁶⁹ gewählt und drückt damit aus, dass sie von beiden Elternteilen deutsche und kasachische/russische Wurzeln in sich vereinigt und somit bikulturell verortet ist. Damit ist sie sowohl gegenüber ihrer Mutter als gegenüber ihrem Vater loyal und kann sich zwischen den beiden Zugehörigkeiten hin und her bewegen. „Ich fühle mich so wie soll ich sagen? Deutscher nicht. Ich bin so Mischling. So von Vaterseite hab ich mehr und von meine Mama auch. So Mischling. Ich kann nicht sagen, dass ich. Ja, ich bin Deutsche. Pur Deutsch, nein [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. So bei mir gemischt. Ich hab von da ein bisschen. Von da ein bisschen [Befragte nickt]. So gemischte.“ (Fr. Müller:486) Dieses „Dazwischenbewegen“ ist

²⁶⁷ Es ist anzunehmen, dass sie auf die Spätaussiedlerbescheinigung, die im Rahmen des Aufnahmeverfahrens nach Deutschland erteilt wird, verweist.

²⁶⁸ Nicht alle ehemaligen Sowjetstaaten gewähren eine doppelte Staatsbürgerschaft. Russland gehört zu einigen wenigen Ausnahmen (vgl. Kapitel 1.1).

²⁶⁹ Pichler (2010, 98ff.) stellt in ihrer Studie zu italienischen Migranten in Deutschland fest, dass einige Befragte vergleichbare Bezeichnungen für die eigene Person wählen – in diesem Fall ist es der Begriff „Mischmasch“. Eine Interviewsequenz soll es verdeutlichen: „*Ich bin, sagen wir so, ein bisschen Skizzo: italienischer Körper, italienisches Blut, aber deutscher Geist. Mein Körper ist italienisch, aber die Mentalität ein bisschen deutsch. Ich bin ein Mischmasch davon.*“ (Armando Caserta)

für sie „normal“ bzw. etwas „Alltägliches“. *„Die Bewegung ist eben nicht etwa eine Abweichung von der Sesshaftigkeit, sondern Normalzustand und gleichzeitig notwendige Voraussetzung von Subjektivität“*, wie Terkessidis (2015, S. 96) schreibt. Dieses Dazwischen, was *„im öffentlichen Diskurs als problematisch gilt“* (vgl. Yildiz 2016, S. 461) ist für Fr. Müller Freiheit.

Fr. Müller ist auch die einzige Befragte, die den Begriff „Mischling“, der aus der Tierzucht und Nutzpflanzenzucht entliehen ist, für ihre Selbstbeschreibung verwendet. Für sie ist dieser Begriff nicht negativ besetzt.²⁷⁰ Dieser Begriff umschreibt bei Fr. Müller den Umstand des Verbindens von Teilzugehörigkeiten in einer Person, was auf eine hybride²⁷¹ Zugehörigkeit bzw. Mehrfachzugehörigkeit verweist. Andere Befragte wie z. B. Fr. Krieger verwenden nicht direkt den Begriff „Mischling“ bzw. diese Umschreibung, sondern nutzen vergleichbare Kategorien wie „gemischt“. *„Was da die deutschen Ansätze sind und trotzdem hab ich ja auch russische Ansätze, weil man das ja gemischt hat irgendwann.“* (Fr. Krieger: 257)

Fr. Müller kann nicht sagen, dass sie eine „pure“ Deutsche sei, oder eine Spätaussiedlerin *„Aber ich kann nicht sagen, dass so Spätaussiedler bin [Befragte schüttelt mit dem Kopf].“* (Fr. Müller:468) oder Kasachin. Hingegen weiß sie genau, wer sie gerade nicht ist und wie sie nicht wahrgenommen werde möchte. Die Kategorie „Ausländer“ passt nicht in ihr Selbstverständnis. Sie möchte einfach nur „normal“ gesehen werden.

I: Ok. (.) Wie würden Sie denn gerne wollen, wie man Sie bezeichnet?

Fr. Müller: (2) Ja, [Befragte pustet] wie alle Ausländer nicht, aber ich weiß nicht [Befragte zuckt mit den Schultern.]. Normal [Befragte zuckt mit den Schultern.]. So. (Fr. Müller:479–480)

Dieser Wunsch „normal“ gesehen zu werden, ist vergleichbar mit dem Wunsch als „Mensch“ gesehen zu werden, der von türkischen Migranten in der ersten und zweiten Generation in Deutschland geäußert wird (vgl. Schultz und Sackmann 2001, S. 42).²⁷² Dieser Wunsch kann als Wunsch nach Selbstverständlichkeit und Unhinterfragtes, aber

²⁷⁰ Fr. Müllers Ansicht den Begriff Mischling positiv zu besetzen, steht im Gegensatz zu anderen Ansichten, bei denen der Begriff Mischling mit einer Herabstufung der eigenen Person in Verbindung gebracht wird und damit negativ besetzt ist (vgl. GRA Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus 2015; Schearer und Haruna 2013).

²⁷¹ Köstlin (2015, S. 48) versteht unter Hybrides *„das Ergebnis eines Prozesses der Vermischung unterschiedlicher Teile, die jeweils selbst auch alleine existieren können.“*

²⁷² In der Untersuchung von Schultz und Sackmann (2001, S. 42f.), bei der 100 Interviews geführt wurden, bezeichnet sich der Großteil der Befragten als Türken (45 %), auch wenn sie die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen. Die angebotene Kategorie „Deutsch-Türke“ nutzen 30 % und lediglich zwei Befragte sehen sich als Deutsche. Sie führen ihren Bezug zum Türkischen auf Abstammung und kulturelle Prägung zurück, aber auch auf die Zuschreibungen der Mehrheitsbevölkerung.

Eine Anmerkung der Autorin zu „Deutsch-Türke“: Es wäre zu überlegen, ob es nicht angemessener wäre, diese Personen als „Türkeideutsche“ zu bezeichnen, denn diese Personen mit türkischem Migrationshintergrund sind in den meisten Fällen rechtlich Deutsche. Die Meisten besitzen eine deutsche Staatsangehörigkeit und leben seit vielen Jahren in Deutschland. Mit dem Begriff „Türkeideutsche“ wird einerseits ihre Internationalität herausgestellt, aber auch ihr Lebensmittelpunkt Deutschland hervorgehoben. Es ist vergleichbar mit dem Begriff „Russlanddeutsche“ – es sind Deutsche, die einen unterschiedlich intensiven persönlichen Bezug zum Russischen und gleichzeitig ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland haben und sich auch als Deutsche wahrnehmen.

auch als Wunsch nach einem sozialen Umgang, bei der ihre Differenz nicht in den Vordergrund gestellt wird, gedeutet werden.

Die Fremdzuschreibung ihrer Person zum Fremden – nicht zum Deutschen, begünstigt ihr Selbstverständnis, sich als „Mischling“ und nicht als „pure Deutsche“, trotz ihrer Deutschstämmigkeit, zu beschreiben. Sie konstruiert somit die Zugehörigkeit zum „Mischling“, weil sie keine Anerkennung als Deutsche erfährt. Es kommt zur Selbstethnisierung. Sie hat das Gefühl, dass die Mehrheitsbevölkerung sie aufgrund ihres Phänotyps (mandelähnliche Augenform, dunkle Haare, dunkler Teint) nicht als Deutsche wahrnimmt. Sie nimmt an, nach Außen unglaubwürdig zu wirken. „Ja und/ Aber wenn Sie mich angucken/ Deutsch fragen die noch. Und das ist ja schon irgendwie nicht schön. Mit Aussehen und alles so was.“ (Fr. Müller:468) Fr. Müller erfährt von außen, dass sie zuallererst nach ihrem Aussehen zugeordnet wird. Dabei spielt ihrem Empfinden nach ihr sozialer, ethnischer und historischer Hintergrund keine Bedeutung für die Mehrheitsbevölkerung. Die Vermittlung ihrer deutschen/russlanddeutschen Geschichte an die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland ist nicht einfach, weil ihrem Empfinden nach, diese Geschichte bei der Mehrheitsbevölkerung keinen Anklang findet. „Ja, ja, wenn du jetzt erzählst, sagst du ja, von da und da. Das ist unsere Baumstamm. Das sind unsere Omas und die waren von hier und Opas. Und ja, bis du das geklärt hast, Mensch interessiert um den. Andere Mensch interessiert sich für das gar nicht.“ (Fr. Müller:476)

Hr. Dries hat dieselben problematischen Erfahrungen in Bezug auf die Vermittlung der deutschen/russlanddeutschen Geschichte bzw. der korrekten Bezeichnungen für Personen aus der ehemaligen Sowjetunion, die nach Deutschland aufgrund der deutschen Volkszugehörigkeit kommen, gemacht. Folglich behilft er sich bzw. macht sich die Sache einfacher, wie er selbst sagt, und gibt sich heute als Russlanddeutscher aus, um nicht ständig in Erklärungszwang zu kommen und damit auch Diskussionen aus dem Weg zu gehen. Denn seinem Empfinden nach können bzw. wollen „einheimische Deutsche“²⁷³ nicht zwischen den unterschiedlichen eingereisten Personen und deren rechtlichem Status aus der ehemaligen Sowjetstaaten differenzieren. „Als Russlanddeutscher. (.) Weil es ist ja auch so. (.) Ja, es ist ja denn/ Ein einheimischen Deutschen/ Bei vielen ist es ja heute immer noch bisschen schwer zu erklären, wer du nun bist. Sagst du bist ein Russe. Dann denkt er sich, du bist halt ein Russe. Kasache, Usbeke, das ist für die ja gar kein Begriff. (.) Als Russe halt ehemalige Sowjetunion. Ist ja dann jedem ein Begriff. (.) Sagst du Deutscher, ein Akzent ist ja trotzdem bei allem raus zuhören. Das ist ja/ Dann kommen wir/ auch wieder Fragen. Deswegen Russlanddeutscher (.) Von meiner Erfahrung her, weiß jeder, was damit anzufangen ist. Wobei da sind/ Sind die Leute immer noch nicht schlau genug bist du nun halt (.) ein Deut/ Aussiedler halt, der dann auch tatsächlich den deutschen Ausweis schon sowieso hatte oder wurdest du halt eingebürgert, nee. Aber trotzdem da mach ich mir die Sache einfacher. Ich bin Russlanddeutscher, fertig

²⁷³ Hr. Dries meint damit wahrscheinlich „autochthone Deutsche“, obwohl er den Begriff „einheimische Deutsche“ nutzt. „Einheimische Deutsche“ ist ein sehr verbreiteter Begriff, auch im alltäglichen Sprachgebrauch. Der Verein „Neue deutsche Medienmacher e.V.“ spricht sich hingegen gegen den Begriff „Einheimische“ aus, weil dieser Begriff nicht berücksichtigt, dass Eingewanderte und ihre Kinder in Deutschland bereits heimisch sind (vgl. Neue deutsche Medienmacher e.V. 2017, S. 8). Aufgrund dessen wird in der hier vorliegenden Arbeit/Untersuchung, was bereits thematisiert wurde, auch der Begriff „autochthone Deutsche“ verwendet.

aus.“ (Hr. Dries:507) In diesem Zitat lassen sich Parallelen zu Hr. Michels ziehen. Genau wie Hr. Michels sieht Hr. Dries seinen Akzent als einen Grund von den autochthonen Deutschen als nicht gebürtiger Deutscher wahrgenommen zu werden, denn sein Akzent markiert ihn als einen Fremden. Der Akzent trägt zur Ethnisierung bei. Diese Fremdzuschreibung zum Fremden beeinflusst Hr. Dries genau wie die bisherigen aufgeführten Befragten in dem eigenen Selbstverständnis. Auch Brubaker und Cooper (2007, 71ff.) verweisen darauf, dass zwar das Selbstverständnis nicht das Verständnis der Anderen einschließt, hingegen hat das Verständnis der Anderen Einfluss auf das eigene Selbstverständnis. Hr. Dries sieht sich als Russlanddeutscher. Mit der Selbstbezeichnung „Russlanddeutscher“ hat er für sich einen Weg gefunden, aufzuzeigen, dass er das Russische mit dem Deutschen verbinden kann – „Russland-Deutscher“. Des Weiteren verweist er mit dem Begriff „Russlanddeutscher“ auf seinen Lebensmittelpunkt Deutschland.²⁷⁴ Das heißt auf seine Zugehörigkeit zu Deutschland/zum Deutschen, aber auch seine Zugehörigkeit zu Russland²⁷⁵/dem Russischen. Denn ohne das Teilwort „Russland“ gebe es nicht den zusammengesetzten Begriff Russlanddeutscher. Dies zeigt wiederum seine Teilzugehörigkeiten, die er miteinander gut verbinden kann. Es kann angenommen werden, dass Hr. Dries mit der Verwendung des Begriffs Russlanddeutscher – und damit ist gemeint das Hintenanstellen des Wortes Deutscher an das Wort Russland – auf seine etwas innigere Zugehörigkeit zu Deutschland als zu Russland bzw. dem Russischen verweist. Die Zugehörigkeit zum Deutschen ist beim Selbstverständnis intensiver als die Zugehörigkeit zum Russischen, wobei ein Verzicht auf die Zugehörigkeit zum Russischen von ihm nicht gewollt ist. Er hat eine „Russisch-Deutsche-Doppelzugehörigkeit“. Er zählt sich mit dem Begriff „Russlanddeutscher“ zu einer Untergruppe der Deutschen und nimmt somit eine ethnische Verortung vor – er ethnisiert sich selbst. Hr. Dries Selbstwahrnehmung unterscheidet sich allerdings von der Fremdwahrnehmung. In der Wahrnehmung der Anderen, der autochthonen Deutschen, war Hr. Dries eine lange Zeit bzw. ist er teilweise immer noch der Fremde. „Ja. Zuerst die erste Zeit, wo man halt nach Deutschland gekommen ist. Bist du halt der böse Russe. Was willst du hier? Ach das waren Kinderzeiten. Sonst auf Arbeit auch schon mal. Ja, das war aber auch ganz komisch/ Das war jetzt nicht direkt, du Russe oder böser Russe oder sowas, aber sone Unterstellungen halt, nee. Die Russen haben´s ja so gut in Deutschland, weil/ Kennst du bestimmt selber auch. Ihr kriegt ja Häuser geschenkt und all so Krams. Solche Sachen.“ (Hr. Dries:521) Seine Daseinsberechtigung in Deutschland wird in der Anfangszeit direkt in Frage gestellt. In dieser Zeit muss er negative Zuschreibungen wie „böser Russe“ aushalten und hat das Gefühl, nicht dazuzugehören. Im weiteren Verlauf des Lebens spürt er ebenfalls das Gefühl, nicht dazuzu-

²⁷⁴ Bei zusammengesetzten Begriffen im Deutschen steht die Hauptbedeutung immer am Ende wie z. B. Fliegengitter oder Landesflagge (vgl. Neue deutsche Medienmacher e.V. 2017, S. 8). Damit kann auch erklärt werden, dass der Begriff „Deutschrussen“ für die hier untersuchte Personengruppe rein rechtlich nicht adäquat wäre, denn rechtlich sind sie keine Russen.

²⁷⁵ Im engeren Sinne ist es nicht Russland, sondern Kasachstan oder Usbekistan, oder noch allgemeiner ein Staat der ehemaligen Sowjetunion.

gehören. Bei der Arbeit nimmt er wahr, dass seine Kollegen ihn spüren lassen, dass er anders ist. Nicht in dem Sinne, dass sie gegen ihn Zorn hegen oder ihn beschimpfen, sondern viel subtiler. Heute muss er Bezeichnungen aushalten und hat gelernt, damit umzugehen.

Das Gefühl des Andersseins, so wie Hr. Dries es schildert, spürt ebenfalls Fr. Koch. In der Wahrnehmung autochthoner Deutscher ist sie immer noch die Fremde – die Russin. Sie selbst nimmt sich allerdings als Deutsche und Aussiedlerin war. Mit dem rechtlichen Begriff „Aussiedlerin“ verweist Fr. Koch, genau wie sich u. a. bei Hr. Michels bereits gezeigt hat, auf ihre rechtliche Position zwischen den Lagern „autochthon Deutsch“ und „Fremd“. Zu ihrem geografischen Herkunftsland Kasachstan bzw. zum Russischen/Kasachischen hat sie keine Zugehörigkeit, wie sie selbst sagt.

I: Zu welcher oder wo gehören Sie sich zugehörig? Jetzt in der deutschen Nationalität oder sagen Sie, ich gehöre eigentlich, weil ich dort dreizehn Jahre verbracht habe, eher zu Kasachstan?

Fr. Koch: **Nein** [Befragte nickt] zu Deutschland. Weil ich schon, ja über die Hälfte meines Lebens hier bin, nee. Also [Befragte nickt] ich gehöre schon hier her. (Fr. Koch:578–579)

Auch sie sieht, wie Fr. Müller und Hr. Dries berichten, dass die deutsche Geschichte der Russlanddeutschen bei autochthonen Deutschen auf kein Interesse stößt. „Die wissen, dass wir aus Russland, aus Kasachstan kommen. Es ist einfacher für die zu akzeptieren, so wie das ist, nee, als sich damit auseinander zu setzen. Warum, wieso, weshalb. Und ich denke, es wird auch nicht viel dafür getan, dass sie anders denken.“ (Fr. Koch:549) Den voreiligen Fehlschluss von dem Ausreiseland auf die Nationalität einer Person zu schließen, sieht sie ebenfalls wie Hr. Dries bei der Mehrheitsbevölkerung. Im Vergleich zu Hr. Dries ist sie jedoch immer noch bemüht, die Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung zu verändern bzw. ihre deutsche Zugehörigkeit zu beweisen. Ihr ist aber auch bewusst, dass irgendwann es jeder aufgibt, seine Zugehörigkeit ständig beweisen zu müssen. „Man hat auch nicht die Zeit und die Energie, glaub ich, auch meisten jedem das zu erklären. Und es sind auch wirklich Mensch/ viele Menschen. Man kann ja nicht jedem erklären, dass wir ja @(.)@ Aussiedler sind. @(.)@ Irgendwann mal gibt man auf.“ (Fr. Müller:549)

Das Problem der Differenzierung von Seiten der Mehrheitsbevölkerung zwischen den unterschiedlichen Personen aus der ehemaligen Sowjetunion sieht auch Fr. Schäfer. Sie distanziert sich bewusst von den Kasachen, denn sie zählt sich nicht zu denen aufgrund ihrer Geburt, wie einige („die“) annehmen würden. „Dass ich aus Russland komme, ja, für die sind wir aus Russland. Aus Kasachstan das ist egal. Hauptsache aus diese Ecke. Und das ist klar, dass ich von da komme. Aber das ich Kasachin bin? Nein.“ [...] Und dann ist mir immer lustig. Dann sag ich, habt ihr Kasachen gesehen? Überhaupt? Wisst ihr, was das für Volk ist? Weil wie die aussehen/ Das/ Ja, wie Mongolen. Wie Chinesen. Aber nicht wie [Ehemann unterbricht: *Muss man erzählen allen.*] Das ist keine europäische Volk. Sehe ich wie ein Mongole aus?“ (Fr. Schäfer:325) An diesem Zitat wird noch etwas Weiteres deutlich. Fr. Schäfer wird von Anderen ethnisiert und ethnisiert wiederum Andere. In ihrer Vorstellung ist es nicht vereinbar, dass eine Person mit einem „asiatischen“ Phänotyp eine „europäische“ Zugehörigkeit haben kann. Sie spricht diesen Personen eine „europäische“

Zugehörigkeit ab. Dies deutet darauf hin, dass Fr. Schäfer nicht frei von Voreingenommenheit ist. Fr. Schäfer selbst bezeichnet sich als Spätaussiedlerin, Deutsche und als Russlanddeutsche. Für sie ist es selbstverständlich, sich selbst auch in Deutschland als Deutsche zu sehen, weil sie sich nie anders gesehen hat. Ihre Zugehörigkeit zum Deutschen hat sie nie abgelegt – weder vor der Rückkehr nach Deutschland, noch danach. Ihre Zugehörigkeit zum Deutschen war und ist immer noch beständig. Weil sie hingegen ihrem Empfinden nach in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung keine gebürtige Deutsche aufgrund ihres Akzentes darstellt, gibt sie sich bei autochthonen Deutschen auch als Russlanddeutsche aus. Denn ihre „Aussprache“ macht sie für Andere „erkennbar“, genau wie es sich bei Hr. Dries und Hr. Michels verhält. Bei Fr. Schäfer kommt es zur Selbstethnisierung, die von der Fremdethnisierung beeinflusst ist. Ihr wird bewusst, dass sie „anders“ als die Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung ist. „(.) Ja, für uns selbst natürlich wir sind Spätaussiedler. Wenn auch natürlich. Und (.) ich sag auch, wenn ich irgendwo gefragt werde. Ich sag, dass ich Deutsche bin. Weil ich hab nie in mein Leben mich anders genannt. Nicht als wir dort gelebt haben und nicht als wir jetzt hier leben. Ich bin auch Deutsche. Aber ich sag auch, wenn hier jetzt jemand fragt, ich sag, ich bin Russlanddeutsche. Weil sie hören alle vom meine Aussprache, dass ich keine reine oder gebürtige Deutsche bin, ja.“ (Fr. Schäfer:319) Fr. Schäfer vertritt die Ansicht, dass bessere Sprachkenntnisse noch kein Kriterium für eine Zugehörigkeit zu einem Volk darstellen bzw. jemandem bei schlechten Sprachkenntnissen nicht das Recht aberkannt werden darf, sich einem Volk oder einer Gemeinschaft zugehörig zu fühlen. Interessanterweise ist für sie der Nachname entscheidender, jemandem eine Zugehörigkeit bzw. eine Nicht-Zugehörigkeit zuzuschreiben bzw. abzuerkennen als die Sprachkenntnisse. „Wenn man Deutschland anguckt und Familiennamen liest oder sieht und dann sieht man, dass nur teils davon wirklich gebürtige Deutsche sind. Nur wenn sie besser sprechen, heißt das nicht, dass sie wirklich zu diese Kultur von Anfang an gehörten.“ (Fr. Schäfer:319) An diesen beiden letzten Zitaten wird deutlich, dass Fr. Schäfer aufgrund ihrer „fremdklingenden Aussprache“ von Anderen ethnisiert wird, sie selbst aber Andere auch ethnisiert und zwar aufgrund ihres „fremdklingenden Familiennamens“. Dieses Verhalten kann dahingehend gedeutet werden, dass Fr. Schäfer eine Unterscheidung in Eigengruppe und Fremdgruppe vornimmt. Sie wertet ihre Eigengruppe, d. h. Personen, die eine „fremdklingende Aussprache“ haben auf, indem sie die Fremdgruppe, d. h. Personen mit einem „fremdklingenden Familiennamen“ abwertet. Fr. Schäfer bedient sich an den stereotypischen Kategorien Aussehen und Familienname, um jemandem eine Zugehörigkeit zuzusprechen bzw. abzusprechen.

Durch die Verwendung des Begriffs „Russlanddeutsche“ löst sich für Fr. Schäfer, genau wie bei Hr. Dries bereits gezeigt werden konnte, das Problem sich zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ entscheiden zu müssen auf. Sie vereinigt beides in sich – das Deutsche, aber auch das Russische. Der Begriff „Russlanddeutsch“ zeigt aber auch, wie bereits bei Hr. Dries deutlich wurde, dass dieser Begriff insbesondere beim Kontakt mit autochthonen Deutschen als „Behilfsbezeichnung“ verwendet wird, um sich zu behelfen,

Diskussionen aus dem Weg zu gehen. Mit der rechtlichen Bezeichnung „Spätaussiedlerin“ positioniert sie sich, genau wie die bereits genannten Befragten, zwischen „autochthon Deutsch“ und „Fremd“ bzw. „Ganz-Deutsch“ und „Nicht-(Ganz)-Deutsch“.

Akzent, der nach Empfinden der Befragten als Merkmal des Andersseins von der Mehrheitsbevölkerung herangezogen wird, um jemanden zum Fremden zuzuordnen, findet sich u. a. bei Fr. Schäfer, wie bereits gezeigt werden konnte. Bei Fr. Tengel ist dies etwas mehr als nur der Akzent. Ihre fehlenden Sprachkenntnisse, wie sie selbst anmerkt, führen zu einer Fremdzuschreibung zum Russischen. Fr. Tengel selbst nimmt sich als Aussiedlerin wahr. Sie geht sogar weiter und sagt, dass sie stolz sei, keine Deutsche zu sein.

I: [...] wie nennen Sie sich selbst?

Fr. Tengel: Doch, doch [*Befragte nickt*]. @(+natürlich+)@. Aussiedler. Weil/ +Nu ja+ [*Befragte nickt*]. Weil +wir Probleme mit der Sprache. Diese Diskriminierung spürt man etwas. Auf der Arbeit und überall+. Weil +irgendwie ist alles gut. Alles/ Für uns ist es aber wichtiger, dass es den Kindern besser geht. Dass sie sich besser hier einleben. Aber sonst/ natürlich sehe ich mich als Aussiedlerin. [*Befragte schüttelt mit dem Kopf.*] Ich zähle mich nicht zu den Deutschen. Ich bin sogar+ stolz. Warum nicht? +Ja. [*Befragte nickt.*] Weil sie können noch von uns lernen, wie man arbeiten kann, wie man sparen kann, wie man leben kann und alles andere. [*Befragte nickt.*] Ja+.

I: Und Sie haben gesagt, bisschen Diskriminierung gibt es. Wie äußert sich das? Woran sehen Sie, dass Sie ein bisschen diskriminiert werden?

Fr. Tengel: Nu, auf der Arbeit spürt man es natürlich sehr. Man spürt es sehr.

I: Können Sie mir ein Beispiel nennen?

Fr. Tengel: Nu Beispiel. Ich weiß nicht. Nein, kann ich nicht sagen. (2) +Aber weißt du+, soll ich/ was soll ich sagen, +dass natürlich/ [*Befragte nickt.*] Wenn Menschen sind/ Ich musste mit Menschen/ mit Deutschen/ Zum Beispiel mit Menschen, die mehr gebildet sind, sie versuchen dich zu verstehen und versuchen/ Aber diejenigen bei uns+ Raumpflegerinnen, +unsere Mädels/ Die natürlich versuchen/ [*Enkel der Befragten bringt einen Blumenstrauß der Tochter der Befragten.*] (.) Das meine ich. [*Befragte nickt.*] Dennoch versuchen sie zu sagen, dass wir Russen sind, ja? [*Befragte nickt.*] So ist das. (Fr. Tengel:504–509)

Fr. Tengel ist allerdings in ihrer Aussage, stolz keine Deutsche zu sein, etwas widersprüchlich, denn in einer anderen Interviewsequenz spricht Fr. Tengel von sich als Deutsche. „Schau, wir sind doch+ Deutsche +schlussendlich.“ (Fr. Tengel:105) Die Frage, die sich hierbei stellt, ist, was Fr. Tengel mit ihrer widersprüchlichen Selbstzuschreibung zum Deutschen und dann doch nicht zum Deutschen aussagen möchte. Es kann angenommen werden, dass ihre Fremdzuschreibung zu einer Russin und ihre soziale Herkunft aus einer multiethnischen Familie (Mutter war Deutsche und der Vater Russe) ihre ambivalente Selbstzuschreibung begünstigen. Anzunehmen ist, dass sie einerseits sich aufgrund ihrer historischen deutschen Herkunft mütterlicherseits Deutsch fühlt. Andererseits will sie vielleicht keine Deutsche sein, weil ihr Vater Russe ist und sie darüber hinaus nicht die Anerkennung und Akzeptanz als Deutsche von der Mehrheitsbevölkerung bekommt. Eins ist ihr

hingegen gewiss – die rechtliche Anerkennung als Aussiedlerin von der Bundesregierung, so dass sie sich nach außen widerspruchsfrei als Aussiedlerin ausgibt.

Fremdethnisierung, die nicht mit der Selbstethnisierung kongruent ist, was fallübergreifend bisher bei allen Befragten zu finden ist, findet sich auch bei Fr. Reich. Sie betont, dass sie keine Russin sei. Sie fühlt, wie im Eingangszitat deutlich wurde, „als ob“ sie Deutsche sei, aber von den Anderen, den „Deutschen“, wie sie selbst sagt, wird sie nicht als Deutsche akzeptiert. „Ich bin keine Russin. +Auf jeden Fall+. Ich fühle mich, als ob ich Deutsche bin. **Aber** ich hab jetzt schon verstanden, **dass für die Deutschen** hier sind wir keine Deutsche. Das hab ich schon verstanden. Ganz deutlich.“ (Fr. Reich:633) Der Ausdruck „*Ich fühle mich, als ob ich Deutsche bin*“ deutet auf eine Fiktion hin. Sie ist in ihrer Vorstellung Deutsche, fühlt sich aber nicht faktisch Deutsch. Es wird auch der Wunsch zu der Mehrheitsbevölkerung dazugehören und auch anerkannt zu werden, deutlich. Dieser Wunsch wird ihr aber nicht erfüllt. Denn in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung ist sie, ihrem Empfinden nach, und sind Personen mit vergleichbarem Migrationshintergrund keine „echten Deutschen“. Diese Wahrnehmung der Anderen führt bei Fr. Müller zu Zweifeln. Diese Zweifel können dahingehend interpretiert werden, dass sie insbesondere durch soziale Einflüsse bedingt sind. Aber auch Fr. Reichs Persönlichkeitsstrukturen begünstigen diese Zweifel. Denn Fr. Reich ist wenig selbstsicher in ihrem Verhalten, was sich an mehreren Stellen im Interview zeigt. „In ein/ Ich war einmal in einem (3) Zug. Und ein deutscher Mann hat gesagt/ Mein Schwieger-sohn hat gesagt: „Sie ist eine **Deutsche** und ihre **Mutter** und **Vater** und **Großmutter**, **alle** waren Deutsche.“ Er hat gesagt: „Aber nicht echte.“ **Also** verzweifele ich jetzt.“ (Fr. Reich:643) Fr. Reich hat für sich für diese Fremdzuschreibung – „keine echte Deutsche“ – eine Erklärung gefunden und beruft sich auf die differenten Mentalitäten. Die Sozialisation in der Sowjetunion hat ihrer Ansicht nach trotz Bewahren von „deutschen“ Traditionen Spuren in jedem hinterlassen. Vergleichbar mit Fr. Schäfer, die das bessere Beherrschen einer Sprache nicht als Kriterium zur Herstellung einer Zugehörigkeit ansieht, ist Fr. Reich der Meinung, dass trotz schlechter deutscher Sprachkenntnisse sie sich Deutsch fühlen kann und darf. Sie nimmt sich das Recht dazu und lässt sich dieses nicht absprechen.

Das Gefühl nicht richtig zu der Mehrheitsbevölkerung dazuzugehören, wie Fr. Reich und einige andere Befragte schildern, empfindet ebenfalls Hr. Turm. Er hat den Wunsch ein Deutscher zu sein, sieht hingegen, dass er in der Wahrnehmung der autochthonen Deutschen nicht ein Deutscher ist. Ihm liegt viel daran, wie Andere ihn sehen. Er konstruiert seine Zugehörigkeit stärker bzw. offensichtlicher als die anderen Befragten durch die Fremdzuschreibung und macht sich von dieser abhängig. Problematisch ist für ihn selbst, wie er deutlich zu verstehen gibt, die Fremdethnisierung der eigenen Person, die als Gegensatz zur Selbstdefinition steht. „Ja. Das ist ein bisschen andere Sache. Ich denke, dass/ (7) Ich möchte gern/ @(Das ist typisch Ukrainische)@. Ich möchte gern ein Deutscher sein. Obwohl meine Frau ist Russe. Aber, (2) aber das ist/ Das liegt nicht (.) dafür, wie stufe mich ich selbst ein. Das geht mehr als wie

stufen andere dich ein. Verstehen Sie mich? Und sehr oft, das ist sehr negativ." (Hr. Turm:510) Dabei steht Hr. Turm insbesondere zu Fr. Krieger im Gegensatz, die inzwischen keinen Wert darauf legt, wie Andere sie sehen.

Erste Zusammenfassung

Abschließend lässt sich sagen, dass die zentrale Frage, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler ihre Zugehörigkeit herstellen mit den Unterfragen, wie sie sich selbst wahrnehmen, welche Erfahrung sie machen, wie sie von Anderen (der Mehrheitsbevölkerung/den autochthonen Deutschen) wahrgenommen werden und wie sie wahrgenommen werden möchten, angesichts der unterschiedlichen Lebensverläufe nicht eindeutig und schon gar nicht eindimensional beantwortet werden kann. Die Ergebnisse zu diesen Fragen fügen sich teilweise in die bisherige Forschung ein, zeigen aber auch neue Aspekte auf.

Als Resümee formulierend kann der Schluss gezogen werden, dass die Zugehörigkeitsfrage eine Frage ist, die sich den Befragten in ihrem Migrationsprozess erneut stellt bzw. sich erst jetzt stellt. Dieses Ergebnis fügt sich in die Annahmen von Rosenthal und Bogner (2010, 14f.) und Riegel und Geisen (2010, S. 8), die feststellen, dass die Zugehörigkeitsfrage sich nicht jedem und in jeder Situation bzw. Lebensphase stellt. Bestimmte Ereignisse im Leben entscheiden über die Wichtigkeit von Zugehörigkeit für einen selbst. Die Migration ist ein einschneidendes Ereignis im Leben der Befragten, was die Befragten deutlich zu verstehen geben. Sie stellen sich die Frage nach Zugehörigkeit hingegen zu unterschiedlichen Zeitpunkten bzw. haben sich diese noch nicht gestellt. Die Frage nach Zugehörigkeit ist somit nicht immer zentral bzw. immer gegenwärtig im Leben eines jeden befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlers (solange sie von Anderen nicht direkt mit dieser Frage konfrontiert werden). Die Frage nach Zugehörigkeit schwingt hingegen immer latent bzw. implizit mit – sie beschäftigt die Befragten mal mehr mal weniger explizit.

Allen Befragten ist gemeinsam, dass die Zugehörigkeitsfrage Fremdheitserfahrungen ans Tageslicht bringt. Fremdheit und Andersartigkeit ist fallübergreifend eine zentrale Erfahrung in dem Migrationsprozess der Befragten. Dies ist kein neues Ergebnis bzw. erstaunlich, denn die bisherige Forschung beschreibt bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern Erfahrungen der Fremdheit in Deutschland seit spätestens Anfang der 1990er Jahre (vgl. Gaudenz und Römhild 1996, S. 29; Pfetsch 1999, S. 23).²⁷⁶ Aber auch Forschung näher an die heutige Gegenwart beschreiben Fremdheitserfahrungen (vgl. Geißler 2011, S. 61; Ipsen-Peitzmeier und Kaiser 2006, S. 13; Rosenthal 2011, 17f.). Wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler mit diesen Fremdheitserfahrungen umgehen, ist hingegen bisher wenig

²⁷⁶ Bis Mitte der 1980er Jahre bestand ein positives Bild von den russlanddeutschen Aussiedlern (vgl. Dietz 1996, S. 132).

detaillierter beschrieben. Gaudenz und Römheld (1996, S. 48) z. B. berichten über Erfahrungen mit Fremdsein und Anderssein, aber schildern nicht, wie damit umgegangen wird. Gaudenz und Römheld bleiben auf der Erfahrungsebene und widmen sich nicht der Handlungsebene. Rosenthal (2011, 17f.) geht einen Schritt weiter und stellt in ihrer Studie die zwei Strategien „*provokative Abgrenzung*“ und die „*angestrenzte Anpassung*“ bei jüngeren ethnischen Deutschen (Enkelgeneration der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler) heraus, die mit Fremdheitserfahrungen, der eigenen Selbstwahrnehmung und den Erwartungen der Familie hinsichtlich der Herstellung der Zugehörigkeit umgehen. Die Ergebnisse der hier vorliegenden Untersuchung schließen an die Ergebnisse von Rosenthal (2011, 17f.) an. Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung gehen allerdings auch teilweise einen Schritt weiter bzw. eröffnen einen differenzierteren Blick. Sie zeigen nicht explizit diese beiden Strategien, sondern Strategien, die sich viel mehr zwischen diesen zwei Positionen bewegen. Es sind einige Erkenntnisse und Strategien, die in der (Spät-)Aussiedlerforschung bisher wenig thematisiert wurden. Zu nennen wäre zunächst, dass Fremdheitserfahrungen der Befragten, d. h. wie diese Fremdheitserfahrungen erlebt werden, wie mit diesen umgegangen wird und wie diese das Selbstverständnis beeinflussen können – in der hier vorliegenden Untersuchung in zwei Stufen eingeteilt werden können.

Die **erste Stufe**, die die Bezeichnung „*Bewusstwerden der Fremdheit und des Andersseins*“²⁷⁷ in der hier vorliegenden Untersuchung tragen soll, haben alle Befragten durchlaufen. Sie wissen nicht nur selbst, dass sie anders sind, sondern erfahren auch durch Andere, der Mehrheitsbevölkerung, über Zuschreibungen, dass sie anders sind bzw. als Fremde wahrgenommen werden. Den Befragten ist fallübergreifend bewusst, dass sie ihre Sozialisation, unabhängig ob primär, sekundär oder auch tertiär,²⁷⁸ in der Sowjetunion auf Lebenszeit prägt und ihr Anderssein sie eventuell auch immer begleiten wird. Sie finden Begründungsgrundlagen für sich, wieso sie in der Wahrnehmung der autochthonen Deutschen anders als die „autochthonen Deutschen“ sind bzw. fremd erscheinen. Sie führen es auf unterschiedliche Mentalitäten, ihr fremd erscheinendes Aussehen und ihren fremd erscheinenden Akzent zurück.

Von den Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, erfahren sie eine „Einrahmung ihrer Zugehörigkeit“. Sie werden auf ihre nach außen fremd erscheinenden Merkmale wie Akzent trotz teilweiser guter deutscher Sprachkenntnisse reduziert, denn ein slawischer Akzent wirkt unsympathisch (vgl. Eichinger et al. 2011, 27ff.). Akzent als eine subtilere Feinheit der Sprache ist ihr ständiger Begleiter und für Andere immer wahrnehmbar. Die Befragten

²⁷⁷ Diese erste Stufe entspricht der Beobachtung in früheren Studien, dass (Spät-)Aussiedlern ihr Anderssein in Deutschland immer wieder vor Augen gehalten wird (vgl. u. a. Kurilo 2006; Simonov 2013; Tröster 2003).

²⁷⁸ Mehr zu dem Begriff Sozialisation siehe Trabandt und Wagner (2020, 21ff.).

verweisen darauf, dass ein Akzent nicht so einfach abgelegt oder wegtrainiert werden kann. Ihren Akzent können sie nicht so einfach wie andere fremd erscheinende Erkennungsmerkmale bzw. alltagsweltliche Dinge wie z. B. bestimmte Kleidung, bestimmte Einrichtungsgegenstände oder bestimmte (traditionelle russische/sowjetische oder russlanddeutsche) Speisen loswerden oder (teilweise) verstecken. Sie werden aber auch auf ihren Phänotyp reduziert und erhalten eine von außen zugewiesene Zwischenposition zwischen „autochthonen Deutschen“ und „Fremden“. Diese Zwischenposition nehmen einige Befragte teilweise auch selbst aufgrund der Fremdethnisierung an, um nach Außen glaubwürdiger zu wirken. Dieses von außen zugewiesene Dazwischen ist für sie alltäglich (vgl. Yildiz 2016, S. 461). Es kommt zur Selbstethnisierung. Es kann von Ethnisierung durch Zuschreibung gesprochen werden (vgl. Bozay 2012, S. 121). Selbst- und Fremdethnisierung greifen bei den Befragten ineinander und beeinflussen einander. Sie bedingen sich gegenseitig bei der Herstellung von Zugehörigkeit. Es kann als ein multidimensionales Zusammenspiel verstanden werden. Die Umwelt spiegelt den Befragten ihre Fremdheit. Die Befragten sind ihrem Empfinden nach in den meisten Fällen vereinfacht in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung „die Russen“. Die Befragten nehmen dies als Degradierung, Beleidigung, Kränkung und Reduzierung auf ihre geografische Herkunft wahr. Dies zeigt, dass sie zwar rechtlich, aber immer noch nicht gesellschaftlich anerkannt sind. Sie verfügen über eine rechtliche, aber keine soziale Zugehörigkeit.

Die Mehrheitsbevölkerung grenzt die eigene Sicht auf die Befragten aufgrund der vereinfachten Kategorisierung ein und möchte diese Einrahmung nicht verlassen, ein differenziertes Bild über russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zu erhalten. Die Mehrheitsbevölkerung bedient sich an Vereinfachungs- und Abkürzungspraktiken. Durch diese Fremdethnisierung wird den Befragten das Recht aberkannt, sich so zu sehen, wie sie sich sehen möchten. Dieses Verhalten der Mehrheitsbevölkerung kann dahingehend gedeutet werden, dass immer noch Unwissen über die Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler besteht, so wie die bisherige Forschung schildert (vgl. u. a. Brommler 2006, S. 122). Der Mehrheitsbevölkerung ist immer noch nicht bewusst, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler mehr als nur Personen aus den ehemaligen Sowjetstaaten sind. Sie haben ihre eigene Geschichte, die noch auf kein (großes) Interesse stößt.

Dieses Reduziert-Werden, was allen Befragten gemeinsam ist, fördert unterschiedliche Reaktionen und Formen des Umgangs. Dies kann auf die unterschiedlichen Persönlichkeitsmerkmale der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zurückgeführt werden. Dies ist die **zweite Stufe**. In der zweiten Stufe, die *„Annehmen und Wunsch nach Gegenhalten der Fremdheit und des Andersseins“* in der hier vorliegenden Untersuchung genannt wird, befinden sich ebenfalls alle Befragten. Jedoch unterscheiden sie sich, wie sie diese Stufe ausgestalten bzw. wie fortgeschritten sie in dieser Stufe sind. Es lassen sich unterschiedliche Abstufungen dieser Stufe beobachten.

Um wieder auf die Forschung von Rosenthal (2011, 17f.) zurückzukommen und ihre Ergebnisse mit den Ergebnissen der hier vorliegenden Untersuchung gegenüberzustellen: Rosenthal (2011, 17f.) beschreibt Enkelinnen und Enkel aus Familien ethnischer Deutsche in Bezug auf die Zugehörigkeitsfrage und den Umgang mit dem Andersseins als Personen, die die Strategien „*provokative Abgrenzung*“ und „*angestrenzte Anpassung*“ anwenden, was auch als „Schwarz-Weiß-Denken“ interpretiert werden kann. Die hier befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler hingegen flüchten in den meisten Fällen nicht in zwei Extreme. Doch was ist genau mit „*provokative Abgrenzung*“ und „*angestrenzte Anpassung*“ gemeint?

Zu dem ersten Typus – „*provokative Abgrenzung*“ – gehören Enkelinnen und Enkel, die sich in ethnische „Gegenwelten“ entziehen – genauer gesagt sie leben in diesen Welten auf Angriff eingestellt. Einige von ihnen sind drogenabhängig und kriminell und entsprechen, wie Rosenthal (2011, S. 17) hinweist, einem von außen produzierten Fremdbild von Kriminellen und Drogenabhängigen. Diese jungen Menschen wollen mit ihrem nicht-normkonformen und rechtswidrigem Verhalten provozieren. Sie verdeutlichen absichtsvoll, dass sie diesem Fremdbild entsprechen. Rosenthal (2011, S. 17) interpretiert dieses Verhalten als eine „Antwort auf Gruppenvorurteile der Aufnahmegesellschaft“.

Zu dem zweiten von Rosenthal definierten Typus „*angestrenzte Anpassung*“ gehören Enkelinnen und Enkel, die sich unscheinbar verhalten. Ferner wollen sie nicht als Russlanddeutsche auffallen. Die einen betonen bewusst das „Sowjetische“. Sie kleiden sich betont sowjetisch oder haben an ihrer Kleidung russische Symbole, pflegen bewusst die russische Sprache und stellen entschieden die Wichtigkeit der russischen Literatur und Musik in ihrem Alltag heraus. Die Anderen wiederum versuchen akzentfrei zu sprechen und verleugnen ihre geografische Herkunft. Ferner haben diese letztgenannten Personen keinen Kontakt mehr zu Familienangehörigen, die noch in der GUS²⁷⁹ leben. Diese letztgenannten Personen versuchen, wenn auch schwer, den sozialen Erwartungen der Mehrheitsbevölkerung zu entsprechen und das Russische an ihnen nicht sichtbar werden zu lassen (vgl. Rosenthal 2011, S. 17ff.).

Die in der hier vorliegenden Untersuchung befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler weisen hingegen im Vergleich zu Rosenthals zwei Typen graduelle Unterschiede im Denken und Handeln auf.²⁸⁰ Der Typus „*provokative Abgrenzung*“ lässt sich bei den hier Be-

²⁷⁹ Gemeinschaft unabhängiger Staaten.

²⁸⁰ Auch wenn es einem aufmerksamen Leser redundant erscheint, soll hier noch einmal darauf verwiesen werden, dass Rosenthals Typologie auf einem anderen Untersuchungsdesign als bei der hier vorliegenden Untersuchung beruht. Rosenthal (2011, 17f.) nähert sich in ihrer Studie aus der Perspektive der Biographie- und Generationenforschung u. a. mit biographisch-narrativen Interviews Familien- und Lebensgeschichten von drei (Spät-)Aussiedlergenerationen aus den GUS-Staaten und untersucht die Frage nach der Bedeutung der Familienvergangenheiten vor der Migration für die Gegenwart dieser Familien in Deutschland. Bei ihrer Typologie „*provokative Abgrenzung*“ und „*angestrenzte Anpassung*“ bezieht sie sich auf die Enkelgeneration. Die Ergebnisse der Studie von Rosenthal können somit nicht ohne Weiteres auf die hier vorliegende Arbeit

fragten nicht finden. Der Typus „*angestrenzte Anpassung*“ lässt sich ebenfalls nicht finden. Die Befragten nehmen eine differenziertere Haltung an. Diese Haltung kann als eine „aktiv-angehende Haltung“ beschrieben werden, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung wenig geschildert wird. Rosenthals Typus „provokative Abgrenzung“ kann zwar auch als eine aktive Lebensgestaltung bzw. „aktiv-angehende Haltung“ gesehen werden, hingegen ist sie mit der Haltung der Befragten nicht zu vergleichen. Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung grenzen sich nicht bewusst mit ihrem Verhalten provokativ ab, indem sie sich regelwidrig verhalten. Sie verhalten sich zwar nicht immer norm-konform, aber kriminell und/oder drogensüchtig können sie aus ihren eigenen Schilderungen nicht klassifiziert werden. Sie entziehen sich nicht bewusst in ethnische „Gegenwelten“.

Eine erste Erklärung, wieso die hier Befragten sich nicht provokativ abgrenzen, könnte das Alter sein. Bei näherer Betrachtung wird hingegen offensichtlich, dass dies keine Erklärung sein kann. Die Befragten in Rosenthals (2011, S. 11) Studie kamen kurz vor und nach 1989 nach Deutschland und sind zum Zeitpunkt der Untersuchung zwischen 20 und 35 Jahren alt. Einige Befragte in der hier vorliegenden Untersuchung sind ebenfalls zwischen 20 und 35 Jahren alt, kamen nach 1989 und grenzen sich dennoch nicht so stark provokativ ab.

Eine mögliche Erklärung könnten die unterschiedlichen Familiengeschichten sein. Was ist über die Familiengeschichte bekannt? Wie wird die Familiengeschichte erzählt? Rosenthal (2011, S. 19f.) macht in ihrer Untersuchung deutlich, dass Familiengeschichten und der Umgang damit für die Frage nach der eigenen Zugehörigkeit von immenser Bedeutung sind. Rosenthal (2011, S. 20) führt ferner aus, dass „*Lücken und leere Stellen im Familiengedächtnis, die sich nicht auffüllen lassen, [...] das eigene Zugehörigkeitserleben brüchig und problematisch werden lassen*“ können. Es kann somit angenommen werden, dass die in der hier vorliegenden Untersuchung Befragten den Umgang mit ihrer Familiengeschichte anders erleben bzw. von ihrer eigenen Familiengeschichte anders beeinflusst sind als die Befragten in Rosenthals (2011) Studie. Es kann angenommen werden, dass die hier Befragten mit ihrer eigenen Vergangenheit und die ihrer Eltern, Großeltern anders umgehen. Ferner kann angenommen werden, dass die hier Befragten für sich eine

übertragen bzw. 1:1 miteinander verglichen werden. Unter anderem ist dies auf die unterschiedliche Zusammenstellung des Samples, also der Fälle, zurückzuführen. Rosenthal rekonstruiert, wie bereits erwähnt, bei ihrer Typologie aus biographischen Erzählungen der Enkelgeneration die Herstellung der Zugehörigkeit. In der vorliegenden Untersuchung werden Stellungnahmen zum Selbstverständnis zwischen Russisch/Sowjetisch und Deutsch in der ersten Generation der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler untersucht. Die hier vorliegende Untersuchung nähert sich aber auch aus einer anderen Perspektive dem Konzept der Zugehörigkeit und zwar vermehrt aus der ernährungssoziologischen Perspektive. Insbesondere Essen und Einkauf stehen im Mittelpunkt, an denen sich die Zugehörigkeit ablesen lässt. Dieser Unterschied im Untersuchungsdesign sollte bei der Übertragung der Typologie von Rosenthal auf die vorliegende Untersuchung immer wieder mitgedacht bzw. berücksichtigt werden.

Möglichkeit weg von einem Schwarz-Weiß-Denken hin zur Entdeckung von farblichen Nuancen gefunden haben. Sie erleben Widersprüche vor dem Hintergrund ihrer Lebens- und Familiengeschichte anders bzw. die Konfrontationen, die damit verlaufen unterschiedlich.

Allgemein wird in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung die Situation russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler als „schwierig“ dargestellt. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler selbst werden als „enttäuscht“ beschrieben, weil ihre Erwartungen an den „privilegierten Status“ und die Erwartung „als Deutsche unter Deutschen zu leben“ nicht erfüllt werden (vgl. Kapitel 1.1 und Kapitel 2). Es entsteht ein Bild von verlorenen, auf Besserung hoffenden, „passiv-abwartenden“ russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern. Dieses Bild bedienen die hier Befragten weitgehend nicht – insbesondere nicht die jüngere und mittlere Generation. Sie haben eine konstruktive Lebenseinstellung, wobei auch hier feine Schattierungen bei den Befragten zu beobachten sind. Bei Älteren (ab 60 Jahre) ist diese konstruktive Lebenseinstellung weniger zu finden. Bei ihnen sind Zweifel und teilweise Resignation erkennbar. Sie können mit der Komplexität und Ambivalenz ihrer Situation nicht immer umgehen bzw. weniger gut umgehen. Der Umgang mit dem Anderssein kann in der hier vorliegenden Untersuchung auch als eine Frage des Alters gedeutet werden. „Ältere“ bleiben passiv. „Jüngere“ wurden und werden aktiv.

Einige befragte russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler berichten von dem früheren und/oder jetzigem Wunsch bzw. Bedürfnis, ihr Deutschsein zu beweisen und die autochthonen Deutschen über ihre Geschichte aufzuklären. Dies kann als Wunsch gegenzuhalten interpretiert werden. Wobei das Gegenhalten nicht als etwas Dauerhaftes verstanden werden darf. Einige Befragte nahmen bzw. nehmen auch heute noch an, beweisen zu müssen, dass sie eine Daseinsberechtigung in Deutschland haben, was im Gegensatz zu autochthonen Deutschen steht. Diese Befragten sahen bzw. sehen sich immer noch in der Nachweispflicht und das nicht nur vor der deutschen Regierung im Rahmen des Aufnahmeverfahrens (vgl. Kapitel 2), sondern auch vor der Mehrheitsbevölkerung. Das heißt aber nicht, dass sie annehmen, ihr Deutschsein kontinuierlich mit aller Härte beweisen zu müssen. Dieser Wunsch, ihr Deutschsein beweisen zu müssen, schwingt mal mehr mal weniger mit bzw. ist teilweise durch zeitliche, räumliche und inhaltliche Unterbrechungen gekennzeichnet.

Zwar haben autochthone Deutsche als auch die Befragten die deutsche Staatsangehörigkeit, aber anders als bei den Befragten wird bei autochthonen Deutschen ihr Deutschsein im Allgemeinen nicht in Frage gestellt. Ihr Deutschsein ist selbstverständlich im Sinne von Pfaff-Czarnecka (2012, S. 20), die darauf hinweist, dass diese „*emotionsgeladene soziale Verortung*“, nicht ausdrücklich dargelegt werden muss, sondern selbstverständlich ist. Sofern Zugehörigkeit aber zum Thema gemacht wird, was bei den befragten russland-

deutschen (Spät-)Aussiedlern der Fall ist, verliert es einen Teil der Selbstverständlichkeit (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 20). Bei den Befragten wird ihr Deutschsein immer noch in Frage gestellt und das trotz mehrjähriger Aufenthaltsdauer in Deutschland. Die Befragten kämpfen bzw. kämpfen immer noch mit unterschiedlicher Intensität um gesellschaftliche Anerkennung und das Gefühl dazuzugehören. Dieser Kampf ist hingegen häufig erfolglos. Sofern sie für sich selbst festgestellt haben, dass es erfolglos ist, wenden sie sich nach einer bestimmten Zeit, die bei jedem Befragten eine andere Dauer bzw. Zeitspanne darstellt, von dieser Strategie ab und bedienen sich einer anderen Strategie und zwar „*Annehmen der Fremdheit und des Andersseins*“. Es kommt zur Selbstethnisierung. Selbstethnisierung kann dabei als Reaktion auf Zuschreibungen verstanden werden, wie Bozay (2012, S. 122) es beschreibt. Ferner beschreiben Bozay (2011, S. 305) und Bukow (1992, S. 141) Ethnisierung als einen sozialen Ausgrenzungsprozess. Ebenso sieht Römhild (1998, S. 148) Ethnisierung als ein wirkungsreiches Instrument zur Abwertung des Fremden. In Anlehnung an Bozay (2011, S. 305) und Römhild (1998, S. 148) zeigt sich, dass die Befragten ethnisiert, einer nicht empfundenen Zugehörigkeit zugeordnet und folglich vom Deutschsein der Mehrheitsbevölkerung ausgegrenzt werden. Die Befragten ziehen sich zurück und nehmen das fremdzugeschriebene Anderssein durch Selbstethnisierung an. Dies bestärkt die Annahme aus der Ethnizitätsforschung, dass Selbst- und Fremdethnisierung sich bedingen (vgl. Bilger 2012, 62f.; Filsinger 2010; Römhild 1998, S. 140). Des Weiteren bestärkt es auch Bilgers (2012, S. 63) Auffassung, dass „*Sie (die Herrschenden)*“ so viel Stärke und Einfluss haben, die Anderen von ihrer Andersartigkeit zu überzeugen, dass die Anderen sich durch Selbstethnisierung auch als Andere wahrnehmen.

Um auf die Befragten wieder zurückzukommen, das Verhalten „*Annehmen der Fremdheit und des Andersseins*“ der Befragten deutet darauf hin, dass im Laufe der Zeit ihre Wahrnehmung über die eigene Person, die eigenen Fähigkeiten und die eigene Zugehörigkeit sich wandeln. Genau wie bei dem Verständnis von Heimat, worauf im Folgenden noch intensiver eingegangen wird, kommt es im biografischen Verlauf zu einem Wandel. Den Befragten wird mehrheitlich gleichgültig, was bzw. wie die Anderen von ihnen denken und was sie von ihnen erwarten.²⁸¹ Es kommt zu einem Reflexionsprozess. Sie haben nicht die Ausdauer, aber auch Lust, „gegenzuhalten“, sich beweisen zu müssen und möchten nicht länger dem Rechtfertigungszwang, dem sie insbesondere in der Anfangszeit in Deutschland ausgesetzt waren, unterliegen. Sie wünschen sich Normalität, jenseits von Zuschreibungen – d. h. einen Zustand, bei dem keine Aufmerksamkeit ihrer Person, bei der ihr Anderssein in den Mittelpunkt gerückt wird: „*Einfügen*“ in die und nicht „*Auffallen*“ in der Gesellschaft. Sie streben nicht nach Aufmerksamkeit, sondern wollen unauffällig ein

²⁸¹ Wie bereits anklung, sind graduelle Unterschiede bei den hier Befragten zu beobachten, wie sie mit ihrer Situation in Deutschland umgehen. Die älteren Befragten (ab 60 Jahre) sind weniger selbstsicher und lassen sich mehr in ihrer Entfaltung behindern.

Teil der Mehrheitsbevölkerung sein. Die hier Befragten deuten das Problem der Fremde und des Andersseins weitgehend um und bewerten ihre Lage bzw. Situation neu, weil sie ihre Situation in einem neuen Kontext sehen. Sie verleugnen ihr Anderssein nicht, sondern nehmen ihr Anderssein bewusst wahr. Sie integrieren das Fremdsein und das Anderssein in ihr persönliches Selbstverständnis, was als Akzeptanz des Andersseins und des Fremdseins verstanden werden kann. Sie akzeptieren, dass sie anders sind, weil sie ihre Situation aus einer anderen Perspektive betrachten. Dies deutet auf eine annehmende Haltung mit einem Perspektivenwechsel. Sie verorten sich neu und versuchen soweit wie möglich das Positive ihres Anderseins zu sehen. Denn Anderssein muss ihrer Auffassung nach per se nichts Schlechtes sein. Sie versuchen weitgehend Stereotype und Reduzierungsmechanismen von der Mehrheitsbevölkerung im Alltag zu umgehen. Im Laufe des Aufenthalts in Deutschland erlangen diese Befragten in Deutschland die Kompetenzen, positiv zu denken und zu handeln und somit mit der Fremdheit, Differenz und den Ambivalenzen umzugehen. Diese Befragten werden weitgehend selbstkomplex²⁸² und entwickeln eine Ambiguitätstoleranz.²⁸³ Das heißt, dass sie ihre eigene Person selbst reflektieren und lernen mit den gegensätzlichen Erwartungen und Widersprüchen, aber auch Mehrdeutigkeiten überwiegend umzugehen und diese auch auszuhalten und „auszubalancieren“. Dies deutet auf einen Reifungsprozess hin – sie reifen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung. Das Aufrechterhalten der eigenen Diversität und Differenz ist diesen Befragten weitgehend wichtig. Ihr Anderssein u. a. aufgrund der Sozialisation in der ehemaligen Sowjetunion ist ihrem Empfinden nach für sie, aber auch ihre Kinder, eine Ressource bzw. ein Zugewinn an Kompetenzen wie z. B. bilinguale Sprachkompetenz²⁸⁴ oder interkulturelle Kompetenz, die autochthone Deutsche nicht automatisch haben.²⁸⁵

Dieser Prozess des Umgangs mit dem Fremd- und Anderssein, der „*Wunsch nach Gegenhalten der Fremdheit und des Andersseins*“ wird in der (Spät-)Aussiedlerforschung bisher wenig beschrieben. Dies kann einerseits dahingehend interpretiert werden, dass sich eine „neue Gruppe“ an russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern entwickelt hat, die auch einige Vorzüge und nicht nur die Nachteile des Andersseins erkennt. Andererseits kann es dahingehend interpretiert werden, dass sich nicht unbedingt eine „neue Gruppe“

²⁸² Unter Selbstkomplexität wird die Fähigkeit einer Person verstanden, sich selbst nicht widerspruchsfrei zu sehen. Damit ist nicht das umgangssprachliche Wort „Kompliziertheit“ gemeint (vgl. Hastedt 1998).

²⁸³ Die Ambiguitätstoleranz ist eine Fähigkeit einer Person, Spannungszustände und Unvereinbartes auszuhalten, zu dulden und konstruktiv damit umzugehen. Es deutet auf ein starkes und selbstbewusstes Ich (vgl. Krappmann 2000, S. 155). Ambiguitätstoleranz kann zu interkulturellen Kompetenzen gezählt werden (vgl. Gaitanides 2013, S. 171).

²⁸⁴ Esser (2006a, S. 526) sieht Bilingualität als eine ethnische Ressource. Wobei Bilingualität für ihn „*die kompetente Beherrschung einer Erst- bzw. Muttersprache (L1) und einer Zweitsprache (L2)*“ bedeutet. Er hebt dabei „kompetent“ und „und“ hervor – d. h. beide Sprachen müssen seiner Ansicht nach kompetent beherrscht werden, um zu einer Ressource zu werden.

²⁸⁵ Auch hier ist es eine Frage des Alters. Den jüngeren Befragten fällt es einfacher mit dem Anderssein umzugehen.

entwickelt hat, sondern dass die Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in ihrer Gesamtheit relativ heterogen ist.

Neben dieser u. a. „Umdeutung der Situation“ und „Neu-Verortung“ wenden die Befragten noch weitere Strategien beim Umgang mit Fremdheitserfahrungen, Erwartungen der Anderen und bei der Selbstwahrnehmung hinsichtlich der Herstellung der Zugehörigkeit an, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung nur in Teilen beschrieben werden. Unter anderem ist es das „*Relativieren des Deutschseins*“, aber auch andere Strategien, auf die nachfolgend genauer eingegangen wird.

Allen Befragten ist eine Positionierung gemeinsam, die viele Optionen für eine Selbstkategorisierung offen lässt, was auch andere Studien zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler (und ihren Angehörigen²⁸⁶) andeuten (vgl. Göler und Lautenbacher 2010, 45ff.; Rosenthal 2011). Die Befragten positionieren sich zum Deutschen und/oder Russischen/Sowjetischen nicht eindeutig und widerspruchsfrei. Gerade bei multiethnischen Familien ist für sie eine klare Positionierung keine Option, was auch die Studie von Rosenthal (2011) zeigt, denn dann würden sie einen Loyalitätsverlust eingehen und einem Teil der Familie nicht gerecht werden. Die Befragten entwickeln eine eigene Form der Positionierung. Diese Positionierung entsteht teilweise durch Fremdzuschreibungen, die in ihre Selbstbeschreibungen ausstrahlen, wie sich in der Selbstwahrnehmung als „Russlanddeutsche“ zeigt. Ihre individuelle Positionierung entsteht aber auch teilweise durch Fremdethnisierungen, aber auch Selbstethnisierungen und das fast unabhängig vom Alter.

Für die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung ist die Zugehörigkeitsfrage keine bewusste strategische Entweder-oder-Entscheidung bzw. eine Entweder-oder-Wahlmöglichkeit, d. h. entweder die Wahlmöglichkeit „Russisch/Sowjetisch“ (A) oder die Wahlmöglichkeit „Deutsch“ (B), sondern es sind andere Wahlmöglichkeiten (C). Diese Wahlmöglichkeiten sind ganz individuell ausgestaltete bzw. proportionierte Kombinationen von der Wahlmöglichkeit „Russisch/Sowjetisch“ (A) und der Wahlmöglichkeit „Deutsch“ (B) – d. h. es sind Sowohl-als-auch-Wahlmöglichkeiten.²⁸⁷ Es sind das eine als auch das andere nicht ausschließende Wahlmöglichkeiten, was auch als ein schwebender bzw. bewegter Zustand gedeutet werden kann – ein schwebender bzw. bewegter Zustand des nicht genauen Festlegens, was aber nicht als spielerischer, distanzierter Umgang mit dem eigenen Selbstverständnis verstanden werden darf. Die Befragten halten sich, wenn auch vielleicht unbewusst und auch nicht immer freiwillig, alle Möglichkeiten der Zugehörigkeit offen, die ihnen aufgrund ihres biografischen „russischen/sowjetischen“ Hintergrun-

²⁸⁶ Damit wird ein Bezug auf die Studie von Rosenthal (2011) genommen.

²⁸⁷ Pfaff-Czarnecka (2018, S. 9) spricht von „Sowohl-als-auch-Situationen“ wie z. B. der Besitz zweier Pässe, in denen Mehrfachzugehörigkeiten entstehen.

des und des ethnischen „deutschen“ Hintergrundes zur Verfügung stehen. Dieses „Hintertürchen“ offenlassen und unverbindlich bleiben, wenn auch nicht bewusst, gibt ihnen Luft zum Atmen und mehr Freiheit, denn sie wollen sich weitgehend nicht in eine Kategorie einzwängen lassen. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verleugnen, schließen oder verdrängen bestimmte Teilzugehörigkeiten nicht. Sie versuchen allen ihren Zugehörigkeiten individuell gerecht zu werden. Sie sind bestrebt, mehrere Zugehörigkeiten zeitgleich inne zu haben und mit diesen ihren Alltag zu meistern. Sie versuchen, insbesondere wenn sie aus binationalen Familien stammen, ein „Äquilibrium“ herzustellen, also einen Gleichgewichtszustand zwischen ihren unterschiedlichen Zugehörigkeiten. Das Bestreben, die Balance zu halten wird offensichtlich. Dies gelingt jedoch nicht immer. Sie bemühen sich, wenn auch nicht bewusst, weitgehend das Beste von jeder Teilzugehörigkeit zu nutzen. Ihre Teilzugehörigkeiten empfinden sie meistens als ein Vorteil, den sie nicht missen wollen. Für die Befragten existiert der Zugehörigkeitsbegriff im Plural im Sinne von Pfaff-Czarnecka (2012, 17f.).

Was etwas erstaunlich und im ersten Moment verwunderlich ist, ist dass die Befragten bei ihrer ethnischen Zugehörigkeit keinen Bezug zu ihren geografischen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion herstellen, was aus der Geschichte der Russlanddeutschen zu erwarten wäre (vgl. Kapitel 2.2). Sie nehmen sich u. a. nicht als „Wolgadeutsche“, „Kaukasusdeutsche“ oder „Schwarzmeerdeutsche“ wahr. Dies kann dahingehend verstanden werden, dass heute keine Bindung (mehr) zu den geografischen Siedlungsgebieten, die noch vor dem zweiten Weltkrieg intakt bestanden, besteht. Denkbar ist, dass die Zugehörigkeit zu den geografischen Siedlungsgebieten über die Jahre in der ehemaligen Sowjetunion brüchig geworden ist, weil die Hoffnung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in der „Zeit danach“ – d. h. nach dem zweiten Weltkrieg (vgl. Kapitel 2.2), in ihre alten Siedlungsgebiete zurückzukehren, nicht erfüllt wurde. Ihre empfundene Zugehörigkeit zu den ehemaligen Siedlungsgebieten konnte die jahrzehntelange Hoffnung auf Rückkehr nicht standhalten. Die Befragten wurden gewisser Weise um eine Zugehörigkeit beraubt.

In der Ethnic Return Migration Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wird dieser Tatbestand wenig diskutiert. Die „Beraubung um eine Zugehörigkeit“ wird nicht so direkt herausgestellt. Ethnizität („Einreiseticket“ ins Land der Vorfahren einreisen zu können (vgl. Kapitel 3.4)), die bei der Migrationsform „Ethnic Return Migration“ von zentraler Bedeutung ist, und die die Herstellung eines Zugehörigkeitsgefühls beschreibt (vgl. Kapitel 3.4), wird nicht gemeinsam mit den geografischen Siedlungsgebieten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in der ehemaligen Sowjetunion genannt. Das heißt, Ethnizität wird in der bisherigen Ethnic Return Migration Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wenig mit den geografischen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion in Verbindung gebracht. Dies sieht mit der „Urheimat“ Deutschland (vgl. Krie-

ger 2017b) anders aus. Was die geografischen Siedlungsgebiete der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in der ehemaligen Sowjetunion und Deutschland unterscheidet, ist der Tatbestand, dass in den geografischen Siedlungsgebieten anders als zu Deutschland, keine „offene Aufnahmepolitik“, herrscht, eher das Gegenteil (vgl. Eisfeld 2017). Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wurden aus den ehemaligen geografischen Siedlungsgebieten vertrieben und hatten bzw. haben heute immer noch keine rechtliche Grundlage dorthin als „Deutsche“ aufgrund ihrer Ethnizität – ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit zurückzukehren. Ihre Ethnizität – ihre (ethnische) Zugehörigkeit ist nur für das Aufnahmeland Deutschland wichtig.

Es kann angenommen werden, dass Ethnisierung, d. h. die fehlende Anerkennung ihrer gefühlten Zugehörigkeit zu den geografischen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion und Diskriminierung eine „Re-Identifikation“ bzw. „Re-Ethnisierung (vgl. Skrobanek 2007, S. 266) bedingen. Das heißt, es kommt zu einer stärkeren Wiederidentifikation mit Deutschland aufgrund von Ethnisierung, was in der bisherigen Forschung so nicht geschildert bzw. beschrieben wird.

Der fehlende Bezug der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu ihren geografischen Siedlungsgebieten bei der Zugehörigkeitsfrage zeigt auch, dass die Zugehörigkeit nicht per se über die historische Wurzel hergestellt wird, sondern viel mehr über das Naheliegende und zwar als „Russen“ wahrgenommen zu werden. Aus der direkten Auseinandersetzung im Alltag wird Zugehörigkeit demnach bestimmt und weniger durch eine Geschichtswerdung bzw. Historisierung. Hingegen sind die historischen Wurzeln implizit in einem gewissen Grad bedeutsam und wirken bei der Zugehörigkeit immer mit ein. Denn die Befragten nehmen an, dass sie aufgrund ihrer ethnischen historischen Wurzeln rechtlich Deutsche sind. Hingegen wird ihrer Wahrnehmung nach dies von autochthonen Deutschen nicht anerkannt.

Die Befragten sehen sich aber auch nicht als „Sowjetdeutsche“, was nicht verwunderlich ist. Dieser Begriff, der nach der Abdankung des Zaren und Gründung der UdSSR (30.12.1922) eingeführt wurde, wurde zur Abgrenzung der „Deutschen in der Sowjetunion“ bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion genutzt (vgl. Kapitel 2.1). Dieser Begriff, der eine Fremdbezeichnung mit einer negativen Konnotation darstellt, entspricht bis heute nicht dem Selbstverständnis der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler.

Die Befragten wählen für sich selbst Zugehörigkeiten, die sich auf einem Kontinuum zwischen den Polen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ befinden, welches viele Übergänge offen lässt: „Deutsche(r)“, „Nicht-Ganz-Deutsche(r)“, „Nicht-Typisch-Deutsche(r)“, „Russlanddeutsche(r)“, „Russe/Russin“. Sie wählen aber auch Bezeichnungen, in denen direkt weder das „Deutsche“, noch das „Russische“ vorkommt, aber indirekt ein Bezug dazu genommen wird. „(Spät-)Aussiedler“ ist so eine Bezeichnung oder „Mischling“. Die Be-

zeichnung „Mischling“ ist eine Bezeichnung aus der Tier- und Pflanzenwelt, um es im positiven Sinne auszudrücken. Der Begriff „Mischling“ hat hingegen auch eine negative Bedeutung, die historisch gewachsen ist. Diese Bezeichnung hat seinen Ursprung in der Rassenlehre aus der Kolonialzeit und wird in Deutschland als Fremdbezeichnung häufig für „Schwarze Deutsche“ verwendet, was als Rassismus aufgefasst werden muss (vgl. Schearer und Haruna 2013, 22ff.). In der deutschen Geschichte wird der Begriff „Mischling“ sehr häufig mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht. Der Begriff „Mischling“ wurde in der Rassenideologie des nationalsozialistischen Regimes für Menschen mit einem jüdischen und einem nichtjüdischen Elternteil, abhängig von der Religionszugehörigkeit, verwendet. Es wurden Mischlinge ersten Grades und Mischlinge zweiten Grades unterschieden (vgl. Raggam-Blesch 2014, S. 81). Anzunehmen ist, dass der in der vorliegenden Arbeit befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlerin, die die Bezeichnung „Mischling“ verwendet, diese rassistische Bedeutung nicht bewusst ist, so dass sie unreflektiert bzw. unbeschwert diese Bezeichnung zur Selbstbezeichnung verwendet und sich damit indirekt abwertet. In der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung zum Zugehörigkeitsbegriff lässt sich diese Bezeichnung noch so nicht finden. In der Studie von Göler und Lautenbacher (2010, 45ff) werden andere Bezeichnungen bzw. Umschreibungen gewählt: „halb Deutscher und halbe Russe“; „Hälfte-Hälfte“.

Sofern der Nutzung des Begriffs „Mischling“ nichts Negatives unterstellt wird und diese im positiven Sinne verwendet wird, so deutet dieser Begriff auf eine hybride Zugehörigkeit bzw. Mehrfachzugehörigkeit hin. Denn je nach Situation und Kontext haben die Befragten eine andere Zugehörigkeit. Ihr Selbstverständnis ist gegenüber Dritten ein anderes als in der eigenen Vorstellung. Dies steht im Einklang mit der Forschung von Pfaff-Czarnecka (2012, S. 48) und Rosenthal und Bogner (2010, S. 15), die zeigt, dass Zugehörigkeiten situations- und kontextabhängig sind. Diese „Sprunghaftigkeit“ – d. h. der Wechsel zwischen den unterschiedlichen Zugehörigkeiten je nach Situation und Kontext bzw. die Widersprüchlichkeit des Selbst ist nicht für die Befragten, sondern für Andere bzw. autochthone Deutsche nach der Wahrnehmung der Befragten schwer nachzuvollziehen. Die Anderen wollen Beständigkeit bzw. verlangen indirekt eine klare Positionierung zum Russischen bzw. Sowjetischen oder Deutschen von den Befragten. Auch Rosenthal (2011, S. 19) stellt in ihrer Studie fest, dass eine „eindeutige“ Selbstdefinition von den „ethnischen Deutschen“ und ihren Angehörigen sozial eingefordert wird. Autochthone Deutsche können nach dem Empfinden der Befragten schwer nachvollziehen, wie die Befragten als russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler sich das Recht nehmen, sich auf eine (Teil-)Zugehörigkeit zum Deutschen zu berufen. Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung verbinden aber sowohl das Russische/Sowjetische als das Deutsche in sich. Sie räumen beiden Zugehörigkeitsanteilen einen entsprechenden Platz in ihrem Leben ein.

Gerade an der Bezeichnung „Russlanddeutsche(r)“ wird die Zugehörigkeit zum Deutschen, aber auch Russischen/Sowjetischen deutlich. Es ist eine Kombination der Zugehörigkeiten. Durch die Wortzusammensetzung „Russland-Deutsche(r)“ und nicht „Deutsch-Russe(r)“ betonen sie ihre stärkere Zugehörigkeit zum Deutschen.²⁸⁸ Die Bezeichnung „Russlanddeutsch“ hat aber noch eine weitere Funktion für die Befragten, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung nicht thematisiert wird. Es kann als eine „Behilfsbezeichnung“ aufgrund von Erfahrungen aufgefasst werden, auf die einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in der Interaktion mit Anderen zurückgreifen, um Fragen und Unverständnis aus dem Weg zu gehen und in Ruhe gelassen zu werden. Denn die Anderen können nach Meinung der Befragten bei diesem Begriff mehr Verständnis und Akzeptanz für ihre Person entgegenbringen als bei der von ihnen gewählten Selbstbezeichnung „Deutsche(r)“. Es ist vorstellbar, dass wenn die Befragten von Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, als „echte Deutsche“ bzw. „Norm-Deutsche“ – d. h. die Spiegelung ihres Selbst – und nicht als „andere Deutsche“²⁸⁹ anerkannt werden sollten, sie den Begriff „Russlanddeutsch“ nicht mehr verwenden würden, weil sie keine Behilfsbezeichnung mehr bräuchten. Wahrscheinlicher ist hingegen, dass die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler diese Bezeichnung weiterhin für sich verwenden werden, um ihre doppelte Zugehörigkeit sowohl zum Deutschen als auch zum Russischen zu zeigen und somit auch zu verdeutlichen, dass sie Deutsche, aber „andere Deutsche“ sind. Die Verwendung des Begriffs „Russlanddeutsch“ heißt aber auch zu seinen „russischen Anteilen“ zu stehen und diese nicht zu verleugnen. Der Begriff „Russlanddeutsch“, der ein historisch gewachsener Begriff ist (vgl. Kapitel 2.1) und sowohl eine Fremdbezeichnung als auch eine Selbstbezeichnung darstellt (vgl. Krieger 2017a),²⁹⁰ zeigt dass dieser Begriff immer noch dem Selbstverständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler entspricht.

Interessant ist auch, dass die Befragten sich nie allein als „deutsch“ oder „russisch“ bzw. Deutsche oder Russen ausgeben, sondern immer eine weitere Bezeichnung für sich dazu wählen wie z. B. „Russlanddeutsche(r)“ oder „(Spät-)Aussiedler(in)“. Dies kann dahingehend gedeutet werden, dass sie sich aufgrund fehlender sozialer Anerkennung als „Deut-

²⁸⁸ Das letztgenannte Wort (Grundwort) bei Wortzusammensetzungen stellt im Deutschen die Hauptbedeutung dar – z. B. Löwenzahn (Löwe + Zahn = Löwenzahn).

²⁸⁹ „Andere Deutsche“ ist hier zum Teil eine Anlehnung an Mecherils und Teos (1994) Begriff „Andere Deutsche“. Mecheril und Teo operieren in ihrem Buch *„Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft“* mit den Begriff „andere Deutsche“ und meinen damit *„Menschen [...], die in Deutschland leben und doch keine konventionelle „deutsche Geschichte“ aufweisen, weil sie zwar in Deutschland aufgewachsen sind, aber aufgrund ihres Aussehens von der Öffentlichkeit als Fremde angesehen werden, weil sie aus multiethnischen Partnerschaften stammen oder ihre Eltern aus anderen Kulturkreisen emigriert sind“* (vgl. Mecheril und Teo 1994, S. 7). Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung erfüllen nicht unbedingt alle Kriterien der Definition von Mecheril und Teo (1994) der „anderen Deutschen“. Sie sind z. B. in den meisten Fällen nicht in Deutschland aufgewachsen. Die Situation der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler war und ist sehr speziell.

²⁹⁰ Wobei einige Autoren die Bezeichnung „Russlanddeutsche“ allein als eine Fremdbezeichnung sehen (vgl. Elwert 2015, S. 79).

sche“, denn für die „autochthonen Deutschen“ sind die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler keine „Deutschen“, „auch“ als Russlanddeutsche oder (Spät-)Aussiedler ausgeben. Ihnen wird, ihrer Wahrnehmung nach, das Recht sich deutsch zu fühlen von der Mehrheitsbevölkerung aberkannt. Denn die Mehrheitsbevölkerung toleriert und akzeptiert nach Ansicht der Befragten kaum, dass das „Deutschsein“ vielfältig ist und auch etwas „Gefühltes“ darstellen kann und nicht auf messbaren objektiven Kriterien wie Aussehen, Akzent und/oder Sprache beruhen muss. Dieses Ergebnis fügt sich in die allgemeinen Annahmen zu dem Thema Zugehörigkeit von Ruokonen-Engler (2016, S. 248), die feststellt, dass die Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit von der Zustimmung und Tolerierung der Mehrheitsbevölkerung in bestimmten Kontexten abhängt. Diese Erklärung wäre hingegen zu kurz gegriffen. Die Befragten geben sich zwar u. a. als Russlanddeutsche aufgrund mangelnder sozialer Anerkennung als Deutsche aus, aber sie geben sich u. a. auch als Russlanddeutsche aus, weil sie sich selbst sowohl zum Deutschen als auch zum Russischen zugehörig fühlen. Sie haben eine Doppelzugehörigkeit, was bereits mehrmals anklang. Das ist vereinbar mit der Erklärung, dass die Selbstethnisierung mit dem Kontext zusammenhängt. Das ist somit keine Diskrepanz, sich zum Teil dem Russischen/Sowjetischen, zum Teil dem Deutschen dazugehörig zu fühlen. Vielmehr ist dies das wiederkehrende unlösliche Grundproblem: Die Befragten fühlen sich deutsch und müssen aber feststellen, dass im Aufnahmeland Deutschland diese Sicht bzw. dieses Gefühl nicht anerkannt wird.

Interessant ist noch eine weitere Beobachtung, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung nicht so deutlich herausgestellt wird. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler relativieren²⁹¹ ihr Deutschsein und haben ein bestimmtes Bild vom „deutschen Deutschsein“ bzw. Deutschsein der „Norm-Deutschen“. Die Befragten kategorisieren im Sinne von Brubaker und Cooper (2007, 67ff.) und haben selbst bestimmte Stereotype wie das Bild eines „typisch Deutschen“. Die Befragten nehmen sich als Deutsche wahr, aber nicht als „pure“ oder „typische“ Deutsche. Gerade mit dem Begriff „pure“ wird metaphorisch verdeutlicht, dass sie sich nicht als „reine und unverfälschte Deutsche“ sehen. Ihr Deutschsein ist im übertragenden Sinn „verfälscht“. Ihr Deutschsein ist vermischt mit russischen Anteilen und ist somit ein anderes Deutschsein als das Deutschsein der „Norm-Deutschen“ bzw. der „deutschen Deutschen“.²⁹² Sie relativieren ihr Deutschsein aus drei Gründen: Sie werden als „deutsche Deutsche“ von der Mehrheitsbevölkerung nicht anerkannt. Sie sehen aber auch selbst, wie bereits angedeutet wurde, Unterschiede wie z. B. in der Mentalität und der Sozialisation, was für sie eine

²⁹¹ Diese Relativierung wird auch in anderen Studien nicht explizit genannt, hingegen ist es die Grundlage vieler Untersuchungen zum Umgang mit der Migrationssituation und dem Selbstverständnis wie z. B. bei italienischen Migranten in Deutschland (vgl. Rieker 2003, S. 137) oder polnischen Migranten in Deutschland (vgl. Glorius 2007).

²⁹² Es kann auch der Begriff „autochthone Deutsche“ verwendet werden.

Rechtfertigung für ihr Anderssein darstellt. Sie wollen sich aber auch gegenüber ihren multiethnischen Eltern loyal zeigen und keine der Teilzugehörigkeiten negieren.

Anders als in der Studie von Göler und Lautenbacher (2010, 45ff.), die zeigt, dass die Kategorie „(Spät-)Aussiedler“ für die jungen (Spät-)Aussiedler nicht von Bedeutung ist bzw. von ihnen selbst nicht zur Selbstethnisierung verwendet wird, zeigt sich bei den hier befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern ein anderes Bild. Nicht alle, aber einige Befragte verwenden diese Bezeichnung für sich. Dieses Ergebnis sollte hingegen nicht überinterpretiert werden bzw. so interpretiert werden, dass die Bezeichnung „(Spät-)Aussiedler“, die streng genommen eine Fremdkategorisierung von Seiten der Bundesrepublik Deutschland darstellt (vgl. Kapitel 2.1), für die befragten (Spät-)Aussiedler in der hier vorliegenden Untersuchung für die Selbstethnisierung wichtig ist. Denn eine mögliche Erklärung für die Verwendung könnte sein, dass bei der Ansprache der Befragten zur Teilnahme an den Interviews die Interviewerin den Begriff „(Spät-)Aussiedler“ einführte, indem sie den Befragten mitteilte, dass sie „(Spät-)Aussiedler“ für ein Forschungsvorhaben suche. Es ist anzunehmen, dass die Befragten folglich diesen Begriff unreflektiert weiterverwendeten.

Interessant ist noch eine weitere Beobachtung, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung zur Zugehörigkeit nicht so deutlich herausgestellt wird. Dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler ethnisiert werden und einer falsch empfundenen Zugehörigkeit zugeordnet werden, ist kein neues Ergebnis. Dass sie aber auch Andere ethnisieren und Anderen eine Zugehörigkeit nicht zugestehen, wird in der bisherigen (aktuelleren) Forschung wenig bis kaum thematisiert.²⁹³ Gaudenz und Römhild (1996, 55ff) stellen 1990/1991 fest, dass russlanddeutsche Aussiedler „Ausländern“ keine Zugehörigkeit zu Deutschland aufgrund der fehlenden „ethnischen Zugehörigkeit“ zugestehen. Deutschsein können ihrer Meinung nach nur Personen, die die deutsche Sprache sprechen, deutscher Abstammung sind und deutsche Traditionen über Generationen gepflegt haben. Einige Befragte in der hier vorliegenden Untersuchung verwenden einerseits die gleichen oder teilweise andere Kategorien, um ihr Verständnis von Deutschsein zu definieren. Andererseits verwenden sie diese Kategorien in einem anderen Kontext. Ethnische Abstammung ist für die in der hier vorliegenden Untersuchung befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler eine wichtige Kategorie, um sich auf eine Zugehörigkeit zum Deutschen zu berufen. Die Beherrschung der deutschen Sprache ist hingegen, ihrer Ansicht nach,

²⁹³ Klimeniouk (2018) verweist darauf, dass bisher keine Daten zu der Verbreitung und dem Ausmaß von nationalistischen und fremdenfeindlichen Vorstellungen unter den Russlanddeutschen existieren. Bei der Bundestagswahl 2017 wurde hingegen ein größeres Interesse für die AfD bei Russlanddeutschen festgestellt. Es wählten 15 Prozent der Russlanddeutschen in der Studie mit ihrer Zweitstimme die AfD. Bei der Gruppe der Deutschtürken (so wurden von den Autoren die türkischstämmigen Migranten genannt) waren es null Prozent (vgl. Goerres et al. 2018, S. 6). Ob jetzt aus dem Wahlergebnis auf die Stärke und den Umfang der Fremdenfeindlichkeit oder nationalistisches Denken geschlossen werden kann, lässt sich nicht beantworten. Dazu fehlen weitere Studien.

keine Kategorie, an der das Deutschsein festgemacht werden sollte. Andere, in der bisherigen Forschung bisher kaum bis wenig genannte, Kategorien gewinnen für die Befragten an Bedeutung bei der Zugehörigkeitsfrage. Es sind die Kategorien Nachname und Aussehen, die einige befragte russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst auf Andere anwenden. Fremdklingende, nicht deutsche Nachnamen und nicht europäisches Aussehen sind Ausschlusskriterien für ein Deutschsein, sofern diese Kriterien nicht auf die Befragten selbst zutreffen. Denn eine Befragte, die sich Deutsch fühlt, berichtet, dass sie aufgrund ihres Aussehens, welches eine Herkunft aus nicht europäischem Raum vermuten lässt, zu einer nicht deutschen Zugehörigkeit zugeordnet wird. Das heißt, dass einige Befragte kategorisiert werden und selbst andere kategorisieren. Anders ausgedrückt: Die Befragten blenden ihre eigene Voreingenommenheit aus und sehen mehr die Voreingenommenheit der Anderen gegenüber ihrer Person. Die Frage ist, ob die Befragten kategorisieren, weil sie kategorisiert werden oder ob Kategorisierung „in der Natur des Menschen“ ist. Denkbar ist beides. Hastedt (1998, S. 4) sagt, dass Kategorisierung ein *„für die Menschen notwendiger Prozess ist, der nicht nur die Verarbeitung von Informationen aus der dinglichen, sondern auch aus der sozialen Umwelt betrifft.“* Dieses Ergebnis zeigt noch etwas anderes. Wie Riegel und Geisen (2010, S. 7) andeuten, sind Zugehörigkeiten Gegenstand von Aushandlungsprozessen. Es wird einerseits ausgehandelt, welche Kriterien eine Zugehörigkeit definieren, andererseits was für Folgen eine Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit hat (vgl. Riegel und Geisen 2010, S. 7).

Nach eingehender Betrachtung des Selbstverständnisses, stellt sich nun die Frage, ob **Heimat** Aufschluss über Zugehörigkeit(en) gibt. Des Weiteren stellt sich die Frage, in welcher Beziehung Heimat zu dem Selbstverständnis der Befragten steht. Zugespitzter stellt sich die Frage: Kann etwas über die Analyse der Verortung von Heimat über Zugehörigkeit gelernt werden? In welcher Beziehung steht Heimat zu dem Selbstverständnis?

Der Begriff Heimat ist für die Befragten kein eindeutiger selbsterklärender Begriff, den sie zur Verortung verwenden. Sie gebrauchen diesen Begriff unterschiedlich bzw. bestimmen auf eine unterschiedliche Art und Weise, was sie als ihre Heimat ansehen. Einige Befragte wollen und/oder können sich nicht heimatlich verorten bzw. der Prozess der Verortung ist noch nicht/teilweise abgeschlossen. Es kann auch angenommen werden, dass dieser Prozess nie abgeschlossen sein wird. Die Befragten möchten sich nicht immer auf eine Bedeutung von der eigenen Heimat festlegen, die keine andere Deutung zulässt. Eine dieser Personen ist Fr. Krieger, was die folgende kurze Gesprächssequenz zeigt:

I: Und was würden Sie denn sagen, was Ihre Heimat ist?

Fr. Krieger: (5) Ja, Heimat ist jetzt/ (4) Mein Zuhause ist hier. Aber ich kann jetzt nicht sagen, was meine Heimat ist. Mein Zuhause ist hier. Das ist mein Zuhause. Heimat (.) ist für mich inzwischen schwer geworden zu sagen, weil ich bin mehr inzwischen in Deutschland als in Russland. Und ich

hab gar keinen Bezug auch mehr zu meiner Heimat, weil da ja keiner mehr ist. Und (.) ich sag inzwischen, da wo ich aufgewachsen bin.

I: Und Sie sind in Deutschland aufgewachsen?

Fr. Krieger: Nein. Aufgewachsen heißt/ 13 Jahre heißt bei mir in Russland, nee. In Sibirien, Russland. Da bin ich aufgewachsen und das ist so. Aber Heimat/ Das Wort Heimat/ Ich find's schwierig zu sagen.

I: Was heißt für Sie denn Heimat?

Fr. Krieger: (3) [*Befragte seufzt tief.*] Ja, Heimat. Deswegen sage ich ja auch Zuhause, weil Heimat hat was mit/ (.)

I: Zu abstrakt für Sie wahrscheinlich?

Fr. Krieger: Genau. Das ist wahrscheinlich dadurch, dass man nicht in einem Ort oder einem Land groß geworden ist. Wahrscheinlich damit, dass es irgendwann so/ Das ist Heimat. Und/ (.) Ja.
(Fr. Krieger:284–291)

Fr. Krieger muss etwas überlegen und kann dennoch im ersten Moment nicht sagen, was ihre Heimat ist. Sie möchte auch den Begriff Heimat nicht gebrauchen. Es scheint, als ob der Begriff „Heimat“ für sie selbst nicht mehr zeitgemäß wäre. Der Begriff Heimat ist für sie abstrakt und schwer zu fassen. Dieses Verhalten ist vergleichbar mit dem Verhalten, welches Buchwald (1984, S. 34) bei Anderen anmerkt – der Begriff „Heimat“ kann u. a. für diese Personen wirklichkeitsfremd erscheinen. Fr. Krieger selbst umschreibt den Begriff Heimat mit der sprachlichen Variation „groß geworden“. Dies sind ihr Bezug und ihre Zugehörigkeit zu Sibirien (Russland), der Ort ihrer Kindheit. Anstelle den Begriff „Heimat“ zu verwenden, verwendet Fr. Krieger bei Nachfrage nach ihrem Heimatverständnis sofort den Begriff „Zuhause“, der insbesondere in der Forschung zu Ethnic Return Migration ein wichtiger Begriff ist (vgl. Tsuda 2009a). Fr. Kriegers Zuhause ist „hier“, ihr Lebensmittelpunkt Deutschland. Mit diesem Verhalten steht sie nicht allein, denn auch andere Befragte nehmen eine Unterscheidung in Heimat und Zuhause vor und besetzen diese beiden Begriffe auf unterschiedliche Weise. Zu dieser Handlungsweise später etwas mehr. Fr. Krieger verweist darauf, dass mit der Zeit – „inzwischen“ – es ihr schwerfällt, etwas als ihre Heimat anzusehen. Sie hat eine gewisse Distanz zu den Anfängen ihrer eigenen Biografie entwickelt, die für sie selbst schwer in Worte zu fassen ist. Sie verdeutlicht in dieser kurzen Gesprächssequenz ebenfalls, wie ihr Heimatgefühl einem Prozess unterworfen ist. Diesen prozesshaften Charakter von Heimat, zeigt auch Hr. Turm. Nach einem Jahr in Deutschland wurde Deutschland zu seiner Heimat.

I: Was würden Sie sagen, wo ist ihre Heimat?

Hr. Turm: Jetzt schon Deutschland.

I: War das früher anders?

Hr. Turm: Wann früher?

I: Ab wann war Deutschland für Sie ihre Heimat? Und bis wann war Deutschland nicht ihre Heimat? Haben Sie da eine Veränderung gesehen?

Hr. Turm: (.) Vielleicht im ein Jahr nachgekommen. Als ich hierhergekommen bin. (Hr. Turm:533-538)

Die Frage, die unbeantwortet bleibt, ist was Hr. Turm vorher als seine Heimat bestimmt hat. Es scheint, dass für Hr. Turm der Begriff Heimat relativ leicht und schnell fassbar ist. Er kann genau und rasch für sich bestimmen, was er als seine Heimat ansieht. Dass der Begriff Heimat jedoch für einige Befragte schwer fassbar ist, zeigt neben Fr. Krieger auch Hr. Dries. Er fragt sich, was dieser Begriff überhaupt aussagen soll und wie dieser mit Inhalt gefüllt werden kann. Er sucht für sich nach einer Bestimmung aus seiner eigenen Biografie: Ist es der Geburtsort? Der Ort der längsten Aufenthaltsdauer oder der Ort der eigenen Angehörigkeit? Er macht zunächst deutlich, dass er viele Optionen hat und sein Heimatverständnis jenseits von Eindeutigkeit liegt. Er macht hingegen nicht den Eindruck, dass diese vielen Optionen zu Überforderung oder Ohnmachtsgefühlen bei ihm führen. Er scheint mit der Komplexität umgehen zu können. Hr. Dries ist hingegen der einzige Befragte, der selbst den Begriff der Heimat im Interview einbringt. Bei den anderen Befragten wurde der Begriff Heimat gesetzt bzw. von der Interviewerin eingeführt.

I: Und was ist dann deine Muttersprache? Du meinstest: „Warum sollte ich nicht Deutsch sprechen können?“ Ist Deutsch deine Muttersprache? Ist Russisch deine Muttersprache? [Befragter unterbricht Interviewerin.]

Hr. Dries: Ist ein bisschen schwer zu sagen, nee. Das ist genauso wie mit der Heimat. Was sagt denn Heimat aus? Heimat ist entweder das, wo du geboren bist, wo du am längsten gelebt hast oder deine Angehörigkeit. Dann habe ich drei. Geboren in Kasachstan, gelebt in Usbekistan, von der Nationalität Deutscher. (Hr. Dries:526–527)

Im weiteren Verlauf des Interviews wird deutlich, dass Hr. Dries Heimat bisher nicht Deutschland war, aber Deutschland sich langsam zu seiner Heimat entwickelt. Was oder wo seine Heimat war, lässt sich aus dem Interview nicht erschließen. Hr. Dries befindet sich noch im Prozess der Heimatfindung. Hr. Dries gibt zu verstehen, dass Deutschland langsam für ihn zu seiner Heimat u. a. aufgrund seiner knapp 20-jährigen Aufenthaltsdauer in Deutschland und der Geburt seiner Töchter in Deutschland wird. Sein Heimatverständnis beginnt sich zu wandeln und hat einen stärkeren Bezug zur Gegenwart und Zukunft. Die für ihn wichtigen Bestimmungsfaktoren seiner Heimat sind nun Familie (Zugehörigkeit zu seiner Familie) und eine lange Aufenthaltsdauer in Deutschland. Diese beiden Faktoren kennzeichnen für ihn seine Zugehörigkeit zu Deutschland als seine immer mehr werdende Heimat. Hr. Dries möchte allerdings mit dem Thema Heimat langsam abschließen und sich nicht weiter damit befassen. Er wünscht sich ein Ende des Prozesses der Heimatfindung.

I: Und Heimat? Was wäre das dann? Weil du den Begriff gerade auch/ [Befragter unterbricht Interviewerin.]

Hr. Dries: Kann ich auch nicht sagen. Das ist auch. Da hat/ hatten wir mal in der Schule halt dieses Thema und ich kann darauf antworten/ Ich sag jetzt mal Deutschland. Jetzt hab ich nun mal/ Vor fast

20 Jahre sind wir jetzt halt in Deutschland. Geboren bin ich in Kasachstan. Usbekistan, ok. Zu damaligen Zeit, wo ich zur Schule gegangen bin, war die letzte Zeit Usbekistan. Und das ist jetzt auch schon lange vorbei. Jetzt bin ich schon länger in Deutschland. Geboren in Kasachstan, ok. Mein Gott, das waren dann zwei, drei Jahre, wo ich da gelebt hab. So vier Jahre. Das ist dann auch schon vorbei. Ich denke jetzt kann man auch sagen langsam Deutschland. Die Kinder sind auch hier geboren. Ich denke mit dem Thema kann man auch abschließen.“ (Hr. Dries:528–529)

Hr. Dries nimmt allerdings im Vergleich zu Fr. Krieger keine Unterscheidung in „Heimat“ und „Zuhause“ vor. Er verwendet explizit nur den Begriff Heimat. Für Fr. Krieger ist Heimat der Ort, wo sie aufgewachsen ist – in ihrem Fall ist es Sibirien (Russland). Hingegen hat sie zu ihrer Heimat Russland keinen Bezug mehr, da keine nahestehenden Personen mehr dort leben. „Und ich hab gar keinen Bezug auch mehr zu meiner Heimat, weil da ja keiner mehr ist.“ (Fr. Krieger: 285) Damit unterscheidet sie sich zu Hr. Dries bezüglich der eigenen beige-messenen Wichtigkeit von nahestehenden Personen zur Herausbildung eines Heimatgefühls. Für Fr. Krieger sind nahestehende Personen kein ausschlaggebendes Kriterium zur Bestimmung ihrer Heimat. Russland ist ihre Heimat trotz des Fehlens von nahestehenden Personen dort. Für Hr. Dries allerdings sind ihm nahestehende Personen wie seine Töchter ein ausschlaggebendes Kriterium zur Bestimmung seiner langsam werdenden Heimat Deutschland.

Mit dem Begriff „Zuhause“, den Fr. Krieger für Deutschland wählt, sieht sie einen Ort, an dem sie eine bestimmte Aufenthaltsdauer nachweisen kann (in Russland verbrachte sie die ersten 13 Jahre; in Deutschland hält sie sich bereits 21 Jahre auf). Im Vergleich zu Fr. Krieger verwendet Hr. Dries seine Aufenthaltsdauer zur Bestimmung seiner Heimat. Dies zeigt, dass Hr. Dries als auch Fr. Krieger ihre Aufenthaltsdauer als ein wichtiges Kriterium zur Bestimmung eines Ortes wählen, die sie unterschiedlich besetzen.

Diese Unterscheidung in Heimat und Zuhause für zwei unterschiedliche Orte (vgl. Tsuda 2009a), die auch Fr. Krieger vollführt, machen noch drei weitere Befragte. Damit zeigen sie, dass sie sich nicht auf einen Ort festlegen, um ein Gefühl von Zugehörigkeit, sei es auch mit unterschiedlicher Konnotation, zu entwickeln. Sie sind auf unterschiedliche Art zu zwei Orten verbunden und verweisen damit auf zwei Zugehörigkeiten.

Fr. Tengel und Fr. Schäfer, die diese Unterscheidung machen, ist gemeinsam, dass sie Deutschland als ihr Zuhause ansehen. Fr. Tengel geht einen Schritt weiter und bezeichnet Deutschland nicht nur für sich selbst, sondern auch für ihre gesamte Familie als Zuhause. Sie nimmt sich das Recht, für ihre gesamte Familie zu sprechen. „Ich würde sagen, dass ich jetzt hier {in Deutschland} Zuhause bin. So ist es. Stimmt Alexandra, das ist die Wahrheit? [Tochter sagt ja.] Das ist jetzt unser+ Zuhause +seit allen diesen Jahren+“ (Fr. Tengel:519) Auffallend ist, wie stark Fr. Tengel mit dem Ausdruck „jetzt hier“ den Bezug zu Hier und Heute, der Gegenwart, von ihrem Zuhause betont, im nächsten Satz aber auch gleichzeitig darauf aufmerksam macht, dass Deutschland immer schon „*seit allen diesen Jahren*“ Zuhause für ihre Familie

dargestellt hat. Fr. Schäfer ist froh und dankbar dafür, dass Deutschland ihr Zuhause ist. „Aber mein Zuhause hier *{Deutschland}*. Wenn wir da sind, wir wissen, dass wir nach Hause müssen. Oh, Gott sei Dank, wenn wir kommen nach Deutschland. Gott sei Dank sind wir wieder Zuhause. Das ist so.“ (Fr. Schäfer:368)

Fr. Tengel und Fr. Schäfer bestimmen allerdings Heimat in einem anderen Kontext als Fr. Krieger bzw. führen andere Bestimmungsfaktoren für ihre Heimat an. Fr. Tengel versteht unter Heimat ihren Geburtsort Almaty,²⁹⁴ eine Stadt in Kasachstan. „Ich sage Alm/ +Wie es ist, so ist es. Meine Heimat ist da, Kasachstan. Da bin ich doch geboren+“ (Fr. Tengel:517) Fr. Tengel ist nicht die einzige mit dem Verständnis von Heimat als der Ort der Geburt, denn Hr. Dries, was bereits anklang, stellt auch bei dem Begriff Heimat die Verbindung zum Geburtsort her, auch wenn er Deutschland mittlerweile als seine Heimat ansieht. Aber auch Fr. Reich sieht ihren Geburtsort Nowosibirsk,²⁹⁵ eine Stadt in Russland, als ihre Heimat an. Allerdings differenziert Fr. Reich nicht in Heimat und Zuhause. „(.) Meine Heimat ist Sibirien. Nowosibirsk. (.) *Ich bin in einem kleinen Dorf geboren. Und dann gelernt in der Stadt. In der Stadt geblieben*. (Fr. Reich: 703) Fr. Reich ist neben Fr. Tengel die einzige Befragte, die den Heimatbegriff auch heute noch explizit mit dem Geburtsort besetzt. Heimat bedeutet für beide der Ort der Geburt – geografisch enger gefasst die Stadt, in der sie geboren wurden. Sie machen den Anschein, dass ihr Heimatbegriff sich in den Jahren in Deutschland nicht gewandelt hat.

Um auf Fr. Schäfer wieder zurückzukommen, die genau wie Fr. Tengel in Heimat und Zuhause differenziert. Fr. Schäfer benutzt eine Metapher: Sie sieht Heimat als etwas innig Wirkendes und Eigenes – vergleichbar mit der eigenen Mutter. Dies steht als Gegensatz zu etwas Erworbenem, hier der angeheirateten Schwiegermutter, dem Zuhause. „Das ist so wie, wie Eltern. Ich vergleiche das oft. Heimat ist wie Mutter. Und was wir jetzt Deutschland haben, das ist wie Schwiegermutter. Gehört auch irgendwie zur Familie. Vielleicht bist du mit ihr mehr Zeit/ Zeit verbringst, aber trotzdem ist das nicht ganz dein eigenes.“ (Fr. Schäfer:370)

Dass Zuhause nicht unbedingt in der Heimat liegen muss und Heimat im Zeitverlauf auch ganz fremd werden kann, aber dennoch Heimat aus unterschiedlichen persönlichen Beweggründen ist, so wie Fr. Krieger bereits deutlich machte, zeigt auch Fr. Schäfer.

„Für mich Heimat ist Russland und Kasachstan und Rest von Sowjetunion interessiert mich nicht. [...] Ich hab kein/ Kein Wunsch auch dorthin zu/ ins Urlaub fahren oder zu Besuch. Ich möcht das nicht. Für mich wäre besser, wenn jemand zu uns kommt zu Besuchen. Aber hinzufahren/ Da ist auch irgendwie alles fremd geworden. Als wir zum Beispiel erste Mal da waren. Nach vier Jahren, da waren wir noch wie Zuhause. War alles noch vertraut. Irgendwie Heimweh war auch. Zweite Mal wir waren: „Haha, wir sind Touristen, aber wir kennen noch alle und wir wissen noch alles“. Dritte Mal war schon gleichgültig. Ach, ja, was wollen wir euch erzählen? Das ist eure Leben und das ist unser Leben. Das ist sowieso nicht zu vergleichen. Und das ist auch alles egal. Und letzte Mal – nur schnell nach Hause. Nur schnell nach Hause. Irgendwie ist alles fremd und

²⁹⁴ Anonymisierter Ort

²⁹⁵ Anonymisierter Ort

ich will das auch nicht genau wissen, wie das jetzt abläuft und das ist mir alles egal. Ja, gut, gesehen/ Verwandtschaft und Freunde, ja, ok. Deswegen sind wir dort. Aber nichts mehr. Ich werde **nie** einfach so aus Lust irgendwohin fahren. Verbindet nichts mehr. Weil die, die leben auch weiter. Wir haben uns wie Ehepartner auseinander gelebt sozusagen. Sie machen ihr Leben und wir machen unser Leben. Trotz allem.“ (Fr. Schäfer:377)

Im Vergleich zu Fr. Krieger hat Fr. Schäfer in ihrer Heimat Kasachstan und Russland²⁹⁶ Freunde, aber auch Verwandte ihres Mannes. Zu diesen fühlt sie sich nicht mehr zugehörig. Die Betonung liegt auf mehr, denn mit längerer Aufenthaltsdauer in Deutschland wurden nicht nur das Land, sondern auch die dort lebenden Menschen und ihre Lebensweise fremd, was eine gewisse innere und äußere Distanz zu ihrer Heimat, aber auch den dort lebenden nahestehenden Personen deutlich macht. Sie haben sich gegenseitig nichts mehr zu erzählen, weil sich ihre Leben unzeitgleich verändert haben und sie sich dabei mit sich selbst mehr beschäftigt haben. Dies kann als Entortung, was Entfremdung bedeutet (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 40), beschrieben werden. Die anfängliche Verbundenheit und Vertrautheit mit der Heimat, die von Fr. Schäfer noch als Zuhause bezeichnet wurde (die beiden Begriffe Heimat und Zuhause fallen da noch zusammen), aber auch Heimweh nach der Heimat, verfliegen mit den Jahren in Deutschland. Fr. Schäfer kreierte ein neues Zuhause in Deutschland. Das „Fahren in die Heimat“ dient heute lediglich dazu, die Verwandten und Freunde zu besuchen, wogegen Fr. Schäfer sich innerlich sträubt. Sie hat kein inneres Bedürfnis danach. Lieber sollen, ihrer Auffassung nach, die Verwandten und Freunde sie in Deutschland besuchen. Aber auch das ist nicht die Lösung, denn im Inneren hat Fr. Schäfer nicht das Bedürfnis, am Leben ihrer Freunde und Verwandte teilzuhaben. Ihr ist das Leben ihrer Verwandten und Freunde gleichgültig. Fr. Schäfer verwendet dabei wieder eine Metapher: Sie vergleicht es mit Ehepartnern, die sich mit den Jahren auseinandergeliebt haben. „Ich werde **nie** einfach so aus Lust irgendwohin fahren. Verbindet nichts mehr. Weil die, die leben auch weiter. Wir haben uns wie Ehepartner auseinander gelebt sozusagen. Sie machen ihr Leben und wir machen unser Leben.“ (Fr. Schäfer:377) Ihre Beziehung ist eingeschlafen. Das heißt, dass die Gefühle weg sind. Es besteht kein gegenseitiges Gefühl der Zugehörigkeit und des Zusammenhalts mehr, sondern eher ein Gefühl des Nicht-Dazugehörens. Das einzige was bleibt, ist der Rückzug zum Vertrauten, und zwar nach Hause, was für sie Deutschland darstellt. „Und letzte Mal – nur schnell nach Hause. Nur schnell nach Hause.“ (Fr. Schäfer:377) Deutschland ist ihr sicherer Rückzugsort. Eine Rückkehr in die Heimat, die anfänglich auch das Zuhause darstellte, ist heute nicht vorzustellen. „Ich werde mich **nie** zurückkehren. Nee, nein.“ (Fr. Schäfer:369) Heute nimmt Fr. Schäfer eine trennscharfe Unterscheidung in Heimat und Zuhause vor. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Fr. Schäfer diese abweisende Haltung gegenüber den Freunden und Verwandten in Kasachstan und Russland mit ihren mit den Jahren fortschreitenden Fremdheitserfahrungen

²⁹⁶ Kasachstan ist ihr Geburtsort. In Russland hat sie studiert, ihren Mann kennengelernt und geheiratet. Ihr erstes Kind kam ebenfalls in Russland zur Welt (Informationen u. a. aus dem Nachgespräch).

gen mit ihrer Heimat erklärt. Ihre Fremdheitserfahrungen halten sie hingegen nicht davon ab, Russland und Kasachstan als ihre Heimat zu bezeichnen, und dies auch trotz längerem Aufenthalt in Deutschland. „Vielleicht bist du mit ihr {Schwiegermutter} mehr Zeit/ Zeit verbringst, aber trotzdem ist das nicht ganz dein eigenes.“ (Fr. Schäfer:377) Für Fr. Schäfer ist es ein stimmiges Bild, in Form einer Metapher Heimat mit Mutter zu vergleichen und Heimat die Eigenschaft „dein Eigenes“ zuzuweisen, aber dennoch als etwas fremd Gewordenes wahrzunehmen. Sie fühlt sich zu Kasachstan und Russland als Heimat zugehörig, hat aber keine Gefühle mehr für diese Länder. Im übertragenen Sinne heißt es, dass die Mutter, die etwas Eigenes ist, fremd geworden ist, aber dennoch die eigene Mutter bleibt, obwohl man viel mehr Zeit mit der Schwiegermutter, die nichts ganz das Eigene ist und nie die eigene Mutter werden kann, verbringt. Es besteht eine Sehnsucht nach der Schwiegermutter, wenn man bei der eigenen Mutter ist. Zur Mutter irgendwann zurückzukehren wird kategorisch ausgeschlossen. Die Schwiegermutter ist für die Gestaltung des alltäglichen Lebens wichtiger geworden. Mit dieser starken bildhaften Metapher verdeutlicht Fr. Schäfer ihr Verständnis von Heimat als eine emotionale Beziehung zwischen/zu Menschen. Diese Metapher dient zur Unterscheidung von Heimat und Zuhause. Fr. Schäfer veranschaulicht, dass sowohl Heimat als auch Zuhause Verbundenheit und Zugehörigkeit herstellen. Hingegen sind es unterschiedliche Qualitäten der Verbundenheit und Zugehörigkeit. Des Weiteren verweist Fr. Schäfer darauf, dass für sie Heimat und Zuhause nie ein und derselbe Ort mehr darstellen werden. Dies ist für sie gedanklich nicht vorstellbar. Sie unterscheidet sowohl praktisch, als auch analytisch zwischen Heimat und Zuhause.

Hr. Michels, der ebenfalls in Heimat und Zuhause unterscheidet, gebraucht diese beiden Begriffe hingegen in einem anderen Kontext als die drei aufgeführten Befragten, die einen vergangenheitsbezogenen Heimatbegriff haben. Hr. Michels Zuhause ist Weißrussland²⁹⁷ aufgrund der dort vorherrschenden ihm mehr ansprechenden Mentalität und nicht wie bei den anderen drei aufgeführten Befragten Deutschland. „Aber ich bin oft in Weißrussland. Und wenn ich da reinkomme, ich fühl mich mehr wie Zuhause. Weil die Menschen sind ganz anders. Also würd ich sagen, ich bin mehr Russe. Die Menschen sind mehr zu einander. Und ich finde in Deutschland, die sind so (.) jeder für sich. Die Meisten so [Befragter zuckt mit den Schultern]. Und ganz andere Mentalität natürlich.“ (Hr. Michels:571) Zuhause ist für Hr. Michels ein persönlicher, ihn mehr ansprechender und vertrauter Raum, mit dem er sich aufgrund der Mentalität mehr als Russe, wie er selbst sagt, wahrnimmt. Dieser Raum stiftet ihm Gemeinschaft, was er in Deutschland, in der eine „Jeder-für-sich-Mentalität“ bzw. „Einzelgänger-Mentalität“ vorherrscht, vermisst. Für Deutschland hat er den Begriff Heimat. Es ist ein Ort, der von keiner Gefahr bedroht ist und ihm soziale Absicherung bietet.

I: Was würdest du denn sagen, wo deine Heimat ist?

²⁹⁷ Hr. Michels Geburtsland ist Kasachstan.

Hr. Michels: (3) Hier. (.) Doch hier.

I: Ist für dich die Heimat Deutschland oder ist für dich die Heimat Lüneburg oder der Stadtteil hier in Lüneburg? Was heißt für dich/ [Befragter unterbricht Interviewerin.]

Hr. Michels: Deutschland. [Befragter zuckt mit den Schultern.] Ich fühl mich hier sicher. Ich weiß hier gibt es auch schlechte Seiten und gute Seiten. Und ich hab schon beide Seiten gesehen. Aber wenn ich die Seiten in Russland sehe, die schlechten [Befragter schüttelt mit dem Kopf.], das kann man sich gar nicht vorstellen. [Befragter zuckt mit den Schultern.] Das muss man selber gesehen haben [Befragter nickt], dann weißt du ganz genau, wie das ist [Befragter nickt].

[...]

Hr. Michels: Und es gibt mehr positive Sachen als negative mit, mit der Zeit, was ich auch gewonnen hab [Befragter nickt]. Ich find das hier toll, weil du hast gute Ärzte. Du hast/ bist versichert. (.) Wenn du gar nichts mehr hast, kriegst du noch Unterstützung. Und [Befragter nickt.] ja. (Hr. Michels:661–666)

Hr. Michels unterscheidet sich bei seinem Heimatbegriff von anderen drei Befragten, die ebenfalls in Heimat und Zuhause unterscheiden, darin, dass er sein geografisches Herkunftsland nicht als Heimat ansieht. Für ihn ist Heimat nicht angeboren. Sein Zuhause ist das häufig von ihm bereiste Land Weißrussland, was bei den anderen drei Befragten Deutschland darstellt. Für Hr. Michels ist der Heimatbegriff anders besetzt. Seine empfundene Zugehörigkeit zu Deutschland als seine Heimat, sein selbst erschaffener Heimatbegriff, entsteht in Abgrenzung zu den schlechten Seiten von Russland. Indem er sieht, was in Russland alles nicht gut läuft, entsteht sein Heimatbegriff, der das Bedürfnis nach geordneten und sicheren Verhältnissen widerspiegelt, die er in Deutschland findet. Hr. Michels hat einen gegenwartbezogenen Heimatbegriff. Er erschafft sich, wie erwähnt, seine Heimat.

Die Sicherheit, die Hr. Michels in seiner Heimat Deutschland findet, kann als die Sicherheit, Geborgenheit und Beständigkeit, die die anderen drei Befragten in ihrer Heimat, die sie mit ihrem geografischen Herkunftsland, der Ort ihrer Geburt oder ihrer Kindheit, verknüpfen, angesehen werden. Diese Beobachtung kann dahingehend interpretiert werden, dass Heimat fallübergreifend nicht mit einem bestimmten geografischen Ort verbunden ist, sondern viel mehr mit einem Gefühl von Geborgenheit, Sicherheit, Vertrautheit und Beständigkeit. Die Befragten nennen bei ihrem Heimatverständnis zwar explizit einen Ort, meinen aber implizit ein bestimmtes Gefühl, welches Bedürfnisse und Sehnsüchte transportiert.

Die Besetzung des Heimatbegriffes mit Streben nach Sicherheit und Beständigkeit findet sie ebenfalls bei Fr. Koch. Heimat ist für sie ein Ort, der ihr ein Gefühl von Sicherheit, Zufriedenheit, Gemütlichkeit und Wohlbefinden bittet. Diese Charakteristika findet sie in Deutschland, was sie als ihr Heimatland benennt. „Dass man sich, da wo man wohnt, wohl fühlt. Zufrieden, (.) sicher, (.) nee. Und das Gefühl einfach gemütlich. @(.)@ Mit den Leuten gut auskommt.“ (Fr. Koch:583)

Fr. Koch fühlt sich Deutschland und nicht ihrem geografischen Herkunftsland Kasachstan zugehörig. Als Begründung führt sie die im Verhältnis zueinander stehenden unterschiedlichen Aufenthaltsdauern in Deutschland und ihrem geografischen Herkunftsland Kasachstan an. „**Nein** [Befragte nickt] zu Deutschland. Weil ich schon, ja über die Hälfte meines Lebens hier bin, nee. Also [Befragte nickt] ich gehöre schon hier her.“ (Fr. Koch:579) Für sie ist genau wie für Hr. Dries, bei dem dies bereits gezeigt werden konnte, die Aufenthaltsdauer ein Bestimmungsfaktor für die Wahrnehmung und Bestimmung der eigenen Heimat. Heimat mit dem Gefühl Wohlbefinden zu besetzen, so wie Fr. Koch es tut, lässt sich auch bei Fr. Müller feststellen. Deutschland, aber speziell Niedersachsen, stellt für sie jetzt nach ihrem Empfinden aufgrund des Gefühls des Wohlbefindens Heimat dar. „Ich denke mal, wo ich jetzt am wohlsten fühle [Befragte nickt]. Hier [Befragte nickt].“ (Fr. Müller:502) Für Fr. Müller ist Heimat gegenwartsbezogen. „Jetzt“ ist es Deutschland, enger gefasst Niedersachsen. Ob es früher anders war, lässt sich nicht sagen. Für Fr. Müller ist Heimat im Vergleich zu den bisherigen Befragten, die komplett Deutschland als ihre Heimat ansehen, geografisch begrenzter. Fr. Müllers Heimat ist nicht ein ganzes Land, sondern das Bundesland Niedersachsen in Deutschland, in dem sie lebt. Diese geografische Begrenzung nimmt auch Fr. Fehmke vor, wobei sie ihren Heimatbegriff im Vergleich zu Fr. Müller etwas ausweitet. Norddeutschland ist ihre Heimat, wobei sie sich nicht auf geografische Grenzen von Norddeutschland festlegt. Für Fr. Fehmke ist es ein Ort, an dem ihre Familie lebt und an dem sie selbst aufgewachsen ist. Heimat bedeutet für sie die Zugehörigkeit zu ihrer Familie „(3) Ja da, wo ich aufgewachsen bin. Wo meine Familie ist.“ (Fr. Fehmke:452)

In diesem Zusammenhang soll noch einmal auf Fr. Krieger verwiesen werden. Heimat wird sowohl bei Fr. Fehmke als auch bei Fr. Krieger mit dem Ort der Kindheit in Verbindung gesetzt. Beide wurden in der Sowjetunion (Fr. Krieger in einem relativ autonomen deutschen Dorf in Russland; Fr. Fehmke in einem Dorf in Kasachstan) geboren. Sie haben dort ihre primäre Sozialisation erfahren, kamen in relativ jungen Jahren im gleichen Jahr (1993) nach Deutschland (Fr. Fehmke war 7 Jahre alt; Fr. Krieger war 13 Jahre alt), leben annähernd gleich lang in Deutschland (Fr. Fehmke 20 Jahre; Fr. Krieger 21 Jahre) und sehen dennoch den Ort ihrer Kindheit und somit ihre Heimat unterschiedlich. Dies zeigt wie stark subjektiv der Heimatbegriff im Sinne von Buchwald (1984, S. 34) und Vojvoda-Bongartz (2012, 235f.) besetzt ist.

Am Schluss soll noch darauf hingewiesen werden, dass es auffallend ist, dass keiner der Befragten einen Rückkehrwunsch in das geografische Herkunftsland hat – und das ganz unabhängig von dem Verständnis, wo ihre Heimat liegt. Rückkehr ist für sie keine Option. Sie sind „*gekommen, um zu bleiben*“ (vgl. Dietz 2000, S. 642), was sie zu manch anderen Migranten in Deutschland unterscheidet (vgl. Rieker 2003, S. 132). Eine eventuelle Weiterwanderung in ein anderes Land wird nur von Fr. Fehmke in Erwägung gezogen.

Fr. Fehmke: (.) Auswandern hab ich schon öfters dran gedacht.

I: Wohin würdest du wollen? (Buchwald 1984)

Fr. Fehmke: Ich weiß nicht. Irgendwo, wo es warm ist. Früher war, war/ Mein Vater wollte immer nach Kanada. Das fand ich immer/ Mit dem Gedanken hatte ich mich angefreundet. Ich war mal vier Monate in Spanien. Da hat es mir auch sehr gut gefallen. Und/ Aber erst mal (2) in Süden. Also hier in Deutschland, aber in den Süden. Mal gucken. (Fr. Fehmke:446–448)

Zweite Zusammenfassung

Unterscheiden russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst zwischen Heimat und Zuhause, um damit ihre Zugehörigkeit auszudrücken, oder benutzen sie andere Begriffe bzw. Kategorien, um die Frage was ihre Heimat ist, zu beantworten? Diese Frage in Bezug auf den Heimatbegriff kann dahingehend beantwortet werden, dass die Befragten auf unterschiedliche Weise den Begriff Heimat, der von den Befragten mit Ausnahme von einem Befragten nicht selbst im Interview eingebracht wird, bearbeiten und einen Bezug zum Thema Zugehörigkeit herstellen. Der Begriff Heimat wird gesetzt bzw. von der Interviewerin bewusst ins Interview eingebracht. Die Befragten greifen diesen Begriff unterschiedlich auf und füllen ihn ebenfalls vor dem Hintergrund ihrer Verortung/ihrer Zugehörigkeit unterschiedlich mit Bedeutung. Sie können sich auch zwischen ihrem geografischen Herkunftsland und ethnischen Herkunftsland verorten und Zugehörigkeit(en) schaffen. Vereinzelt nehmen sie auch eine Unterscheidung zu dem Begriff „Zuhause“ vor. Das heißt: Heimat ist nicht gleich Heimat. Es bedarf einer Erläuterung der Auslegungen des Begriffs Heimat in Bezug auf das Thema Zugehörigkeit von Seiten der Befragten.

Bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern lassen sich zu ihrem Heimatverständnis Parallelen, aber auch Unterschiede zu der bisherigen allgemeinen Forschung zu Ethnic Return Migration und speziell der (Spät-)Aussiedlerforschung zum Heimatverständnis finden.

Bei den Befragten kann nicht von einem Gefühl von heimatlos – „*people without a homeland*“ – gesprochen werden, so wie es Tsuda (2009c, S. 342) bei einigen ethnischen Rückkehrern in der Forschung zu Ethnic Return Migration beschreibt (vgl. Kapitel 3.3). Der Begriff „heimatlos“, wie in einigen bisherigen Studien speziell zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und ihrem Heimatverständnis (vgl. Kurilo 2006, S. 386), trifft auf die hier Befragten nicht zu. Auch Heimweh, wie Tsuda (2009c, S. 342) in der allgemeinen Forschung zu Ethnic Return Migration bei einigen ethnischen Rückkehrern oder Kaiser (2006, S. 20) speziell bei Russlanddeutschen beschreibt, ist bei den hier Befragten nicht anzutreffen. Der Begriff Heimat hat für die Befragten keinen melancholischen Beiklang. Der Begriff Heimat ist für sie nicht mit Not, Mangel, Verlust oder Schmerz, die mit den Begriffen „heimatlos“ oder „Heimweh“ assoziiert werden können, verbunden. Das heißt, dass die Befragten ein positiveres Gefühl von Heimat haben – ein Gefühl sich zugehörig zu fühlen.

In der Ethnic Return Migration Forschung wird vereinzelt in der typisierenden Zusammenfassung darauf verwiesen, dass ethnische Rückkehrer von zwei Heimatorten berichten, wobei einige Rückkehrmigranten von „*homeland*“ und „*home*“ (Zuhause) berichten und somit eine Abgrenzung vornehmen.²⁹⁸ Zum Beispiel sehen koreanische Amerikaner Südkorea als ihr „*homeland of racial origin*“, wohingegen die USA ihr „*home*“ ist (vgl. Kim 2009). Hedberg (2009, S. 169) berichtet davon, dass ethnische Rückkehrer aus Finnland, die nach Schweden („Finnlandschweden“) zurückkehren, Schweden als ihre zweite Heimat neben ihrer Verbundenheit zu Finnland sehen. Finnland könnte als erste Heimat interpretiert werden. Reynolds (2011, S. 539f.) zeigt bei einigen ethnischen Rückkehrern der zweiten Generation aus Großbritannien, die in die Karibik zurückkehren, dass diese die Karibik als „*home from home*“ ansehen. Die zweite Generation berichtet, dass ihre Eltern von der Karibik als „*return home*“ sprechen. Diese erste Generation möchte, dass die zweite Generation die Karibik als ihr „*second home*“ ansieht“. Heißt nun „*home*“ Zuhause oder Heimat? So leicht lässt sich das nicht sagen, denn im Englischen gibt es keine äquivalente Bedeutung für den Begriff „Heimat“ (vgl. Blicke 2002, S. 2). Und jede Übersetzung ist auch immer eine Interpretation (vgl. Reichertz 2016, S. 250).

Berend (2014, S. 197) beschreibt bei russlanddeutschen Migranten, dass diese zwei Heimatorten haben: *„In gewissem Sinne ist das Herkunftsland Russland bzw. die ehemalige Sowjetunion als Heimat zu sehen, andererseits ist auch das Zielland Deutschland das angestrebte „Heimatland“.* Ferner führt Berend aus: *„Diese fühlen sich [...] häufig zwischen „zwei Heimatorten“ hin- und hergerissen, d. h. von Unsicherheitsgefühlen überfordert.“* (Berend 2014, S. 198). Kasachstandeutsche berichten von zwei Heimatorten: Geburtsort als erste und Deutschland als zweite Heimat (vgl. Sanders 2015, S. 301).

Die Befragten in der vorliegenden Untersuchung geben vor, nur eine Heimat zu haben. Sie haben somit auch nicht eine erste oder zweite Heimat im Sinne von Schönhuth (2006, S. 368), der darauf verweist, dass die ehemaligen Siedlungsgebiete die erste Heimat für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler darstellen – insbesondere für die Älteren, und Deutschland die zweite Heimat. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler haben nicht viele Orte, die sie ihre Heimat nennen. Der Begriff „Heimat“ existiert für die Befragten im Singular.²⁹⁹ In Bezug auf Heimat fühlen sie sich nicht mehrfach, sondern ein-

²⁹⁸ Tsuda (2009c, S. 343) spricht sich dafür aus, zwischen „*homeland*“ und „*home*“ (Zuhause) zu unterscheiden. Er selbst hat für diese beiden Begriffe unterschiedliche Definitionen: *“Homeland is a place of origin to which one feels emotionally attached, whereas home is a stable place of residence that feels secure, comfortable, and familiar.”* (Tsuda 2009c, S. 343).

²⁹⁹ Dies kann bei anderen Migranten in Deutschland etwas anders bzw. differenzierter aussehen, wobei nicht alle Studien mit der hier vorliegenden Untersuchung u. a. aufgrund des Studiendesigns zu vergleichen sind.

Nach einer quantitativen Untersuchung von Sauer (2017) z. B., die u. a. die heimatliche Verbundenheit mit Deutschland und der Türkei 1999 bis 2017 bei türkeistämmigen Zuwanderer in NRW untersucht, lässt sich feststellen, dass eine „Verbundenheit zu Deutschland oder der Türkei“ oder eine „Verbundenheit zu beiden Ländern“ oder „auch mit Deutschland“ oder zu „keinem der beiden Ländern“ bei den türkeistämmigen Zuwanderer besteht. Seit 2011 nimmt die Verbundenheit nur mit der Türkei immer mehr zu. Die Verbundenheit mit

fach zugehörig. Die heimatliche Verortung findet nicht multi- sondern eindimensional statt. Es kann aber auch angenommen werden, dass andere Autoren mit „Heimaten“ auf die inneren Spannungen und Konflikte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verweisen wollen – dies wird allerdings nicht klar.

Es muss allerdings darauf verwiesen werden, dass die Befragten zwar einen geografischen Ort als ihre Heimat ausgeben, aber eigentlich viel mehr damit ausdrücken und von sich preisgeben als ihnen bewusst ist. Deutschland oder ihr geografisches Herkunftsland Russland oder Kasachstan, was sie selbst als das Land ihrer Geburt und ihrer Kindheit bezeichnen, geben sie als ihre Heimat aus. Ihre Heimat ist hingegen viel mehr als nur ein abgegrenzter geografischer Ort. Heimat kann bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern als ein Raum im Sinne von Vojvoda-Bongartz (2012) verstanden werden, der emotional und individuell besetzt ist. Es ist ein Raum, der ihnen einen emotionalen Bezug zu Menschen (Angehörigen) herstellt und der ihnen ein Gefühl von Geborgenheit, Vertrautheit und das Bedürfnis nach Sicherheit, Beständigkeit und Zugehörigkeit, unabhängig davon, ob es Deutschland oder ihr geografisches Herkunftsland ist, gibt. Es ist ein privatisierter Heimatbegriff, der im Sinne von Scharlaj (2017, S. 172) Vertraulichkeit und Verbundenheit ausstrahlt.

Somit kann gesagt werden, dass die *Frage nach der Heimat* *Aufschluss über Zugehörigkeit* geben kann. Ferner kann einiges zu Zugehörigkeit über die Analyse der Verortung von Heimat gelernt werden. Heimat ist für die Befragten die Zugehörigkeit zu Familie³⁰⁰ und Freunden. Sie finden ihre Heimat in der Familie bzw. bei Freunden. Heimat kann als ein „soziales Netzwerk“ (vgl. Sanders 2015, S. 301) oder „soziales Miteinander-Sein“ (vgl. Schmoll 2016, S. 32) verstanden werden. Heimat als Zugehörigkeit zu Familie und Freunden soll aber nicht nur als eine typische russlanddeutsche (Spät-)Aussiedlererfahrung angesehen werden, denn auch türkischstämmige Migranten³⁰¹

Deutschland und der Türkei ist seit 2013 unverändert und liegt bei 30 %. Die Verbundenheit nur mit Deutschland ist auf 17 % gesunken. Die Verbundenheit auch mit Deutschland ist auf 47 % gesunken.

Schultz und Sackmann (2001, S. 43) beobachten in ihrer qualitativen Studie mit türkischen Migranten der ersten und der zweiten Generation in Deutschland, dass auf die Frage, welchem Ort sie sich zugehörig fühlen, die meisten Befragten den lokalen Wohnort nennen. Die Türkei wird am zweithäufigsten genannt und seltener Deutschland.

Rieker (2003, S. 132) stellt in ihrer qualitativen Untersuchung bei einigen italienischen Migranten in Deutschland fest, dass diese nach einer längeren Zeit in Deutschland eine zweite Heimat gefunden haben. Rieker erklärt die „Zuwendung zu einem Deutschland“ mit der zunehmenden „Italianisierung“. Der „Italienische Lebensstil“ – das heißt das Vorfinden von z. B. Gemüse des geografischen Herkunftslandes wie Auberginen in Deutschland, aber auch italienische Restaurants in Deutschland – machen Deutschland zu einem positiv besetzten Ort und zur zweiten Heimat. Das heißt schlussendlich, dass für diese italienischen Migranten der Heimatbegriff im Plural existiert.

³⁰⁰ Bereits in der ehemaligen Sowjetunion hatte die Familie eine besondere Rolle für die Russlanddeutschen. Sie war ein „Schutzraum“ vor Diskriminierung und Stigmatisierung. Auch nach der Einreise nach Deutschland ist die Familie von zentraler Bedeutung für die Russlanddeutschen. Es ist immer noch ein Schutzraum (vgl. Pfister-Heckmann 1998, 205ff.).

³⁰¹ Auch hier soll noch einmal darauf verwiesen werden, dass türkischstämmige Migranten von den hochqualifizierten Türken („New Wave“), die aufgrund des politischen Klimas nach Deutschland flohen, abgegrenzt

verbinden mit Heimat Familie (vgl. Vojvoda-Bongartz 2012, S. 240). Aber auch Menschen ohne Migrationshintergrund sehen ihre Heimat dort, wo ihre Familie und Freunden leben, und wo sie sich angenommen und zugehörig fühlen (vgl. Mitzscherlich 2016, S. 8).

Neben diesem raumbezogenen Verständnis von Heimat ist den Befragten gemeinsam, was in der bisherigen Forschung in Bezug auf russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler und Heimatverständnis noch zu wenig thematisiert wird, dass ihr Heimatverständnis eine zeitliche Dimension hat. Heimat hat bei den Befragten einen Bezug zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wobei bei Vergangenheit nicht gemeint ist, dass ein Rückbezug auf die Anfänge der eigenen Geschichte oder ethnische Herkunft stattfindet, sondern ein Rückbezug auf die Anfänge der eigenen Biografie.

Zur Begründung, was ihre Heimat ist, führen die Befragten unterschiedliche Bestimmungsfaktoren an bzw. führen bestimmte im ersten Moment zu erwartete Bestimmungsfaktoren nicht explizit an. Die Befragten, die Deutschland als ihre Heimat ansehen, begründen ihre Bestimmung nicht so wie aus der bisherigen allgemeinen Forschung zu Ethnic Return Migration im ersten Moment zu erwarten wäre, ausdrücklich mit Begriffen, die einen vergangenheitsbezogenen Rückbezug zur „historischen Heimat“, „Heimat der Vorfahren“, „Land der Vorfahren“ nehmen bzw. eine vergleichbare Bedeutung haben (vgl. Tsuda 2009d, S. 5). Deutschland wird von diesen Befragten nicht explizit als „ihre historische Heimat“, „das Land ihrer Abstammung“, „der Ort der eigenen Wurzeln“ bezeichnet bzw. es werden nicht vergleichbare Umschreibungen von diesen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern direkt gewählt. Deutschland als Heimat wird von diesen Befragten mit sehr persönlichen Attributen wie u. a. Sicherheit, Wohlfühlen und Zufriedenheit charakterisiert – figurativ auch mit Zugehörigkeit und Verbundenheit in Verbindung gebracht. Diese implizite Distanzierung von dem vergangenheitsbezogenen und traditionellen Heimatbegriff wird in der bisherigen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern noch zu wenig expliziert. Immer noch, wenn auch in Teilen wie z. B. in der Transmigrationsforschung (vgl. Schmitz 2013, S. 184ff.) dies nicht ganz zutrifft, herrscht häufig die Vorstellung, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst aufgrund ihrer Ethnizität Deutschland als ihre „Heimat“ ansehen. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler werden noch zu stark als eine homogene Volksgruppe bzw. ethnische Minderheit gesehen. Allerdings ist nicht für jeden russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler Deutschland vom Begriff her seine Heimat, nur weil die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ethnische Wurzeln in Deutschland haben. Sie fühlen sich Deutschland zugehörig, auch wenn sie Deutschland nicht explizit als „Heimat“ oder „Ur-Heimat“ bezeichnen. Es kann angenommen werden, dass sie Deutschland als das „Land der Vorfahren“ sehen und nicht unbedingt als „ihre ganz indivi-

werden müssen. Sie unterscheiden sich in vieler Hinsicht: Mentalität ist z. B. ein Unterscheidungsmerkmal (vgl. Sammann 2019).

duelle Heimat“. Sie fühlen sich Deutsch, weil in Deutschland ihre ethnische Wurzel liegt, aber nicht unbedingt, weil Deutschland ihre persönliche innig wirkende Heimat ist.

Dieses Ergebnis, dass das Heimatverständnis der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler nicht explizit immer auf Ethnizität, was als ein „Türöffner“ in das Land ihrer Vorfahren aussiedeln zu dürfen verstanden werden kann, beruht, könnte dahingehend verstanden werden, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler keine ethnischen Rückkehrmigranten sind. Dies wäre hingegen nicht ganz richtig. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler können „per Definition“ von „Ethnic Return Migration“ (vgl. Kapitel 3.3) als eine ethnische Rückkehrmigrantengruppe verstanden werden, denn sie kehren nach einer sehr langen Zeit freiwillig³⁰² und „legal“ in das Land ihrer Vorfahren zurück. Sie haben aufgrund ihrer Ethnizität die gesetzliche Grundlage nach Deutschland zurückkehren zu dürfen (vgl. Kapitel 2). Dies heißt allerdings nicht, dass alle russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler selbst explizit Ethnizität zur Bestimmung ihrer Heimat heranziehen.

„Ethnische Rückkehrmigranten“ ist auch, wie sich andeutet, eine Fremdkategorisierung, die nicht unbedingt mit der Selbstkategorisierung der hier Befragten in Bezug auf Heimat übereinstimmen muss. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sind für die Befragten, die Deutschland und nicht ihr geografisches Herkunftsland als ihre Heimat ansehen, zur Bestimmung ihrer Heimat nicht kollektive gemeinsame ethnische Wurzeln entscheidend, sondern persönliche und individuelle Bedürfnisse. Es ist anzunehmen, dass in der Wahrnehmung dieser Befragten, die Deutschland als ihre Heimat ansehen, über 250 Jahre³⁰³ eine zu lange Zeit ist, um von Deutschland als „ethnische“ Heimat zu sprechen. Allerdings muss angemerkt werden, dass Deutschland von den Befragten als ethnischer Bezug für das Selbstverständnis herangezogen wird bzw. die ethnische Zugehörigkeit zu Deutschland zur Selbstvergewisserung dient. Anderenfalls würden sich die Befragten nicht auch als Deutsche fühlen.

Dieser Tatbestand, dass über 250 Jahre eine zu lange Zeit ist, um von Deutschland als „ethnische“ Heimat zu sprechen, verweist darauf, dass sich Zugehörigkeiten wandeln können und dass nicht immer von lebenslangen Bindungen gesprochen werden kann. Diese Beobachtung ist unabhängig davon, mit welchem Alter diese Befragten nach Deutschland kamen oder wie lange sie selbst in Staaten der ehemaligen Sowjetunion verbracht haben und dort sozialisiert wurden. Dies steht im Gegensatz zu Kurilos (2006, S. 386)³⁰⁴ Ergebnissen, die das Verständnis von Heimat teilweise generationsabhängig sieht. Nach ihren Ergebnissen sehen meist Ältere Deutschland als ihre Heimat. Deutsch-

³⁰² In den meisten Fällen ist die Rückkehr freiwillig, wobei bei Kindern/Jugendlichen nicht unbedingt von freiwillig gesprochen werden kann. Sie mussten sich dem Wunsch ihrer Eltern fügen (vgl. Kapitel 2.3).

³⁰³ Wie bereits erwähnt, wanderten vor über 250 Jahren Deutsche in das russische Zarenreich aus (vgl. Kapitel 2.2).

³⁰⁴ Kurilo (2006) führte qualitative Interviews Ende der 1990er Jahre in Bonn durch.

land als Heimat scheint für die in der hier vorliegenden Untersuchung Befragten, die Deutschland als ihre Heimat ansehen, kein „sehnsüchtiger Rückkehrort“, wie Krieger (2013, S. 5), oder „idealisiertes Ort“, wie Klekowski von Kloppenfels (2003, S. 314) es in der Forschung beschreiben, zu sein. Der Heimatbegriff bekommt von den hier Befragten, die Deutschland als ihre Heimat bezeichnen, eigene ihnen wichtig erscheinende selbstgeschriebene gefühlsbetonte Charakteristika. Die explizierte Bedeutung von Heimat deckt sich nicht mit Deutschland als idealisiertem oder sehnsüchtiger Rückkehrort. Diese Beobachtung zeigt einen (ersten) Wandel in der subjektiven Wahrnehmung von Heimat und zwar generationenunabhängig bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die keine Transmigranten sind, sondern ausschließlich und allein in Deutschland leben und keinen Rückkehrwunsch haben. Dieser subjektive Wandel wird noch zu wenig in der (Spät-)Aussiedlerforschung expliziert.

Bei der Bestimmung des geografischen Herkunftslandes als Heimat kommen teilweise andere Bestimmungsfaktoren zum Vorschein als bei der Bestimmung von Deutschland als Heimat. Allerdings ist sowohl dem geografischen als auch ethnischen Herkunftsland der figurative Verweis auf Zugehörigkeit der Befragten gemeinsam. Die Befragten, die ihr geografisches Herkunftsland als ihre Heimat benennen, sehen ihr geografisches Herkunftsland als Heimat nicht explizit aufgrund des Gefühls des Nicht-Dazugehörens – d. h. weil sie in Deutschland diskriminiert wurden oder in Deutschland keine soziale Anerkennung gefunden haben, so wie es bei einigen anderen ethnischen Rückkehrern in der Forschung zu Ethnic Return Migration zu beobachten ist (vgl. Tsuda 2009c, 342). Das geographische Herkunftsland wird unabhängig von der Generation von einigen Befragten als die eigene Heimat gesehen, was teilweise im Gegensatz zu Kurilos (2006, S. 386) qualitativer Studie und der daraus gewonnenen Ergebnisse steht. Kurilo (2006, S. 386) zeigt, dass meist junge Personen Russland als ihre Heimat ansehen und meist Ältere bei Deutschland von ihrer Heimat sprechen. Die mittlere Generation hat differente Auffassungen von Heimat. Kurilo sagt hingegen nicht, welche Personengruppe zu den „Älteren“, „Jüngeren“ oder der „mittleren Generation“ zählt.

Einige der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in der hier vorliegenden Untersuchung sehen ganz selbstverständlich ohne jegliche Bemühung zur Begründung das geographische Herkunftsland als ihre Heimat. Andere Befragte hingegen geben eine Begründung für ihre Wahrnehmung: Es ist das Land ihrer Geburt und Kindheit, mit dem sie entgegenstrebende Gefühle wie Geborgenheit und Zugehörigkeit, aber auch Fremde verbinden. Die Befragten, die ihr geografisches Herkunftsland als ihre Heimat bezeichnen, fühlen sich zu ihrem geographischen Herkunftsland als Heimat trotz räumlicher Distanz zugehörig. Wobei einige Befragte betonen, dass neben einer räumlichen Distanz, die natürlicherweise gegeben ist, sie eine emotionale Distanz zu ihrer Heimat entwickelt haben. Es mag analytisch widersprüchlich erscheinen, dass der Begriff Heimat, der in der bishe-

rigen allgemeinen Heimatforschung (vgl. Kapitel 3.5) weitgehend von Personen zur eigenen Verortung verwendet wird und positiv besetzt ist, mit Fremdheit in Verbindung gebracht wird. Biografisch ist dies allerdings nachvollziehbar. Denn den Befragten wird ihre Heimat in einem der ehemaligen Sowjetstaaten im Zeitverlauf in Deutschland fremd, was aber nicht zu einer Ablösung von ihrem Heimatland führt. Diese Befragten machen nicht den Anschein, dass diese Fremdheitsgefühle sie in ihren Alltagserfahrungen hemmen. Diese Fremdheitserfahrungen mit ihrem geografischen Herkunftsort führen dazu, dass einige Befragte Deutschland aufgrund der größeren Verbundenheit zu ihrem *Zuhause*³⁰⁵ machen und das geografische Herkunftsland ihre Heimat bleibt oder auch wird. Auch Tsuda (2009c, S. 343f.) beschreibt, dass die „ethnische Heimat“ (ethnic homeland) für einige ethnische Rückkehrer zu ihrem „Zuhause“ (home) wird. Tsuda führt es darauf zurück, dass das ethnische Heimatland zu einem „neuen“ Zuhause wird, weil viele ethnische Rückkehrer aufgrund der besseren sozialen und wirtschaftlichen Situation in ihrem ethnische Heimatland nicht wieder in ihr Geburtsland zurückkehren – und das trotz sozialer Entfremdung und Heimweh. Hingegen wird in der Forschung zu Ethnic Return Migration bisher nicht eingehender beschrieben, ob das geografische Herkunftsland für einige ethnische Rückkehrer ihre Heimat bleibt oder wird.

In der hier vorliegenden Untersuchung machen nicht alle Befragten Deutschland zu ihrem Zuhause, wenn sie eine Unterscheidung zwischen Heimat und Zuhause vornehmen. Für einen Befragten, der diese Unterscheidung vornimmt, ist seine Heimat Deutschland. Sein Zuhause ist nicht Deutschland oder sein geografisches Herkunftsland, sondern ein anderer ehemaliger Sowjetstaat, zu dem er sich durch Freunde verbunden fühlt. Für ihn ist der

³⁰⁵ Es ist zu fragen, ob auch andere (nicht ethnische) Migranten zwischen „Zuhause“ und „Heimat“ unterscheiden. Es lässt sich mit einem „Nein“ und „Ja“ beantworten. Nicht alle Migranten unterscheiden klar zwischen „Heimat“ und „Zuhause“, wobei das Untersuchungsdesign berücksichtigt werden muss. Qualitative oder quantitative Untersuchungsdesign können unterschiedliche Ergebnisse produzieren.

Glorius (2007, S. 210), die in ihrer Studie qualitative und quantitative Methoden zu polnischen Migranten in Deutschland (Leipzig) anwendet, kommt in der schriftlichen Befragung zu dem Ergebnis, dass die meisten polnischen Migranten mit Heimat den Herkunftsort in Polen (45 %) oder Polen als Land (40 %) meinen, wenn sie „Anderen“ gegenüber von »Heimat/Zuhause« sprechen. Lediglich für 6 % ist es Leipzig und nur für 3 % ist es Deutschland. Glorius (2007) unterscheidet in ihrer schriftlichen Befragung nicht zwischen „Heimat“ und „Zuhause“ bei der vorgegebenen Antwortmöglichkeit. Bei der nächsten Frage zu der „Intensität der Verbundenheit“ zeigt sich ein abgestuftes Bild. Immer noch fühlt sich der Großteil der Befragten zu dem Herkunftsort in Polen oder Polen als Land sehr eng oder eng verbunden, aber 60 % fühlen sich auch mit Leipzig sehr eng oder eng verbunden. Die Verbundenheit zu Deutschland liegt hinter der Verbundenheit zu Leipzig. Glorius schlussfolgert, dass multiple Verortungen entstanden sind. Bei der qualitativen Teilstudie verweist Glorius (2007, S. 211) auf das „Empfinden von „»Heimat« oder »Zuhause«“ bei ihren Befragten. Es wird hingegen nicht ganz klar, ob und wenn ja, wie diese Befragten diese Unterscheidung selbst vornehmen.

Rieker (2003) zeigt in ihrer qualitativen Studie zu italienischen Migranten in Deutschland, dass für fast alle Befragte „Zuhause“ in dem geografischen Herkunftsland/Herkunftsort liegt. Ein Befragter verweist mit dem Begriff „Zuhause“ auf die Verbundenheit zu dem Ort seiner Kindheit. Nur eine Befragte, so scheint es zumindest, sieht in Deutschland ihr Zuhause. Sie begründet es mit ihrem längeren Aufenthalt in Deutschland, die sie sehr verändert haben, aber auch mit ihren Söhnen, von denen sie nicht getrennt werden möchte. In der Untersuchung von Rieker (2003) entsteht an vielen Stellen der Eindruck, dass bei den meisten interviewten italienischen Migranten (erste) Heimat und Zuhause zusammenfallen bzw. einen einzigen Ort und zwar das geografische Herkunftsland bzw. den Herkunftsort darstellen. Rieker lässt den Leser hingegen im Unklaren, ob dies tatsächlich der Fall ist.

Geburtsort, aber nicht die Beheimatung, so wie es bei den anderen Befragten der Fall ist, die zwischen Heimat und Zuhause unterscheiden, angeboren. Der Heimatbegriff ist bei ihm anders besetzt und entsteht durch Abgrenzung zu dem Negativen in Russland. Mit dem Begriff Zuhause meinen diese Befragten, die eine Unterscheidung in Heimat und Zuhause vornehmen, zwar unterschiedliche Orte, aber sie beschreiben figurativ das gleiche Gefühl, und zwar das Gefühl von Vertrautheit und Zugehörigkeit zu Familie und Freunden, was sich auch bei dem Begriff „Heimat“ zeigte. Das heißt, dass bei der Entwicklung bzw. Aneignung von Heimat und Zuhause teilweise vergleichbare Gefühle und Bedürfnisse mitschwingen.

Die Beobachtung, dass Heimat auch Fremdheitsgefühle entstehen lassen kann, zeigt eine andere Sichtweise, denn in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung werden die beiden Begriffe „fremd“ und „Heimat“ nur im Zusammenhang mit Deutschland – von einigen Wissenschaftlern als ethnische Heimat bezeichnet – gebraucht. Die Ergebnisse der hier vorliegenden Untersuchung zeigen, dass die beiden Begriffe „fremd“ und „Heimat“ von einigen Befragten auch auf das geografische Herkunftsland bezogen werden. Heimatliche Verortung kann somit auch Entortung, was eine Dimension von Zugehörigkeit ist, bedeuten (vgl. Pfaff-Czarnecka 2012, S. 40).

Einige der hier Befragten haben sich Deutschland als ihr Zuhause angeeignet und eine Zugehörigkeit entwickelt. Das zeigt insbesondere eine Befragte, bei der anfänglich sowohl ihre Heimat als auch ihr Zuhause in den ehemaligen Sowjetstaaten Kasachstan (als ihr Geburtsort) und Russland (als das Land ihrer beruflichen Ausbildung und das Land der Weiterentwicklung ihres privaten Lebens) lag. Einige Befragte machen eine Unterscheidung bzw. separieren in Heimat und Zuhause, weil diese beiden Orte für sie heute nicht mehr deckungsgleich sind. Dieses Verhalten, Zuhause und Heimat zu trennen, wird auch von Tsuda (2009c, S. 343) in der allgemeinen Forschung zu Ethnic Return Migration bei einigen ethnischen Rückkehrern beschrieben. In der (Spät-)Aussiedlerforschung wird diese Unterscheidung hingegen wenig thematisiert. Als eine Ausnahme kann in Teilen die Transmigrationsforschung gesehen werden (vgl. u. a. Schmitz 2013, S. 184ff.).

Die Befragten, die eine Unterscheidung in Heimat und Zuhause vornehmen, stehen somit im Gegensatz zu der von Kennedy (2016, S. 805) vertretenen Position *„In der Heimat entsteht das Gefühl von Zuhause“*. Für die Befragten sind Heimat und Zuhause zwei unterschiedliche räumlich begrenzte Orte mit unterschiedlicher geografischer Begrenztheit, die voraussichtlich nie zusammenfallen werden. Für die Befragten ist Heimat nicht da, wo auch Zuhause ist. Zuhause und Heimat sind, so wie auch Ahrens (2018, S. 9) postuliert, keine Synonyme.

Die Abgrenzung zwischen Heimat und Zuhause hilft den Befragten, sich mit der Frage nach Heimat und Zugehörigkeit leichter auseinandersetzen zu können. Sie versuchen

diesen Begriff für sich zu vereinfachen, wobei sie den Begriff Heimat nicht durch einen anderen ersetzen, sondern zu diesem einen anderen Begriff, und zwar den Begriff Zuhause, gesellen. Es kommt zu einer Begriffserweiterung. Mit diesen beiden Begriffen zeigen sie die parallele Aufrechterhaltung einer doppelten Verbundenheit bzw. die Aufrechterhaltung zweier Zugehörigkeiten, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung kaum thematisiert wird. Die bisherige Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zeigt eher, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler entweder den Begriff Heimat oder Zuhause für ihre Beheimatung verwenden und nicht unbedingt die Existenz beider Begriffe nebeneinander.

Diese beschriebene Beobachtung erweitert die bisherige (Spät-)Aussiedlerforschung dahingehend, dass das Verständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zum Heimatbegriff vielschichtig ist. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler müssen nicht zwangsläufig hin- und her gerissen sein zwischen geografischem und ethnischem Herkunftsland. Sie können sich auf individuelle Art und Weise verorten und zugehörig fühlen. Bilokale Verortung im Sinne von Heimat und Zuhause ist eine von vielen Formen. Das Schaffen eines Zuhauses kann auch als Aneignung eines neuen Ortes verstanden werden.

Im Allgemeinen kann die Beachtung dieser Differenz zwischen Zuhause und Heimat in der Forschung die Existenz und die Bedeutung geteilter Zugehörigkeiten zu zwei Lebensorten mit emotionaler sozialer Verbundenheit sichtbar machen. Diese Differenz zeigt aber auch die Verknüpfung zweier sozialer Räume, die nicht ineinander liegen oder Synonyme für einander sind. Das Nebeneinanderbestehen von zwei sozialen Räumen wird durch sie aufrechterhalten. Diese Differenz verdeutlicht aber auch das Anpassungspotential des Heimatkonzeptes für Individuen. Ferner kann die Trennung in zwei Räume als Ergebnis der Selbstethnisierung gedeutet werden. Es wäre denkbar, dass die befragten (Spät-)Aussiedler diese Trennung nicht vornehmen würden, wenn sie von Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, als „Deutsche“ und nicht als „Russen“ angesehen und anerkannt werden würden. In diesem Zusammenhang könnte diese Trennung als ein Ergebnis der Selbstethnisierung als Reaktion auf Zuschreibung (vgl. Bozay 2012, S. 122) gedeutet werden.

Einige der Befragten verweisen durch ihre Schilderungen auf den Prozesscharakter bei der Entstehung und Veränderung ihres Heimatgefühls. Dieser Prozesscharakter wird bereits in der bisherigen allgemeinen Forschung zu Heimat (vgl. Kapitel 3.5) angedeutet. Es ist ein Prozess der Entwicklung und Veränderung. Das Heimatverständnis einiger Befragten wandelt sich, wobei nicht verallgemeinernd gesagt werden kann, wann genau sich das Heimatgefühl bei den Personen wandelt. Diese Befragten haben keine lebenslange Bindung und Zugehörigkeit. Sie zeigen, wie flexibel der Heimatbegriff sein kann. Aufenthaltsdauer in Deutschland ist ein wichtiger Bestimmungsfaktor für das Entstehen und Verän-

dern der heimatlichen Verortung. Es kann einerseits zeigen, wie ein bestimmtes Land zu einer (neuen) Heimat wird, die vornehmlich mit positiven Gefühlen, wie z. B. eine Zugehörigkeit zu der eigenen Familie besetzt ist. Aufenthaltsdauer kann hingegen auch zeigen, dass sich die Zugehörigkeit zu einem Ort als Heimat zwar nicht verändert, aber sich die Qualität der Zugehörigkeit wandelt. Das geografische Herkunftsland bleibt die Heimat, aber dieses Heimatgefühl ist nicht ausschließlich positiv besetzt. Darauf hinzuweisen ist allerdings auch, dass nicht bei jedem dieser Wandel des Heimatverständnisses zu beobachten ist. Bei einigen Befragten kann von einer Konservierung des Heimatgefühls, sofern es ihr geografisches Herkunftsland darstellt, gesprochen werden. Auch nach der Migration und nach einigen Jahren nach der Migration verändert sich ihr Heimatgefühl nicht. Dies deutet auf eine längerfristige, wenn nicht sogar lebenslange, Bindung und Zugehörigkeit. Dies heißt aber nicht, dass ihr Heimatgefühl sich nicht doch irgendwann ändern kann.

Alle diese Ausführungen zeigen, dass bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern der Heimatbegriff kein eindimensionaler Begriff ist, sondern viel mehr vielfältig ist und viele individuelle Bedeutungsschichten hat. Heimat, was für die Befragten nur im Singular existiert, kann ein Gefühl der Zugehörigkeit, Verbundenheit, Sicherheit und Nähe, aber auch gleichzeitig Fremde, Entfremdung und Distanz bedeuten. Der Heimatbegriff der Befragten bedeutet nicht immer fraglose Stimmigkeit nach außen, was aber nicht heißt, dass die Befragten mit dieser Nicht-Stimmigkeit weitgehend nicht umgehen können. Für sie ist diese nach außen wirkende Nicht-Stimmigkeit stimmig. Heimat kann entgegenstrebende Gefühle vereinigen, die nicht zu Zerrissenheit oder Melancholie führen, was hingegen bei vielen anderen Migranten und den Nachfolgegenerationen beobachtet werden kann (vgl. Mitzscherlich 2016, S. 4). Diese Ambivalenz können die Befragten weitgehend aushalten, ohne handlungsunfähig zu werden. Auch entsteht der Heimatbegriff bei den Befragten im Austausch mit der Umwelt und den Menschen. Der Heimatbegriff der Befragten hat des Weiteren einen vergangenheits-, gegenwarts- und zukunftsbezogenen Aspekt, bei dem die eigene Biografie als Bezugspunkt nicht außer Acht gelassen werden darf. Die Gewichtung dieser Aspekte ist allerdings individuell. Der Begriff Heimat kann bei einigen Befragten um einen weiteren Begriff erweitert werden bzw. zu diesem in Abgrenzung gesetzt werden – und zwar Zuhause. Heimat und Zuhause fallen nicht zusammen. Diese Differenz wird aufrechterhalten. Heimatfindung ist auch ein immer wieder auftretender Prozess der Entwicklung und Aneignung von Heimat. Die Befragten zeichnen insgesamt ein nuancenreiches Bild von Heimat und zeigen, dass die Frage nach der Heimat Aufschluss über ihre Zugehörigkeit(en) geben kann.

Die Frage, in welcher Beziehung Heimat zu dem Selbstverständnis der Befragten steht, zeigt feine Schattierungen. Bei der Entwicklung des Heimatgefühls ist es z. B. Hr. Turm nicht wichtig, dass er das Gefühl hat, nicht zu der Mehrheitsbevölkerung dazuzugehören.

Er möchte als Deutscher wahrgenommen werden, hat aber das Gefühl, nicht zu „den Deutschen“ dazuzugehören und zählt dennoch Deutschland zu seiner Heimat. Das heißt, trotz Ausgrenzung und Degradierung zum Fremden ist Deutschland seine Heimat und er möchte Deutscher sein. Dies kann als eine Andeutung auf eine unausgesprochene bzw. implizite Beziehung auf Deutschland als historischer Ort der Vorfahren gedeutet werden. Einigen anderen Befragten geht es genauso wie Hr. Turm. Sie zählen Deutschland zu ihrer Heimat und definieren sich als Deutsche, fühlen sich hingegen in Deutschland teilweise nicht akzeptiert. Andere wiederum bezeichnen ihr Geburtsland als Heimat und sich als Deutsche oder entwickeln eine ganz andere Bezeichnung für sich. Andere Befragte wiederum bezeichnen Deutschland als ihre Heimat, sehen sich aber mehr als Russen bzw. verorten sich in der geografischen Herkunftskultur bezüglich ihrer Zugehörigkeit. Das heißt, dass ihr Verständnis von Heimat nicht immer mit dem Selbstverständnis deckungsgleich sein muss. Sie können sich als russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler als Deutsche verstehen, auch wenn sie sich von Deutschland als Heimat distanzieren. Interessant ist auch die Beobachtung, dass der Heimatbegriff für die Befragten im Singular und das Verständnis des Selbst im Plural besteht.

Diese Beobachtung – „eine“ Heimat und ein breites Verständnis des Selbst, welches verschiedene Bezeichnungen zulässt – könnte so verstanden werden, dass die Befragten für sich selbst bei Heimat nicht das Prinzip „Sowohl-als-auch“, welches sie beim Selbstverständnis anwenden, gebrauchen. Sie nehmen sich nicht als „Kosmopoliten“³⁰⁶ – was Heimat anbetrifft – wahr. Sie sehen sich mit Heimat nicht in pluri-lokalen sozialen Räumen. Heimat ist für sie ein uni-lokaler sozialer Raum. Die Singularität des Heimatbegriffs zeigt auch, dass Heimat ein Begriff ist, der für die Befragten etwas Einmaliges, etwas Ohnegleichen bedeutet. Es könnte ein Vergleich zu den Begriffen „Mutter“ und „Vater“ hergestellt werden, der auch von einer Befragten in der hier vorliegenden Studie mit dem Begriff „Mutter“ und „Schwiegermutter“ gemacht wird. Die Bezeichnung „Mutter“ oder „Vater“ gibt es nur einmal. Jedes Kind hat im engeren Sinne nur eine „biologische“ Mutter/Mama und nur einen „biologischen“ Vater/Papa. Natürlich könnte z. B. der Begriff „Mutter“ relativiert bzw. erweitert werden. Es gibt eine Schwiegermutter, Stiefmutter, Patchwork-Mutter, Adoptivmutter, Pflegemutter, Leihmutter – die Liste könnte weiter fortgesetzt werden. All diese Mütter, sind Mütter, zu denen eine unterschiedliche Beziehung und Verbundenheit oder auch keine Beziehung und/oder Verbundenheit bestehen kann, wie auch die eine besagte Befragte zeigt. So könnte es sich auch bei den hier Befragten verhalten. Bei Heimat sehen sie nur eine Option. Sie begrenzen ihre Wahlmöglichkeiten. „Heimat“ ist für die Befragten ein emotionaler, privater und familiärer Begriff, der einen zwangslosen Charakter aufweist und nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, genau wie der Begriff „Mama“

³⁰⁶ Damit ist „Weltbürger“, der nicht sesshaft ist, gemeint (vgl. Hannerz 2002; Wagner 1997).

oder „Papa“. Dies steht im Gegensatz zum Selbstverständnis, welches für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Situations- und kontextabhängig wandelt sich das Selbstverständnis. Das Selbstverständnis ist viel mehr als Heimat von der Zustimmung der Anderen abhängig. Dieser Privatcharakter von Heimat ist vergleichbar mit der russischen Sprache. Die russische Sprache wird im Privaten verwendet, dazu mehr im folgenden Kapitel 5.3.2 zu der Dimension „Sprache“. Dieser Privatcharakter von Heimat ist ebenfalls mit Essen vergleichbar. Essen ist etwas Persönliches und Privates. Es wird weitgehend im Privaten zelebriert bzw. passiert im Privaten. Essen und Heimat kennzeichnet noch etwas anderes gemeinsam. Durch die Unterscheidung von Heimat und Zuhause wird der Pluralität begegnet. Das Plurale und eine positive Selbstverortung findet aber auch über das Essen statt – etwa bei der Beköstigung von autochthonen Deutschen. Autochthonen Deutschen werden russische/sowjetische und deutsche Speisen angeboten, dazu aber später mehr bei der Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ (vgl. Kapitel 5.3.3).

Abschließend kann gesagt werden, dass die Herausbildung der Zugehörigkeit von außen vorgegeben ist. Selbstethnisierung z. B. tritt bei allen Befragten erst dann auf, nachdem sie erste Erfahrungen mit Fremdeethnisierung, z. B. Diskriminierung von Seiten von Schulkameraden oder Mitbürgern gemacht haben. Darin unterscheiden sich die Befragten, die ethnische Rückkehrmigranten sind, von anderen Migranten. Denn „gewöhnliche“ bzw. „klassische“ Migranten beginnen mit der Selbstethnisierung bereits bei der Auswanderung (vgl. Klekowski von Koppenfels 2009, S. 118) und nicht erst nach der Auswanderung, nachdem sie erste Erfahrungen der Nichtakzeptanz machen. Im Allgemeinen sind Diskriminierungserfahrungen, so Uslucan (2013, S. 244), *„zentral für ein Verständnis dessen, wer dazu gehört – bzw., genauer: wer nicht dazu gehört.“* Die Aufnahmegesellschaft kann direkt oder auch indirekt die Zugehörigkeit zu der Mehrheitsbevölkerung verwehren (vgl. Uslucan 2013, S. 244).

Kommen wir zum nächsten Kapitel. Im Folgenden soll es um die Dimension „Sprache“ gehen. Wie eingangs erwähnt, kann die Sprache die Zugehörigkeitsbildung beeinflussen. Die gesprochene Sprache, aber auch die Muttersprache verraten viel über den Sprecher. Die (bewusste) Nutzung einer bestimmten Sprache kann viel über die (gefühlte) soziale Herkunft und Zugehörigkeit aussagen.

5.3.2 Sprache

„So. Wenn ich jetzt mit Freunde bin unterwegs, mit Russen, (Spät-)Aussiedler oder wie auch immer, dann reden wir auf Russisch. Wenn ich hab Gefühl zu dieser Sprache. Und Deutsch ist für mich wie Mathematik. Es ist zwar interessant, aber es ist alles anders. Ich kann mich nicht so ausdrücken wie auf Russisch [*Befragter nickt*].“ (Hr. Michels:585)

Die Sprache hat verschiedene soziale Funktionen. Das Beherrschen der deutschen Sprache kann z. B. als ein wichtiges Kriterium ethnischer Zugehörigkeit gesehen werden, aber auch als ein wichtiger Grundpfeiler für die Integration – die soziale, strukturelle und kulturelle Integration. Die Sprache ist ein Bindeglied zwischen Menschen. Die Beherrschung einer gemeinsamen Sprache ermöglicht einem mit anderen Menschen in Kontakt zu treten, sich auszutauschen, am sozialen Leben teilzunehmen und somit ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu entwickeln, was im Kapitel 3.6 gezeigt werden konnte.

In diesem Zusammenhang stellt sich, wie bereits im Kapitel 3.6 aufgeführt, die Frage, wie die Befragten zu dem Erwerb der deutschen Sprache stehen und welche Rolle und Funktion die deutsche, aber auch russische Sprache in ihrem Alltag früher gespielt hat bzw. heute immer noch spielt. Es geht um die Relevanz, aber auch um die (emotionale) Beziehung sowohl der gesprochenen Sprache in Deutschland, als auch der Muttersprache bei der Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit bzw. des Selbstverständnisses. Es kann gefragt werden, ob bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern bei der Sprache von einem zentralen Bestandteil ihrer Zugehörigkeit bzw. ihres Selbstverständnisses gesprochen werden kann. Es stellt sich die Frage, wie Sprache und die Fähigkeit, sich mitteilen zu können, das Thema Zugehörigkeit beeinflussen.

Die deutsche Sprache hatte in den geographischen Herkunftsländern der Befragten nicht immer eine große Relevanz, was durch unterschiedliche Faktoren begründet ist. Gemeinsam ist den Befragten, dass sie mit der deutschen Sprache größtenteils in Kontakt kamen. Die Intensität und die Verbundenheit zu dieser Sprache variierten hingegen. Von ihren Großeltern kannten sie die deutsche Sprache, was nicht heißt, dass sie sich dieser verbunden fühlten, diese beherrschten oder Interesse am Erlernen zeigten, wie Hr. Turm beispielhaft verdeutlicht:

Hr. Turm: (5) Wissen Sie meine Großmutter hat (.) acht Jahre im Stalinlager *{Arbeitslager}* gesessen und (3) als sie nach Kiew gekommen bist, sie hat mich versucht, mich deutsche Sprache (2) zu bilden, beibringen. Ja, aber (3) ich war dumm genug als Kleinkind und ich bewohne mit deutscher Sprache im Hoch sprechen und dann bis vielleicht 12 Jahre ich war ein Faschist. Einfach. Und können Sie das verstehen, wenn alle spielen in Partisanen und du bist Faschist. [*Befragter spricht Faschist mit Hass aus.*]

I: Ja, ja, das kann ich nachvollziehen.

Hr. Turm: Und das war auch diese Grunde, auch sehr viele Schlägerei. Obwohl/ (3) Ich denke aus diese ich war noch harter geworden. (4) So, aber (.) ich weiß nicht. Ich habe von klein auf Russisch gesprochen. (Hr. Turm:526–528)

Hr. Turm macht deutlich, dass aufgrund des Erlebens von Fremdethnisierung als „Faschist“, Diskriminierung und Ausgrenzung von Seiten der ehemaligen Sowjetbürger er sich dieser Sprache nicht verbunden fühlen konnte, sondern diese viel mehr bewusst ablehnte. Auch Ingenhorst (1997, S. 55ff.) berichtet, dass viele Russlanddeutsche in der ehemaligen Sowjetunion bzw. in Russland die deutsche Sprache ablehnten, aus Angst diskriminiert zu werden. Ebenso zeigt Fr. Tengel, dass die deutsche Sprache in der ehemaligen Sowjetunion keine gern gehörte Sprache war. Es war viel mehr eine stigmatisierende Sprache, da es die Sprache der Feinde in der Wahrnehmung der Mehrheitsbevölkerung in der Sowjetunion war. „Und dann spielte natürlich der Krieg eine Rolle. Es wurde immer gesagt: „Hör auf mit ihm auf dieser faschistischen Sprache zu reden.“ Nach dem Krieg war es für die Menschen schwer. Und so kam das. Russisch, natürlich beherrsche ich am besten. [Befragte nickt.]“ (Fr. Tengel:511) Sowohl Hr. Turm als auch Fr. Tengel zeigen, dass das Sprechen der deutschen Sprache in der ehemaligen Sowjetunion insbesondere nach dem zweiten Weltkrieg problematisch war, da es Nachteile im Alltag mit sich brachte. Es kam zu einer vereinfachten Gleichsetzung bzw. die negativen Bewertungen wurden auf einige Russlanddeutsche, wie Fr. Tengel und Hr. Turm übertragen. Mit der deutschen Sprache wurden häufig die Begriffe Feind und Faschismus in Verbindung gebracht, was Fr. Tengel und Hr. Turm deutlich machen. Es kam somit zu einer Fremdzuschreibung und Diskriminierung aufgrund der deutschen Sprachverwendung. Aus den Schilderungen von Fr. Tengel und Hr. Turm kann angenommen werden, dass Fr. Tengel und Hr. Turm sich in einer mit zwei Polen ver sehenden „Freund-Feind-Struktur“ befanden. Sie waren auf der einen Seite von der Staatsangehörigkeit „Sowjetbürger“ wie jeder andere in der ehemaligen Sowjetunion. Auf der anderen Seite waren sie gleichzeitig von der Nationalität „Deutsche“ – eine Minderheit und die feindliche Nation. Diese politische Feindschaft begleitete Fr. Tengel und Hr. Turm in ihrem Alltag. Folglich ist es nicht verwunderlich, dass die deutsche Sprache innerhalb der Familie von Fr. Tengel und Hr. Turm in der ehemaligen Sowjetunion nicht gefördert wurde und somit keine Verbundenheit zu dieser Sprache hergestellt werden konnte. Fr. Tengel und Hr. Turm hatten eine negative Einstellung zu der deutschen Sprache. Die einzige Möglichkeit, die sie sahen, um nicht aufzufallen und sich in die Gesellschaft einzufügen, war die Verwendung der russischen Sprache. Dieses „*Einfügen*“ in die und nicht unbedingt „*Auffallen*“ in der Gesellschaft zeigte sich bereits bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ – dort insbesondere bei dem Selbstverständnis. Diese Beobachtung zeigt, dass sowohl damals in der ehemaligen Sowjetunion als auch heute in Deutschland der Wunsch besteht, keine große Aufmerksamkeit der eigenen Person zu erregen. Das Anpassen und nicht das Treten in Erscheinung scheint von Bedeutung für die Befragten zu sein.

Fr. Tengel nennt noch die russische Nationalität ihres Vaters als einen weiteren Grund für die geringe Verbundenheit zu der deutschen Sprache, die durch die geringe Relevanz der

deutschen Sprache in ihrem Familienalltag in der ehemaligen Sowjetunion erklärt werden kann. „Wir haben Zuhause wenig Deutsch gesprochen. Denn mein Vater war Russe. Mein Vater wohnte und auch wir wohnten mit der Familie/ mit seinem Opa und Oma. Gesprochen wurde auf Russisch.“ (Fr. Tengel:511) Dies zeigt, dass bei multinationalen Familien der Erhalt der deutschen Sprache und somit die Verbundenheit zu dieser Sprache erschwert war. Während bei dem Verständnis der eigenen Person bei multinationalen Familien von den Befragten der Versuch unternommen wird, sowohl dem Vater als der Mutter in Form einer geteilten Zugehörigkeit gerecht zu werden (vgl. Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“), ist es bei der Sprache nicht der Fall. Eine Sprache, sei es von der Mutter oder dem Vater, dominiert die andere. Die Befragten fühlen sich einer der Sprachen mehr verbunden. Es kommt zu einem Loyalitätsverlust.

Nicht alle Befragten lehnten die deutsche Sprache in der ehemaligen Sowjetunion gänzlich ab. Großeltern waren die wichtigste Säule beim Bewahren der deutschen Sprache und der Pflege der Verbundenheit zu dieser Sprache.³⁰⁷ „Wir konnten schon. (.) Ziemlich gut würd ich nicht sagen, aber wir konnten schon Deutsch. Also meine Eltern haben dort viel Deutsch gesprochen. Meine Oma hat mit uns gesprochen.“ (Fr. Fehmke:432) Unklar bleibt, weil die Befragten es nicht thematisieren, wie die Großeltern die deutsche Sprache weiter pflegten und diese an einige Befragte weitergeben konnten und wieso die Befragten diese Sprache nicht ablehnten. Es sind zwei Erklärungen denkbar: Entweder wurden die Befragten nicht mit Diskriminierung konfrontiert oder sie beharrten trotz Diskriminierung auf ihren Deutschgebrauch in der Öffentlichkeit. Anzunehmen ist auch, dass sie die deutsche Sprache nur im Verborgenen gebrauchten – d. h. hinter verschlossenen Türen. Das Letztgenannte ist wahrscheinlicher, was auch in der Studie von Boll (1993, S. 41ff.) angedeutet wird. Boll (1993, S. 43) stellt fest, dass in der ehemaligen Sowjetunion in den meisten Fällen nur Zuhause Deutsch gesprochen wurde. Deutschkenntnisse erlangten einige der Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung neben den Großeltern auch in der Schule in der ehemaligen Sowjetunion, was u. a. Fr. Schäfer zeigt, die sich bewusst und ganz selbstverständlich für die deutsche Sprache an der Schule entschied.

I: Also das heißt, Sie hatten auch in Kasachstan Deutsch als Unterrichtsfach?

Fr. Schäfer: Ja.

I: Wurde dann gelernt.

Fr. Schäfer: Ja. (.) Nur ich hab das **bewusst** gewählt. [...] Und ich hab das wirklich bewusst gelernt.

Was kann ich noch lernen. Natürlich Deutsch. (Fr. Schäfer:382–385)

Das Erlernen der deutschen Sprache, sei es von den Großeltern oder an der Schule, heißt jedoch nicht, dass diese Befragten mit guten Sprachkenntnissen nach Deutschland

³⁰⁷ Auch Pfister-Heckmann (1998, S. 219) berichtet in ihrer Studie mit Russlanddeutschen davon, dass die Großeltern in der ehemaligen Sowjetunion deutsche Sprachkenntnisse den Enkelkindern vermittelten.

einreisten. Aufgrund des „russischen“ Alltages kam es zum Vergessen bzw. Vernachlässigen der deutschen Sprache, wie Fr. Koch aufzeigt. „Doch ja. Ich hab in der Schule Deutschunterricht gehabt. Und in der Familie von meinem Vater haben die viel Deutsch gesprochen. Ich wurde auch bevor ich in den Kindergarten ein/ eingeschult wollte ich schon sagen @(.)@/ Bevor ich in den Kindergarten gegangen bin, hab ich auch erst mal auch Deutsch gesprochen und dann wieder/ Nicht wieder, sondern im Kindergarten gelernt habe Russisch. Ziemlich aber schnell Deutsch vergessen habe, nee. Und ja/ (.) Ich kannte schon Deutsch, aber ich habe mich nicht getraut zu sprechen hier.“ (Fr. Koch:563)

Bei allen Befragten außer bei Fr. Krieger war die Alltags- und Familiensprache in der ehemaligen Sowjetunion Russisch. Die Deutschkenntnisse, die die Befragten nach Deutschland brachten, waren sehr unterschiedlich. Sie reichten von keine bis sehr gute Kenntnisse. Die zwei Extreme bilden Hr. Michels und Fr. Krieger. Hr. Michels brachte keine deutschen Sprachkenntnisse mit. Fr. Krieger hatte sehr gute Deutschkenntnisse. Sie musste jedoch genau wie Fr. Müller, die Plattdeutsch, aber nicht Hochdeutsch verstand, feststellen, dass das Deutsch, was sie sprach, nicht dem Deutsch, das in Deutschland gesprochen wurde, entsprach. Das Deutsch von Fr. Krieger war, wie sie selbst sagt, eine Mischung aus drei Sprachen – Russisch, Altdeutsch und Hochdeutsch.

I: Wenn ich Sie richtig verstehe, Sie kamen hierher nach Deutschland und sie konnten nicht viel Russisch?

Fr. Krieger: Nein.

I: Sie haben da die meiste Zeit in ihrem Dorf – also die ganze Zeit eigentlich Deutsch gesprochen/ [Befragte unterbricht Interviewerin.]

Fr. Krieger: Hochdeutsch. Es war gemischt. Es war nicht Hochdeutsch. Es war wie vor 300 Jahren. Halt so ein bisschen Schwäbisch. Man weiß nicht genau, woher das kommt. So wie die alten Leute das behalten haben. Und Russisch war schon au/ Man konnte versteh/ Oder was heißt man, man verst/ man hat alles verstanden. Aber man hat sich die meiste Zeit/ weil wir sind auch in eine deutsche-nationale Schule gegangen. Das heißt, wir hatten Hochdeutsch von der nullten Klasse an. Und man hat/ Die Lehrer waren genauso wie du und man hat das dann/ Man hat schon Mischmasch viel gesprochen. Man hat mehr (.) Altdeutsch gesprochen und man hat auch viel gemischt. Und so richtig, dass man einen richtigen Satz sprechen konnte ohne es zu mischen, hab ich hier {in Deutschland} gelernt. Weil dann/ Man kam ja dann halt zusammen in eine Kaserne oder in ein so ein Wohnheim und man wohnte da und man ha/ Die meistens kamen ja von/ Viele kamen von Kasachstan. Die kannten dann unsere deutsche Sprache nicht und hat man sich automatisch dann/ Man hat zusammengehalten, weil man hat das gleiche Leid, sagt ich mal oder man/ Das Gleiche zu erleben und das hab ich dann hier gelernt.

I: Aber was verstehen Sie oder was kann ich unter Mischmasch verstehen?

Fr. Krieger: Drei Sprachen gemischt.

I: Deutsch/ [Befragte unterbricht Interviewerin.]

Fr. Krieger: Ein Satz mit drei Sprachen.

I: Welche anderen zwei Sprachen waren es dann?

Fr. Krieger: Russisch, Altdeutsch und Hochdeutsch. (Fr. Krieger:258–267)

Dieser Tatbestand, den Fr. Krieger schildert, lässt sich geschichtlich erklären. Aufgrund der unterschiedlichen Herkunft der Russlanddeutschen wurden viele Dialekte (hessische, pfälzer, niederdeutsche u. a.) und Mundarten der Herkunftsgebiete der Vorfahren, in den noch in sich geschlossenen Siedlungsgebieten gesprochen – und das über mehrere Generationen fast ohne Veränderungen. Nach dem 2. Weltkrieg gewann das Russische an Bedeutung und es kam zur Durchmischung der Sprache(n) (vgl. Ingenhorst 1997, S. 67). Die deutsche Sprache der Russlanddeutschen mit den verschiedenen Dialekten wurde in Deutschland als überholt eingestuft (vgl. Menzel 2014, S. 71). Fr. Krieger selbst musste in Deutschland „richtiges“ Russisch erlernen, was eine Ausnahme zu allen anderen Befragten darstellt. Denn die anderen Befragten kamen mit guten Russischkenntnissen nach Deutschland.

Heute in Deutschland hat die deutsche Sprache unterschiedliche Funktionen für die Befragten. Ihnen allen ist bewusst, dass die Beherrschung der deutschen Sprache ein Schlüssel für die Zukunft darstellt. Es ist die Voraussetzung für Bildungschancen und gesellschaftlichen Aufstieg – sowohl für sich selbst als auch für die Kinder und Enkelkinder. Hingegen ist nicht jeder Befragte bereit, in die eigene Zukunft zu investieren. Dazu im Folgenden mehr.

Zunächst aber berichten fast alle Befragten von Schwierigkeiten bei der Aneignung der deutschen Sprachkenntnisse unmittelbar nach der Ankunft in Deutschland. Aufgrund der fehlenden Kenntnisse mussten sie in der Schule, im Beruf sowie im Alltag Diskriminierung, Ablehnung und Stigmatisierung erfahren. Einige von ihnen haben sich die deutsche Sprache schnell angeeignet, so dass sie sich beruflich gut eingliederten und soziale Kontakte zu autochthonen Deutschen knüpfen konnten. Sie konnten sich durch Sprache weitgehend gesellschaftlich verorten. Dazu zählen alle Befragte, die in jungen Jahren, d. h. im Kindesalter oder unmittelbar vor bzw. während der Pubertät, nach Deutschland kamen. Die älteren Befragten (Einreisealter > 25 Jahre) hingegen mussten Tätigkeiten unter ihrer Qualifikation annehmen, was oft der fehlenden Sprachkenntnisse geschuldet gewesen ist. In der Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wird dies u. a. als „berufliche Dequalifikation“ beschrieben (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung 2016a, S. 242; OECD 2005, S. 56; Panagiotidis 2019a, S. 23; Vogel 2008, 292ff.). Fr. Schäfer konnte z. B. trotz guter Deutschkenntnisse keine Tätigkeit in ihrem Beruf finden. Bei ihr liegen hingegen andere Gründe vor. Andere Befragte (Fr. Reich, Hr. Turm, Fr. Tengel und Fr. Müller) hatten Sprachprobleme und haben diese auch heute noch, wie Fr. Tengel deutlich macht. „Weil +wir Probleme mit der Sprache. Diese Diskriminierung spürt man etwas. Auf der Arbeit und überall+.“ (Fr. Tengel:505)

Neben Sprachproblemen,³⁰⁸ an denen die Befragten als Fremde erkannt werden, werden sie auch über subtilere Feinheiten der Sprache wie dem russischen Akzent³⁰⁹ im Deutschen ethnisiert.

Ein Akzent stigmatisiert die Befragten aber nicht so stark wie Sprachprobleme. Die immer noch vorherrschenden Sprachprobleme, auch nach über 7, 12 oder auch 18 Jahren Aufenthalt in Deutschland, sind bei einigen Befragten mit (seelischer) Belastung unterschiedlicher Intensität verbunden. Diese Befragten haben Angst, nicht verstanden zu werden und meiden teilweise das soziale Leben. „Zum Beispiel in Zentrum/ in Sportzentrum gehen, ich hab immer so Angst wegen meiner Sprache [Befragte *verzieht das Gesicht; macht eine Grimasse, kneift Augen zusammen*]. Vielleicht verstehe ich nicht alles oder so was.“ (Fr. Reich:449) Sie müssen sich auf kurze alltägliche Gespräche vorbereiten, wie z. B. auf einen Besuch in einer Apotheke. „Ich vorbereite mich Zuhause. Hab Wörterbuch, ja. So. @(..)@.“ (Fr. Reich:631) Sie fühlen sich isoliert, gedemütigt und angespannt – „nicht locker“ wie Fr. Tengel es beschreibt. „Für uns natürlich könnte man/ Und dann verkomplizierst du es auch selbst mehr. Du duckst dich und kannst nicht+ locker +sein, weil/ Sprache/ Du musst die Sprache können. Darin liegt das ganze Problem+.“ (Fr. Tengel:511) Diese Befragten vermitteln hingegen nicht den Eindruck, etwas an dieser Situation ändern zu wollen bzw. sie merken zwar die Nachteile, die sie aufgrund der Sprachprobleme erfahren, resignieren hingegen und/oder nehmen an, dass in ihrem Alter (50plus) und in ihrer Situation, eine Veränderung der Sprachkenntnisse nicht möglich ist. Bei ihnen ist eine konstruktive Lebenseinstellung weniger zu finden, was sich u. a. bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ bei dem Umgang mit dem Anderssein zeigte. Diese Befragten versuchen kaum ihre Deutschkenntnisse zu verbessern. Es kann angenommen werden, dass in den Berufen, in denen einige der Befragten arbeiten wie z. B. Reinigungskraft, keine „perfekten“ Deutschkenntnisse verlangt werden und die anderen Befragten, die keiner Beschäftigung nachgehen, sondern in Rente sind, keine Notwendigkeit zur Verbesserung der Sprachkenntnisse sehen. „So, nun ja, wenn ich so irgendwo bin, Deutsch. Aber (.) sehr wenig, ja. Man muss beschäftigt sein, dann, dann kommt die, die Sprache und alles. Wenn man so, so alt ist und ohne Beschäftigung, dann!“ (Fr. Reich:675) Dies kann auch dahingehend gedeutet werden, dass das Alter eine Rolle spielt, wie aktiv oder passiv an Herausforderungen herangegangen wird. „Passivität“ ist eher bei den Älteren und „Aktivität“ eher bei den Jüngeren anzutreffen.

³⁰⁸ Sprachprobleme wurden bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ tangiert und sollen nun in diesem Kapitel bzw. bei der Dimension „Sprache“ eingehender behandelt werden.

³⁰⁹ Für einen aufmerksamen Leser mag es redundant erscheinen, dass „Akzent“ hier noch einmal aufgegriffen wird, da es auch bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ thematisiert wurde. Hingegen hat „Akzent“ nicht nur bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, sondern gerade auch bei der Dimension „Sprache“ seine Berechtigung und wird in diesem Kapitel (Sprache) an manchen Stellen erweiterter in einem anderen Kontext als bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ dargestellt.

Hr. Turm und Fr. Müller zum Beispiel, die heute noch Sprachprobleme haben, sehen ihre Sprachprobleme als kein großes Problem an. Hr. Turm bspw. redet fast ausschließlich Russisch Zuhause. Lediglich mit dem Freund seiner Tochter, der kein Russisch versteht, muss er Deutsch sprechen. „Ja, dann er hat gesagt: „Deutsche Sprache!“ [Befragter haut mit der Faust auf den Tisch.] @ (Und meine)@ Tochter sagt/ Weil er denkt immer, wenn wir sprechen Russisch, dann wir sprechen über ihm. @ (Und etwas Schlechtes)@. @ (4)@“ (Hr. Turm:532) Bei Hr. Turm begünstigt die russische Nationalität seiner Frau den fast ausschließlichen russischen Sprachgebrauch. Im privaten Alltag von Fr. Reich ist Russisch ebenfalls dominanter. Ebenso verhält es sich bei Fr. Tengel. Mit ihrem Mann und ihren Kindern spricht sie Russisch, hingegen versucht sie mit ihren Enkelkindern Deutsch zu sprechen. Diese Beobachtung zeigt, dass Russisch bei diesen Befragten die dominante Familiensprache ist. Wohingegen die Enkelgeneration, die in Deutschland geboren wurde, aber auch autochthone Partner der eigenen Kinder, diese Strukturen langsam aufbrechen. Fr. Tengel und Hr. Turm werden indirekt dazu veranlasst, sofern sie weiterhin Kontakt zu ihren Enkeln bzw. zu dem Partner des Kindes und somit zu dem eigenen Kind, aufrechterhalten möchten, Deutsch zu sprechen.

Diese Beobachtung dem Anlass bzw. dem Kontext und der Situation entsprechend mit einigen Personen Russisch und mit Anderen Deutsch zu sprechen, ist auch bei anderen Befragten wie Fr. Fehmke und Hr. Michels anzutreffen. Diese geschilderte Beobachtung, die Sprache je nach Situation und Kontext zu wechseln, ist in Teilen mit dem Selbstverständnis zu vergleichen. Bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ zeigte sich, dass die Befragten ihr Selbstverständnis dem Kontext anpassen. Unter anderen fühlen sie sich aufgrund der Kontextbedingungen (Fremdethnisierung als „Russe“) gedrängt, eine Selbstethnisierung u. a. als „Russlanddeutsche“ vorzunehmen.

Russisch ist bspw. für Hr. Michels die Sprache, die er in der Interaktion mit Personen mit gleichem/vergleichbarem Migrationshintergrund verwendet, das als Grenzziehung zwischen der eigenen Gruppe und der Umwelt im Sinne von Oppenrieder und Thurmair (2003, 41ff.) verstanden werden kann.

I: Und du meinst, du denkst in Russisch. Heißt es, dass wenn du so vor/ [Befragter unterbricht Interviewerin.]

Hr. Michels: Nachdenke [Befragter nickt].

I: dich sitzt, dann kommen Gedanken auf Russisch? Auf der russischen/ [Befragter unterbricht Interviewerin.]

Hr. Michels: Ja.

I: russischen Sprache. Und Deutsch wär dann, wenn du dich mit jemandem unterhältst oder/ [Befragter unterbricht Interviewerin.]

Hr. Michels: Arbeit, Unterhalten. Da musst du ja, wenn du mit Deutschen sprichst, dann kannst du ihnen nicht auf Russisch/ Ja [Befragter nickt]. @ (.)@.

I: Ok. (.) Und welche Sprache benutzt du denn häufiger? Russisch oder jetzt Deutsch?

Hr. Michels: Die letzte Zeit mehr Deutsch/ *[Befragter nickt]*.

I: Aufgrund der Arbeit oder *[Befragter unterbricht Interviewerin.]*

Hr. Michels: Arbeit, mein Umfeld. (.) So. Wenn ich jetzt mit Freunde bin unterwegs, mit Russen, (Spät-)Aussiedler oder wie auch immer, dann reden wir auf Russisch. Wenn ich hab Gefühl zu dieser Sprache. Und Deutsch ist für mich wie Mathematik. Es ist zwar interessant, aber es ist alles anders. Ich kann mich nicht so ausdrücken wie auf Russisch *[Befragter nickt]*. (Hr. Michels:576–585)

Russisch ist die dominierende Sprache in Hr. Michels Alltag in Deutschland gewesen, was sich mittlerweile geändert hat. Deutsch ist aufgrund seines sozialen Umfeldes und seiner Arbeit in letzter Zeit wichtiger geworden. Deutsch ist heute eine Notwendigkeit. Hr. Michels denkt jedoch immer noch auf Russisch und kann sich besser in dieser Sprache ausdrücken. Russisch ist für ihn die Sprache, in der er am besten Gedanken und Gefühle zum Ausdruck bringen kann. Deutsch ist hingegen wie Mathematik für ihn. Deutsch ist eine Sprache, die er mit Verstand und Wissenschaft in Verbindung bringt. Die beiden Sprachen Deutsch und Russisch bedienen bei ihm jeweils einzeln zwei unterschiedliche „Systeme“ – den Verstand und das Gefühl. Hr. Michels Verwendung der beiden Sprachen zeigt ebenfalls, wie Sprache bestimmte Bereiche des ganz normalen Alltages abgrenzen kann. Eine Sprache kann in einem bestimmten Bereich zum Einsatz kommen – im privaten oder öffentlichen Bereich. Hr. Michels zeigt aber auch, dass die Grenzen mit der Zeit verwischen können. Die anfängliche Überbetonung der Wichtigkeit der russischen Sprache im Privaten nimmt im Zeitverlauf aufgrund der größeren Partizipation in der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland ab. Die Wichtigkeit einer Sprache kann sich somit prozessartig verändern. Dieser prozessartige Charakter zeigte sich auch bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ bei der Frage nach dem Selbstverständnis und der Frage nach der Heimat. Im Zeitverlauf kommt es bei einigen Befragten zu einem Wandel der eigenen Heimat und dem eigenen Selbstverständnis.

Die zugesprochene prozessartig veränderte Wichtigkeit einer Sprache zeigt sich insbesondere im Alltag von Befragten mit jüngeren Kindern. Es findet eine Trennung des Sprachgebrauchs der russischen und deutschen Sprache je nach interagierenden Personen statt. Diese Befragten sprechen meistens Russisch mit den Partnern und Deutsch mit den Kindern. Bei diesen Befragten ist die dominierende Alltagssprache Deutsch. „*[Befragte nickt.]* Zuhause sprechen wir Deutsch mit die Kinder, aber mit mein Freund sprechen wir Russisch. Deutsch *[Befragte nickt]*. Aber mehr Deutsch sprechen wir. *[Befragte nickt]*. Kinder sprechen gar nicht Russisch *[Befragte schüttelt mit dem Kopf]*. Nur Deutsch.“ (Fr. Müller:488) Es zeigt sich hierbei noch ein interessantes Charakteristikum bei der Sprachverwendung im Alltag einiger Befragten – und zwar Code-Switching,³¹⁰ welches ebenfalls bei anderen Migranten in Deutschland beo-

³¹⁰ Personen wechseln manchmal mitten im Gespräch oder mitten in einer Äußerung die Sprache (vgl. Dück 2013; Kallfell 2012, S. 87): In der vorliegenden Untersuchung vom Russischen ins Deutsche, vom Deutschen ins Russische.

bachtet wird.³¹¹ Zum Beispiel macht Fr. Koch deutlich, dass es bei Unterhaltungen mit ihrem Mann im Gegensatz zu den Unterhaltungen mit ihren Kindern zu einer Vermischung der deutschen und russischen Sprache kommt. Ein Satz besteht aus einigen russischen und einigen deutschen Wörtern – es wird die Sprache verwendet, die schneller in den Sinn kommen. Fr. Krieger berichtet von vergleichbaren Gegebenheiten. Bei ihr kommt es ebenfalls zu Code-Switching, der sich dadurch auszeichnet, dass ein Wechsel vom Deutschen ins Russische und umgekehrt ein Wechsel vom Russischen ins Deutsche stattfindet. Dieses „Code-Switching“ kann als Pflegen zweier Zugehörigkeiten verstanden werden. Code-Switching kann noch anders interpretiert werden: Anzunehmen ist, dass die Befragten im Alltag beim Sprechen einer Sprache in die andere Sprache wechseln, wenn ihnen ein bestimmtes Wort fehlt. Dies kann auf fehlende umfangreiche Kenntnisse in einer Sprache hindeuten. Fehlende Sprachkenntnisse müssen aber nicht die alleinige Erklärung sein, denn wie einige Befragte, die über gute Deutschkenntnisse verfügen, berichten, kommt es zu einem Sprachwechsel, wenn bestimmte Worte nicht schnell genug einfallen. Das heißt somit nicht unbedingt, dass diese Worte den Befragten in der einen Sprache nicht bekannt sind. Sie fallen lediglich zu langsam ein. Sprachwissenschaftler sehen bei Sprachschwierigkeiten einen Sprachwechsel – fehlende Worte werden in der anderen Sprache gefunden. Sie nennen das die „referenzielle Funktion“ von Code-Switching (vgl. Onu 2013). Dieses Phänomen – Wechsel in eine Sprache aufgrund eines fehlenden Wortes – konnte auch beim Führen der hier vorliegenden Interviews beobachtet werden. Während der Interviews konnte mehrmals festgestellt werden, dass insbesondere die Befragten, die geringere deutsche Sprachkenntnisse hatten, vom Deutschen ins Russische wechselten, weil ihnen ein bestimmtes Wort im Deutschen fehlte. Dieses Wort fanden sie im Russischen. Entweder sprachen sie dann weiter im Russischen oder wechselten dann wieder ins Deutsche. Bei diesen Fällen kann angenommen werden, dass Sprachprobleme zu einem Wechsel führten. Code-Switching hatte in den Interviews noch eine weitere Funktion: Die Befragten wechselten vom Deutschen ins Russische, wenn sie dem Gesagten Ausdruck verleihen wollten. Sprachwissenschaftler nennen das die „phatische Funktion“ von Code-Switching (vgl. Onu 2013). Anzumerken ist ebenso, dass die Befragten speziell bei russischen Sprichwörtern diese im Interview im Russischen wiedergaben und dann wieder ins Deutsche wechselten. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass übersetzte Sprichwörter an ihrer Aussagekraft verlieren, so dass diese von den Befragten im Original (im Russischen) wiedergegeben werden.

³¹¹ Rieker (2003, S. 122) zum Beispiel berichtet bei italienischen Migranten in Deutschland von diesem Phänomen.

Die Unterteilung, um auf die Separierung der beiden Sprachen zurückzukommen, mit dem Partner Russisch, wenn auch unter Vermischung mit Deutsch, und mit den Kindern (fast ausschließlich) Deutsch zu sprechen, ist bei den Befragten anzutreffen, die in Deutschland ihre eigene Familie gegründet haben oder die mit jungen Kindern nach Deutschland kamen. Hr. Dries z. B. hat sich mit seiner Frau bewusst dazu entschieden, seine Töchter einsprachig aufwachsen zu lassen – und zwar deutsch. Als Grund führt er seine eigenen negativen Erfahrungen in der Anfangszeit in Deutschland, die deutsche Sprache nicht beherrscht zu haben, auf. Das möchte er seinen Töchtern ersparen. Er möchte ihnen keine Lernnachteile durch das Russische bereiten. Das soziale Umfeld zwingt ihn gewissermaßen zu dieser Entscheidung. Dieses Verhalten von Hr. Dries zeigt gewisse Parallelen zu dem Verhalten von Personen aus der ehemaligen Sowjetunion, die damals die deutsche Sprache ablehnten, weil sie Angst hatten, dass ihre Kinder diskriminiert werden (vgl. Ingenhorst 1997, S. 55ff.). In Deutschland wird nun Russisch von einigen Befragten abgelehnt, weil wieder vergleichbare Ängste mitschwingen. Hr. Dries sieht sich aber auch aufgrund seiner eigenen Sprachkompetenzen nicht imstande, seinen Töchtern „gutes“ Russisch beizubringen. Seine Sprachkompetenzen im Russischen haben nachgelassen, da seiner Ansicht nach sich die Sprache nicht weiterentwickelt hat.

Hr. Dries: Weil von Anfang an wurde mit beiden auf Deutsch gesprochen. Nee. Weil für uns beide wichtiger, dass die dann die deutsche Sprache eher beherrschen. Sei es im Kindergarten, Schule. Dass die nicht erst dann die deutsche Sprache anfangen müssen. Wäre auch Blödsinn, (.) finde ich. (Hr. Dries:533)

[...]

Hr. Dries: [...] Beziehungsweise ich hatte nur Probleme gehabt, die erste Zeit. Nee. Dann hatten die/ diese Russenlager alle drei Stück nacheinander ausgewechselt. Wir nach der dritten in die vierte Schule gekommen. Da konnte man ja immer noch kein richtig Deutsch. Das erste halbe Jahr, das war die Hölle. Beziehungsweise die ersten acht, neun Monate. Dann geht's ja schnell mit dem Auffassen, nee. Aber genau das wollten wir den Kindern ersparen. Wenn die in den Kindergarten gehen, die sollen sofort sagen: „Ist hingefallen. Mensch, ich bin hingefallen. Ich habe Aua.“ (.) Und nicht auf Russisch versuchen da was zu erklären und wir müssen erst angerufen werden. Deswegen. Jetzt ist der Wunsch schon seit längerem aufgetaucht – Russisch lernen. Nee. Aber da gucken wir mal. Jetzt ist ja auch die Schule/ Englisch ist jetzt wichtig. Französisch wurde jetzt auch als zweites Fach ausgewählt. Da passt @(Russisch nicht wirklich rein.)@ @(.)@ Und vor allem an heutigen, was wir an Russisch heute reden. Das ist ja gar nicht mehr das eigentliche Russisch.

I: Richtig.

Hr. Dries: Nee. Wenn ich die Russischfernsehen mir da angucke, ich versteh die nicht. Das ist ja schon ganz anderes Sprechen. Deswegen ich weiß nicht, ob das wirklich was bringt, wenn wir ihr jetzt was beibringen. (Hr. Dries:537–539)

Fr. Koch spricht mit ihren Kindern ebenfalls ausschließlich Deutsch. Ihre Kinder können Russisch verstehen und ein paar Wörter sagen – dies hingegen mit einem Akzent. „Russisch verstehen die und können paar Wörter sagen. Mit riesigem Akzent @(.)@, nee @(.)@.“ (Fr. Koch:565) An diesem Zitat von Fr. Koch wird deutlich, dass nun die Eltern ihre Kinder ethnisieren. Werden die Befragten durch ihren russischen Akzent im Deutschen von der Mehrheitsbe-

völkerung ethnisiert, so ethnisieren sie nun selbst ihre eigenen Kinder durch ihren deutschen Akzent im Russischen. Es findet eine Umkehrung der Ethnisierung statt.

Gebrochenes Russisch oder das Aussprechen von einigen Wörtern mit einem Akzent sind ebenfalls bei den älteren Kindern von Fr. Müller, einer Tochter von Hr. Dries und dem Sohn von Fr. Schäfer anzutreffen. Für den Sohn von Fr. Schäfer ist das Sprechen auf Russisch, insbesondere wenn er mit Verwandten aus Russland zu besonderen Anlässen telefonieren muss, eine Qual. „Zum Beispiel wenn wir telefonieren, er macht das sehr selten. Wenn er Geburtstag hat, dann/ Weil das ist für ihn wirklich eine Qual. Verstehen tut er, aber sich ausdrücken kann er nicht.“ (Fr. Schäfer:362) Auffallend ist, wie negativ bzw. beleidigend Fr. Schäfer die russischen Sprachkenntnisse ihres Sohnes charakterisiert. Sie vergleicht ihn mit einem Baby und zieht es ins Lächerliche. „Und der Sohn/ Er versteht alles, aber er spricht kaum. Oder wenn er spricht, das ist wirklich zum Lachen. Wie ein dreijährige Baby @(.).@.“ (Fr. Schäfer:355) Fr. Schäfer spricht heute mit ihrem Sohn fast ausschließlich Deutsch. Das Deutsche hat bei ihrem Sohn das Russische verdrängt. „Ja, ja. Er war sieben als wir nach Deutschland kamen. Und dann als er Deutsch gelernt hat. Russisch war er raus. Beide Sprachen haben keinen Platz gefunden.“ (Fr. Schäfer:364) Auch ihr Ehemann, der Russe ist und selbst schlechte Deutschkenntnisse aufweist, hat eine lange Zeit versucht, mit dem gemeinsamen Sohn Russisch zu sprechen, bis er es aufgab. Ihm hingegen fehlen jegliche Anknüpfungspunkte an die deutsche Sprache bzw. die Verbundenheit zu dieser Sprache. Am Beispiel von Fr. Schäfer zeigt sich, dass in einer binationalen Ehe (sie selbst ist rechtlich Deutsche; ihr Mann ist Russe) die deutsche Sprache nicht vernachlässigt werden muss, nur weil ein Partner kein Deutsch spricht. Dies steht im Gegensatz zu Hr. Turm, der ebenfalls in einer binationalen Ehe lebt, aber schlecht Deutsch spricht. Fr. Schäfer und Hr. Turm unterscheidet hingegen, dass im Haushalt von Hr. Turm keine Kinder mehr leben. Im Haushalt lebende Kinder scheinen die Nutzung der deutschen Sprache in Deutschland bei den Eltern teilweise zu begünstigen. Hier zeigen sich Parallelen zu der bereits genannten Beobachtung von Fr. Tengel, bei der aufgrund der russischen Nationalität ihres Vaters, Russisch in der ehemaligen Sowjetunion die Familiensprache war. Dies deutet darauf hin, dass bei den Befragten in einer binationalen Ehe die Sprache gesprochen wird, die in dem gelebten Land die Amtssprache ist, wenn ihre Kinder noch im Haushalt leben. In der ehemaligen Sowjetunion war es Russisch und in Deutschland ist es Deutsch. Wie bereits bei Fr. Tengel angedeutet wurde, kommt es ebenfalls in Deutschland zu einem Loyalitätsverlust bezüglich der Sprache. In diesem Fall ist es die Sprache der Mutter – dieser wird Vorrang eingeräumt. Bei der Frage nach dem Selbstverständnis ist es nicht der Fall, was ebenfalls angedeutet wurde. Zu diesem Aspekt lässt sich sagen, dass die Sprache des Landes die dominante Familiensprache bei den Befragten ist, wenn ihre eigenen Kinder noch im Haushalt leben – sowohl in der ehemaligen Sowjetunion als auch in Deutschland. Die einzige Ausnahme ist Fr. Krieger. Der As-

pekt – die Sprache des Landes ist die dominante Familiensprache – deutet auf Anpassung und den Wunsch der Befragten nicht aufzufallen.

Das Weitergeben der Russischkenntnisse an die Kinder, die in jungen Jahren nach Deutschland kamen bzw. erst in Deutschland geboren wurden, hat bei den Befragten eine unterschiedliche Wichtigkeit.³¹² Fr. Schäfer, Fr. Müller und Hr. Dries finden es z. B. nicht bedauerlich, ihre Russischkenntnisse nicht weitergeben zu können. Fr. Krieger ist die einzige Befragte, die deutlich im Interview zu verstehen gibt, dass ihr die russische Sprachvermittlung bei ihrem in Deutschland geborenem Sohn, der 4 ½ Jahre alt ist, wichtig ist. Ihr Mann, der vor neun Jahren nach Deutschland kam und gute Russischkenntnisse aufweist, sollte ihrem gemeinsamen Sohn die Russischkenntnisse vermitteln, was hingegen nicht so funktioniert hat, wie geplant gewesen ist – der Sohn antwortete immer auf Deutsch.³¹³ „Und eigentlich geplant war, dass mein Mann mit ihm Russisch redet. Leider hat es nicht funktioniert, weil mein Mann es nicht ausgehalten hat, dass er immer auf Deutsch nur geantwortet hat. Dann geht/ Dann ist er automatisch dann auch auf Deutsch übergegangen und/ (.) Er hat es noch nicht so [*Befragte zuckt mit den Schultern.*]. Für ihn ist das so/ Er ist vier und halb. [...] Er fängt gerade erst grade die Sprache auseinander zu halten.“ (Fr. Krieger:223) Hieran wird genau wie u. a. auch bei Hr. Michels deutlich, dass die Wichtigkeit einer Sprache bzw. die Verbundenheit zu einer Sprache sich im Lebensverlauf verändern kann. Hatte Fr. Krieger anfänglich kaum Bezug bzw. Verbundenheit zur russischen Sprache, so wünscht sie sich heute eine russische Spracherziehung für ihren Sohn. Fr. Krieger selbst verfügt hingegen nicht über „perfekte“ Russischkenntnisse, so dass sie sich selbst nicht als eine geeignete Person, genau wie Hr. Dries, zur Vermittlung der Russischkenntnisse sieht. „Bis heute kann ich nicht perfekt Russisch reden. Ich kann mich unterhalten. Ich würde so sagen, die Sprache ist halt/ Weil russische Sprache ist ja sehr reichha/ reichhaft an (.) Bu/ Wortschatz. Das hab ich leider nicht. Ich würd so/ Straßenrussisch sagen. Das kann ich.“ (Fr. Krieger:255) In diesem Zitat wird deutlich, dass für einige Befragte nur „perfekte“ eigene Russischkenntnisse akzeptabel für die Weitergabe der russischen Sprache an die in Deutschland geborene Kinder sind. Perfektionismus scheint in einigen Bereichen wie der Bildung wichtig zu sein. Dies bedeutet hingegen nicht, dass die Befragten auf Bilingualität der Kinder verzichten. Den vielfältigen Sprachen werden lediglich unterschiedliche Prioritäten eingeräumt. Ihre Kinder sollen andere Sprachen erlernen, wie z. B. Englisch oder Französisch. Für das Russische ist aber momentan kein Platz, was nicht heißt, dass bei

³¹² Die Wichtigkeit der Weitergabe der Sprache des geografischen Herkunftslandes, sei es auch auf einer anderen Art und in einem anderen Kontext als bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, lässt sich in der Studie von Rieker (2003, S. 122f.) zu italienischen Migranten in Deutschland beobachten. Rieker (2003) merkt an, dass den Eltern die Weitergabe der italienischen Sprache an die Kinder, auch wenn die anderen schulischen Leistungen darunter leiden werden, insbesondere dann wichtig ist, wenn die Eltern selbst die erste Generation in Deutschland darstellen und eine Rückwanderung noch fest einplanen. Wenn Eltern hingegen das Verbleiben in Deutschland nicht ausschließen, so ist ihnen die Integration ihrer Kinder wichtiger als das Pflegen der italienischen Sprache. Wobei auch hier nicht für alle Eltern gesprochen werden kann, da einige Eltern weiterhin auf die Pflege der italienischen Sprache beharren.

³¹³ Auch bei anderen Migranten ist Vergleichbares zu beobachten. Rieker (2003, S. 122) berichtet bei italienischen Migranten in Deutschland, dass deren Kinder ihnen in einem italienischen Gespräch auf Deutsch antworten. Die Kinder unterhalten sich untereinander häufig auf Deutsch, auch bei einem Italienurlaub.

Interesse der Kinder für die russische Sprache ein Weg gefunden werden wird, dass die Kinder einen Zugang zu dieser Sprache bekommen bzw. eine Verbundenheit zu dieser Sprache entwickeln, wie Hr. Dries zeigt. „Jetzt ist der Wunsch schon seit längerem aufgetaucht - Russisch lernen. Nee. Aber da gucken wir mal.“ (Hr. Dries:537)

Befragte, die mit älteren Kindern nach Deutschland kamen, räumen der Pflege der russischen Sprache und somit der Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über die Sprache, die als Merkmal einer Kultur angesehen werden kann, mehr Bedeutung zu. Sie sehen die russischen Sprachkenntnisse als ein Zugewinn für ihre Kinder. „Und in unserer Familie jetzt und hier {wird Russisch gesprochen} [Befragte nickt]. Vielleicht ist das auch nicht so gut, aber die Kinder haben keinen Schaden davon. Sie können gut Russisch und Deutsch.“ (Fr. Tengel:511) Ob diese älteren Kinder tatsächlich eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über die Sprache herstellen, kann aus den Interviews nicht genau herausgestellt werden. Das bleibt offen. Auffallend bei diesen Befragten, die mit älteren Kindern nach Deutschland kamen, ist, dass mit Ausnahme von Fr. Schäfer, sie selbst schlecht Deutsch sprechen und sich der russischen Sprache mehr verbunden fühlen. Somit kann dies als eine mögliche Erklärung dienen, dass ihre Kinder noch relativ gut Russisch sprechen, da sie sich mit ihren Eltern auf Russisch verständigen (müssen). Fr. Schäfer, die relativ gute Deutschkenntnisse hat, hat einen Sohn, der die russische Sprache ablehnt, was bereits thematisiert wurde, aber auch eine etwas ältere Tochter, die gute Russischkenntnisse aufweist. Eine mögliche Erklärung für das nicht Ablehnen der russischen Sprache seitens der Tochter könnte der dreijährige Schulbesuch der Tochter in der ehemaligen Sowjetunion gewesen sein. Hingegen muss aber auch angemerkt werden, dass schlechte Deutschkenntnisse die Befragten nicht davon befreien, sich mit den in Deutschland geborenen Kindern oder Enkeln auf Deutsch unterhalten zu müssen, wie dies bei Fr. Müller oder Fr. Tengel zu beobachten ist, was bereits thematisiert wurde. Denn die Enkelkinder oder Kinder haben kaum bis gar keine Russischkenntnisse. Es könnte angenommen werden, dass diese Enkelkinder und Kinder keine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über die russische Sprache haben, da sie im Vergleich zu ihren Eltern bzw. Großeltern diese Sprache nicht beherrschen. Diese Annahme wäre nicht ganz richtig, denn diese Enkelkinder und Kinder können eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen haben, auch wenn sie die russische Sprache nicht sprechen.

Unabhängig der Deutschkenntnisse ist für die meisten Befragten aufgrund der Kinder, des sozialen Umfeldes oder der Arbeit Deutsch eine wichtige Sprache, wie bereits offensichtlich wurde. Auch bei schlechten Deutschkenntnissen wird Deutsch – mit unterschiedlicher Intensität – im Alltag gesprochen. Gewissermaßen werden diese Befragten aufgrund ihres sozialen Lebens zum Sprechen der deutschen Sprache – unabhängig vom sprachlichen Niveau – gedrängt. Dennoch oder gerade deswegen ist für diese Befragten Russisch ihre **Muttersprache**. Eine Ausnahme stellen Fr. Müller und Hr. Dries, die sich nicht genau fest-

legen, dar. Hr. Dries bspw. kann sich nicht entscheiden, welche seine Muttersprache ist, was er teilweise selbst nicht ganz versteht. „Ist ein bisschen schwer zu sagen, nee. [...] Muttersprache ist auch so ein bisschen schwer zu sagen, nee. Das ist/ Die hat man ja auch Zuhause. Weiß nicht, kennst du vielleicht auch. Mit Sina {Ehefrau des Befragten} untereinander reden wir auf Russisch. Ganz besonders über die Sachen, die die Kinder nicht unbedingt mitkriegen sollen. Aber wenn es jetzt nichts Geheimnisvolles ist oder Sonstiges, dann spricht man halt automatisch wieder auf Deutsch, nee. Das ist so ganz komisch. Also das ist teils, teils. Welche Muttersprache das jetzt ist, kann ich dir echt nicht sagen.“ (Hr. Dries:527)

Aber auch Fr. Krieger ist zu den restlichen Befragten ein Ausnahmefall. Sie ist die einzige Befragte, für die Deutsch ihre Muttersprache darstellt. Streng genommen ist es Altdeutsch, wie sie selbst sagt. Es ist die Sprache, mit der sie groß geworden ist. Aber ganz „Deutsch“ oder „Altdeutsch“ ist es nicht, was sie zu verstehen gibt. Es ist vielmehr ein „Mischmasch“. Fr. Krieger begründet es damit, dass sie immer im Mischmasch gedacht hat. Für sie bedeutet Muttersprache, die Sprache, in der sie immer gedacht hat und das ist für sie ein Mischmasch. Das Russische ist in ihrem Leben zwar präsent, wird aber immer weniger wichtig. Dennoch wird es immer ein Hauptteil ihres Lebens darstellen, wie sie selbst zu verstehen gibt. Das heißt, dass die Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über die russische Sprache sich wandelt.

I: Und was würden Sie denn sagen, was ihre Muttersprache jetzt ist?

Fr. Krieger: Ich hab das immer schwierig empfunden. Auch jetzt. (.) Mach ich eine Fortbildung als oder/ (.) Na, jetzt hab ich (3) Sprachentwicklung. Und inzwischen weiß man, man soll ja die Muttersprache stärken und dann sag ich immer: „Ich weiß nicht, was meine Muttersprache ist.“ Ich find es schwierig, zu definieren, was die Muttersprache ist in diesem/ in meinem Fall. Natürlich ist die Muttersprache Altdeutsch, aber sie ist ja trotzdem gemischt und sie war schon immer gemischt. Und deswegen find ich schwierig zu sagen/ Für mich zu sagen, was meine Muttersprache ist. Inzwischen denk ich/ Ich glaub ich, hab noch nie Russisch gedacht. Das/ Weil viele sagen ja, ab, ab dem Zeitpunkt, ab dem du dann anders denkst oder so oder was in/ Wenn du in deinen Gedanken mit welcher Sprache du denkst, dann kannst du das feststellen. (.) Ich habe auch schon immer Mischmasch @gedacht@. Deswegen finde ich das schwierig, zu definieren. Oder inzwischen/ inzwischen ist für mich (.) die deutsche Sprache natürlich mehr geworden, obwohl wir mit meinem Mann auch oder mit Freunden auch in Russisch uns unterhalten. Aber es ist/ (4) Es ist nicht eine Nebensprache, aber so (.) Sie wird immer weniger.

I: Das Russische meinen Sie?

Fr. Krieger: Genau. (.) Sie wird immer bleiben und sie wird immer ein Hauptteil unseres Lebens sein, aber es wird weniger. (Fr. Krieger:276–279)

Die Befragten haben mit dem Begriff Muttersprache verschiedene Assoziationen: Für einige ist es die Sprache, die von der Geburt an verstanden und gesprochen wurde, vergleich mit Oksaars Definition (2003, S. 13). Muttersprache wird von einigen aber auch als die Sprache gesehen, in der jemand denkt. „Ich denke auf Russisch. Deshalb Muttersprache ist doch Russisch.“ (Fr. Reich:669) Für einige Befragte ist es aber auch die Sprache, die jemand selbst am besten beherrscht. „Genau. Das man am besten beherrscht.“ (Fr. Schäfer:346) Wohinge-

gen bessere Kenntnisse in einer Sprache nicht für alle Befragte automatisch heißt, dass diese Sprache ihre Muttersprache darstellt. Fr. Fehmke spricht besser Deutsch. Als ihre Muttersprache gibt sie hingegen Russisch an, die Sprache, die sie weniger gut beherrscht.

I: Und was ist deine Muttersprache, wenn jemand dich danach fragt?

Fr. Fehmke: Russisch.

I: Und wie sehen deine Russischkenntnisse aus? Wie würdest du sie einschätzen? Kannst du besser Deutsch? Kannst du besser Russisch? Kannst du beide?

Fr. Fehmke: Ich kann besser Deutsch. *[Befragte lächelt und nickt.]* Ja. (433–436)

Zusammenfassung

Die zu der Dimension „Sprache“ einleitenden Fragen, wie die Befragten zu dem Erwerb der deutschen Sprache stehen, welche Rolle die deutsche Sprache in ihrem Alltag früher und auch heute spielt, welche Wichtigkeit, aber auch (emotionale) Beziehung sowohl der gesprochenen Sprache in Deutschland, als auch der Muttersprache bei der Herausbildung der eigenen Zugehörigkeit bzw. des Selbstverständnisses beigemessen wird, und wie Sprache und die Fähigkeit, sich mitteilen zu können, das Thema Zugehörigkeit beeinflusst, können dahingehend beantwortet werden, dass die deutsche Sprache in den geographischen Herkunftsländern der Befragten eine untergeordnete Rolle gespielt hat. Eine Ausnahme stellt Fr. Krieger dar, die in einer deutschen Siedlung fast ausschließlich sowohl in der Öffentlichkeit als auch im Privaten Deutsch sprach. Die Beobachtung, dass die deutsche Sprache in den geographischen Herkunftsländern der Befragten eine untergeordnete Rolle gespielt hat, steht in Teilen konträr zu den Erwartungen der Mehrheitsbevölkerung und der Bundesregierung Deutschland (vgl. Kapitel 2.3). Aufgrund von Stigmatisierung und Diskriminierung hatten viele Befragten in der ehemaligen Sowjetunion Angst, Deutsch zu sprechen, auch wenn sie es konnten. Dieses Verhalten fügt sich in die allgemeinen Beobachtung von Kummer (1990, S. 265) zur Sprachverwendung: Stigmatisierung führt zum Sprachwechsel. Dies bedeutet, dass eine Sprache zugunsten einer anderen aufgegeben wird, weil es vorteilhafter für einen erscheint. Angst, die deutsche Sprache in der ehemaligen Sowjetunion zu benutzen und aufgrund dessen Nachteile für sich und die Kinder zu erleiden, zieht sich durch die Geschichte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Das Stehen in der Öffentlichkeit bzw. das Anziehen von Aufmerksamkeit auf die eigene Person war ihnen nie wichtig (vgl. Kapitel 2.2). Das Einfallen und nicht Auffallen in der Gesellschaft, welches sich in der hier vorliegenden Arbeit insbesondere bei dem Selbstverständnis bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ zeigte, zeigt sich auch bei der Dimension „Sprache“. Was in der bisherigen Forschung nicht in aller Deutlichkeit herausgestellt wird, ist der Umstand, dass der Sprachwechsel auch als ein Zugehörigkeitswechsel interpretiert werden kann. Eine Zugehörigkeit

kann aufgrund individueller Gründe zugunsten einer anderen Zugehörigkeit in Teilen oder gänzlich aufgegeben werden.

Einige Befragte kamen in der ehemaligen Sowjetunion mit der deutschen Sprache kaum in Berührung bzw. fühlten sich dieser Sprache nicht verbunden, weil u. a. die Eltern unterschiedlicher ethnischer Herkunft (Mutter z. B. Deutsch – Vater z. B. Russisch) waren und der Sprache eines Elternteil, in diesem Fall der russischen Sprache, Vorrang eingeräumt wurde. Somit stellte Russisch die Alltagssprache in der ehemaligen Sowjetunion für die meisten Befragten dar. Es kam daher zu einem Loyalitätsverlust in dieser binationalen Familie gegenüber einem Elternteil, und zwar dem, der Russlanddeutscher war und eine Verbundenheit zur deutschen Sprache hatte.

Diese Beobachtung steht im Gegensatz zu der Beobachtung zur Frage nach dem Selbstverständnis bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“. Bei dem Selbstverständnis versuchen die Befragten eine loyale Haltung gegenüber der Mutter und dem Vater einzunehmen. Sie fühlen sich sowohl „etwas“ Deutsch als auch „etwas“ Russisch. Sie schließen eine Zugehörigkeit gegenüber einer anderen nicht aus. Sie vereinen beide Zugehörigkeiten in sich und fühlen sich somit mehrfach zugehörig.

In Deutschland spielt die deutsche Sprache, insbesondere für die jüngeren Befragten, die selbst in jungen Jahren (im Kindesalter oder unmittelbar vor bzw. während der Pubertät) nach Deutschland kamen und/oder in Deutschland eine eigene Familie gründeten, eine wichtige Rolle. Diese Befragten haben schnell die deutsche Sprache gelernt und sich diese zunutze gemacht. Das heißt, dass auch die „Generation 1,5“ – die „mitgenommene Generation“ (vgl. Kaiser und Schönhuth 2015, S. 286; Vogel 2008, S. 260; Vogelgesang 2008) dazu gehört. Diese Generation wird in der Forschung in Teilen als problematisch beschrieben (vgl. Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention 2002). Als problematisch können diese hier Befragten allerdings nicht bezeichnet werden. Sie haben sich schnell den Anforderungen in der Mehrheitsbevölkerung angepasst, um sich die Chance, eine Zugehörigkeit zu der Gesellschaft zu erlangen, nicht zu verwehren. Dies zeigt Parallelen zu der Forschung von Leontiy (2016, S. 89), die darauf verweist, dass junge studierende Spätaussiedler, die mit den Eltern nach Deutschland einreisten, über ein „symbolisches Kapital“ verfügen. Sie haben u. a. Abitur, sprechen mehrere Sprachen, hatten Studienaufenthalte im Ausland, sind sozial engagiert und interessieren sich für Kunst und Theater.³¹⁴

³¹⁴ Zu beachten ist, dass die untersuchten Spätaussiedler eine selektierte Gruppe unter den Spätaussiedlern darstellen. Innerhalb der Gruppe der Spätaussiedler haben die wenigsten Abitur als höchsten abgeschlossenen Abschluss. Des Weiteren verfügen im Vergleich zu autochthonen Deutschen nicht viele Spätaussiedler über Abitur (vgl. Kapitel 2.5).

Diese jungen Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung sehen das gute Beherrschen der deutschen Sprache als eine Investition in die Zukunft für sich selbst und ihre Nachfahren. Die deutsche Sprache dient für sie zur Existenzsicherung, zum Nachgehen einer Arbeit, zum Knüpfen von sozialen Kontakten und zur Sicherung einer guten Bildung für ihre Kinder. Gerade bei der Sicherung einer guten Bildung für ihre Kinder und Verhüten von Diskriminierung und Benachteiligung aufgrund fehlender Sprachkenntnisse verzichten die jüngeren Befragten weitgehend auf eine russische Spracherziehung und lassen ihre Kinder zunächst einsprachig – und zwar deutsch – aufwachsen. Über die Sprache geben diese jüngeren Befragten an ihre Kinder somit nur eine Zugehörigkeit weiter, und zwar die Zugehörigkeit zum Deutschen. Die Weitergabe der Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über die Sprache hingegen verwehren sie zunächst noch. Sie sind hingegen bereit, diese in der Zukunft, wie z. B. wenn ihre Kinder andere Fremdsprachen wie Englisch gut beherrschen, weiterzugeben. Es kommt zur Priorisierung der Sprachen. Dieser Aspekt, dass über die Sprache Zugehörigkeiten weitergegeben oder (zunächst) verwehrt werden können, was unterschiedlichen Umständen geschuldet ist, wird in der bisherigen Forschung nicht deutlich herausgestellt.

Diese „Angst“ aufgrund der „falsch“ genutzten Sprache, d. h. nicht der Amtssprache des Landes, in dem man wohnt, Benachteiligung für sich und die eigenen Kinder zu erleiden, zeigte sich bereits in der Sowjetunion. In Deutschland ist es eine Umkehrung bzw. ein Wiederaufflammen der Ängste bei der Verwendung der russischen Sprache, was in der bisherigen Forschung nicht deutlich herausgestellt wird. Das Gefühl der Angst scheint ein ständiger Begleiter der Russlanddeutschen zu sein. Vogel (2008, 318ff.) spricht in ihrer Arbeit nicht von Ängsten, sondern von Traumata.³¹⁵ Sie sagt, dass Russlanddeutsche eine bestimmte Art an Traumata haben, die bei anderen Migranten nicht vergleichbar zu finden sind. Vogel führt aus, dass Russlanddeutsche von Flucht, Vertreibung und Diaspora geprägt sind, was psychisch eine Belastung darstellt. Folglich sind Russlanddeutsche ängstlich und auf Sicherheit bedacht. Bereits im Zarenreich wurden sie diskriminiert. Unter Stalin erfolgte die Vertreibung. Als eine Art „Coping-Strategie“³¹⁶ zogen sie sich darauf in eigen-ethnische Gruppen zurück und versuchten sich an die ihnen fremde Umwelt anzupassen. Diese Verhaltensweisen zeigen Vogels Ansicht viele Generationen. In der Literatur lassen sich Hinweise finden, dass Angst etwas „sehr“ Deutsches ist. Es wird von „German Angst“³¹⁷ gesprochen (vgl. Bode 2006, 2016; Fersch 2012; Krüger 2018).

³¹⁵ Ein Trauma ist „*ein belastendes Ereignis oder eine Situation, die von der betreffenden Person nicht bewältigt und verarbeitet werden kann.*“ (vgl. Deutsche Trauma Stiftung 2019)

³¹⁶ Coping kann als eine Bewältigungsstrategie verstanden werden, die bei bestimmten belastenden Situationen eingesetzt wird (vgl. Neugebauer und Wilbert 2010, 71ff.). Häufig wird dieser Begriff in der Psychologie verwendet.

³¹⁷ Das deutsche Haus der Geschichte in Bonn widmete sich mit einer Ausstellung der Angst der Deutschen mit dem Titel „Angst – Eine deutsche Gefühlslage?“ vom 10.10.2018–19.05.2019. Zurückzuführen sei diese

Die jüngeren Befragten räumen anderen Sprachen wie Englisch oder Französisch, die ihre Kinder an der Schule erlernen sollen, mehr Bedeutung zu. Die Befragten sehen es als sinnvoller an, dass ihre Kinder zunächst im Kindesalter gut Deutsch lernen. Sie nehmen sich selbst in die Pflicht, ihnen gute Deutschkenntnisse zu vermitteln, was die meisten Befragten von ihren Fähigkeiten auch können, da sie sich im Laufe der Zeit in Deutschland gute Deutschkenntnisse angeeignet haben. Aber nicht jeder der Befragten hat gute Deutschkenntnisse, so dass angenommen werden kann, dass unter Umständen den Kindern ambivalente Kenntnisse vermittelt werden oder andere Institutionen wie Kindergärten und Schulen diese Kenntnisse vermitteln. Aber auch die nachlassenden russischen Sprachkenntnisse der jüngeren Befragten, die in jungen Jahren nach Deutschland kamen, begünstigen den Wunsch, die Kinder zunächst einsprachig aufwachsen zu lassen. Die Beobachtung zu den fehlenden Sprachkenntnissen deckt sich mit der Beobachtung von Dück (2013, 80f.), die zeigt, dass russische Spracherziehung an Bedeutung gewinnt, wenn die eigenen russischen Kenntnisse gut sind und eine positive Einstellung zu dieser Sprache besteht. Lediglich eine jüngere Befragte in der hier vorliegenden Untersuchung, die selbst noch Russisch in Deutschland lernen musste, hat eine andere Einstellung zu der Spracherziehung ihres Sohnes. Ihr Wunsch ist es, dass ihr Sohn Russisch erlernt. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass sie sich damit erhofft, einen Teil ihrer geografischen Herkunft, ihrer Kultur an ihren Sohn weiterzugeben. Auch Strewé (1992, S. 16) ist überzeugt, dass eine Sprache Traditionen und Kultur erhalten und an spätere Generationen weitergeben kann. Kultur und Sprache beeinflussen sich gegenseitig so Saadaoui-el Amin (2013, S. 97). Diese Befragte ist die einzige jüngere Befragte, die über die Sprache jeweils einen Teil ihrer geografischen und ethnischen Herkunft und ihrer Kultur an ihren Sohn weitergeben möchte. Dies erweist sich allerdings als schwierig, weil ihr „perfekte“ Russischkenntnisse fehlen und ihr Mann mit seinen perfekten Russischkenntnissen, es ihrer Ansicht nicht schafft, den gemeinsamen Sohn mit seinen 4 ½ Jahren zum Russischsprechen zu motivieren. Hieran wird deutlich, dass „Perfektionismus“³¹⁸ beim Sprechen einer Sprache für einige Befragte, in der hier vorliegenden Untersuchung sind es die jüngeren Befragten, von hoher Bedeutung ist. In der wissenschaftlichen Literatur wird angedeutet, dass für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler perfekte Deutschkennt-

Angst auf Erfahrung von Krieg, Diktatur und Holocaust (Quelle: *Haus der Geschichte* (2018): „Angst – Eine deutsche Gefühlslage?“, <https://www.hdg.de/haus-der-geschichte/ausstellungen/angst-eine-deutsche-gefuehlslage/>).

Der Ausstellungsdirektor Thorsten Smidt sagt, dass „German Angst“ eine Zuschreibung sei, die aus dem angelsächsischen Bereich herrührt und in den 1980er Jahren auftauchte. Er sagt, dass die Frage „Eine deutsche Gefühlslage?“ mit einem „sehr vorsichtigen Ja“, beantwortet werden kann. „German Angst“ ist eine „spezifisch deutsche Eigenschaft“, die sehr emotional ist (Quelle: *Deutschlandfunk* (2018): „Ausstellung „German Angst“ in Bonn. Angst – Eine deutsche Gefühlslage?“, https://www.deutschlandfunk.de/ausstellung-german-angst-in-bonn-angst-eine-deutsche.691.de.html?dram:article_id=430282).

³¹⁸ Perfektionisten „weigern sich hartnäckig, egal unter welchen Umständen, einen geringeren Anspruch für einige Tätigkeiten zu akzeptieren als einen vollkommenen, fehlerfreien.“ (Spitzer 2016, S. 2)

nisse erstrebenswert sind. Meng (2003), die Aussiedlerfamilien, die zwischen 1990 und 1993 nach Deutschland umsiedelten, untersuchte, stellt fest, dass sich die Eltern für ihre Kinder wünschen, dass diese „perfekt Deutsch sprechen und das Russische nicht vergessen“. Perfektionismus wird auch in einem anderen Zusammenhang in der (Spät-)Aussiedlerforschung aufgegriffen: Zum Beispiel lässt Kiel (2009, S. 140) in ihrer Studie eine Familie zu der Kultur der Deutschen in Russland zu Wort kommen. Diese Familie beschreibt, dass die Deutschen schon immer einen „Drang nach Perfektionismus“ in den Bereichen Sauberkeit, ordentliches Erscheinungsbild des Besitzes und der eigenen Person und Ausübung der Religion hatten. Ohne den Begriff „Perfektionismus“ zu nennen, verwenden die befragten Russlanddeutschen aus Pfister-Heckmanns (1998, S. 258) Studie bei der Beschreibung, was sie auszeichnet, die Begriffe „Liebe zur Arbeit“, „Sauberkeit“, „Ordnung“ und „akkurat“. Das heißt, dass Perfektionismus ein Element der Kultur der Deutschen in Russland in der Wahrnehmung einiger russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler selbst dargestellt hat und teilweise immer noch darstellt. Anzunehmen ist aber auch, dass nicht nur russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler nach Perfektion³¹⁹ streben, sondern auch andere Personengruppen diese Eigenschaft haben. Somit kann angenommen werden, dass „Perfektion“ nicht etwas Spezifisches für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler darstellt. Ferner ist festzuhalten, dass es bei den Befragten auch kein Perfektionismus auf ganzer Linie ist, denn perfekte Sprachkenntnisse sind nicht allen wichtig.

Was perfekte und nicht perfekte Sprachkenntnisse anbetrifft, so lassen sich bei den Befragten zwei Dinge feststellen.³²⁰ Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler meiden soweit wie möglich die Sprache, in der sie die geringsten Sprachkenntnisse haben und somit auch die Interaktion mit Anderen in dieser Sprache. Das betrifft sowohl die russische als auch die deutsche Sprache. Befragte russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler mit guten Deutschkenntnissen und schlechteren Russischkenntnissen lehnen die russische Sprache bei ihren Kindern ab. Befragte mit schlechten Deutschkenntnissen trauen sich nicht immer „unbefangen“ Deutsch zu sprechen. Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass einige Befragte unterschiedliche Maßstäbe an sich und an die Kinder anlegen, was in der Forschung nicht in dieser Deutlichkeit thematisiert wird. Die jüngeren Befragten verlangen von sich als auch von ihren Kindern gute Deutschkenntnisse. Bei den älteren Befragten

³¹⁹ Aus psychologischer Sicht gibt es diverse Erscheinungsformen des Perfektionismus, die hier nur genannt werden, aber auf die nicht weiter eingegangen werden soll: Gesunder und pathologischer Perfektionismus, Lifestyle-, Beziehungs- und Leistungsperfektionismus, über- und untergeordneter, selbstgerichteter und sozialer Perfektionismus (vgl. Spitzer 2016, S. 12). Perfektionismus wird insbesondere dann zum Problem, wenn er klinisch wird. Das Optimierungsstreben, was in unserer Gesellschaft erstrebenswert erscheint, hat dabei viele Anknüpfungspunkte zum klinischen Perfektionismus (vgl. Spitzer 2016, S. 3).

³²⁰ Die Befragten unterscheiden sich in Bezug auf die Sprachkompetenz und der Sprachpraxis im Russischen und Deutschen, was auch die bisherige Forschung in Bezug auf russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zeigt (vgl. Dück 2013, S. 84).

sieht es anders aus. Sie erwarten perfekte Deutschkenntnisse von ihren Kindern. Die Befragten selbst geben sich mit schlechteren Deutschkenntnissen zufrieden. Hier zeigt sich deutlich, dass kein Perfektionismus auf ganzer Linie vorliegt. Somit ist es auch kein Spezifikum der Spätaussiedler.

Im Vergleich zu den jüngeren Befragten investieren die älteren Befragten wenig in die Weiterentwicklung der eigenen deutschen Sprachkenntnisse trotz empfundener daraus resultierender Probleme, wie geringe Akzeptanz in der Mehrheitsbevölkerung und selbst herbeigeführte Abkapselung vom öffentlichen, gesellschaftlichen Leben. Die Alltagssprache dieser älteren Befragten in Deutschland war und ist auch nach vielen Jahren in Deutschland Russisch. Sie haben sich teilweise damit abgefunden, dass ihre Deutschkenntnisse sich nie ändern werden. Sie haben vergleichbar wie bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ bei der Frage nach ihrem Selbstverständnis teilweise eine resignierende Haltung. Dies kann auch als Ausdruck fehlender Handlungsbereitschaft verstanden werden. Diese Befragten hoffen nur auf eine bessere Zukunft für ihre Kinder und Enkelkinder. Sie nehmen in Deutschland den beruflichen und sozialen Abstieg in Kauf, damit ihre Kinder „es besser“ haben. Das Alter teilt die Befragten diesbezüglich in zwei Lager. Diesen älteren Befragten ist es aber gleichzeitig wichtig, dass ihre Kinder die russische Sprache nicht vergessen. Dies kann ebenfalls dahingehend interpretiert werden, dass sie sich damit erhoffen, einen Teil ihrer geografischen Herkunft, ihrer Kultur an die Nachfolgenerationen weiterzugeben.

Bei der Dimension Sprache wurde des Weiteren erkennbar, dass sich die Wichtigkeit einer Sprache im Zeitverlauf ändern kann. Vergleichbar wie in der bisherigen Forschung (vgl. Kapitel 3.6) zeigt sich auch in der hier vorliegenden Untersuchung, dass das Deutsche im weiteren Zeitverlauf für die Befragten an Bedeutung gewinnt. Diese Bedeutung hat allerdings graduelle Unterschiede und reicht von sehr wichtig bis nur so wichtig, dass alltägliche Handlungen wie z. B. Einkauf möglich sind. Das soziale Umfeld mit seinen unterschiedlichen Anforderungen und Erwartungen, aber auch eigene Erwartungen und Sprachfähigkeiten, haben einen wesentlichen Einfluss auf die Bewahrung, die bewusste verstärkte Förderung aber auch das Vernachlässigen oder Ablehnen einer Sprache und somit auf die Weitergabe eines Zugehörigkeitsgefühls zu einem Land und/oder Kulturkreis.

Deutlich wurde bei der Dimension Sprache ebenfalls, dass Sprachen eine abgrenzende Funktion für die Befragten haben können. In der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung wird darauf hingewiesen, dass Russisch von den (Spät-)Aussiedlern zur Abgrenzung von der Mehrheitsbevölkerung verwendet wird. Als Grund nennt z. B. Schnar (2010, S. 98) bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen die Aufarbeitung des „Übersiedlungstraumata“. Durch den Gebrauch einer Sprache können sich die Befragten in der hier vorliegenden

Untersuchung von Anderen, sei es auch nur von den Kindern, abgrenzen, um von diesen nicht verstanden zu werden. Die Befragten können dem Kontext und der Situation entsprechend mit einigen Personen Russisch und mit Anderen Deutsch sprechen oder mitten im Satz in eine andere Sprache wechseln und dann zur ursprünglichen Sprache wieder zurückkehren, was als Code-Switching bezeichnet wird. Diese geschilderte Beobachtung, die Sprache je nach Situation und Kontext zu wechseln, ist teilweise mit dem Selbstverständnis zu vergleichen. Jedoch ist dieser Wechsel nicht unbedingt als ein spielirischer und immer „freiwilliger“ Wechsel des Selbstverständnisses zu verstehen. Denn die Befragten fühlen sich teilweise gezwungen, ihr Selbstverständnis der Situation und dem Kontext anzupassen. Zum Beispiel fühlen sich einige Befragte aufgrund der Kontextbedingungen – Fremdethnisierung als „Russe“ gezwungen, sich u. a. als „Russlanddeutsche“ und „nicht nur“ als Deutsche durch Selbstethnisierung auszugeben (vgl. Kapitel 5.3.1). Das heißt, die ambivalente Zugehörigkeit entsteht durch die Fremdethnisierung als „Russe“ über die Sprache.

Eine weitere Anmerkung zu „Code-Switching“: Code-Switching kann bei den hier Befragten als Aufrechterhaltung des Russischen/Sowjetischen und des Deutschen bzw. als Aufrechterhaltung zweier Zugehörigkeiten verstanden werden. Schmitz (2013, S. 138)³²¹ wählt in ihrer Studie für dieses Hin- und Herwechseln der Sprache den Begriff „sprachliche Hybridität“. Jedoch anders als zu den Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung, beobachtet Schmitz dieses Hin und Herwechseln bei binationalen (Spät-)Aussiedlerfamilien. Bei den Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung tritt dieses Phänomen zwar bei binationalen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlerfamilien, aber auch bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlerfamilien auf, in der beide Elternteile ethnische Deutsche sind.

Code-Switching hat bei den Befragten noch weitere Funktionen: Die Befragten wechseln in eine Sprache, wenn ihnen im Gespräch ein bestimmtes Wort fehlt. Dies kann auf Sprachprobleme oder „gedankliche bzw. mentale Schnelligkeit“ bzw. „Verlangsamung des Denkens“ zurückgeführt werden, was in der bisherigen Forschung kaum thematisiert wird. Soll dem Gesagten besonderer Ausdruck verliehen werden, so kommt es bei den Befragten häufig zum Wechsel in die russische Sprache. Auch bei Sprichwörtern kommt es zu einem Sprachwechsel. Diese werden in einem deutsch dominierenden Satz häufig in der russischen Sprache wiedergegeben. Diese letztgenannte Funktion von Code-Switching kann dahingehend interpretiert werden, dass die russische Sprache beim Bewahren des Charakters und der Authentizität des Gesagten bzw. dieser Sprichwörter hilft. Im übertragenen Sinne hilft es bei der Bewahrung der Zugehörigkeit zum Russi-

³²¹ Schmitz (2013, 135ff.) betrachtet in ihrer Studie die Sprache unter dem Integrationsaspekt. Sie spricht von „*Integration durch Sprache und Spracherwerb*“.

schen/Sowjetischen. Selbst wenn sie sich in erster Linie als „Deutsche“ verstehen, wollen sie sich einen Teil ihrer geografischen Herkunft und Zugehörigkeit bewahren. Ihre Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen ist ein Teil ihres Selbstverständnisses. Sie vereinigen aufgrund ihrer geografischen Herkunft unterschiedliche Zugehörigkeitsanteile in sich. Dies kann als eine Vielfalt und als ein Zugewinn gesehen werden.

Um wieder zur Abgrenzung zu kommen: Eine weitere Abgrenzung durch Sprache konnte ebenfalls in der hier vorliegenden Untersuchung beobachtet werden, und zwar die klare Abgrenzung in öffentlichen und privaten Bereich. Deutsch ist für die Befragten die Sprache der Öffentlichkeit. Eine Sprache, die unumgänglich in der Interaktion mit Anderen, insbesondere den autochthonen Deutschen, ist. Es ist die Sprache, die sie in der Schule oder bei der Arbeit verwenden. Es ist die Sprache der Ernsthaftigkeit, des Rationalen, des Formellen. Russisch empfinden die Befragten hingegen als die Sprache des Privaten, des Informellen, des Häuslichen, aber auch des Freundschaftlichen. Es ist die Sprache der Gefühle und Gedanken für einige Befragte. Spannend ist zu beobachten, dass die Befragten derjenigen Sprache mit etwas Distanz begegnen, in der sie nicht die eigenen Gefühle ausdrücken können. Diese Beobachtung weist Ähnlichkeiten zum Verständnis von „Heimat“ auf. Das Russische kann als „Kommunikationsraum“ für Vertrautes und „persönlich Inniges“ verstanden werden. Dies ist vergleichbar mit Heimat, welcher sich als vertrauter Raum, der u. a. ein Gefühl von Geborgenheit und Verbundenheit stiftet, bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis und Heimat)“ herauskristallisierte.

Ein Gefühl für eine Sprache – ein Sprachgefühl zu haben, scheint den Befragten wichtig zu sein. Es kann somit auch zwischen „Nutz-Wert“ einer Sprache und „emotionalen Wert“ einer Sprache differenziert werden. Eine Sprache, in diesem Fall ist es Deutsch, kann im Alltag nützlich sein, auch wenn die Befragten sich emotional nicht unbedingt dieser Sprache verbunden fühlen. Die Beobachtung »Abgrenzung in öffentlichen und privaten Bereich« bzw. »Abgrenzung in „Nutz-Wert“ und „emotionaler Wert“« einer Sprache lässt sich in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung in dieser Deutlichkeit nicht finden. An diesen letzten Ausführungen wird offensichtlich, dass die Befragten der russischen und der deutschen Sprache unterschiedliche Funktionen zuordnen. Abhängig von der Situation, dem Kontext und den interagierenden Personen wird mal Russisch, mal Deutsch verwendet. Diese beiden Sprachen haben auch einen unterschiedlichen Nutz-Wert für die Befragten.

In der bisherigen Forschung wurde bisher die Relevanz sowie die (emotionale) Beziehung sowohl zu der gesprochenen Sprache in Deutschland, als auch der Muttersprache bei der Herausbildung der eigenen (ethnischen) Zugehörigkeit bzw. dem Selbstverständnis in Deutschland unzureichend analysiert. In der Ethnic Return Migration Forschung lässt sich bisher die Beobachtung finden, dass je mehr ethnische Rückkehrer sich in der Sprache von der autochthonen Bevölkerung unterscheiden, desto mehr werden sie ausgegrenzt

(vgl. Tsuda 2009c, S. 330). Weitere Aspekte werden nicht tiefgründiger untersucht. In der hier vorliegenden Untersuchung sollte hingegen u. a. die Fragen beantwortet werden, ob für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler bei der Sprache von einem zentralen Bestandteil der/ihrer Zugehörigkeit gesprochen werden kann. Wie beeinflussen Sprache und die Fähigkeit, sich mitteilen zu können, das Thema Zugehörigkeit? Um die aufgeworfene Frage, die bisher wenig analysiert wurde, beantworten zu können, muss ein Bezug zu der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ hergestellt werden. Werden diese beiden Dimensionen zusammengebracht, ergibt sich die Beobachtung, dass die Befragten ihre (ethnische) Zugehörigkeit bzw. ihr Selbstverständnis³²² nicht auf Basis der Muttersprache oder Alltagssprache konstruieren.³²³ Sprache als Ganzes bzw. Sprachkompetenz ist für sie kein charakteristisches Merkmal ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit bzw. ihres Selbstverständnisses.³²⁴ Allerdings ist festzuhalten, dass über die Sprachkompetenz gerade die Erfahrung gemacht wird, Anders zu sein. Über die Sprache wird das Problem der Zugehörigkeit erst aufgeworfen.

Von den Befragten wird Muttersprache mit der ersten erlernten Sprache oder der am besten beherrschten Sprache, sowie mit der Sprache, in der man gedanklich sich verortet, in Verbindung gebracht. Trotz der Tatsache, dass fast alle Befragten Russisch als die eigene Muttersprache angeben,³²⁵ fühlen sich fast alle Befragten als keine Russen. Sie definieren sich nicht auf Basis von Russisch als ihre Muttersprache als Russen. Dies betrifft auch die Alltagssprache in Deutschland. Trotz mangelnder deutscher Sprachkenntnisse und besseren Russischkenntnissen bei einigen Befragten fühlen sie sich neben ihren anderen kommunizierten Zugehörigkeiten „auch“ Deutsch. Eine vergleichbare Beobachtung wurde von Dietz (1995a, S. 12) gemacht. Sie stellt fest, dass in der ehemaligen Sowjetunion lebende Russlanddeutsche trotz mangelnder Deutschkenntnisse sich Deutschland zuge-

³²² Die folgende Darstellung zum Selbstverständnis mag für einen etwas redundant erscheinen, da Fremdzuschreibung/Selbstzuschreibung bzw. Fremdethnisierung/Selbsethnisierung bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ thematisiert wurden. Dennoch ist es sinnvoll, es hier noch einmal aufzugreifen und den Bezug zur Sprache noch erweiterter darzustellen bzw. ein umfassenderes Verständnis zu generieren.

³²³ Bei anderen ethnischen Rückkehrmigranten kann es anders aussehen, wobei ein Eins-zu-eins-Vergleich nicht möglich ist, weil die meisten Studien den Identitätsbegriff verwenden, wie z. B. auch die Studie von Hedberg (2009, S. 160). Hedberg, die nicht den Zugehörigkeits-, sondern den Identitätsbegriff verwendet, spricht bei ethnischen Schweden aus Finnland (Finnenschweden) bei Sprache von einem charakteristischen Merkmal ihrer ethnischen Identität.

³²⁴ Diese Beobachtung steht im Gegensatz zu einer Publikation des Bundesministeriums des Inneren, welches heute „Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat“ heißt. In dieser Publikation, in der deutsche Minderheiten in Europa und den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion vorgestellt werden, wird der deutschen Sprache eine große Bedeutung zugesprochen. Die Rede ist u. a. von „*Gefühl der Verbundenheit durch die deutsche Sprache*“ und „*Bindung an die deutsche Sprache*“. Es wird beschrieben, dass die deutsche Sprache ein wichtiges Charakteristikum der ethnischen Deutschen ist (vgl. Bundesministerium des Inneren 2018, S. 11+14). Diese Ausführungen in der genannten Publikation deuten auf eine starke Zugehörigkeit zum Deutschen durch die deutsche Sprache, was in der hier vorliegenden Untersuchung nicht in dieser Deutlichkeit beobachtet werden kann.

³²⁵ Welche Muttersprache sie in der ehemaligen Sowjetunion als ihre Muttersprache ausgegeben haben und ob sich das in Deutschland verändert hat, wird im Interview nicht thematisiert.

hörig fühlen. Somit sind schriftliche und mündliche Kenntnisse einer Sprache, anders als Strewe (1992, S. 17) postuliert, nicht entscheidend, mit welchem Land oder Herkunftsgebiet, in der diese Sprache die Alltagssprache ist, jemand sich verbunden fühlt. Somit hat die Sprachkompetenz als auch die empfundene bzw. wahrgenommene Muttersprache bei den hier Befragten keinen Einfluss auf die selbstzugeschriebene (ethnische) Zugehörigkeit bzw. das Selbstverständnis.

Dies sieht bei der Fremdzuschreibung anders aus. Mangelnde Sprachkenntnisse und „russischer“ Akzent³²⁶ bei den Befragten führen ihrem Empfinden nach bei der Mehrheitsbevölkerung in Deutschland zu einer Fremdzuschreibung zu Russen, denn die Mehrheitsbevölkerung erwartet von ihnen, ihrem Empfinden nach, als ethnische Rückkehrer perfekte Deutschkenntnisse (vgl. Kapitel 5.3.1 – Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“). Diese Erwartungen begründen sich darauf, dass die Bundesregierung davon ausgeht, dass in der ehemaligen Sowjetunion die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler die deutsche Sprache immer gepflegt haben (vgl. Kapitel 2.3). Das unterscheidet die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu anderen Migranten, von denen „nicht perfekte“ Deutschkenntnisse erwartet werden. Die Befragten machen durch Sprache Fremdheitserfahrungen und werden ethnisiert. Dieses Phänomen, durch Sprache Fremdheitserfahrungen zu machen, ließ sich bereits in der ehemaligen Sowjetunion beobachten, wie Eichinger et al. (2011, 27ff.) schreiben. Russlanddeutsche wurden aufgrund ihrer Sprache ethnisiert. Dies zeigt, dass durch Sprache eine starke Ethnisierung stattfindet. Interessant, was in der bisherigen Forschung noch nicht so beobachtet wurde, ist der Umstand, dass es in Deutschland zu einer Umkehrung der Ethnisierung kommt. Einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler ethnisieren nun ihre Kinder aufgrund des deutschen Akzentes der Kinder im Russischen. Ferner machen sie sich über sie lustig. Lustig machen könnte als eine Form des Humors interpretiert werden, was harmlos erscheinen mag. Die Befragten zeigen mit dieser Ethnisierung aber, auch wenn ungewollt, dass sie über ihren Kindern stehen, besser als ihre Kinder sind. Das ist das, was ihnen selbst von der Mehrheitsbevölkerung widerfährt. Dieses Verhalten der Befragten kann als ein Verhalten gedeutet werden, das von der eigenen Person und den eigenen Problemen ablenkt.

Insgesamt zeigt sich, dass Sprache einen trennenden Charakter im Sinne von Oksaar (2003, S. 64f.) hat – eine Trennung bzw. Abgrenzung aufgrund von abweichenden Merkmalen wie dem Akzent. Die Befragten selbst sind sich in den meisten Fällen darüber be-

³²⁶ Am „vermeidlichen“ Akzent werden auch andere ethnische Rückkehrmigranten erkannt. Wobei nicht alle ethnischen Rückkehrmigranten von einem Akzent sprechen. In der qualitativen Untersuchung von Hedberg (2009, S. 175) zu Finnenschweden möchte eine Befragte eindringlich richtigstellen, dass Finnenschweden in Schweden keinen fremden Akzent, sondern einen Dialekt haben. Die Situation der Finnenschweden kann als etwas Besonderes betrachtet werden. Denn in Finnland können Finnlandschweden sowohl Schwedisch als auch Finnisch sprechen, so dass sie bei einer Rückkehr nach Schweden keine Sprachprobleme haben. Förderlich für das „Zurechtkommen“ in Schweden ist ebenfalls der Tatbestand, dass Finnland und Schweden Nachbarländer sind und vor dem wirtschaftlichen, aber auch politischen Hintergrund vergleichbar sind.

wusst, dass einige von ihnen Sprachprobleme und/oder einen russischen Akzent haben. Dies ist für sie hingegen kein Hindernis, sich Deutsch zu fühlen. Allerdings führen Akzent und Sprachprobleme dazu, dass die Befragten sich nicht „typisch“ Deutsch fühlen. Es kann ferner gesagt werden, dass einige Befragte sich über ihren russischgefärbten Akzent, an dem sie als Fremde erkannt und ethnisiert werden, u. a. als Russlanddeutsche oder (Spät-)Aussiedler nach Außen ausgeben, um für autochthone Deutsche glaubwürdiger zu wirken. Dies betrifft auch Befragte, die gute deutsche Sprachkenntnisse haben. Das heißt, die Befragten ethnisieren sich u. a. als Russlanddeutsche, weil sie einerseits implizit auf ihre historische Wurzel verweisen und andererseits weil ihnen eine Zugehörigkeit zum Deutschen verwehrt wird und sie bei einer ausschließlich zum Deutschen ausgebenden Zugehörigkeit nicht als „echt“ oder „glaubhaft“ angesehen werden würden.

Diesen Befragten fehlt somit ein Teil zur „Vollkommenheit“ oder anders ausgedrückt sich „vollständig“ als Deutsche zu fühlen. Dieser fehlende Teil könnte das Abtrainieren bzw. Ablegen des Akzentes sein, worauf einige Befragte selbst aufmerksam machen. Den Befragten ist allerdings bewusst, dass dies schwer zu realisieren ist. Sie äußern aber auch nicht den Wunsch danach. Daher kann die Frage, ob Sprachkompetenz als eindeutige ethnische Zuordnung von den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern selbst herangezogen wird, dahingehend beantwortet werden, dass Sprachkompetenz nicht von den (Spät-)Aussiedlern selbst, als eindeutige (ethnische) Zuordnung als „Deutsche“ herangezogen wird. Sprache kann somit einen potentiell stigmatisierenden Charakter im Sinne von Esser (2006b, S. 11) haben, wenn diese Sprache abweichende Merkmale wie u. a. Satzbaufehler aufweist oder keine „Prestigesprache“, so wie Rosenberg (2010, S. 74) es nennt, ist. Interessanterweise war Deutsch in der ehemaligen Sowjetunion keine gern gehörte Sprache – keine Prestigesprache. Deutsch war allerdings auch eine Sprache, die aufgrund von Diskriminierung nicht immer gepflegt wurde, da es die Sprache der Feinde in der Wahrnehmung der sowjetischen Mehrheitsbevölkerung war (vgl. Kapitel 2.2). In Deutschland ist der umgekehrte Fall zu beobachten. Russisch ist in Deutschland keine Prestigesprache. Personen, die diese Sprache sprechen, werden häufig mit „Russen“ gleichgesetzt und diskriminiert, was dazu führt, dass das Russische häufig nicht ausreichend gepflegt wird. Und wenn Russisch doch weiter gepflegt wird, dann nur im privaten Bereich, fernab der Öffentlichkeit, um selbst nicht stigmatisiert zu werden oder den Kindern diese Stigmatisierung zu ersparen.

Somit kann der Schluss gezogen werden, dass Sprache bzw. Sprachkompetenz zwar von der Bundesregierung zum Bekenntnis zum deutschen Volkstum herangezogen bzw. mit (ethnischer) Zugehörigkeit verbunden wird (vgl. Kapitel 2 und Kapitel 3.6), wie auch von

der Mehrheitsbevölkerung, aber die Befragten sich selbst nicht über Sprache, sei es Alltags- oder Muttersprache, eine Zugehörigkeit zum Deutschen herstellen.³²⁷

Andere Studien verweisen auf einen Zusammenhang von Sprache und Zugehörigkeit. Graudenz und Römhild (1996, S. 55ff.) z. B. zeigen, dass von russlanddeutschen Aussiedlern selbst u. a. die ethnische Kategorie Sprache (die deutsche Sprache gut beherrschen) das „Deutschsein“ bestimmt. Aber auch Göler und Lautenbacher (2010, S. 45) verweisen in ihrer Studie darauf, dass bei der ethnischen Selbstidentifizierung bei jugendlichen Aussiedlern u. a. Sprache von Relevanz ist. Es wird hingegen nicht deutlich, was das genau heißt: Bezeichnen sie sich als Deutsche, weil sie Deutsch sprechen oder bezeichnen sie sich nicht als Deutsche, weil ihnen deutsche Sprachkenntnisse fehlen?

Die Beobachtung, dass die Sprache sowohl von der Bundesregierung zum Bekenntnis zum deutschen Volkstum als auch von der Mehrheitsbevölkerung herangezogen bzw. mit Zugehörigkeit verbunden wird, steht im Einklang mit der Forschung von Rosenberg (2010, S. 74), aus der hervorgeht, dass in Deutschland der Sprache bei der ethnisch-nationalen Identifizierung unablässig eine bedeutende Relevanz zugesprochen wurde. In Deutschland wurde und wird Deutschsein mit Deutschsprechen gleichgesetzt, und zwar das Sprechen nach „bundesdeutscher“ Art (vgl. auch Kapitel 3.6). Rosenbergs Beobachtungen und die Beobachtungen in der hier vorliegenden Untersuchung zeigen, dass sich bisher diesbezüglich wenig verändert hat. Perfekte Deutschkenntnisse gelten immer noch als erstrebenswert und als die einzig richtigen Kenntnisse. Es gibt keine Toleranz der Mehrheitsbevölkerung gegenüber dem nicht Perfekten. Uniformierung und Optimierung scheinen wichtig zu sein, um als Deutscher von Anderen anerkannt zu werden. Es gilt in der Mehrheitsbevölkerung nicht der Konsens, dass es „ok“ ist, nicht „Standard-Deutsch“ zu sprechen. Der Akzent markiert die Befragten als Fremde. Die Befragten nehmen an, dass sie den „russischen“ Akzent nie ablegen werden bzw. es eine sehr lange Zeit dauern wird, bis dieser verschwindet. In der Tat zeigt die Forschung, dass sich ein Akzent nur mit sehr viel Arbeit und effektiver unter fachlicher Begleitung wie einem Sprachtherapeuten reduzieren lässt (vgl. The American Speech-Language-Hearing Association 2022). Bestimmte Sprachtrainings können zu einer Akzentreduzierung führen, jedoch nicht bei jeder Person gleich gut. Wie gut eine Akzentreduzierung gelingen kann, hängt auch vom sprachlichen Hintergrund einer Person ab – d. h. aus welchem Sprachraum jemand kommt. Bestimmte Merkmale der alltäglichen gesprochenen Sprache können sich positiv als auch negativ auf die Akzentreduzierung einer zweiten Sprache auswirken (vgl. Behrman 2014). Dies zeigt, dass die Befragten aktiv werden müssten, falls sie tatsächlich den Akzent reduzieren wollen. Des Weiteren kann nicht garantiert werden, dass bei jedem Befragten eine Akzentreduzierung erfolgreich sein wird. Somit lässt sich erklären, wieso die Befragten so viel Wert

³²⁷ Allerdings trägt vor allem die Sprachfähigkeit zur Selbstethnisierung bei.

darauflegen, dass ihre Kinder von klein auf die deutsche Sprache lernen und erst gar nicht einen Akzent entwickeln.

Somit kann gesagt werden, dass die Sprache und die Fähigkeit, sich mitteilen zu können, das Thema Zugehörigkeit stark beeinflussen.

Doch wie verhält es sich in einem anderen Bereich des alltäglichen Lebens, und zwar bei „Essen“, welches kulturelle und soziale Bezüge zu der Nahrungsaufnahme herstellt (vgl. Kapitel 3.7)? Bilden russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler über Essen, Einkauf (und Gesundheit³²⁸) ihre Zugehörigkeit? Es kann angenommen werden, wie bereits im Kapitel 3.4 deutlich wurde, dass auch die hier Befragten wie andere Personen auch über Essen ihre Zugehörigkeit herstellen werden, denn Essen ist eng mit Zugehörigkeit verbunden. Essen ist ein Gebiet, auf dem Personen zeigen, wer sie sind und wie sie von Anderen gesehen und wahrgenommen werden möchten. Darum soll es in der folgenden Dimension „*Essen, Einkauf (und Gesundheit)*“ gehen.

5.3.3 Essen, Einkauf (und Gesundheit)

„Im russischen Laden natürlich. Weil mir gefällt Geschmack. Ja. Kann ich mehr ausgeben. Deshalb besuchen wir sehr selten @(.)@.“ (Fr. Reich:123)

Bevor implizit auf Zugehörigkeit und „Essen“ eingegangen wird, muss darauf verwiesen werden, dass die Art der Schilderungen der Befragten in Bezug auf Essen/Ernährung und Gesundheit sich mit der Einführung der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung ändert. Auf die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung wird noch in diesem Kapitel in einem Exkurs eingegangen. Die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung ist in der Wahrnehmung der Befragten ein Instrument, welches normative Erwartungen transportiert und mit dem die Befragten von der Interviewerin im Interview konfrontiert werden. Die Kennzeichnung kann bei den Befragten – mit unterschiedlicher Ausprägung – als ein Bruch in der Erzählstruktur gesehen werden.³²⁹ Die Befragten können diesbezüglich grob in zwei Gruppen eingeteilt werden: Die einen antworten in zunehmendem Maß anders im ersten

³²⁸ Gesundheit wird bei der Dimension Essen mitverhandelt, weil sich bei dem Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten der Befragten Aussagen zu Gesundheit finden lassen bzw. die Befragten über ihr Ess-/Ernährungs- und Einkaufsverhalten ihr Gesundheitsverhalten/Gesundheitshandeln zeigen. Essen ist ein bestimmtes Handeln zur Gesunderhaltung (vgl. Faltermaier 2020).

³²⁹ Bei einigen Befragten ist zu beobachten, dass erst mit der Einführung der Kennzeichnung sie ihr Ernährungs- und Einkaufsverhalten zu reflektieren beginnen. Zu beachten ist hingegen auch, dass einige Befragte wie Fr. Reich sich vor der Kennzeichnung wenig zum Thema „Essen/Ernährung“ äußern und erst nach der Kennzeichnung eine thematische Auseinandersetzung stattfindet.

Teil als im zweiten Teil des Interviews. Die Anderen haben eine konsistentere Selbstschilderung.

Zu der ersten Gruppe können u. a. Fr. Krieger und Hr. Dries gezählt werden. Im ersten Teil des Interviews z. B. schildert Hr. Dries unreflektiert und unbeschwert seine Alltagspraktiken. Er gibt zu verstehen, dass er sich wenig mit Essen und Ernährung gedanklich auseinandersetzt. Seine Ehefrau ist für die Essensversorgung zuständig und entlastet ihn von der Verantwortung. Im zweiten Teil des Interviews hingegen kommt er in die Reflexions- und Rechtfertigungshaltung und beginnt sein Verhalten zum Teil zu erklären bzw. aufzuzeigen, was er zukünftig ändern wird. „Irgendwann wirst du ja halt zunehmen. Und (.) ja, dass ich das/ die Ernährung irgendwann umstellen muss, das weiß ich. Ja, in Zukunft. Aber jetzt momentan bin ich zufrieden so wie es ist.“ (Hr. Dries:327)

Ebenso beschreibt Fr. Krieger im ersten Teil des Interviews locker und unbefangen ihr Verhalten. Unbekümmert stellt sie heraus, dass das gelegentliche Gönnen von Schokolade für sie selbstverständlich ist und sie gelegentlich auch „Ungesundes“ isst. Sie möchte sich nicht kontrollieren, sondern den Genuss ausleben und sich diesen erlauben. „[...] und wir essen auch ganz bestimmt ganz viel @(Schokolade)@ und man gönnt sich mal auch ne Schokolade oder man sagt, oh heute möchte man was Ungesundes.“ (Fr. Krieger:103) Im zweiten Teil des Interviews demonstriert sie hingegen vermehrt ihr Ernährungswissen und verweist noch deutlicher auf ihr Denken in den Kategorien „gesund“ und „ungesund“ als im ersten Teil des Interviews. Der Grad der Rechtfertigung nimmt im zweiten Teil des Interviews zu. „Aber ich würd jetzt nicht sagen, dass wenn ich eine Chipspackung kaufe, die ich gerade haben möchte/ Ich weiß, wie viel da drinnen ist und ich weiß, dass sie @(ungesund ist)@. Ich brauch nicht drauf gucken. Nee, ich weiß, dass so ne Chipspackung eigentlich, wenn man die dann alleine isst oder zu zweit isst, reicht das für einen ganzen Tag eigentlich an das, was man brauch an Kalorien [Befragte wendet ihren Blick wieder auf Mini Filinchen Kakao & Kokos.] und das es ungesund ist. Das weiß man dann. @(2)@ Ja.“ (Fr. Krieger:119) Sie zeigt auch, wie wichtig ihr eine gesundheitsbewusste Lebensweise mit viel Gemüse, Salat und einer begrenzten Menge an Essen in der eigenen Ernährung ist. Ihre Ernährung ist für sie ein Gebiet, welches normativ aufgeladen ist und an dem sie zeigen möchte, wie selbstkritisch sie ist. Es ist ein Gebiet, der sie zur Reflexion der eigenen Person zwingt.

Auch andere Befragte wie Fr. Reich können in die erste Gruppe eingeordnet werden. Fr. Reich kommt erst im zweiten Teil des Interviews zu einer stärkeren prüfenden Betrachtung ihrer Ernährung und einer bewussteren Rechtfertigungshaltung. Sie gibt zu verstehen, dass sie und ihr Mann sich bewusster mit der eigenen Ernährung auseinandersetzen müssen, was sie bisher vernachlässigen. Im gleichen Moment schwächt sie diese Notwendigkeit ab, indem sie vorgibt, nicht so viel Ungesundes zu essen. „Eigentlich so im Kopf denke ich schon [Befragte nickt.], dass wir müssen schon aufpassen. Aber haben wir noch nicht [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] so, so genau [Befragte lehnt sich wieder zurück und kommt wieder nach vorne.] So viel Ungesundes essen wir nicht [Befragte schüttelt mit dem Kopf.], aber trotzdem vielleicht muss man noch mehr aufpassen.“ (Fr. Reich:231)

Verunsicherungen in Bezug auf die eigene Ernährung, teilweise Verteidigung der eigenen Alltagspraktiken und des eigenen Verhaltens und der Versuch gesellschaftliche Normen zu erfüllen, sind des Weiteren bei den restlichen Befragten außer bei Fr. Müller, Hr. Turm und Fr. Schäfer anzutreffen. Diese drei Befragten haben eine konsistentere Selbstschilderung. Sie lassen sich von der Konfrontation mit der Kennzeichnung nicht so einfach beirren und schildern nicht wesentlich anders ihre Alltagspraktiken im zweiten Teil des Interviews. Insbesondere Fr. Müller ist ausgeglichen und in sich ruhend in ihren Schilderungen. Sie unterwirft sich nicht den gesellschaftlichen Zwängen, sondern lebt nach ihren Überzeugungen. Hr. Turm ist zwar ein imposanter Mensch, der kritisch die Ernährung der Anderen und seine eigene betrachtet und durch die Kennzeichnung etwas unsicherer in seinen Aussagen wird, sich aber im zweiten Teil des Interviews nicht erheblich anders zu seiner Ernährung äußert. Fr. Schäfer wird durch die Kennzeichnung zwar nervös und etwas gestresst, schildert aber im weiteren Verlauf des Interviews selbstsicher und mit einer gewissen Beharrlichkeit ihr Desinteresse an wissenschaftlichen Empfehlungen, Richtlinien und gesellschaftlichen Anforderungen. „Ja [Befragte nickt]. Zutaten spielen viel größere Rolle als diese Fettanteil und/ Wenn ich was Fett es möchte, dann esse ich auch das. Und/ (.) Ja, wenn man zum Beispiel/ Ich esse Putenbrust. So wenn ich zum Frühstück Brot esse. Aber wenn ich zum Beispiel heute wirklich Appetit auf Leberwurst hab, dann esse ich das. Egal wie viel Fett das da/ Vor allem das esse ich sehr selten. Aber wenn, dann warum denn nicht? [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] Ich sehe da kein Problem.“ (Fr. Schäfer:168)

Im Vergleich zu den gegenwärtigen Alltagspraktiken sind die Schilderungen der Befragten zu ihrem veränderten Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhalten in den letzten Jahren nach der Ankunft in Deutschland von der Einführung der Kennzeichnung von Seiten der Interviewerin im Interview unberührt. Die Befragten berichten von den Veränderungen auf eine weitgehend gleiche Art und Weise in beiden Teilen des Interviews.

Um etwas vorwegzunehmen, lässt sich allgemein sagen, dass die Schilderungen über Essen in der Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ ein facettenreicheres Bild produzieren als bei den anderen Dimensionen, wie z. B. „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ oder „Sprache“. Die Befragten reichern ihre Schilderungen mit sinnlichen, bewertenden Begriffen wie u. a. „besserer“ Geschmack und „fremder“ Geruch an. Es flammen unterschiedliche Emotionen auf. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels wird noch näher auf diese sinnlichen Schilderungen und Emotionen eingegangen.

Im Kapitel 5.3.3.2 sollen die Veränderungen des Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhaltens nach der Migration nach Deutschland näher beleuchtet werden, die einen Aufschluss zu Zugehörigkeiten geben können. Doch zunächst wird im Folgenden ein Exkurs zu der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung, die beim Einkaufen eine Hilfestellung darstellen kann, sofern sie genutzt und verstanden wird, angeführt. Die Nährwertkennzeichnung ist ein wichtiger Be-

standteil der Interviews, was mehrmals anklang, aber für die Frage nach der Zugehörigkeit wenig aussagekräftig bzw. wenig zu gebrauchen ist, was sich im Exkurs zeigen wird.

5.3.3.1 Exkurs: Erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung

„Siehst du [Befragte zeigt die Kreiskennzeichnung der Interviewerin.], es ist kleingeschrieben. Ich weiß noch nicht mal, was da steht. Ich kann es mir nicht mal durchlesen, sogar nicht mit meiner Brille+.“ (Fr. Tengel:231)

Die Nährwertkennzeichnung kann zu „Ernährung“ zugeordnet werden. Wie bereits im Kapitel 3.7 deutlich wurde, stehen Ernährung und Essen miteinander in Verbindung, sind aber keine Synonyme. Sie stellen Nahrungsaufnahme in den Vordergrund, aber unter unterschiedlichen Aspekten. Essen hat einen Kulturbezug und wird mehr mit sozialen und emotionalen Inhalten assoziiert (z. B. Mahlzeit, Geschmack). Ernährung wird hingegen mit rationalen und wissenschaftlichen Inhalten assoziiert (z. B. Kalorien, Fett). Die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung nimmt eine naturwissenschaftlich-medizinisch orientierte Perspektive auf die Nahrungsaufnahme ein bzw. hat ein naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis der Nahrungsaufnahme. Im Vordergrund stehen biochemisch analysierte Nährwerte von Nahrungsmitteln und das naturwissenschaftlich-medizinische Wissen bzw. Verständnis, wie man sich ernähren sollte. Die Zuordnung der Kennzeichnung zu Ernährung hat zum Ziel, aufzuzeigen, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler mit der Kennzeichnung, die analytisches Vorgehen abverlangt und die bewusst von der Interviewerin eingeführt wurde, umgehen. Die Kennzeichnung stellt etwas Normatives dar und ist ein von außen gesetzter Impuls, der nach Vorstellungen der Politik etwas Alltägliches ist. Es besteht die normative Erwartung, dass sich jeder Konsument beim Einkaufen mit dieser Kennzeichnung auseinandersetzt. Doch wie erleben russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler diese Konfrontation mit einem normativen Instrument der Politik zur gesünderen Lebensmittelauswahl,³³⁰ bei dem naturwissenschaftlich-medizinisches Ernährungswissen abverlangt wird und sie zu einer Entscheidung gedrängt werden?

Die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung missachten fallübergreifend alle Befragten im alltäglichen Leben, denn sie nutzen diese nicht als eine Quelle für Ernährungsinformationen. Dies ist nicht überraschend, denn auch andere Verbrauchergruppen in Deutschland haben ein geringes Interesse für Nährwertkennzeichnungen. Sie nutzen diese kaum bzw. nur bestimmte Personengruppen nutzen diese (vgl. Exkurs innerhalb des Kapitels 3.7).

³³⁰ Siehe dazu Kapitel 3.7, in dem einige Studien zu der erweiterten Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung in einem Exkurs aufgeführt werden.

Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung geben vor, die Kennzeichnung gelegentlich gesehen zu haben, aber dieser bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Sie haben eine distanzierte Haltung zu der Kennzeichnung – der Grad der Distanzierung bzw. der Ablehnung unterscheidet sich jedoch. Im Vergleich zu allen Befragten sieht Hr. Michels in einem ausgeglichenen Verhältnis in der Kennzeichnung sowohl positive als auch negative Aspekte. Die stärkste Ablehnung ist bei Hr. Turm zu verzeichnen. Er kritisiert an vielen Stellen im Interview die Kennzeichnung und gibt dieser die Schulnote fünf. Ebenso ist Fr. Schäfer sowohl im Interview als auch im Bewertungsbogen (vgl. Anhang 6) wenig von der Kennzeichnung überzeugt – sie gibt dieser die Note vier. Die anderen Befragten geben der Kennzeichnung die Schulnote zwei oder drei, wobei sich bei drei Befragten (Fr. Reich; Fr. Tengel; Hr. Dries) zeigt, dass sie im Interview eine negativere Positionierung zu der Kennzeichnung einnehmen als im Bewertungsbogen. Als Beispiel soll eine kritische Interviewsequenz von Fr. Reich dienen:

I: Aber das ist ja diese Kennzeichnung/ Denken Sie, dass diese Kennzeichnung eigentlich was Gutes ist? Hilfreich ist? Dass man auf den ersten Blick erkennen kann/ *[Befragte unterbricht Interviewerin.]*

Fr. Reich: Wissen Sie, wenn man einkauft, dann kann man das so nicht vergleichen. So in jeder/ in einem Moment, ja. (.) Zuhause sitzen, ja kann man das machen. Aber so *[Befragte schüttelt mit dem Kopf]*.

I: Und warum denken Sie, fällt es Menschen oder Personen schwer, das zu vergleichen? Vor dem Lebensmittelregal?

Fr. Reich: Aber das kann ja/ Das kann man nicht schnell so vergleichen. Das kann man nicht.

I: Das braucht Zeit ihrer Meinung nach?

Fr. Reich: Das braucht Zeit, ja. *(Fr. Reich:304–307)*

In dieser Sequenz kritisiert Fr. Reich den zeitlichen Aufwand beim Vergleichen der einzelnen Werte. An einer anderen Stelle kritisiert sie die unauffällige Farbgestaltung und dennoch gibt sie der Kennzeichnung insgesamt die Note zwei.

Fast allen Befragten ist gemeinsam, dass sie trotz einiger empfundenen positiven Faktoren die Kennzeichnung auch in der Zukunft nicht nutzen möchten. Sie sehen sich weitgehend nicht als eine Person, bei der eine Notwendigkeit zur Nutzung besteht. Eine Ausnahme bildet Fr. Tengel. Sie gibt vor, für die Kennzeichnung zukünftig mehr Interesse zu zeigen. *„[Befragte liest:] „Ich interessiere mich für die Kennzeichnung.“ (.) +Nu, das mache ich nicht immer, würde ich sagen+. Nu aber +*jetzt wahrscheinlich werde ich immer*.“ (Fr. Tengel:339)*

Des Weiteren ist den Befragten fallübergreifend gemeinsam, dass sie annehmen, die Kennzeichnung erklären zu können.

I: Könnten Sie sie ihrem Mann erklären? *[Befragte greift zu ihrer Brille.]* Wenn ich sage ich mal dieses Lebensmittel *[Interviewerin legt Filinchen Abendbrot vor die Befragte.]* nehme und er sagt „Erkläre mir mal bitte, was das alles genau heißt. *[Befragte setzt ihre Brille auf.]“*

B12: *[Befragte nimmt Filinchen Abendbrot in beide Hände und stöhnt dabei auf.]* (5) Na ja, das ist für ihn auch verständlich. Wie viel Kilokalorien pro, pro, pro 100 Gramm hier steht. *[Ehemann steht von*

seinem Stuhl auf und sagt: „Ich nehme auch meine Brille.“] @(.)@ (.) [Befragte schaut sich die Vorderseite der Verpackung von Filinchen Abendbrot an.] Pro Scheibe. Ja. Wie viel Fett, wie viel Fettsäure, Zucker und Salz. Genau das ist/ Das steht auch. Kann ich auch gut nachvollziehen. (Fr. Schäfer:142–143)

Hingegen überschätzen sie das eigene Verständnis und merken im Interview u. a. durch ihre Erklärungsnot, dass sie das von ihnen angenommene Verständnis nicht aufweisen können. Sie haben nicht das politisch geforderte, sondern ihr eigenes Verständnis zu den Angaben der Kennzeichnung. Dennoch versuchen alle Befragten die Kennzeichnung nach Aufforderung der Interviewerin im ersten Moment zu erklären, wobei nicht jeder das gern tut und sich auf die Kennzeichnung einlassen möchte. Die Befragten reagieren unterschiedlich auf die Konfrontation mit der Kennzeichnung. Hr. Dries z. B. macht sofort deutlich, dass die Kennzeichnung für ihn belanglos ist und er sich damit nicht auseinandersetzen braucht, was die folgende Interviewsequenz zeigt:

I: Könntest du diese Kennzeichnung jemandem erklären?

Hr. Dries: (3) *Ich denke schon, ja.*

I: Könntest du sie auch mir erklären?

Hr. Dries: Du weißt es wahrscheinlich besser @(.)@.

I: Natürlich, aber mich interessiert einfach, wie die Menschen diese Kennzeichnung interpretieren.

Hr. Dries: Na ja, das sagt ja nicht viel aus. Bloß auf wie viel Kalorien, Fett, Zucker, Salz und was da auch immer drinnen ist. Also/ (Hr. Dries:152–157)

Diese Interviewsequenz zeigt aber auch, dass der Hr. Dries zunächst eine bewusste Auseinandersetzung zu vermeiden versucht bzw. seine Unkenntnisse bei der Erklärung der Kennzeichnung nicht offenlegen möchte. Er möchte die Begutachtung seiner Kenntnisse bei der Erklärung der Kennzeichnung schnellstmöglich hinter sich lassen. Ein vergleichbares Verhalten zeigt auch Fr. Schäfer, die sich gewandt aus der ihr empfundenen Prüfungssituation losmachen möchte. Auch Fr. Tengel nimmt an, korrekte Antworten wie bei einem Wissenstest geben zu müssen und antwortet dementsprechend auf Konfrontation ausgerichtet.

I: Was heißt denn für Sie Kilokalorien?

Fr. Tengel: „(.) +Wie viel (.) [Befragte verdreht die Augen.] Kalorien pro Kilogramm, muss man?/ So ist es wahrscheinlich mit Kilokalorien. Das ist das, was wir konsumieren. Das, was wir konsumieren. (.) Nu ja. (.) Das ist alles denke ich. (.) Reicht diese Antwort nicht? Nicht+?“ (Fr. Tengel:208–209)

Sie und Fr. Schäfer haben genau wie Hr. Dries nicht den Anspruch an sich, sich mit der Kennzeichnung befassen zu müssen. Fr. Krieger fühlt sich ebenfalls wie in einer Prüfungssituation und bedrängt. Sie unterscheidet hingegen im Vergleich zu Hr. Dries, Fr. Tengel und Fr. Schäfer, dass sie annimmt, sich mit der Kennzeichnung auseinandersetzen zu müssen. Aufgrund ihrer beruflichen Ausbildung ist sie der Ansicht, sich zu der Kennzeichnung, aber auch zu Ernährung im Allgemeinen, normkonform äußern zu müssen. Das

führt bei ihr zu einer inneren Spannung und emotionalen Verzweiflung – u. a. wird es durch ihre weinerliche Stimme, aber auch durch Seufzen deutlich:

I: Könnten Sie mir anhand der Kennzeichnung sagen, welches jetzt mehr Zucker hat?

Fr. Krieger: (4) *[Befragte vergleicht die beiden Produkte anhand der Kennzeichnung und seufzt dabei tief.]* Weil hier steht ja je Portion/ Jede Portion/ Hier stehen sechs Scheiben/ *[Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Mini Filinchen Kakao & Kokos.]* Deswegen weiß ich das nicht. *[Befragte sagt diesen Satz weinerlich.]* Hier stehen sechs @(.)@ Scheiben *[Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Mini Filinchen Kakao & Kokos.]*, hier steht eine Scheibe à 5 Gramm *[Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Filinchen Ballaststoffe.]* enthält/ Könnte ich nicht sagen, nein. Hier steht es *[Befragte zeigt auf die Kreiskennzeichnung bei Filinchen Ballaststoffe.]* zwar 0,05 Gramm Zucker {Zucker in Gramm in einer Portion (1 Scheibe à 5 Gramm) bei Filinchen Ballaststoffe} und hier steht/ Aber für mich ist es immer noch/ Wahrscheinlich ist es hier weniger *[Befragte zeigt auf die Kreiskennzeichnung bei Filinchen Ballaststoffe.]*, weil hier an den Prozentsatz könnte man das, wenn man denn (.) sagen sollte, vielleicht an dem Prozentsatz (2) vielleicht feststellen, dass es wahrscheinlich hier weniger Zucker ist. {In einer Portion Filinchen Ballaststoffe sind 0,05 Prozent Zucker enthalten; in einer Portion Mini Filinchen Kakao & Kokos sind 6 Prozent Zucker enthalten, aber beide Produkte beziehen sich auf unterschiedliche Portionsgrößen.} Aber (.) erst mal müsste man wissen, was/ warum *[Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Mini Filinchen Kakao & Kokos.]* hier sechs Scheiben steht. Warum hier *[Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Filinchen Ballaststoffe.]* eine Scheibe steht. (.) *[Befragte liest:]* „Eine Scheibe à 5.“ (.) Wahrscheinlich ist es hier eine Scheibe *[Befragte zeigt Filinchen Ballaststoffe.]* und hier sind es *[Befragte zeigt auf Mini Filinchen Kakao & Kokos.]* wahrscheinlich doch sechs Scheiben. *[Befragte lehnt sich wieder in ihren Stuhl zurück.]* (Fr. Krieger:140–141)

Diesen selbstaufgelegten Druck, Wissen zu der Kennzeichnung vorweisen zu müssen, aber auch das Gefühl vorgeführt zu werden, spürt auch Fr. Koch. „Genau. Ich muss ja *[Befragte dreht in ihrer rechten Hand Filinchen Ballaststoffe so, dass sie die Zutatenliste sehen kann.]* irgendwas wissen darüber @(.)@.“ (Fr. Koch:181) Fr. Koch unternimmt Anstrengungen, einige Erklärungen zu liefern. Auch Fr. Krieger unternimmt Anstrengungen, kann aber nicht immer ein normkonformes Verhalten zeigen. Ihr ist z. B. ihr Verhalten, bestimmte Referenzwerte nicht einzuhalten, partiell unangenehm, was teils ihre Körperhaltung und ihre gesenkte Stimme zeigen:

I: Wissen Sie ungefähr oder richten Sie sich danach, wie viel Gramm Zucker Sie im Laufe des Tages zu sich nehmen können und dürfen?

Fr. Krieger: Nein *[Befragte schüttelt mit dem Kopf].*

I: Und bei den anderen Nährstoffen: Salz, Fett?

Fr. Krieger: *Nein*. *[Befragte schüttelt mit dem Kopf, der Blick geht nach unten.]* (Fr. Krieger:132-135)

Fr. Krieger spürt den Zwang, sich erklären und ihr Verhalten rechtfertigen zu müssen. An einigen Stellen im Interview gibt sie, genau wie die anderen Befragten (Ausnahme stellen Hr. Turm und Fr. Tengel dar), offen ihre Unwissenheit in Bezug auf einige Angaben der Kennzeichnung zu. Ebenso hat Fr. Fehmke das Bedürfnis, sich rechtfertigen zu müssen. Zum Beispiel antwortet sie auf die Frage, ob sie alle Angaben der Kennzeichnung erklären könne, dass sie aufgrund des bisher nicht intensiven Befassens etwas verunsichert

ist. „Ich meine einige zu kennen. Weil/ Ich weiß nicht. Aber jetzt/ Ich hab mich noch nie **so intensiv** damit befasst, dass ich da jetzt/ Aber doch.“ (Fr. Fehmke:143) Verunsicherung ist hingegen fallübergreifend bei allen Befragten anzutreffen.

Diese Verunsicherung, das heißt nicht genau zu wissen, was „richtig“ oder „falsch“ ist bzw. was für „Wissen“ die Interviewerin von den Befragten erwartet und was für ein Verhalten sie zeigen sollen, hat bei den Befragten hingegen eine unterschiedliche Ausprägung. Während einige Befragte (Fr. Reich, Fr. Müller und Fr. Schäfer) wenig durch die Konfrontation mit der Kennzeichnung in ihrem Verhalten verunsichert werden bzw. sich gering beirren lassen, sind andere Befragte im höheren Maße verunsichert. Als Beispiel soll Hr. Michels dienen. Er kann sich bei den fünf ihm gezeigten Produkten für kein Gesünderes entscheiden: „Also zu/ gesund würd ich zu meiner Mutter sagen: „Mama, mach mal Brot.“ Und dann würde sie selber Brot backen. Und das finde ich viel leckerer und ich glaub, das ist auch gesünder. Ich glaube, ich bin mir nicht sicher wieder. Aber von denen drei [Befragter zeigt auf Filinchen Ballaststoffe, Filinchen Abendbrot und Filinchen Kakao & Kokos] (.) [Befragter verzieht das Gesicht] Das ist ja alles Fertigware. [Befragter schüttelt mit dem Kopf.] Das ist sehr gute Frage. Also/ [Befragter schüttelt mit dem Kopf.] (4)“ (Hr. Michels:191) Er ist unsicher, was der Ausdruck „ich glaube“ verdeutlicht. Außerdem erfährt er die Frage bzw. Aufgabe, das gesündere Produkt herauszusuchen, als herausfordernd. Auch andere Befragte verwenden den Ausdruck „ich glaube“, aber auch „vielleicht“ und „wahrscheinlich“, was sich an anderen Interviewstellen im gesamten Interview nicht so gehäuft finden lässt. Dies verweist auf ihre Unsicherheit. Die Befragten stellen durch den Gebrauch dieser Aussagen Vermutungen an. Andere Ausdrücke wie „Oh Gott“ verweisen darüber hinaus auf Überforderung.

I: Welches dieser beiden [Interviewerin zeigt auf Balance activ Sandwich und Filinchen Abendbrot und schiebt sie zusammen.] Lebensmittel hat denn deiner Meinung nach jetzt mehr Zucker?

Fr. Fehmke: [Befragte schaut sich die Kreiskennzeichnung bei Balance activ Sandwich und Filinchen Abendbrot an.] (11) Ja, das ist jetzt schwer. Also hier ist ja eine Portion 38 Gramm [Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Balance activ Sandwich.] und hier fünf Gramm [Befragte zeigt auf die Portionsangabe bei Filinchen Abendbrot.] (3) Und auf 38 Gramm sind dann 1,3 Gra/ {Grammangabe bei Zucker in einer Portion von Balance activ Sandwich}. Oh, Gott, mit Zahlen hab's ich auch nicht. (7) Im ersten Moment würd ich sagen Vollkorn [Befragte zeigt auf die Kreiskennzeichnung bei Balance activ Sandwich]. Aber ums genauer herauszufinden, müsste ich @ (hier mit den Zahlen hantieren)@. {Balance activ Sandwich hat tatsächlich etwas mehr Zucker; 0,01 Gramm mehr} (Fr. Fehmke:164-165)

Einige der Befragten versuchen ihre Verunsicherung, aber auch Überforderung zu überspielen bzw. diese zu maskieren. Zum Beispiel wechselt Hr. Turm das Thema. Hr. Michels und Fr. Koch wenden Lachen zum Verbergen der Verunsicherung an. Einige andere Befragte (Fr. Reich, Fr. Fehmke, Fr. Tengel, Fr. Koch, Fr. Müller) versuchen ihre Unsicherheit abzuschwächen, indem sie Gegenfragen an die Interviewerin stellen. Zum Beispiel möchte Fr. Reich sich bei der Interviewerin vergewissern, ob sie bei ihrer Annahme das gesün-

dere Lebensmittel ausgewählt zu haben, korrekt liegt. „Also hab ich die/ das Richtige gewählt?“ (Fr. Reich:249)

Die Interviews lassen den Schluss zu, dass die Kennzeichnung eine mental herausfordernde Aufgabe für die Befragten darstellt. Dies wird nicht nur an verbaler, sondern auch an non-verbaler Kommunikation wie Sprachstil, Mimik und Gestik der Befragten, die zentrale Aspekte menschlicher Interaktion sind, deutlich. Satzabbrüche, Verbesserungen, längere Denkpausen und leise Stimme, die bei einigen Befragten zu finden sind, deuten auf Unsicherheit hin. Einige dieser „stilistischen“ Mittel der Kommunikation, die hier unbewusst von den Befragten eingesetzt werden, lassen sich am Beispiel von Fr. Fehmke gut zeigen. Sie senkt ihre Stimme, bricht Sätze ab und macht längere Sprechpausen von zwei bzw. neun Sekunden.

I: Und das heißt, das hat 1098 (.) Kohlenhydrate, oder?

Fr. Fehmke: (2)

I: Oder wie ist das zu verstehen? Für dich persönlich? Wie würdest du es verstehen?

Fr. Fehmke: (2) *Ich weiß es nicht*. Also ich/ Also ich weiß auch [Befragte wendet ihren Blick zu Mini Filinchen Kakao & Kokos.] gar nicht, wie ich das früher mal geguckt hab, dass ich das sofort verstanden hab, was Kohlenhydrate/ [Befragte wendet ihren Blick wieder zu Balance activ Sandwich.] Oder (.) das da unten/ [Befragte liest sich den Vermerk zu dem Referenzwert bei Balance activ Sandwich durch.] (9) Ich weiß/ Also würd dann wahrscheinlich mal nachgucken, was das genau ist. (Fr. Fehmke:192–195)

Hr. Turm z. B. runzelt die Stirn und verzieht den Mund beim Ausfüllen einer Aussage zu der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung im Bewertungsbogen. „[Befragter liest sich leise die nächste Aussage durch: „Die Kennzeichnung kann Übergewicht und andere Krankheiten verhindern.“] (9) [Befragter runzelt die Stirn und verzieht den Mund.] Warum? [Befragter kreuzt bei der 14. Aussage „Stimme überhaupt nicht zu“ an.]“ (Hr. Turm:295) Das Verziehen des Mundes kann als Skepsis und das Stirnrunzeln als Nachdenklichkeit, aber auch Missbilligung gedeutet werden. Auf die Frage, wieso einige Lebensmittelhersteller die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung aufdrucken und Andere wiederum nicht, zeigen sich bei Fr. Schäfer zwei Formen non-verbaler Kommunikation: Schulterzucken und Zusammenpressen der Lippen. „Ich weiß nicht. Wenn sie das nicht machen, dann müssen sie das nicht. Sonst, wenn das Pflicht ist, dann machen sie das [Befragte zuckt mit den Schultern.] denke ich. [Befragte presst ihre Lippen zusammen.]“ (Fr. Schäfer:196) Ihr Zusammenpressen der Lippen deuten auf eine innere Anspannung, aber auch Abwehr und Ablehnung. Das Schulterzucken kann als Unwissenheit gedeutet werden. Des Weiteren lassen sich Augenverdrehen und Stöhnen bei einigen Befragten finden.

I: Was heißt denn für Sie Kilokalorien?

Fr. Tengel: (.) +Wie viel (.) [Befragte verdreht die Augen.] Kalorien pro Kilogramm, muss man?/ So ist es wahrscheinlich mit Kilokalorien. Das ist das, was wir konsumieren. Das, was wir konsumieren. (.) Nu ja. (.) Das ist alles denke ich. (.) Reicht diese Antwort nicht? Nicht+? (Fr. Tengel:208–209)

I: Wie hoch ist dann der Tagesbedarf vom Fett und gesättigten Fettsäuren?

Fr. Tengel: (.) [*Befragte stöhnt auf.*] @(.)@ Fett am Tag/ Wenn von diesen Kalorien sollte dann/ (.) So wenig wie möglich eigentlich sein. Obwohl wir Fett eigentlich ja auch für die Energie brauchen. (5) 40 Prozent? (*Fr. Koch:226–227*)

Das Augenverdrehen kann auf das Vorhandensein von Zweifeln oder auch Gereiztheit verweisen. Das Stöhnen kann als Überforderung interpretiert werden.

Die Nährwertkennzeichnung und das damit verbundene abverlangte Ernährungswissen wird von den Befragten als ein Instrument verstanden, mit dem insbesondere „Experten“, aber nicht Laien, umgehen können, was eine Interviewsequenz mit Hr. Dries zeigt.

I: Könntest du diese Kennzeichnung jemandem erklären?

Hr. Dries: (3) *Ich denke schon, ja.*

I: Könntest du sie auch mir erklären?

Hr. Dries: Du weißt es wahrscheinlich besser @(.)@.

I: Natürlich, aber mich interessiert einfach, wie die Menschen diese Kennzeichnung interpretieren.

Hr. Dries: Na ja, das sagt ja nicht viel aus. Bloß auf wie viel Kalorien, Fett, Zucker, Salz und was da auch immer drinnen ist. Also/ (*Hr. Dries:152–157*)

Hr. Dries nimmt die Interviewerin nicht mehr als eine „Gleichgesinnte“,³³¹ sondern als eine Ernährungsexpertin wahr, die Ernährungswissen (Expertenwissen) von ihm, der Laienwissen hat, abverlangt. Die Nährwertkennzeichnung wird somit als ein Instrument erfahren, welches normative Erwartungen transportiert. Die Befragten machen hingegen an mehreren Stellen im Interview deutlich, dass bestimmte Personengruppen diese Kennzeichnung nutzen müssen, aber nicht sie selbst, was exemplarisch Fr. Koch verdeutlicht:

I: Ok. Sie hatten am Anfang oder mitten im Gespräch gesagt, diese Kennzeichnung ist dafür da, für diejenigen, die vielleicht übergewichtig sind [*Befragte nickt.*] und drauf achten müssen. Gibt es andere Personengruppen, die vornehmlich darauf achten sollten? Oder sind es eher die Übergewichtigen oder gebe es da noch eine andere Personengruppe, die das nutzen könnte/ sollte/ müsste?

Fr. Koch: Vielleicht auch Gesundheitswegen, ne, Gesundheit/ Wer aufpassen müsste. Gesundheitswegen.

I: Welche wären das zum Beispiel? Wer müsste jetzt aufpassen außer die Übergewichtigen? Welche Krankheiten zählen Sie denn dazu?

³³¹ Die Interviewerin hat den gleichen Migrationshintergrund wie der Befragte selbst. An einer Stelle im Interview wird besonders deutlich, dass der Befragte, die Interviewerin als Gleichgesinnte sieht:

I: Hast du denn durch deinen Hintergrund irgendwann Diskriminierung gespürt? Sei es in der Schule? Sei es in der Berufswelt, privat?

Hr. Dries: (4) [*Befragter schaut aus der Terrassentür.*] Ja. Zuerst die erste Zeit, wo man halt nach Deutschland gekommen ist. Bist du halt der böse Russe. Was willst du hier? Ach das waren Kinderzeiten. Sonst auf Arbeit auch schon mal. Ja, das war aber auch ganz komisch/ Das war jetzt nicht direkt, du Russe oder böser Russe oder sowas, aber sone Unterstellungen halt, nee. Die Russen haben's ja so gut in Deutschland, weil/ Kennst du bestimmt selber auch. Ihr kriegt ja Häuser geschenkt und all so Krams. Solche Sachen. (*Hr. Dries:520–521*)

Fr. Koch: (.) [*Befragte seufzt auf.*] Ja, zum Beispiel Lebensmittelunverträglichkeit, ne. Und es gibt ja Unmengen an Lebensmitteln, die Organschäden verursachen, ne. Das sind zum Beispiel, was weiß ich, Leber und Niere und auch für den Magen und Verdauung, ne. Das ist auch [*Befragte nickt*] Zucker. Bevorzugt ist, glaub ich, da/ dabei. Und auch Fette und so weiter [*Befragte nickt*].

I: Ok.

Fr. Koch: Ich glaube, wenn die Gesundheit da schon Alarm schlägt, dann muss man drauf achten. (*Fr. Koch:286–291*)

Die Befragten wollen weitgehend nicht den normativen Erwartungen entsprechen. Die Nährwertkennzeichnung wird von den Befragten mit Krankheit, bewusster Ernährung und höherer Interessiertheit in Verbindung gebracht, was die Befragten alles nicht aufweisen, wie sie selbst zu verstehen geben.

Die aufgeworfene Fragestellung, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler mit einem „normativen“ Instrument der Ernährungspolitik, welches eine naturwissenschaftlich-medizinisch orientierte Perspektive auf die Nahrungsaufnahme einnimmt bzw. ein naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis der Nahrungsaufnahme hat, umgehen, kann dahingehend beantwortet werden, dass die Kennzeichnung für die Befragten nichts Alltägliches darstellt. Sie nehmen diese gelegentlich auf Lebensmittelverpackungen wahr, aber nutzen diese nicht und wollen diese, mit Ausnahme einer Befragten, auch zukünftig nicht nutzen. Sie haben ihr eigenes Verständnis von der Deutung der Kennzeichnung. Die normative Aufforderung der Politik und Gesellschaft, die Kennzeichnung zu verstehen und zu nutzen, berührt die Befragten nicht. Sie halten unbeirrt an ihren Anschauungen fest. Dies ist kein unerwartetes Ergebnis, denn die Nutzung und das normativ erwartete Verständnis von Nährwertkennzeichnungen, sei es bei der erweiterten Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung oder anderen Nährwertkennzeichnungen liegt nur in Teilen der Mehrheitsbevölkerung vor, was sich zum Stand der Forschung im Exkurs zu der Nährwertkennzeichnung innerhalb des Kapitels 3.7 zeigte. Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung erleben die Kennzeichnung als etwas Fremdes bzw. nicht Bekanntes/Eigenes, was nicht zu ihnen und ihrem Alltag gehört, womit sie sich nicht auseinandersetzen wollen. Sie reagieren auf die normative Erwartung, die Kennzeichnung erklären zu können, weitgehend ablehnend und handeln zuwider bzw. setzen sich über die Erwartungen hinweg. Sie fühlen sich überwiegend bei der Aufforderung, die einzelnen Aspekte der Kennzeichnung der „Expertin“, der Ernährungswissenschaftlerin, so wie sie die Interviewerin speziell bei der Interviewsequenz mit der Kennzeichnung wahrnehmen, erklären zu müssen, unwohl und in Teilen in die Enge gedrängt. Es kann nicht gesagt werden, ob sie anders als autochthone Deutsche oder andere Zugewanderte bezüglich Ablehnung, Unwohlsein oder in die Enge gedrängt fühlen reagieren. Denn in den meisten Studien zu Nährwertkennzeichnungen wird der Fokus nicht auf das subjektive Empfinden

und nonverbale Aspekte wie Stöhnen oder verschränkte Arme gelegt, sondern auf objektive Aspekte wie das Verständnis oder die Nutzung der Kennzeichnungen.

Die Befragten distanzieren sich bewusst von dieser Kennzeichnung. Es findet keine Verbundenheit mit der Kennzeichnung und dem dahinterstehenden normativen politischen und gesellschaftlichen Ziel, die Ernährung von Konsumenten durch die Nutzung der Kennzeichnung nachhaltig positiv zu verbessern, statt.

Auch wird von den Befragten über das naturwissenschaftlich-medizinische Verständnis der Nahrungsaufnahme, welches die Kennzeichnung präsentiert, keine Zugehörigkeit herausgebildet. Die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung, die zu Ernährung hinzugerechnet werden muss, ist ein Gebiet, auf dem sich die Befragten nicht zugehörig fühlen (können).³³² Die Ablehnung der Kennzeichnung kann lediglich als ein Ausdruck der sozialen Position der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler gesehen werden, sich von Personen, die Interesse an der Kennzeichnung oder die Notwendigkeit zur Nutzung haben, abzugrenzen. Dies ist nichts Spezifisches für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, denn auch andere Personengruppen grenzen sich von der Kennzeichnung ab (vgl. u. a. Möser et al. 2010).

Es kann der Schluss gezogen werden, dass die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung, was als naturwissenschaftlich-medizinisches Verständnis von Nahrungsaufnahme zu verstehen ist, für die Bestimmung von Zugehörigkeit nicht relevant ist. Denn die Kennzeichnung liefert ausschließlich kognitive Informationen über Nahrungsmittel, wobei Nahrungsmittel auf Nährstoffe und Kalorien reduziert werden. Es findet kein Bezug auf Kultur wie in anderen Bereichen (Heimat oder Sprache) statt.

5.3.3.2 Veränderung des Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhaltens

Die Migration in ein anderes (weitgehend fremdes) Land kann unterschiedliche Veränderungen herbeiführen, sowie Kontinuität schaffen – bedingt von der jeweiligen sozialen und personellen Situation. Dies bedeutet, dass es zu einem Wandel der Zugehörigkeit(en) kommen kann. Denkbar ist auch eine Unveränderlichkeit der Zugehörigkeit(en). Auch müssen nicht immer hybride Zugehörigkeiten entstehen (vgl. Tsuda 2009c, S. 334ff.).

Allen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern ist gemeinsam, dass sie ihre Subsistenzwirtschaft und Landwirtschaft, sofern sie welche in der ehemaligen Sowjetunion hatten, in Deutschland aufgeben müssen. Dies hat zur Folge, dass sich mit der Einreise nach Deutschland ihre Lebensgewohnheiten ändern (müssen). Doch ändert sich – und

³³² Die Nährwertkennzeichnung ist kein „deutsches“ oder „russisches“ Instrument der Ernährungspolitik. Es ist somit auch nicht typisch „deutsch“ oder „russisch“. Es ist mehr ein normatives Instrument, welchem unterschiedlich begegnet werden kann.

wenn ja, wie – ihr Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhalten und gibt das einen Aufschluss auf ihre Zugehörigkeit(en)? Kommt es bei ihnen zu einem Wandel ihrer Zugehörigkeit(en) oder besteht eine Unveränderlichkeit ihrer Zugehörigkeit(en)?

Es kann ferner für die gesamte Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ die Frage gestellt werden, ob nach der Ankunft in Deutschland alles an noch unbekanntem Lebensmitteln probiert wird und nach einer gewissen Zeit eine Rückkehr zu ausschließlich alten Gewohnheiten bzw. den bekannten, traditionellen Lebensmitteln und Speisen aus dem Ausreiseland stattfindet – d. h. eine Rückkehr ins Russische/Sowjetische. Was würde das bedeuten, wenn die russische/sowjetische Küche weiterhin eine Rolle spielen würde? Oder kommt es (längerfristig) zum Annehmen der Ess-/Ernährungs- und Einkaufsgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung und somit zum Aufbau einer Zugehörigkeit zum „deutschen Deutschen“?³³³ Ferner kann vor dem Hintergrund, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler ethnische Rückkehrer sind, gefragt werden, ob sie „endlich“ wieder zur „deutschen“ Küche zurückkehren und das „Russische“ hinter sich lassen wollen und können. Es ist auch zu fragen, ob sie sich der deutschen Küche mehr verbunden fühlen, weil sie sich „Deutsch“ fühlen.

Bei den Befragten lässt sich beobachten, dass sich das Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhalten bei allen außer bei Hr. Dries im Laufe der Zeit in Deutschland verändert hat. Dies kann auf eine Veränderung der Zugehörigkeit mehr zum Deutschen hindeuten. Ob es tatsächlich so ist, wird sich noch detaillierter im weiteren Verlauf dieses Kapitels zeigen. Hr. Dries berichtet von einem konstanten Einkaufs- und Essverhalten über die letzten Jahre, was darauf hindeuten kann, dass seine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über seine Ess-/Ernährungs- und Einkaufsgewohnheiten stärker ist. Lediglich einmal unternahm Hr. Dries einen Versuch, seinen Zuckerkonsum aufgrund von Magenproblemen zu reduzieren, was er nicht lange durchhielt. So hat sich z. B. auch sein Konsum an Pepsi-Cola im Vergleich zu der Anfangszeit in Deutschland nicht verändert. „Weil da zum Beispiel Pepsi-Cola hast du da ja nur im Fernsehen kenne/ gesehen. Hast ja **nie** getrunken. So, sind wir nach Deutschland gekommen, da haben wir Dosenweise/ **Literweise** aus der Dose die Pepsi-Cola getrunken. Und dass tue ich jetzt heute zum Beispiel auch noch immer ganz gern.“ (Hr. Dries:119)

Diese Erfahrung, wie Hr. Dries in dem obigen Zitat berichtet, auf Lebensmittel in Deutschland zu treffen, die für einen nicht einfach in der ehemaligen Sowjetunion zu bekommen waren, machten auch andere Befragte. Ihnen ist gemeinsam, dass sie in Deutschland auf eine große, ihnen noch unbekannte, Lebensmittelauswahl trafen,³³⁴ was dazu führte, dass

³³³ Unter „deutschem Deutschen“ ist in dieser Arbeit das autochthone Deutsche, das Bundesdeutsche zu verstehen.

³³⁴ Aronson (2011, S. 57) macht ebenfalls in ihrer Studie die Beobachtung, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler in Deutschland so eine große Lebensmittelauswahl aus ihren geografischen Herkunftsländern nicht gewohnt gewesen sind.

sie das Bedürfnis hatten, alles auszuprobieren, was sie vom Geschmack nicht kannten bzw. in ihrem Ausreiseland nicht einfach bekamen. Man hat in der Anfangszeit sorglos „*einfach gegessen*“, was Fr. Krieger im folgenden Zitat zu verstehen gibt. Dies deutet darauf hin, dass eine Reflexion, was tatsächlich gegessen wurde, nicht stattfand. Es kann auch als eine anfängliche Überforderung mit der großen Lebensmittelauswahl gedeutet werden.:

„Man hat es gegessen. Und ich glaub, auch hier am Anfang {*erste Zeit in Deutschland*} hat man einfach gegessen. Man hat nicht (.) bestimmt mehrere Jahre!“ (Fr. Krieger:225)

„Das ist ja erste Zeit bei uns war nicht so/ In Kasachstan wie hier {*in Deutschland*} Laden. Haben wir vieles eingekauft. Das probiert, das probiert. Ja, das, das, Geschmack. Von ganze viele Wursten. Gemüse ausprobiert. Das ess ich nicht, bis wir da auf einen solche Geschmack gekommen. Ja, das essen wir. Das nicht. So haben wir aussortiert. Viel, viel [Befragte nickt].“ (Fr. Müller:99)

Diese Überforderung legte sich hingegen mit der Zeit und es kam zu einer Selektion der Lebensmittel, wie Fr. Müller im obigen Zitat verdeutlicht.

Dieses Verhalten, alles ausprobieren zu wollen, führte bei einigen Befragten zunächst zur Gewichtszunahme,³³⁵ mit der Zeit aber wieder zur Gewichtsabnahme. „Natürlich erste Zeit hier, wir haben auch alles +geschauelt, kann man sagen+. Weil ich hab hier zugenommen 15 Kilo, nee. +*Als ich angekommen bin, gleich*+. Wir waren/ Mein Mann war 130 {*Kilogramm*}/ Ich bin/ war 132 {*Kilogramm*}. Jetzt bin ich 117 {*Kilogramm*}. Er ist 100/107, 106 {*Kilogramm*}.“ (Fr. Tengel:89) Die Befragten berichten von Lebensmitteln, die ihnen fremd waren, wie z. B. Pizza, die sie in der Pfanne zubereiteten, oder von Oliven, andererseits auch von exotischen Früchten. Aber auch bei bekannten Lebensmitteln wie Fleisch oder Fisch nahmen einige Befragte einen anderen, teils fremden Geschmack und Geruch wahr. „Erste Zeit wir haben alle gemerkt die Fleisch riecht anderes. Geschmack anderes. Und solche Sachen war. Genauso mit Fisch auch, ja.“ (Fr. Tengel:111)

Mittlerweile kommunizieren die Befragten weitgehend nicht nur die Gewöhnung an den „anderen“ Geruch bzw. Geschmack, sondern die Bevorzugung dieses „anderen“ Geschmacks bei einigen Lebensmitteln. Die Befragten sprechen zwar nicht von dem „deutschen“ Geschmack bzw. in Deutschland anzutreffenden Geschmack, hingegen lassen ihre Aussagen den Schluss zu, dass mit dem „anderen“ Geschmack der Geschmack gemeint ist, der in Deutschland vorzufinden ist. Distanzierten sie sich teilweise anfänglich von diesem „anderen“ Geschmack, so verbinden sie sich heute mit diesem „anderen“ Geschmack. Es kam zum Annehmen des anderen Geschmacks und einer Verortung durch Geschmack bei Lebensmitteln zum Deutschen. Dies kann als ein langsamer Aufbau einer Zugehörigkeit über bestimmte vorher teilweise nicht bekannte Lebensmittel zum Deutschen verstanden werden. Es kann angenommen werden, dass die Befragten wie alle

³³⁵ Dieses Verhalten alles nachholen zu müssen, was zu Übergewicht führt, stellte auch Rahier (1985, S. 109) vor mehr als 30 Jahren in ihrer Studie zu Aussiedlern aus Polen fest. Parallelen zu dieser Beobachtung gibt es auch zu türkischen Migranten in Deutschland. Das Bedürfnis alles auszuprobieren führt bei ihnen zu Übergewicht (vgl. Zwick 2011).

anderen bzw. „gewöhnlichen“ Migranten, die keine ethnischen Rückkehrmigranten sind, auf den „deutschen“ Geschmack gekommen sind und dass sich das Gefühl „Deutsch zu sein“, nicht über das Essen entwickelte. Ganz so ist es nicht, was sich im weiteren Verlauf dieses Kapitels noch zeigen wird, denn die Befragten kochten bereits in ihrem geografischen Herkunftsland „deutsche“ Gerichte und ethnisierten sich über diese als Deutsche bzw. einige grenzten sich über diese „deutsche“ Gerichte von „Russen“ ab (vgl. Kapitel 3.7.6). Die deutschen Gerichte in Deutschland sind allerdings in den meisten Fällen nicht deutsche Gerichte, die die Befragten aus ihren geografischen Herkunftsländern kannten. Es sind deutsche Gerichte und Düfte von damals (Gerichte, die ihre Vorfahren aus Deutschland vor vielen Jahren nach Russland mitbrachten), die sie kennen. Es sind die Gerichte und Düfte aus der weit zurückliegenden Vergangenheit. Die Weiterentwicklung der „deutschen Gerichte“ haben sie nicht miterlebt. Sie kennen „ihre deutschen“ Gerichte als „ihre deutschen Gerichte der Vorfahren“.

„Als wir gekommen sind/ In der ersten Zeit haben wir Gürkchen gekauft und haben angefangen diese zu essen/ Oh mein Gott. Eingelegte meine ich, ja. Ein Gläschen. Da hast du dir gedacht: "Purer Essig." Aber wenn wir jetzt dorthin fahren {*Kasachstan*} und dort dieses Glas Gurken aufmachen, dann fehlt uns schon dieser Essig. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist, aber es [*Befragte nickt.*] fehlt uns dieses ganze in den anderen {*deutschen*} Gürkchen. Wir haben uns schon an diese {*deutsche*} gewöhnt. [*Befragte nickt.*] ja, in dieser Zeit.“ (Fr. Tengel:111)

„Also ich mag jetzt auch nicht den (.) den Geschmack von da. Also die Süßigkeiten von drüben. So ganz vereinzelte Sachen. (.) Aber so jetzt den Schokoladengeschmack von hier finde ich (2) toll. Also der/ mag ich mehr als, als Schokolade von drüben.“ (Fr. Fehmke:89)

In beiden Zitaten wird besonders deutlich, dass die Befragten beim Essen die Differenz zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ mit den Begriffen „dort“/„drüben“ – dem „Eigenen“ und „hier“ – dem zunächst Fremden vornehmen. Mit „dort“/„drüben“ kennzeichnen sie Lebensmittel, die aus ihrem geographischen Herkunftsland bzw. ihrer Herkunftsregion kommen – mit „hier“ die Lebensmittel aus Deutschland. Es kommt zum Ethnisierungsprozess, indem die Befragten deutlich zeigen, was das Fremde und was das Eigene ist. Das Eigene wird vom Anderen/Fremden abgegrenzt. Hingegen wird mittlerweile das Fremde, was noch zu Beginn teilweise abgelehnt bzw. nicht favorisiert wurde, zum Teil aufgewertet (Fr. Tengel). Das „Eigene“ verliert aber nicht an Bedeutung – zumindest nicht bei allen Befragten (Fr. Fehmke). Durch das Bekennen des „Eigenen“ wollen sie sich einen Teil ihrer geografischen Herkunft und Zugehörigkeit bewahren. Diese Unterscheidung in „dort“ und „hier“ bzw. in „fremd“ und „eigen“ ist vergleichbar mit der Unterscheidung in „Heimat“ und „Zuhause“, die bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ von einigen Befragten vorgenommen wurde. Und auch hier stehen diese Begriffe für ein Gefühl – ein Gefühl von Verbundenheit und Zugehörigkeit oder ein Gefühl der Ablehnung.

Fr. Müller benutzt bei der Schilderung der Veränderungen in der Ernährung ihrer Söhne bzw. deren Esspraktiken explizit den Begriff „Zuhause“. Der Fisch von „hier“ schmeckt ihren Söhnen nicht mehr, wohingegen der Fisch, der wie „Zuhause“, in Kasachstan, zubereitet wurde, ihnen mittlerweile besser schmeckt. „Na ja andere/ Essverhalten bei den Kindern ist [*Befragte nickt.*] ganz andere Geschmack geworden. Früher haben Sie Fleisch ganz selten gegessen. Jetzt essen gern Fleisch. Fisch zum Beispiel wir haben/ Die Kinder haben früher viel gegessen Fischstäbchen. Die essen jetzt kein Fischstäbchen mehr. Die mögen nicht diese Panade so wa. Da diese. Die essen so gebratenes Fisch wie Zuhause jetzt viel. In Kasachstan mit Mehl so. Mit Ei so. Das essen sie gern/ Lieber als/ [Befragte verzieht die Lippen.]“ (Fr. Müller:25) Fr. Müller machte bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ deutlich, dass sie mit ihrer Heimat Deutschland verbunden ist. Was sie als ihr „Zuhause“ ansieht, machte sie bei dieser Dimension keine Angaben, was sie aber nun bei der Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ macht. Ihr Zuhause liegt in ihrem geographischen Herkunftsland Kasachstan. Der Fisch von „Zuhause“, aus Kasachstan wird mit einem „besseren“ Geschmack verbunden. Dieses Beispiel zeigt, wie über Essen, genauer gesagt über eine bestimmte Speise, Zugehörigkeit hergestellt wird und sich eine Aufwertung eines Landes aufgrund dieser bestimmten Speise vollzieht.

Allerdings sind nicht alle Lebensmittel, die den Befragten in der Anfangszeit geschmeckt haben bzw. viel gekauft wurden, heute noch präsent bzw. werden heute noch in der gleichen Menge gekauft. Fr. Reich berichtet z. B. davon, dass Bananen³³⁶ nach der Einreise nach Deutschland über ein Jahr jeden Tag von ihrer Familie gegessen wurden, was heute nicht mehr der Fall ist.³³⁷ Fr. Koch z. B. legt dar, dass sie meistens bei Aldi Lebensmittel wie Milchschnitte, Saftpäckchen oder Schmelzkäse gekauft haben, was sie und ihre Familie heute nicht mehr machen. Dies zeigt, dass heute über diese speziellen Lebensmittel im Vergleich zu früher keine Zugehörigkeit zum Deutschen mehr hergestellt wird. Das, was Fr. Koch von der Anfangszeit beibehalten hat, ist das tägliche frische Kochen von ihrer Mutter, was auf eine Verbundenheit zu Traditionen verweist. Es kann angenommen werden, dass das tägliche frische Kochen noch aus der ehemaligen Sowjetunion herrührt, welches auf eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen hindeutet.

Auch Fr. Krieger berichtet davon, dass Aldi insbesondere in der Anfangszeit die primäre Einkaufsstätte war, in der bestimmte Lebensmittel eingekauft wurden. Sie führt weiter aus, dass in der Anfangszeit ein anderes, teilweise unreflektiertes Einkaufen, da noch viele Lebensmittel nicht bekannt waren, stattfand. Dies habe sich jedoch in den letzten Jahren gewandelt. Diese anfängliche Sorglosigkeit hat sich mehr zu einer Bedachtsamkeit ge-

³³⁶ Bananen stehen hier als ein Symbol des Westens. Sie werden mit Reichtum und „paradiesischem Leben“ verbunden (vgl. Cnyrim et al. 2009, S. 282).

³³⁷ Das Beispiel mit Bananen findet sich auch bei Prah und Stetzwein (1999, S. 87) bei der Beschreibung der Veränderungen der Ernährungsgewohnheiten bei der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten BRD und DDR. Prah und Stetzwein sehen Bananen als „*Symbol der deutschen Einheit*“. Nach der Wiedervereinigung kam es bei den ehemaligen DDR-Bürgern zu einem Überkonsum bestimmter westdeutscher Lebensmittel wie den Bananen.

wandelt. Andere Befragte berichten ebenfalls von einem unreflektierten Einkaufsverhalten in der Anfangszeit in Deutschland, was nach einer Zeit zu einer Rückbesinnung und Umsichtigkeit führte. Heute grenzen sich die Befragten zu ihrem früheren Einkaufsverhalten und den entwickelten Geschmacksvorlieben für bestimmte Lebensmittel ab. Es kam somit nach Jahren zu einer eigenen individuellen (neuen) Positionierung und Herausbildung einer eigenen (veränderten) Zugehörigkeit durch einen veränderten Geschmack. Zum Beispiel verdeutlicht Hr. Turm, dass für ihn mittlerweile die Angaben auf Lebensmitteln mehr von Interesse sind und nicht nur das Verpackungsdesign. „**Verpackung** ich/ Wenn du hier gekommen bist, dann du/ Ja guckst ja, das ist diese Verpackung (2) schöner aussieht als das. Jetzt schon nicht. Jetzt du guckst, guckst einfach (2) wie gut ist. Und Hauptsache ich guck auf andere Seite, was steht dort. Diese mit welche Konserve/ Konservierungsmittel sie haben und sie!“ (Hr. Turm:85) Dies deutet darauf hin, dass nicht mehr so stark „nahezu gänzlich“ visuelle Aspekte bei der Lebensmittelauswahl eine Rolle spielen. Es kann ferner als Entwicklung eines Qualitätsbewusstseins gedeutet werden. Objektive Informationen gewinnen somit an Relevanz, was aber nicht heißt, dass diese verstanden werden. Dennoch geben einige Befragte wie Fr. Tengel vor, mit steigender Aufenthaltsdauer in Deutschland mehr von Lebensmitteln zu verstehen. „Ich habe gerade gestern gesagt. +Wir saßen gestern mit den Mädchen {ihren Töchtern} und ich habe gesagt, wie sind wir hier doch als „Leichtgläubige“ gekommen. Wir haben nichts verstanden. Nicht. Jetzt (?) als damals. Weil wir hier mehr sehen, mehr verstehen, mehr verstehen.“ (Fr. Tengel:99) Dies lässt den Schluss zu, dass der Wandel des Einkaufsverhaltens auf die Herausbildung einer veränderten Zugehörigkeit hindeutet. Das bedeutet jedoch nicht, dass unreflektiertes Einkaufen „Russisch/Sowjetisch“ ist. Es kann angenommen werden, dass ein reflektiertes, sparsames Einkaufen in der ehemaligen Sowjetunion stattfand, denn die Befragten berichten selbst, dass die Lebensmittelversorgung in der ehemaligen Sowjetunion und Jahre danach (nach dem Zusammenbruch der ehemaligen Sowjetunion) problematisch war und sie bedacht einkaufen mussten. Dieses unreflektierte Einkaufen in der Anfangszeit in Deutschland aufgrund des noch nicht bekannten viel größeren Lebensmittelangebots verweist auf eine „Übergangsphase“ vom reflektierten „russischen/sowjetischen“ Einkaufsverhalten auf ein (mehr) reflektiertes „deutsches“ Einkaufen nach einer Phase der Rückbesinnung.³³⁸ Mit der jetzt veränderten Auswahl der Lebensmittel, was auf eine Veränderung des Geschmacks bzw. neu entwickelten Vorlieben und Abneigungen hindeutet, verweisen die Befragten auf ihre (weiterentwickelte) Zugehörigkeit zum Deutschen.

Um wieder auf Fr. Krieger zurückzukommen – heute gibt sie z. B. vor, wie wichtig es ihr ist, bestimmte Lebensmittel in Bioqualität oder direkt beim Direkterzeuger oder auf dem Wochenmarkt zu kaufen. „[...] auch bei Aldi nur eingekauft und bestimmte Sachen. Und irgendwann hat sich das so entwickelt, dass man denn auch wieder frisches Fleisch gekauft hat und sich dann mehr bewuss-

³³⁸ Dieses Verhalten der Befragten ist mit dem Verhalten der ehemaligen DDR-Bürger nach der Wiedervereinigung zu vergleichen. Nach einem „Konsumrausch“ folgte die „Konsumzurückhaltung“ (vgl. Prahl und Stetzwein 1999, S. 87).

ter geworden ist, was man/ Man war einfach nur froh. Man geht auf den Supermarkt und sieht die Sachen und hat da gar keinen Hintergrund gehabt oder hat sich Gedanken gemacht, woher das kommt. Und so in den Jahren hat sich das natürlich entwickelt, wo man was kauft. Das man auf den Wochenmarkt denn Sachen kauft oder, oder den Geschmack einfach.“ (Fr. Krieger:73) Sie führt weiter aus, dass sie und ihre Familie nicht die Erwartung hatten, in Deutschland auf das genau gleich schmeckende Gemüse wie Tomaten und Gurken zu treffen wie in ihrem Ausreiseland. „Klar war uns schon immer, dass die Gurken anders schmecken und die Tomaten. Das ist klar. Aber so bestimmte Sachen.“ (Fr. Krieger:73) An dem letzten Zitat von Fr. Krieger zeigt sich, wie Geschmack von Gemüse als Abgrenzung genutzt wird. Fr. Krieger grenzt zwischen „besserem“ Geschmack in ihrem geografischen Herkunftsland, dem sie sich über den Geschmack mehr verbunden fühlt, und des „weniger guten“ Geschmacks in Deutschland ab. Es kommt zu einer Aufwertung des bekannten Geschmacks aus dem geografischen Herkunftsland und einer Abwertung des in Deutschland vorgefundenen Geschmacks. Über den Geschmack wird der Bezug zum Russischen/Sowjetischen positiv erlebt. Vergleichbar wie bei Fr. Krieger verhält es sich auch bei Hr. Turm. Er nutzt den Geschmack von Rotkohl und „Salo“ als Ausdruck zur Abgrenzung. Ihm schmeckt der „fettige“ Rotkohl (deutsch) nicht, aber der „fetteiche“ Salo (russisch), schmeckt ihm.

Hr. Turm: [...] Aber Begriff Salo {*сáло; Speck, der in Salz und Gewürzen reift*} @(.)@ Das ist für Sie nicht bekannt. Obwohl meine Tochter war im Hamburg. Sie hat gespielt im Lacrosse. Sie war auch Meister/ Zweimal Meister von Deutschland und diese Freundin, Mannschaftsfreundin war bei uns im Garten und gerade irgendwer hat gute, gute, gutes Salo mitgebracht. Und sie hat gesagt: „Oh, wie schmeckt gut und was ist das?“ Und meine Tochter hat gesagt: „100 Prozent Fett.“ @ (4)@ [Befragter zeigt wie erstaunt die Freundin gewesen ist.]

I: Aber es schmeckt?

Hr. Turm: Schmeckt gut. Aber nein, du musst nicht viel. Wenn du isst ein bisschen das/ (.) Ich denke das schadet dir nicht. Aber ein bisschen. Und/ (3) Ich weiß nicht, einfach, es gibt auch Geschmacksgewöhnigkeit, weil sehr/ Meine Freundin hat Freund/ ah [Befragter stöhnt auf.] meine Tochter hat Freund (.) Er hat gesagt: „Ja, diese (.) saure (.) rote Kohl.“

I: Rotkohl?

Hr. Turm: Rotkohl. Sauer und irgendwas. Ihm gefällt das, weil er hat das immer zum Weihnachten bei Eltern gegessen und ja, aber ich esse nicht, weil dort ist zu viel Fett und (.) einfach hier {in Deutschland} ist alles mit Essig. Mir gefällt das überhaupt nicht. (Hr. Turm:396–400)

Geschmack ist für die hier Befragten, so wie es Bourdieu (1982, S. 307) auch beschreibt, ein Mittel sozialer Abgrenzung. Geschmack vergemeinschaftet (vgl. Barlösius 2016, S. 88). Dies zeigt, wie die Befragten bestimmte Lebensmittel verwenden, um Zugehörigkeit, als auch Abgrenzung zum Ausdruck zu bringen (vgl. Barlösius 1999, 46f.).

Es mag ambivalent erscheinen, dass die Abgrenzung über den „Geschmack“ zum „Russischen/Sowjetischen“ erfolgt – zugleich sich die Befragten jedoch in ihrem Selbstverständnis den „Deutschen“ zugehörig fühlen. Es ist ein von außen wahrnehmbarer Widerspruch,

der für die Befragten selbst („im Inneren“) kein Widerspruch ist, der zu starkem Unbehagen führt. Diese Ambivalenz ist für die Befragten ein Teil ihrer alltäglichen Welt, die sie immer wieder erleben. Sie haben aufgrund ihrer zwei Herkunftte viele Handlungs- und Deutungsalternativen. Sie vermischen und verflechten ihre Zugehörigkeiten. Sie haben Mehrfachzugehörigkeiten auf verschiedenen Ebenen. Ihre Zugehörigkeiten sind situations- und kontextabhängig, was mit der Forschung von Pfaff-Czarnecka (2012, S. 48) und Rosenthal und Bogner (2010, S. 15) übereinstimmt, die besagt, dass abhängig von der Situation und dem Kontext die Zugehörigkeiten different sein können. Dies verweist auf die Pluralität von Zugehörigkeiten.

Zurück zu Fr. Krieger: Mit dem kommunizierten Verhalten nach Möglichkeit vieles direkt in Bioqualität oder beim Erzeuger oder auf dem Wochenmarkt zu kaufen, ist Fr. Krieger neben Fr. Müller, die gelegentlich auf den Wochenmarkt geht, ein Einzelfall. Fr. Krieger grenzt sich auch mit ihrem kommunizierten Verhalten innerhalb der Gruppe der russland-deutschen (Spät-)Aussiedler ab. Sie nimmt im Interview explizit die Abgrenzung zu ihrer Schwiegermutter vor, die sich aufgrund ihrer persönlichen Situation keine „teuren“ Lebensmittel leisten kann. „Bei, bei, bei uns oder bei mir und meinem Mann das/ Oder in/ Bei mir ist es schon immer noch ein bisschen anders als bei meinen Eltern. Obwohl meine Eltern auch ganz doll, glaub ich, aufpassen oder gucken, was sie kaufen. Aber es gibt so Vergleiche, z. B. von meinem Mann die Mama. Sie ist nicht so lange hier. Das ist der Unterschied, nee. Man merkt den großen Unterschied. Erst mal könnte sie sich das auch wahrscheinlich nicht leisten, das was wir jetzt im Moment einkaufen, weil sie alleine auf sich gestellt ist.“ (Fr. Krieger:77) Die anderen Befragten kaufen immer noch fast ausschließlich im Discounter oder im Discounter und Supermarkt ein. Insbesondere bei Fr. Reich, Hr. Turm, Fr. Fehmke und Fr. Tengel hat sich in dieser Hinsicht nicht viel verändert. Sie können bzw. wollen nicht viel für Lebensmittel bzw. Essen investieren. „Das ist/ Für uns ist **das wichtig Preis**. Am erste Preis.“ (Fr. Reich:577) Eine mögliche Erklärung ist, dass sie aufgrund ihrer sozialen Lage wenig Geld für das tägliche Leben zur Verfügung haben.³³⁹ Allerdings sind auch bei ihnen die Lebensmittelausgaben gestiegen – hauptsächlich, weil die Lebensmittelpreise gestiegen sind und nicht weil sie sich mehr leisten können. „Ja. Ja. Jetzt ist alles so teuer geworden [Befragter schüttelt den Kopf]. Im (3)/ Ich denke fast zweimal, weil früher kann für (.) 50 Mark oder 60 Mark vielleicht kaufen so genau wie jetzt im/ mit diese 50/60 Euro. (.) Früher war alles/ Ich kann/ Obwohl Regierung sagt immer: „Ja, das ist diese Inflationsquote ist so niedrig.“ Aber das stimmt nicht.“ (Hr. Turm:59) Fr. Schäfer zum Beispiel, die im Gegensatz zu den genannten Befragten steht, verdeutlicht, dass sie sich bewusst nun mehr leisten wollen, was sie finanziell auch können. Mit diesem Verhalten positioniert sie sich „oberhalb“ der genannten Befragten und grenzt sich indirekt von den genannten Befragten ab. Auch andere Befragte wie Fr. Krieger und Hr. Dries berichten davon, dass sie sich mehr leisten können. „Sich mehr leisten können“ deutet auf einen höheren Wohlstand.

³³⁹ Ihr Haushaltsnettoeinkommen liegt zwischen 501–1500 Euro (Fr. Reich; Hr. Turm) bzw. 1501–2000 Euro (Fr. Fehmke).

Fr. Krieger, Fr. Tengel, Fr. Müller und Fr. Schäfer kommunizieren außerdem, dass sich die Essensmenge trotz der höheren Ausgaben allgemein reduziert hat. Fr. Schäfer z. B. kauft weniger Lebensmittel, dafür aber solche, die teurer sind, ihnen hingegen besser schmecken. „Weil wir essen jetzt weniger. [Befragte wendet sich zu ihrem Ehemann.] Mit, mit dir {Ehemann der Befragten} zusammen sowieso weniger. Kinder vielleicht nicht, aber wir essen jetzt weniger und deswegen kaufen wir was besseres. Oder was uns besser schmeckt. Früher/ Anfangszeit wir haben viele Sachen nicht gekauft: „Oh das ist so teuer, so teuer.“ Jetzt sagen wir nicht: „Oh so teuer.“ (Fr. Schäfer:61) Der Preis als „alleiniger“ ausschlaggebender Faktor wurde von dem Faktor Geschmack abgelöst. Diese neu hinzugewonnenen Vorlieben der Befragten zeigen ihre soziale Zugehörigkeit.

Heute ist es den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wichtig, geschmackvolle und nicht günstige Lebensmittel, die mit schlechterem Geschmack in Verbindung gebracht werden, zu konsumieren. Fr. Schäfer führt weiter aus, dass sie wählerischer geworden sind, was auch auf Fr. Müller zutrifft. In der Anfangszeit haben sie alles gegessen. Jetzt hingegen bestehen höhere Ansprüche, was Fr. Müller teilweise negativ bewertet. „Von eine Seite ist negativ auch, weil wir/ Wie soll ich sagen? Gibt’s viele, wo können sie das nicht leisten oder so was, nee. Wir sind so: „Oh nö, schmeckt mir das nicht.“ Aber wo wir angekommen sind nach Deutschland, das hat uns geschmeckt das. Weil schon gewöhnt an. Wollen wir was anderes ausprobieren [Befragte nickt].“ (Fr. Müller:101) Diese höheren gewandelten Ansprüche können dahingehend gedeutet werden, dass nun eine bessere Qualität wichtig ist.

Die Befragten berichten davon, dass in der ehemaligen Sowjetunion die **Ernährungsver-sorgung** pragmatischer war. Gegessen wurde das, was verfügbar war und „auf den Tisch kam“. Eine große Vielfalt und Auswahl gab es nicht. „Da hat man das gegessen, was auf den Tisch kam, fertig, aus. Man hatte schon, wie gesagt, nicht die große Auswahl. Heute gab’s das zu kaufen, also hat man das gegessen.“ (Hr. Dries:335) Konnte nichts angebaut werden, hatte man auch nichts zu essen. In Deutschland ist dies anders. Die Befragten berichten davon, dass in Deutschland die Lebensmittelversorgung bzw. das Einkaufen einfacher als im Ausreiseland ist. Es ist für alle eine Arbeitserleichterung. „Ist leichter schon, ja. Da musst du nicht jetzt zum Beispiel/ Ja, jetzt hab ich das nicht bekommen, jetzt ja, Weltuntergang oder so was. Nein, wenn nicht in dem Laden, dann gibt’s in anderen. Das ist vielleicht paar Cent zahlst du mehr, aber du gehst da hin und kaufst das. Hast du das.“ (Fr. Müller:97) Die Selbstversorgung bzw. Subsistenzwirtschaft war für fast alle Befragte, die aus kleineren Städten und Dörfern kamen, die Lebensgrundlage in ihren geographischen Herkunftsländern.³⁴⁰ „(5) Ich komm ja aus ein/ Wir haben ja einen Bauernhof gehabt, Das heißt wir hatten unser Fleisch, unser Gemüse. Das heißt, wenn wir das nicht produziert haben, dann hatten wir auch nichts zu essen.“ (Fr. Krieger:73) In Deutschland ist diese Subsistenzwirtschaft irrelevant geworden. Lediglich Hr. Turm hat einen Schrebergarten in Deutschland, in dem er gerne

³⁴⁰ Diese Beobachtung zeigt Parallelen zu Götz (1999, S. 21), der berichtet, dass am Ende des letzten Jahrhunderts in Russland die Subsistenzwirtschaft zum Überleben wichtig war. Auch in der Gegenwart ist insbesondere in kleinen Städten und im ländlichen Raum Subsistenzwirtschaft charakteristisch. Natalja Subarewitsch, eine Moskauer Professorin, sieht „vier Russlands“. Als Russland III bezeichnet sie kleine Städte und ländliche Gebiete im Süden, im Nordkaukasus und im nördlichen Raum. Diese Gebiete zeichnen Subsistenzwirtschaft, schlechte Infrastruktur und Inseln des Ressourcenabbaus aus (vgl. Heinemann-Grüder 2018, 72f.).

etwas anbaut. Sein Schrebergarten kann als sein Hobby verstanden werden. Die anderen Befragten haben vereinzelt Obst oder Gemüse im Garten bzw. einige wollen oder können aufgrund von Platzmangel nichts anbauen. Die Selbstversorgung wird abgelehnt, denn es ist mit viel Arbeit und wenig Freizeit verbunden, was sich heute in Deutschland kaum einer der Befragten wünscht, wie Fr. Schäfer zeigt:³⁴¹ „Ja. Ich, ich hab jetzt so viel **Schreck** schon von letzte/ Von **damals**. Als die Kinder noch klein waren. Als wir beide berufstätig waren. Und diese Garten/ Weil da Garten war für Überleben. Und hier nur zum Spaß. Aber [Befragte schüttelt mit dem Kopf] seitdem nein. Wenn ich nach der Arbeit noch bis Dunkelheit dort gearbeitet hab, dann noch alles nach Hause geschleppt. Und da Kinder ins Bett, gekocht und alles Nötige gemacht und dann über ganze Nacht konserviert hab, dann ich hab [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] mehr kein Bock. Und vor allem [Ehemann unterbricht: „Ja, wir haben ganze Konservierung für ganze Winter gemacht. Salat, Gurken, Tomaten, alles.“] Und ich will jetzt mehr meine freie Zeit für Schrebergarten nicht [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] opfern. Nein [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. Da gehe ich lieber Spazieren oder fahre irgendwo hin. [Ehemann unterbricht: „Ich hab gesagt, wenn zum bisschen zum Rente gehen, vielleicht dann.“] Kann sein.“ (Fr. Schäfer:95) Fr. Schäfer verdeutlicht in dem Zitat auch, dass sich die Situation verändert hat. In der ehemaligen Sowjetunion war der Garten für sie existenziell, um genug Essen zu haben. In Deutschland ist der Garten hingegen nicht existenziell. Ohne die Notwendigkeit, sich selbst versorgen zu müssen, wird auch nicht an der vielen Arbeit festgehalten. Es kann angenommen werden, dass Fr. Schäfer auch in ihrem geografischen Herkunftsland auf die Extraarbeit verzichtet hätte, wenn die Lebensmittelversorgung sichergestellt gewesen wäre. Auch verweisen die Befragten darauf, dass in Deutschland eine abwechslungsreichere Ernährung aufgrund der besseren Verfügbarkeit der Lebensmittel möglich ist. Ob die eigene Ernährung in Deutschland tatsächlich abwechslungsreicher ist, lässt sich schwer sagen, da die Befragten sich dazu nicht explizit äußern. Hingegen berichten einige Befragte von einer Reduzierung der Fettmenge in ihrer Ernährung bzw. beim Kochen, was sie als gesünder beschreiben.

Mit der Schilderung der Ernährungsversorgung nehmen die Befragten abermals eine Abgrenzung zu Deutschland und ihrem geografischen Herkunftsland vor. Wobei hier Deutschland aufgewertet wird. Deutschland repräsentiert für sie Vielfalt und hohe Verfügbarkeit an Lebensmitteln und ein Leben, welches mit weniger häuslicher Arbeit verbunden ist. Dies steht im Gegensatz zu ihrem geografischen Herkunftsland, in dem Notwendigkeit und Rationalisierung im Vordergrund stand. Diese Unterscheidung bzw. Abgrenzung ist ein Teil ihrer Zugehörigkeit. Sie fühlen sich in Bezug auf die Ernährungsversorgung mehr den Gegebenheiten in Deutschland und dem Deutschen näher.

Des Weiteren haben sich in der Ernährung der Befragten sowohl die Qualität, als auch die Quantität der Lebensmittel verändert. Fettreduzierung klang bereits an. Fr. Schäfer,

³⁴¹ Diese Beobachtung deckt sich in Teilen mit Aronsons (2011, S. 60) Beobachtung in ihrer Studie, in der die meisten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler davon berichten, keinen eigenen Garten bzw. Schrebergarten in Deutschland mehr zu haben. Als Grund führen sie gesundheitliche Probleme, die sie bei der Arbeit im Garten in der ehemaligen Sowjetunion erlitten haben, an.

Fr. Müller und Fr. Reich berichten darüber hinaus von Reduzierung der Fleischmenge. Noch 3–4-mal pro Woche essen Fr. Reich und Fr. Müller Fleisch. Fr. Schäfer hat die Fleischmenge von 200g/Tag auf 100g/Tag reduziert. Es fand eine Reduzierung um 50 % statt. Bei Fr. Tengel fand eine Substitution von Schweinefleisch durch Putenfleisch statt. „Wir essen jetzt schon seit Oktober überhaupt keine Schweinefleisch mehr, ja [Befragte nickt]. Wir essen nur Puten und dann ganz selten was anderes noch. Sonst Putenfleisch, +ja+. +Das hat sich verändert+.“ (Fr. Tengel:99) Sie hat ebenfalls Toastbrot durch Vollkornbrot im Laufe der Zeit ersetzt. Bei Fr. Müller kam es ebenfalls zu einem Wandel der Lebensmittel hin zu mehr Vollkornprodukten, insbesondere bei Nudeln, und zu zuckerärmeren Getränken. „Jetzt/ Wir haben früher auch öfters viele Getränke getrunken. Aber jetzt trinken wir Wasser. So Mineral mit Medium. Nehmen/ Kaufen wir Säfte. Mischen wir die. Pulvereistee haben wir probiert. Klappt nicht so [Befragte schüttelt mit dem Kopf]. Da ist auch viel Zucker drin. Nur mit Wasser.“ (Fr. Müller:318) Neben einer Reduzierung bzw. Substitution von einigen Lebensmitteln, kam es bei Fr. Reich, Fr. Krieger, Fr. Tengel und Fr. Schäfer zu einem Anstieg der Menge an Gemüse/Salat. Mit all diesen Veränderungen assoziieren die Befragten eine Veränderung zu mehr „Gesundheit“ bzw. gesundheitsbewussterem Verhalten wie exemplarisch Fr. Reich darstellt: „Wir müssen mehr Obst und Gemüse essen. Weil wir schon ältern sind. Älter/ älter sind, deshalb. Nicht zu viel Fleisch.“ (Fr. Reich:43) Fr. Reich zeigt in ihrem Zitat nicht nur, dass sie Ernährungswissen hat, sondern nimmt eine Bewertung vor, dass es wünschenswert ist, Obst und Gemüse zu essen.

Gesundheit wird bei den Befragten häufig als das Gegenteil von Krankheit wahrgenommen. Ihrer Auffassung nach ist eine Person dann gesund, wenn sie keine körperlichen Beeinträchtigungen hat. Diese Person ist fähig, den Alltag zu meistern, aber auch einer Arbeit nachzugehen. Gesundheit ist in der Wahrnehmung der Befragten wichtig, um zu funktionieren.³⁴² Die Befragten sind davon überzeugt, dass eine „gesunde“ Ernährung positiv zur Gesundheit beiträgt. Das heißt aber nicht, dass jeder eine gesunde Ernährung praktiziert, was sich teilweise zeigte und was sich im weiteren Verlauf der hier vorliegenden Untersuchung noch zeigen wird.

An den Äußerungen einiger Befragten zu der Veränderung der Qualität als auch der Quantität der Lebensmittel in ihrer Ernährung in Deutschland wird ein Grundmuster erkennbar. Diese Befragten haben mit der Zeit angefangen, Essen nicht mehr „nur“ als Essen zu betrachten, sondern als ein Gebiet, der sie zur Reflexion und Optimierung³⁴³ gewissermaßen drängt. Es ist gut, Obst und Gemüse zu essen – Obst und Gemüse werden mehr in den Essalltag integriert. Toast ist schlecht – Vollkorn ist besser. Deswegen wird

³⁴² Auch Aronson (2011, S. 61) stellt Vergleichbares in ihrer Studie fest. Nach ihren Ergebnissen bedeutet Gesundheit für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die tägliche Arbeit zu bewältigen. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler haben eine passive Haltung gegenüber ihrer Gesundheit und denken, dass sie ihre Gesundheit nicht selbst beeinflussen können.

³⁴³ Optimierung in der Ernährung – „Richtiges Essen zur Optimierung von Gesundheit und Lebensfreude“ ist im Essalltag gegenwärtig (vgl. Saller et al. 2006).

Toast durch Vollkornbrot substituiert.³⁴⁴ Früher war ihr Essverhalten „schlechter“, heute ist es „besser“, wie sie selbst sagen. Diese Befragten geben nicht nur Ernährungswissen wieder, sondern nehmen Bewertungen vor, was gut und weniger gut ist. Essen ist bei ihnen moralisch besetzt. Die Auswahl der Lebensmittel dient für diese Befragten heute zur Abgrenzung zu „früher“ und „heute“. Die heutige Auswahl der Lebensmittel fungiert als eine Grenzziehung und Schaffen einer (neuen bzw. veränderten) Zugehörigkeit.

Die Auswahl der Lebensmittel dient aber auch zum Aufzeigen ihres neu hinzugewonnen Wissens bzw. zum Aufzeigen, dass ihnen normative Erwartungen bekannt sind. Einige Befragte haben sich gegenüber den normativen Erwartungen nicht nur geöffnet, sondern nehmen diese an bzw. passen sich diesen an. Dies zeigt, dass einige Befragte hinter Deutschland und den in Deutschland geltenden Regeln und Normen stehen und ein Verständnis über das gesellschaftliche Leben in Deutschland angeeignet haben. Diese Beobachtung kann dahingehend interpretiert werden, dass die Befragten über diese normativen Erwartungen und geltenden Regeln und Normen ein Zugehörigkeitsgefühl zum Deutschen und Deutschland entwickeln. Das heißt, es kommt zu der Herstellung von Zugehörigkeit zum „deutschen Deutschen“ durch die Akzeptanz der gesellschaftlichen Normen und Werte in Deutschland in Bezug auf Essen. Hingewiesen werden muss aber auch darauf, dass nicht allen Befragten normative Erwartungen wichtig sind. Sie lehnen diese mit unterschiedlicher Vehemenz ab. Dieser Umstand kann dahingehend gedeutet werden, dass bei diesen Befragten über die in Deutschland geltenden Regeln und Normen in Bezug auf Essen keine Zugehörigkeit zum Deutschen hergestellt wird.

Es kann angenommen werden, dass ihr Anspruch, bereits „deutsch“ zu sein, nicht gerechtfertigt ist. Sie fühlen sich zwar „deutsch“ (vgl. Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“), aber sie müssen sich zugleich erst das „Deutsche aneignen“. Ferner könnte angenommen werden, dass die Befragten erst in Deutschland zu „Deutschen“, ähnlich wie alle anderen Zuwanderer, werden. Des Weiteren könnte angenommen werden, dass in Bezug auf Essen von nicht einer „Rückkehr“ gesprochen werden kann, weil sie ein Zugehörigkeitsgefühl zum Deutschen und Deutschland „entwickeln“ und somit die gelebte Zugehörigkeit der befragten „(Spät-)Aussiedler“ den anderen Zuwanderern entspricht. Diese Annahmen würden hingegen nicht die gelebte Realität der Befragten widerspiegeln. Zur Erklärung kann ein Bezug zu der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ hergestellt werden. Bei dem Verständnis des Selbst geben die Befragten vor, mit autochthonen Deutschen vergleichbar zu sein, aber fühlen sich nicht als „typische“ (autochthone) Deutsche. Ihnen selbst ist bewusst, dass sie anders sind. Sie sind anders als autochthone Deutsche, aber auch anders als andere Migranten.

³⁴⁴ Hier lassen sich Parallelen zu anderen Migranten ziehen: Einige griechische Studenten in Schottland ersetzen weißes Brot durch Vollkornbrot (vgl. Papadaki und Scott 2002, S. 457).

Sie sind „vergleichbar mit“, aber „nicht gleich“ autochthone Deutsche. Sie fühlen sich zwar „Deutsch“, aber sie müssen sich zugleich erst das „autochthone Deutsche“ bzw. das „deutsche Deutschsein“ mit allen seinen Facetten des Zusammenlebens aneignen. Das heißt das Deutsche, was in dem heutigen Deutschland vorherrscht, müssen sich die Befragten noch aneignen, denn sie kennen bisher „nur“ das „russlanddeutsche Deutschsein“. Das heißt somit nicht, dass die gelebte Zugehörigkeit der Befragten den anderen Zuwanderern entspricht. Sie waren in ihren geografischen Herkunftsländern Russlanddeutsche, die das Deutsche, „ihr Deutsch“, welches sie von Vorfahren kannten, mal mehr, mal weniger intensiv pflegten. „Ihr Deutsch“, ihr „russlanddeutsches Deutsch“, mit teilweise anderen Nuancen, entspricht nicht dem „autochthonen Deutsch“. Das „autochthone Deutsch“ und das „russlanddeutsche Deutsch“ verweisen auf die vielfältigen und individuellen Zugehörigkeitsentwürfe. Ferner zeigt es auch, dass Unterschiede zwischen den Befragten und anderen Migranten bestehen. Anders als die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler können die anderen, die „gewöhnlichen Migranten“, sich nicht auf ein individuelles vorheriges Deutschsein (bei den Befragten auf ein „russlanddeutsches Deutschsein“), welches aufgrund der/ihrer Ethnizität bereits vor der Migration bestand, berufen.

Den Befragten ist fallübergreifend gemeinsam, dass sich ihr Essverhalten mit unterschiedlicher Geschwindigkeit und Ausprägung prozessartig zu verändern beginnt. Die am Anfang noch teilweise fremden Lebensmittel und Speisen werden zögerlich probiert, teilweise angepasst und in das eigene Kochrepertoire bzw. in die eigene Ernährung komplett integriert. Fr. Krieger war z. B. in der Anfangszeit in Deutschland eine Pizza fremd. Heute ist für sie Pizza ein bekanntes Lebensmittel, was aber nicht heißt, dass Pizza etwas Alltägliches darstellt. „Und erstes Erlebnis mit Pizza war, wir wussten gar nicht, wie wir die machen wollen. Sie war in der Pfanne [...]“ (Fr. Krieger:73) [...] „Aber ansonsten haben wir (.) selten Pizza oder selten irgendwie, weil wenn, dann macht man es eh schnell selber.“ (Fr. Krieger:61) Bei Fr. Tengel lässt sich sehr gut die Anpassung der Speisen beobachten. Die bekannten traditionellen Gerichte, wie Bortsch als auch Erbsensuppe bereitet sie heute anders zu, wie sie zu verstehen gibt. Sie nutzt zur Arbeitserleichterung teilweise Convenience-Produkte.³⁴⁵ „Aber trotzdem +unsere (.) Küche bleibt dieselbe hier. Ja+. (.) +Nu Bortsch {*Suppe aus der Hauptzutat Rote Bete. Weitere Zutaten: Zwiebeln, Weißkohl, Karotten, Kartoffeln, Fleisch; wird mit Schmand/ Saure Sahne verfeinert.*} haben wir dort gekocht. Diesen kochen wir auch hier, ja. Vielleicht habe ich es ein wenig verändert, wie ich es zubereite. Dort Erbsensuppe, hier bereite ich diese etwas anders zu – auf die Schnelle. Manchmal nehme ich dieses+ Fertigprodukt [Befragte zeigt mit den Händen die Größe der Verpackung.] @(.)@ +Aber ich @(spüle ihn durch und mache dann alles. Aber ich füge es einfach nur rein/ damit/ um die Erbsen nicht lange zu kochen oder sonst was.)@ So ist das+.“ (Fr. Tengel:101)

³⁴⁵ Auch bei polnischen Aussiedlern stellen Augustynek und Hirschfelder (2010, S. 164) in ihrer Studie fest, dass Convenience-Produkte nun ein Bestandteil ihrer Küche wird. Augustynek und Hirschfelder (2010, S. 160) haben fünf polnische Aussiedler, die zwischen 1987 und 1997 nach Bonn migrierten, in ihrer Studie untersucht.

Fr. Schäfer zeigt die Integration neuer Speisen in das eigene Kochrepertoire. Sie verdeutlicht, wie selbstverständlich neue Speisen wie Eintöpfe oder Aufläufe heute für sie und ihre Familie sind. Sie sind ein Teil der alltäglichen Küche. „Aber Eintopf oder Auflauf/ Da {in Kasachstan} haben wir auch keine Aufläufe gemacht. [Ehemann unterbricht: „Nee.“] Und das jetzt bei uns ist normal. [...] oder man geht essen und sieht irgendwas dort. Man lernt immer was dazu. Weill [Ehemann unterbricht: „Es gibt Gerichte, welche habe/ Zum Beispiel die im Backofen/ Wir machen die!“] Oder das mache ich auch von Lust und Laune einfach so. Was ich Zuhause hab und dann irgendwie.“ (Fr. Schäfer:279) Traditionelle und neue Gerichte schließen sich für sie nicht aus.

Diese Öffnung für neue, nicht immer typisch deutsche Speisen und Getränke, wenn auch in unterschiedlichem Ausmaße, ist nicht unbedingt etwas Spezifisches für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler. Koçtürk (1995) merkt an, dass es bei allen Migranten zu einer Veränderung der Ess- und Kochgewohnheiten kommt. Allerdings wird nicht alles gleich schnell verändert. An Grundnahrungsmitteln wird am längsten festgehalten. Lebensmittel, die zur Geschmacksverbesserung oder Dekoration dienen, wie Gewürze oder Nüsse, werden als erstes verändert.

Auch hier könnte angenommen werden, dass die Befragten wie alle anderen bzw. „gewöhnlichen/klassischen“ Migranten, die keine ethnischen Rückkehrmigranten sind, auf den „deutschen“ Geschmack gekommen sind und dass das Gefühl „deutsch zu sein“, nicht über das Essen kam. Das heißt, dass kein Unterschied zwischen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und „gewöhnlichen/klassischen“ Migranten besteht. Ganz so „einfach“ ist es nicht. Es kann nuancierter gedacht werden. Die Vorfahren der Befragten nahmen vor über 250 Jahren „deutsche Gerichte“ in das russische Zarenreich mit und kochten diese Gerichte über Jahrzehnte, jedoch blieb es nicht aus, dass diese mit der Zeit abgewandelt wurden bzw. u. a. den russischen, ukrainischen, usbekischen Kocheinflüssen unterlagen (vgl. Däs 1996). Auch in Deutschland entwickelten sich die Speisen weiter. Folglich sind nun die deutschen Gerichte in Deutschland in den meisten Fällen nicht deutsche Gerichte, die die Befragten aus ihren geografischen Herkunftsländern kannten. Auch Boll merkte in seiner Untersuchung an, dass die Deutschen aus der Sowjetunion nach der Ankunft in Deutschland ein anderes Verständnis als autochthone Deutsche haben, was eine „deutsche Speise“ ist (vgl. Boll 1993, S. 96ff.).

Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung öffnen sich in Deutschland folglich für neue „deutsche weiterentwickelte“ Gerichte, die sie gegebenenfalls im Kern nennen, aber auch für nicht typisch deutsche Speisen wie Pizza. Die Weiterentwicklung dieser „deutschen (autochthonen) Speisen“ haben sie nicht miterlebt. Es kann somit nicht gesagt werden, dass sie auf den „deutschen“ Geschmack erst in Deutschland gekommen sind und dass das Gefühl „Deutsch zu sein“, nicht über das Essen kam, denn den „(alten) traditionellen deutschen Geschmack“ kannten sie bereits aus ihren geografischen Herkunftsländern. In Deutschland sind sie u. a. auf den „(neuen) weiterentwickelten deutschen Ge-

schmack“ gekommen. Das Gefühl „deutsch zu sein“, kam über das Essen, und zwar bereits in ihren geografischen Herkunftsländern.

Die Öffnung für neue Speisen und Lebensmittel findet auch bei Zuwanderern statt, die keine ethnischen Rückkehrer sind (vgl. u. a. Klamt 2004). Koçtürk (2004) z. B. untersucht in ihrer Studie iranische Frauen in Schweden. Sie macht die Beobachtung, dass diese Frauen nach mehr als 5 Jahren Aufenthalt in Schweden ihr Essverhalten dahingehend verändert haben, dass sie nun u. a. weniger traditionelle Lebensmittel und Speisen essen. Zum Beispiel ist der Konsum an Lammfleisch, Fetakäse oder frischem Käse, die traditionelle Lebensmittel darstellen, gesunken. Gestiegen ist hingegen der Konsum an Hähnchen und Fisch oder Hartkäse. Sie trinken nun auch mehr Kaffee und weniger den traditionellen Tee (vgl. Koçtürk 2004, S. 54). Auch bei anderen Migrantengruppen sind vergleichbare Gegebenheiten zu beobachten. Griechische Studenten, die über ein Jahr in Glasgow (Schottland) leben, geben traditionelle Essgewohnheiten wie z. B. das Essen von frischem Obst oder Gemüse zugunsten von neuen Einflüssen wie das Essen von Keksen oder Mayonnaise auf (vgl. Papadaki und Scott 2002, S. 457). Bei Filipino-Amerikanern der ersten Generation, die durchschnittlich 17 Jahre in New Jersey leben, wird beobachtet, dass je weniger diese akkulturiert sind, desto mehr essen sie traditionelle Speisen (vgl. Vargas und Jurado 2015). Nach einer Studie von Lee et al. (2017, S. 207) zu südostasiatischen Arbeitsmigranten (Vietnamesen, Thailänder, Kambodschaner, Myanmarer) in Südkorea wird u. a. beobachtet, dass Vietnamesen, Thailänder und Kambodschaner sich viel mehr für Kaffee begeistern und diesen häufiger trinken. Die Ernährungsgewohnheiten von italienischen, griechischen und türkischen Migrantinnen in Deutschland weisen nach einer Studie von Klamt (2004) ebenfalls auf einen Wandel hin. Es kommt zu Erneuerungen und teilweise Anpassung an die Ernährungsgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung. Im Vergleich zu den geografischen Herkunftsländern wird in allen drei Migrantengruppen seltener Schaf- oder Lammfleisch verzehrt. Türkische Migrantinnen übernehmen die Vorliebe der Mehrheitsbevölkerung für Kartoffeln. Griechische Migrantinnen interessieren sich mehr für Wurstwaren, die einen festen Bestandteil in Deutschland haben. In allen drei Migrantengruppen lässt sich beobachten, dass traditionelle Speisen nun mit Mayonnaise, Sahne und Crème fraîche zubereitet werden (vgl. Klamt 2004, S. 509). Auch in älteren Studien wird von einer Öffnung für neue Speisen berichtet. Carlson et al. (1982) zeigen, dass sich vietnamesische Migranten in Großbritannien für Lebensmittel öffnen, die in ihrer traditionellen Küche nicht typisch sind, wie z. B. Kaffee, Bier oder süße Speisen wie Kuchen. In der Studie von Koçtürk-Runefors (1990) zu der zweiten Generation von türkischen Migranten in Schweden kann beobachtet werden, dass diese sich nicht mehr wie ihre Eltern ernähren und einkaufen wollen. Sie bevorzugen anstelle von Nüssen und Früchten als Zwischenmahlzeit nun Eiscreme und Kuchen. Ihre traditionellen

Speisen werden an das Schwedische angepasst. Sie ersetzen Lebensmittel – bspw. Olivenöl durch Butter oder frische Tomaten durch Tomatensoße.

Um auf Fr. Schäfer in der hier vorliegenden Untersuchung zurückzukommen: Die geschilderte Beobachtung von Fr. Schäfer, dass neue Speisen neben den alten bekannten Speisen bestehen können, ohne diese bekannten Speisen gänzlich abzulehnen, ist auch bei den anderen Befragten anzutreffen, jedoch in unterschiedlicher Ausprägung. Dieses Verhalten – beide Küchen bzw. Kocheinflüsse nebeneinander weitgehend „rivalitätsfrei“ zu führen und zu pflegen – zeigt ihre Zugehörigkeit sowohl zum Russischen/Sowjetischen als auch zum Deutschen. Sie wollen beiden zugehörig sein und zeigen dies am Essen. Diese doppelte Zugehörigkeit ist nicht spezifisch nur für „Essen“, sondern zeigte sich auch bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ bei dem Selbstverständnis und bei der Dimension „Sprache“.

Das Koch- und Essverhalten der Befragten hat sich in Bezug auf **Bewahren von Traditionen** unterschiedlich entwickelt.³⁴⁶ Vergleichbar wie bei Aronson (2011, S. 61), die in ihrer Studie die Beobachtung macht, dass insbesondere ältere Russlanddeutsche, an ihren Ernährungsgewohnheiten aus ihren geografischen Herkunftsländern festhalten, halten in der hier vorliegenden Untersuchung auch tendenziell eher die älteren Befragten,³⁴⁷ wie Fr. Reich, Fr. Tengel und Fr. Müller, wobei älter 40+ heißt, mehr am traditionellen Koch- und Essverhalten fest und haben eine geringe ausgeprägte Neigung und Neugier für neue Speisen. Aber auch jüngere Befragte wie Fr. Fehme, die 27 Jahre alt ist, sind weniger für Neuerungen offen. Der sozioökonomische Faktor Schul-/Berufsausbildung oder die geografische Herkunft spielt hierbei anders als bei Aronsons (2011, S. 61) keine Rolle. Diese aufgeführten Personen lassen allerdings auch in Teilen Neuerungen zu, wie z. B. die Übernahme neuer Gewürze, wie Ingwer oder Curcuma, oder die Übernahme von Gewürzkombinationen im weitesten Sinne wie Ketchup oder Maggi. „Und ich benutze ganz oft noch, ich weiß nicht gut oder nicht gut, diese Maggi Sojasauce {Würzsauce; vom Aussehen und Geschmack wie Sojasauce; enthält aber kein Soja}. (.) [Befragte nickt.] Das war’s.“ (Fr. Tengel:419) Diese Beobachtung zu den Gewürzen steht im Gegensatz zu Boll (1993, 120f.) qualitativen Ergebnissen. Die von ihm befragten Deutschen aus der Sowjetunion haben ein geringes bis kaum Interesse an neuen Gewürzen in Deutschland. Dies deutet darauf hin, dass sich bezüglich Gewürze ein Wandel bei einigen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern vollzogen haben

³⁴⁶ Wie häufig traditionelle Gerichte gekocht werden und wie stark an traditionellen Gerichten – das heißt aus dem geografischen Herkunftsland – festgehalten wird, ist bei anderen Migranten unterschiedlich. Nach der Untersuchung von Bailey (2017) zu indischen Migranten in den Niederlanden sind für die indischen Migranten traditionelle Speisen von besonderer Wichtigkeit und stiften Gemeinschaft. Bei südostasiatischen Arbeitsmigranten (Vietnamesen, Thailänder, Kambodschaner, Myanmarer) in Südkorea variieren nach der quantitativen Studie von Lee et al. (2017, S. 210) die Wichtigkeit von traditionellen Speisen. 71,4 % der Thailänder, 34,7 % der Vietnamesen, 25,0 % der Myanmarer und 12,2 % der Kambodschaner essen jeden Tag traditionelle Gerichte.

³⁴⁷ Auch bei türkischstämmigen Migranten in Deutschland lässt sich in der Studie von Zwick (2007, S. 13) beobachten, dass insbesondere Ältere am traditionellen Essverhalten festhalten.

könnte, denn die Befragten von Boll waren Russlanddeutsche, die zwischen 1970 und 1985 nach Deutschland aus der ehemaligen Sowjetunion einreisten. Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung gehören zu einer anderen Gruppe von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die anders sozialisiert und geprägt sind.

Aber auch die Übernahme neuer Essgewohnheiten, wie das Snacken und Essen von Fast Food,³⁴⁸ ist bei den Befragten anzutreffen. Traditionen werden nicht immer als selbstverständlich angenommen. „(.) Ja, ich hab/ (.) Als ich in der Ausbildung war und alleine gelebt hab, (4) nicht viel gekocht. Für mich alleine sowieso nicht und ich war immer den ganzen Tag unterwegs und sehr selten gekocht und da hab ich mich sehr ungesund ernährt. Also manchmal echt auch nur eine Pizza in den Ofen geschmissen. Oder einfach nur/ Wenn man unterwegs war, sich ein Brötchen *kurz reingezogen*. Und/ Also wirklich/ Nicht wirklich gegessen. Also immer nur zwischendurch irgendwas sich reingestopft [*Befragte verzieht das Gesicht.*] und das war's. Und auch sehr trocken gegessen.“ (Fr. Fehmke:352) Die Beibehaltung traditioneller Koch- und Essgewohnheiten ist hingegen bei diesen Befragten stärker ausgeprägt, was Fr. Tengel exemplarisch zeigt und damit ihre geographische Herkunft demonstriert. „+Eigentlich bleiben wir auf dem gleichen Stand. [...] Schau, wir sind doch aus Kasachstan gekommen und schon da haben wir/ Ich habe schon da diese ganzen+ chinesischen, +diese ganzen koreanischen Gerichte. Hier mache ich das Gleiche [*Befragte nickt*].“ (Fr. Tengel:99) Fr. Tengel möchte nichts ändern, was ihr aus Kinderzeiten bekannt ist. Dies deutet auf den Wunsch nach Kontinuität. „Weil ich möchte nicht ändern, nee. @(Wir sind/ Unsere Geschmack von Kinderzeit möchten wir immer haben, ja.)@.“ (Fr. Tengel:59) Der erinnerte Geschmack aus der Kindheit scheint von hoher Bedeutung zu sein, der keine Änderungen duldet. Tolksdorf (1978, S. 360) verweist darauf, dass die Geschmacksrichtung, die Gewürze, die in der Kindheit vorherrschten, das weitere Leben immens bestimmen.³⁴⁹ Diese Kontinuität durch Geschmack beschreibt auch Tatter (2008, 135f.).³⁵⁰ Der gewohnte Geschmack kann Kontinuität fördern.

Bei den restlichen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern hat sich das Koch- und Essverhalten etwas weiterentwickelt,³⁵¹ wobei bei Hr. Dries und Hr. Michels berücksichtigt werden muss, dass sie selbst nicht kochen bzw. wenig selbst kochen, sondern fürsorglich mit Essen von der Ehefrau bzw. Mutter versorgt werden. Zum Beispiel ist Hr. Michels heute alleinstehend und muss für sich selbst kochen und einkaufen. In seinen ehemaligen Partnerschaften zeigte er hingegen kein Interesse am Kochen. Seine Ex-

³⁴⁸ Diese Übernahme von vermehrtem Snacken und Essen von Fast Food als eine neue Essgewohnheit nach der Migration ist auch bei anderen Migrantengruppen, wie z. B. bei den myanmarer Arbeitsmigranten in Südkorea (vgl. Lee et al. 2017, S. 209), den griechischen Studenten in Schottland (vgl. Papadaki und Scott 2002, S. 457) oder iranischen Migranten in Schweden (vgl. Koçtürk 2004, S. 55), zu beobachten.

³⁴⁹ Dieser Umstand lässt sich auch bei indischen Migranten in den Niederlanden beobachten. Traditionelle Gewürze und Gewürzmischungen sind für sie aus ihrer traditionellen Küche nicht wegzudenken (vgl. Bailey 2017, S. 54).

³⁵⁰ Tatter (2008) untersucht mit qualitativer Forschung die Bedeutung der Ostprodukte in Ostdeutschland nach der Wiedervereinigung.

³⁵¹ Die Veränderung beginnt bereits in dieser Generation (d. h. in der migrierten Generation) und nicht so wie Hirschfelder (2018, S. 11) es bei Migranten allgemein beschreibt nach einigen Generationen.

freundinnen übernahmen das Kochen. „Alles geändert. Ich hab bei Mutter gewohnt. Dann hab ich mit Freundin gewohnt, dann mit andere Freundin. Jetzt bin ich alleine. Das ändert sich ständig. Und dadurch auch/ Die {Exfreundinnen} haben viel gekocht. Ich koch nicht so viel [Befragter nickt].“ (Hr. Michels:137) Heute kocht seine Mutter für ihn, die zwar nicht mit ihm wohnt, ihn aber fürsorglich mit Essen versorgt. Hr. Dries z. B. berichtet von einem ausgewogenen Verhältnis von russischen/sowjetischen und neuen Speisen, die seine Frau zubereitet. „Ich würd sagen eher deutsche Speisen. Oder? (.) Fifty-Fifty. (.) Es wird aber auch vieles gemacht. So wie *Pelmeni* {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}, *Manty* {faustgroße Maultaschen, die mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt werden. Zubereitung geschieht über Dampf}, *Bortsch* {Suppe aus der Hauptzutat Rote Bete. Weitere Zutaten: Zwiebeln, Weißkohl, Karotten, Kartoffeln, Fleisch; wird mit Schmand/ Saure Sahne verfeinert.}. Kennt man ja so von früher. Solche Sachen werden halt auch viel gemacht. Das, was man von früher gemacht/ kennt, das wird immer noch gemacht, ja. [Befragter nickt.] Die Gerichte, die man jetzt aber hier kennengelernt hat, sei es Lasagne zum Beispiel oder Bolognese, die werden halt auch mitgemacht, ja.“ (Hr. Dries:375) Dies zeigt, dass in seiner Familie beide Zugehörigkeiten – die Zugehörigkeit zum Deutschen und die Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen in einem ausgewogenen Verhältnis im Alltag gepflegt werden. Keiner der Zugehörigkeiten wird im Alltag der Vorzug gegeben.

Ebenso berichtet Fr. Koch von einem ausgewogenen Verhältnis der beiden Küchen. „(.) Gemischt. Halb das, was ich dann von der Mutter gelernt habe. Das ist dann auch noch die alte Küche, nee. Und das heißt auch aus Kasachstan, nee. Und dann auch paar Gerichte, die wir auch schon hier übernommen haben. So Deutsch, nee. Oder das sind ja keine Deutsche/ Spaghetti und Lasagne, das ist ja italienisch dann [Befragte nickt]. Gemischt.“ (Fr. Koch:451) Das Mischen von deutschen und russischen/sowjetischen Gerichten ist für Fr. Koch zur Normalität geworden,³⁵² ebenso wie für Fr. Krieger. Dies wird von Fr. Krieger sogar als Vorteil gesehen. „Wir haben den Vorteil, dass wir alles mischen können. Wir können von/ Ich koch ganz anders als meine Eltern. Wenig Russisch. Ab und zu aber schon. Aber ich kombinier eher die Sachen. Ich würde auch nicht sagen, dass ich unbedingt Deutsch koche. Man hat so einen eigenen Stil. Man kocht nicht nach Rezept. Man guckt, was man gerne/ (.) Oder man guckt mal eine Fernsehsendung, was da gekocht wird. Man probiert ganz viel aus und so gemischt.“ (Fr. Krieger:211)

Zusammenfassung

Die aufgeworfene Frage, ob sich bei den Befragten ihr Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhalten ändert und einen Aufschluss auf ihre Zugehörigkeit(en) gibt und die daran anschließende Frage, ob es bei ihnen zu einem Wandel oder Unveränderlichkeit ihrer Zugehörigkeit(en) kommt, kann dahingehend beantwortet werden, dass die Befragten über bestimmte mit Bedacht gewählte Begriffe eine bewusste Unterscheidung in „*hier*“, das zunächst „*Fremden*“, und „*dort*“, das „*Eigene*“, machen. Sie nehmen teilweise eine Bewertung und Abgrenzung vor. Einem Vergleich folgt unbewusst eine Bewer-

³⁵² Bei anderen Migrantengruppen wird ebenfalls beobachtet, dass irgendwann das Mischen von alten und neuen Speisen zur „Normalität“ wird, was auf einen guten Akkulturationsprozess zurückgeführt wird (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 165; Schopper 2014, S. 77).

tung. „Hier“ – in Deutschland – sind das Einkaufen und die Einhaltung einer abwechslungsreicheren Ernährung besser möglich. „Dort“ – im geografischen Herkunftsland – war vieles anders und vieles nicht möglich, was nicht immer etwas Negatives bedeutet. „Dort“ war der Geruch, aber auch der Geschmack der Lebensmittel besser. Insbesondere mit dem Geschmack nehmen die Befragten eine Abgrenzung im Sinne von Bourdieu (1982, S. 307), der Geschmack als Mittel sozialer Abgrenzung bezeichnet, vor. Hingegen schaffen sie auch mit dem Geruch Abgrenzung.³⁵³ Sie schaffen im Sinne von Barlösius (1999, 76ff.) mit dem Geruch eine Abgrenzung zwischen Nähe und Distanz. Das „Fremde“, der Geruch und der Geschmack der Lebensmittel in Deutschland, wird bei vielen Befragten nach einer Zeit in Deutschland allerdings zum „Eigenen“, wohingegen das „Eigene“, noch aus dem geografischen Herkunftsland, nicht verleugnet wird und in manchen Fällen Erinnerungen an vergangene Zeiten – wie die der Kindheit – weckt und somit eine besondere Bedeutung hat.

Es lässt sich der Schluss ziehen, dass das Essen bzw. die Lebensmittel von den Befragten dazu genutzt werden, um einerseits aufzuzeigen, wie ein Prozess der Veränderungen stattfinden kann, andererseits wie Abgrenzung vorgenommen werden kann, aber auch wie Aufwertung und Abwertung eines Landes bzw. Ortes erreicht werden kann. Bei Geschmack und Geruch der Lebensmittel wird das geografische Herkunftsland besonders in der Anfangszeit in Deutschland aufgewertet. Es kommt hingegen nach einer Zeit zur Annahme und Akzeptanz des „fremd erscheinenden“ Geschmacks und Geruchs, der nicht mehr das Prädikat „fremd“ trägt. Bei der Lebensmittelversorgung bzw. der Verfügbarkeit der Lebensmittel wird hingegen Deutschland aufgewertet. Dies zeigt, wie die Befragten sich mal mehr dem Deutschen und mal mehr dem Russischen/Sowjetischen näher bzw. verbundener fühlen – ganz vom Kontext und der Situation abhängig. Diese kontext- und situationsabhängige Verbundenheit zeigte sich bereits bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ beim Selbstverständnis und der Dimension „Sprache“.

Die Frage, ob nach der Ankunft in Deutschland alles an neuen Lebensmitteln probiert wird und nach einer bestimmten Zeit gewohnte Lebensmittel und Speisen bevorzugt werden – d. h. eine Rückkehr ins Russische/Sowjetische stattfindet, oder ob sie „endlich“ wieder zur „deutschen“ Küche zurückkehren und das „Russische“ hinter sich lassen wollen und können, kann nicht vorbehaltlos mit ja beantwortet werden. Zwar werden ver-

³⁵³ Das Ziehen von Grenzen durch Geruch, die Kategorisierung und auch die Unterscheidung zwischen „Eigen“ und „Fremd“ kann auch bei anderen Migranten beobachtet werden. Bailey (2017, S. 56) zeigt in ihrer Studie, in der sie indische Migranten in den Niederlanden untersucht, dass diese aufgrund ihres Geruchs nach Curry, der sich überall festsetzt (u. a. Kleidung), ethnisiert werden. Dieser Geruch wird als fremd und störend im Alltag von den Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, empfunden. Die indischen Migranten ethnisieren sich allerdings auch selbst durch den Geruch. Sie schaffen sich eine starke Verbundenheit durch die positive Besetzung des Kocharomas zu Indien. Sie berichten davon, dass beim Kochen von indischen Gerichten sie sich zu ihren Familien nach Indien zurückversetzt fühlen.

schiedene Lebensmittel aufgrund von Mangel in den geographischen Herkunftsländern gerade in der Anfangszeit in Deutschland vermehrt probiert – oft überkonsumiert, aber es kommt nicht zu einer vollständigen Rückkehr ins Russische/Sowjetische bei allen Befragten. Erklärbar ist dies durch sich wandelnde Lebensmittelpräferenzen. Die Befragten haben weitgehend keine ausschließlich stabilen Lebensmittelvorlieben und nicht veränderbare Kochgewohnheiten über eine längere Zeit. Neugier an Neuem und der Einfluss der Gesellschaft trägt dazu bei, dass neue Speisen, die nicht immer „deutsche deutsche“ bzw. „autochthon deutsche“ Speisen sind, neben den alten bekannten Speisen existieren, ohne dass diese bekannten, traditionellen Speisen zurückgewiesen werden. Mittlerweile ist es größtenteils zur Normalität der Befragten geworden, deutsche und russische/sowjetische Gerichte miteinander zu kombinieren bzw. zu „mischen“ oder traditionelle russische/sowjetische Speisen anders zuzubereiten bzw. diese an die Gegebenheiten in Deutschland anzupassen. Dabei hat das Alter der Befragten teilweise einen Einfluss darauf, wie traditionell die Speisenzubereitung noch ist. Älteren Befragten sind Traditionen in der Speisenzubereitung in den meisten Fällen wichtiger als jüngeren Befragten, wobei auch jüngere traditionsverbunden sein können. Mit der Traditionsverbundenheit weisen diese Befragten auf ihre geographische Herkunft bzw. ihre Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen und den Wunsch nach Kontinuität hin.

Das Mischen von Speisen bzw. die Speisen an die Gegebenheiten des Aufnahmelandes anzupassen ist hingegen nichts Spezifisches nur für die Befragten, sondern findet sich auch vereinzelt bei polnischen Aussiedlern in Deutschland (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 165). Aber auch bei anderen Migrantengruppen, die nicht zu den ethnischen Rückkehrmigranten gerechnet werden können, wie bei den türkischen Migranten in Schweden (vgl. Koçtürk-Runefors 1990) oder den italienischen, griechischen und türkischen Migrantinnen in Deutschland (vgl. Klamt 2004, S. 509) kann das Mischen von Speisen festgestellt werden. Es lassen sich ebenfalls Migranten finden, die „resistent gegen deutsche Einflüsse“ sind und bei denen es nicht zum Vermischen der Speisen kommt (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 172). Moldawisch-gagausische Migranten, die in Deutschland zu den Arbeitsmigranten gehören, kennen deutsches Essen lediglich aus der Fernsehwerbung und haben keine Vorstellung, was „Bonner“ essen. Sie haben insgesamt wenig Interesse an der Kultur der Mehrheitsbevölkerung (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, 169ff.).³⁵⁴ Es ist anzunehmen, dass die Beobachtung, dass das Mischen nicht bei allen Migranten anzutreffen ist, darauf zurückgeführt werden kann, dass Arbeitsmigranten nur eine bestimmte Zeit im Aufnahmeland verbleiben und dann wieder in ihr geographisches Herkunftsland zurückreisen und folglich wenig Interesse an der Esskultur des

³⁵⁴ Augustynek und Hirschfelder (2010, S. 169) untersuchen in einer qualitativen Studie fünf moldawisch-gagausische Männer in Bonn.

Aufnahmelandes haben.³⁵⁵ Wohingegen die anderen genannten Migranten einen längeren Aufenthalt, wenn nicht sogar ständigen Aufenthalt, in dem Aufnahmeland planen und sich mehr für die Kultur des Aufnahmelandes öffnen.

Die Beobachtung, dass sich tendenziell die Älteren traditionellen Speisen verbunden fühlen und länger an diesen festhalten, ist nicht unbedingt spezifisch nur für die Befragten. Auch bei älteren türkischen Migranten in Deutschland wird dies beobachtet (vgl. Zwick 2007, S. 13). Bei indischen Migranten in den Niederlanden kann hingegen beobachtet werden, dass bei diesen unabhängig vom Alter über eine lange Zeit an traditionellen Gerichten festgehalten wird (vgl. Bailey 2017, S. 54).

Das „Mischen“, um auf die Befragten der hier vorliegenden Untersuchung wieder zurückzukommen, findet sich bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern aber nicht nur bei „Essen“, sondern auch bei den anderen Dimensionen. Bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ wurde deutlich, dass die Befragten sich oft als „gemischt“ beim Selbstverständnis wahrnehmen. Ebenfalls konnte bei der Dimension „Sprache“ gezeigt werden, dass einige Befragte die deutsche und die russische Sprache unterschiedlich mischen, mal mehr mal weniger bewusst. Einer der zentralen Begriffe war „Code-Switching“.³⁵⁶ Das „Mischen“ der Speisen, aber auch das Bild von sich selbst als eine „gemischte“ Person – im positiven Sinne – und das Mischen von zwei Sprachen verdeutlicht die gleichzeitige Verbundenheit mit dem geografischen Herkunftsland und dem historischen Herkunftsland Deutschland – das heißt eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen und gleichzeitig zum Deutschen.

Es stellt sich nun die Frage, wie die Befragten sich explizit zu „Essen“ schildern und ob sie typische Speisen für ihr geografisches und ethnisches Herkunftsland und eine „Mischung“ daraus – typische russlanddeutsche Speisen – nennen können und damit auf Zugehörigkeit(en) verweisen? Dazu mehr im folgenden Abschnitt.

5.3.3.3 Schilderungen zu Essen/Abgrenzung der Speisen

Nicht alle Befragte sind fähig, **typische Speisen für ihre geographische Herkunftsregion bzw. geographisches Herkunftsland** anzugeben. Fr. Krieger kann als einzige nichts Genaues nennen. Sie assoziiert mit russischen/sowjetischen Speisen viel Fett und wenig Gemüse, wobei sie gleichzeitig zu verstehen gibt, dass die Gegebenheiten sich

³⁵⁵ Wohingegen auch das relativiert werden muss. Andere Arbeitsmigranten in anderen Ländern haben ein höheres Interesse am Essen und den Essgewohnheiten des Aufnahmelandes. Zu nennen sind südostasiatische Arbeitsmigranten (Vietnamesen, Thailänder, Kambodschaner, Myanmarer) in Südkorea – und das trotz der Tatsache, dass die Essgewohnheiten des Aufnahmelandes negativer im Vergleich zu den im Herkunftsland von den Migranten selbst bewertet werden (vgl. Lee et al. 2017).

³⁵⁶ Mitten im Gespräch oder mitten in einer Äußerung wird die Sprache gewechselt (vgl. Dück 2013; Kallfell 2012, S. 87).

geändert haben, ihr Denken hingegen nicht. „[Befragte seufzt tief.] Typisch russisches Gericht ist schwer/ Weil es gibt viele. Aber ich überlege gerade so. (3) Ich stelle mir das ganz so/ (3) Ich verbinde ganz viel Fett immer/ Mit viel Fett, mit viel/ (.) Wenig Gemüse (.) Das ist so bei mir typisch Russisch, obwohl es gar nicht mehr so stimmt. Aber das ist bei mir so.“ (Fr. Krieger:219)

Fr. Kriegers Verhalten kann als Festhalten an gewohnten Denkmustern gedeutet werden. Die anderen Befragten nennen in den meisten Fällen bei typischen Speisen für ihr geographisches Herkunftsland Speisen mit einem mal größeren mal kleineren Fleischanteil wie Pelmeni, Bortsch, Manty oder Golubzi. Speisen ohne Fleisch, wie Wareniki oder Blini, werden ebenfalls genannt. Vereinzelt Befragte verdeutlichen, dass einige dieser Speisen wie Blini mit ähnlichen Speisen in Deutschland zu vergleichen sind, wobei sie nicht das Gleiche darstellen, was Fr. Tengel im nachfolgenden Zitat deutlich macht. Hier kann ein Bezug zu der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ hergestellt werden. Bei dem Verständnis des Selbst geben die Befragten vor, mit autochthonen Deutschen vergleichbar zu sein, aber fühlen sich nicht als „typische“ oder als „pure“ (autochthone) Deutsche. Sie sind „vergleichbar mit“ bzw. „ähnlich wie“, aber „nicht gleich“ autochthone Deutsche.

Um wieder auf die Speisen zurückzukommen, durch diesen Vergleich der Speisen wird ein Ethnisierungsprozess sichtbar. Es entsteht eine Segmentierung bzw. Abgrenzung. Das geographische Herkunftsland wird idealisiert bzw. aufgewertet, wohingegen das Aufnahmeland Deutschland kritisiert bzw. abgewertet wird. „+Unsere Wareniki {Вареники; gefüllte, halbmondförmigen Teigtaschen, die in Salzwasser gekocht werden; Füllung: u. a. gestampfte Kartoffeln, Sauerkraut, Frischkäse, Pilze, Obst oder Beeren; gegessen u. a. mit Butter und Smetana (Schmand)} unterschiedlicher Art} unterschiedlicher Art. Unterschiedliche Blinschiki {kleiner als Blini; dünne Pfannkuchen auf Milchbasis; aus Weizen, Buchweizen, gereicht mit Quark, Hackfleisch, gesalzenem geräuchertem Fisch oder Kaviar; süße Variante: mit Konfitüre, Honig, Zucker oder gezuckerter Kondensmilch} jeglicher Art. Hier {in Deutschland} gibt es auch+ Pfannkuchen. Aber +sie sind ganz anders. Sie sind nicht so wie unsere, ja? Genau wie der Holodez {Sülze}. Hier ist er nicht der Gleiche. Nun ja, ich mache diesen jetzt selten, natürlich. Das sind typisch unsere Speisen+. [Befragte nickt.]“ (Fr. Tengel:439) Auch an diesem Zitat wird noch einmal deutlich, dass Abgrenzungen zum „Deutschen“ und „Russischen/Sowjetischen“ über bestimmte bewusst gewählte Begriffe erfolgen. In diesem Fall sind es die Begriffe „unsere“ und „hier“. Mit dem Possessivpronomen „unsere“ drückt Fr. Tengel ihre Zugehörigkeit zu ihrem Ausreiseland Kasachstan aus, dem Russischen/Sowjetischen. Mit dem Begriff „hier“ markiert sie Deutschland – das Fremde – und bewertet das „hier“ negativ.

Es stellt sich die Frage, wie die Abgrenzung von „Deutschen“ mit dem Anspruch, „sich Deutsch zu fühlen“ zusammenpasst. Diese Abgrenzung mag aus der Fremdperspektive betrachtet ambivalent erscheinen. Für die Befragten selbst ist es aus der Innenperspektive nicht per se ambivalent bzw. sie können diese Ambivalenz anerkennen und mit dieser weitgehend umgehen. Wenn sie sich in bestimmten Aspekten gegen das „Deutsche“ entscheiden wie z. B. bei bestimmten Gerichten, heißt es nicht, dass sie sich gänzlich – in

allen Bereichen ihrer alltäglichen Lebenswelt/ihres Lebens – gegen das „Deutsche“ entscheiden. Sie fühlen sich von ihrem Selbstverständnis auch Deutsch, selbst dann, wenn sie bestimmte Elemente/Mosaik des (autochthonen) Deutschen ablehnen. Sie äußern nicht das Bedürfnis nach einem konsistenten „Sinnganzen“. Sich für etwas zu entscheiden, bedeutet für die Befragten nicht, sich unveränderlich/unumstößlich gegen etwas zu entscheiden, sondern vielmehr sich „auch“ bzw. „zusätzlich“ für etwas Anderes gleichzeitig zu entscheiden. Dies kann als eine zugewonnene Bereicherung gesehen werden, aus jeder Teilzugehörigkeit das Beste – je nach Kontext – herauszuziehen. Für sie selbst ist es kein Widerspruch, sondern Alltag, die Differenz bzw. Parallelität zwischen dem „Deutschen“ und „Russischen/Sowjetischen“ aufrechtzuerhalten und auszubalancieren.

Zurück zu den Speisen, ebenso sind nicht alle Befragten fähig, **typische russlanddeutsche Gerichte** anzugeben. Insbesondere Hr. Dries und Hr. Michels können mit diesem Begriff wenig anfangen. „(.) Kann ich mir da gar nichts vorstellen. Sicherlich gibt's da was. Kann sein. Aber kann ich mir jetzt nichts drunter vorstellen, nein.“ (Hr. Dries:387) Bei Hr. Dries und Hr. Michels kann dies dadurch erklärt werden, dass diese wenig bis kaum bisher gekocht haben und sich nicht besonders für die Speisenzubereitung interessieren. Als Erklärung wäre auch denkbar, dass russlanddeutsche Gerichte zwar in den Familien gekocht wurden, diese aber eine andere Bezeichnung hatten. Es kann dahingehend verstanden werden, dass die Auffassung bestand bzw. heute noch besteht, dass nicht alles benannt werden bzw. für alles ein Begriff existieren muss. Der Druck, alles definieren zu müssen, bestand nicht. Andere Befragte können einige Beispiele für russlanddeutsche Gerichte nennen, wobei ihr Verständnis sich unterscheidet. Eine Ausnahme bildet Fr. Müller, die vermutlich die Frage nicht ganz verstanden hat und Hr. Turm, der darauf verweist, dass sowjetische, russische und russlanddeutsche Gerichte sich lediglich in der Bezeichnung unterscheiden. Fr. Koch z. B. verbindet damit typisch sowjetische Gerichte wie Manty, die mit Gerichten von den Vorfahren, wie Strudel, kombiniert bzw. gemischt wurden. „Russlanddeutsche? Doch, ich denke schon. Weil viele [Befragte nickt.] Deutsche, die aus Russland, aus Kasachstan kommen, die haben dann auch diese gemischte schon Küche von da gehabt, nee. Das heißt diese Gerichte wie, nee/ Was ich da gerade gesagt habe Bortsch {Suppe aus der Hauptzutat Rote Bete. Weitere Zutaten: Zwiebeln, Weißkohl, Karotten, Kartoffeln, Fleisch; wird mit Schmand/ saure Sahne verfeinert.}, dann Manty {faustgroße Maultaschen, die mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt werden. Zubereitung geschieht über Dampf} und Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}. Die haben das übernommen, weil das ziemlich lecker ist und beliebt. Und dann aber trotzdem diese Gerichte immer noch beibehalten haben, die man von unseren Vorfahren her sind. Das sind zum Beispiel/ Was ich auch von (.) meinen Vorfahren so kenne, nee. So Strudel und Spätzle und so was, nee [Befragte nickt]. Das kennt man ja auch noch. [Befragte nickt.]“ (Fr. Koch:459) Hier kommt der Begriff „Mischen“ wieder zur Anwendung und verdeutlicht, dass „Mischen“ von Speisen bereits in den geografischen Herkunftsländern typisch für die Befragten war und es kein Phänomen

ist, welches erst in Deutschland auftrat.³⁵⁷ Das Mischen von Speisen zieht sich wie ein roter Faden durch die Biografie der Befragten.

Bereits in der ehemaligen Sowjetunion unterschieden sich die Deutschen in ihren Speisen im Vergleich zu anderen Ethnien wie den Russen, was Fr. Schäfer verdeutlicht. „Bei mir ja. Weil ich bin Russlanddeutsche.“ Und er [Befragte zeigt auf ihren Ehemann.] ist Russe. Deswegen bei mir ja. [Ehemann unterbricht: „Bei mir einige Sache auch. Weil ich hab im/ Nicht im deutsche Familie gewohnt, aber!“] Im sein Dorf waren auch deutsche Familien [Befragte nickt]. [Ehemann unterbricht: „Das waren ganz viele deutsche Familien mit welche zum Beispiel meine Mutter aufgewachsen ist. Und sie haben ganz viele aus deutsche Küche auch ‘Kreble’ {Kräbbl – Kräppel; auch Schlitzküchlein, Kiecheln oder Rollkuchen genannt: frittiertes Gebäck; Ursprung: Nordbaden, Pfalz, Hessen} oder noch was. Kräbbl, nee. Haben immer genannt Kräbbl.“] Na ja du {Ehemann} nicht. Du mehr von Hören. Aber bei uns ja. Weil als ich ihn geheiratet hab, ich sah große Unterschied. Was wir Zuhause gegessen haben und was die essen. Das war wirklich große Unterschied. Zum Beispiel wir hatten mehr mit Nudeln, mit Teig. Und die hatten mehr mit Kartoffel. Und das war schon großer Unterschied. Und viele Gerichten, die überhaupt nicht gekocht haben oder zum Beispiel diese Suppe Okroschka {kalte Suppe aus Kwas, Sauerrahm, Wurst, Ei, Radieschen, gekochten Kartoffeln, Schnittlauch und Gurke}, ob Sie das wissen.“ (Fr. Schäfer:285) Fr. Schäfer, die ausdrücklich darauf verweist, dass sie typische russlanddeutsche Gerichte als Russlanddeutsche wissen müsste, macht deutlich, dass sie russlanddeutsche Küche bereits aus ihrer Kindheit kennt. Ihre Mutter hat traditionelle Gerichte wie Strudel, Krebel oder Nudelsuppe zubereitet und sich bewusst von den russischen Speisen wie Bortsch abgegrenzt. Ihre Mutter nutzte bestimmte Speisen zur Segregation und Ethnisierung. Hier decken sich die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung mit den Ergebnissen von Boll (1993, S. 99ff.): Deutsche aus der Sowjetunion wollen sich von den ethnischen Gruppen in der Sowjetunion abgrenzen und lehnen bestimmte Speisen vehement ab.

Fr. Schäfer bereitet heute in Deutschland diese traditionellen Gerichte, die sie von ihrer Mutter kennt, zu. Ihr Mann, der Russe ist, duldet dies, so dass sie teilweise an ihrer russlanddeutschen Esskultur festhalten darf und somit auch ihre Zugehörigkeit zum Russlanddeutschen aufrechterhalten kann. Boll (1993, S. 100f.) berichtet in seiner Untersuchung von weniger Toleranz bei den deutschen Männern in der Sowjetunion gegenüber den Speisen und Getränken der benachbarten Ethnien. Die Frauen dieser Männer dürfen „leider nur sehr selten“ nicht deutsche Gerichte zubereiten.

³⁵⁷ Auch Boll (1993, S. 96) berichtet in seiner qualitativen Studie von einer Vermischung der Speisen bei den Deutschen aus der Sowjetunion durch die Einflüsse der anderen Ethnien in der Sowjetunion.

Auch wenn es redundant erscheint, soll dennoch hier nochmal darauf verwiesen werden, dass Boll (1993) in seiner Studie „Deutsche aus der Sowjetunion“ untersucht, die zwischen 1970 und 1985 nach Deutschland aus der ehemaligen Sowjetunion einreisten. Zu berücksichtigen ist, dass die von Boll untersuchten „Deutschen aus der Sowjetunion“ mit Russlanddeutschen, die nach 1985 bzw. 1988 nach Deutschland kamen, so wie in der vorliegenden Untersuchung es der Fall ist, nicht zu vergleichen sind (vgl. Dietz 1996, S. 132; Savoskul 2006, 211f.). Dies bedeutet, dass die Ergebnisse von Boll zu dem Themenbereich Essen und Trinken nicht ohne Weiteres auf die hier vorliegende Untersuchung bezogen werden können. Der Einreisezeitpunkt selektiert die Gruppe der (Spät-)Aussiedler.

Fr. Tengel berichtet ebenfalls davon, dass sie russlanddeutsche Küche aus ihrer Kindheit kennt. Sie hat diese Küche von ihrer Oma kennengelernt. Riwwlkuchen ist eins der Gerichte, an die sie sich erinnern kann. Fr. Tengel zeigt damit, dass sie sich mit ihrer Familie und den Traditionen ihrer Familie verbunden fühlt. Sie verweist damit auf eine Zugehörigkeit zum Russlanddeutschen.

I: Einige Personen benutzen den Begriff 'Russlanddeutsche Küche'. Würden Sie diesen Begriff auch benutzen?

Fr. Tengel: „[Befragte nickt] +Wahrscheinlich, ja natürlich. [Befragte nickt.] Denn meine Oma hat mich es ja gelehrt [Befragte nickt.], ja. Und ich auch/ (.) Sogar wenn ich mich erinnere, Moda {Begriff für Oma}, als wir noch in Kasachstan gelebt haben und dann hat meine Kollegin die ganze Zeit immer gesagt: „Tamara mache deutsche Frikadellen.“ Sogar diese Frikadellen waren anders. So wie+ Oma +diese gemacht hatte. Und Riwwlkuche {Streuselkuchen}, ja haben wir Zuhause gebacken. Und auch hier. [Befragte nickt.] Das war typisch Deutsch, ja. Was war noch typisch Deutsch? (.) Warte mal? (2) Was hat Oma bei uns denn noch immer gemacht? (3) Nu+, Kartoffelsalat +auch. Ich habe [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] nicht gesehen, dass irgendjemand von den Russen diesen gemacht hatte+.“ (Fr. Tengel:442–443)

In diesem Zitat wird deutlich, dass Fr. Tengel von ihren Kollegen in Kasachstan als eine Person wahrgenommen wurde, die deutsch kochen kann. Es zeigt sich damit auch, dass über Essen eine Identifikation von Seiten der Anderen bzw. eine Fremdethnisierung zum Deutschen stattfindet. Des Weiteren spiegeln sich in diesem Zitat zwei Selbstethnisierungsprozesse wider. Der erste Ethnisierungsprozess zeigt sich darin, dass Fr. Tengel zu russlanddeutschen Gerichten all die zählt, die nicht von den Russen zubereitet wurden. Sie zieht deutlich eine Grenze zwischen russlanddeutschen und russischen/sowjetischen Gerichten und grenzt sich bewusst von den Russen ab. Der zweite Ethnisierungsprozess zeigt sich bei den Begriffen „Zuhause“ und „hier“. Fr. Tengel nutzt diese Begriffe, um aufzuzeigen, dass russlanddeutsche Gerichte „Zuhause“, in ihrem geographischen Herkunftsland, und auch immer noch „hier“, in Deutschland, zubereitet werden. Die Verwendung dieser beiden Begriffe transportiert unterschiedliche Emotionen in Bezug auf das geographische Herkunftsland und das ethnische Herkunftsland. Das geographische Herkunftsland wird mit „Zuhause“ assoziiert, welches ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit aufkommen lässt. Die Verwendung von „hier“ für Deutschland hingegen transportiert ein Gefühl von Nüchternheit und Sachlichkeit.

Im weiteren Verlauf beschreibt Fr. Tengel leidenschaftlich, sinnlich, detailliert und mit einem Hauch von Nostalgie die Rezepte ihrer Oma, von denen sie auch heute einige selbst zubereitet. Wichtig ist es ihr, darauf hinzuweisen, dass bestimmte Speisen ihrer Oma keine Abweichung von dem Rezept dulden. So müssen z. B. unbedingt gekochte Pellkartoffel in ihren „deutschen“ Kartoffelsalat herein. Die Verwendung von Mayonnaise ist dabei nicht gewünscht, was sie deutlich herausstellt und damit wieder eine deutliche Abgrenzung zu russlanddeutschen und russischen/sowjetischen Speisen zieht. Denn bei einem russischen/sowjetischen Rezept ist die Verwendung von Mayonnaise üblich. Fr. Tengel

zeigt dadurch ihre Distanzierung vom Russischen/Sowjetischen. „+Wie+ Oma +gemacht hat. Sie hat+ Pellkartoffel +gekocht [Befragte nickt]. Das musste unbedingt sein. Sie hat diese geschält [Befragte nickt.], dann/ So mache ich es deswegen. [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] Es war+ ohne, ohne Fett, +ja? Da war keine Mayonnaise, gar nichts. Wir haben so einen Salat gemacht. Dann kommen da+ Zwiebel rein. Bisschen +schwarzer Pfeffer und Essig. Essig mit Wasser. Dann salzt du es und ein bisschen Öl, Sonnenblumenöl. [Befragte nickt.] So einen haben wir gemacht. Das war+ typisch deutsche [Befragte nickt.] Salat, +richtig+ [Befragte nickt].“ (Fr. Tengel:445)

Ein etwas engeres Verständnis von dem Begriff „russlanddeutsche Küche“ hat Fr. Reich. Sie versteht darunter für sich selbst und ihren Kochstil die wolgadeutsche Küche. Für sie ist dieser Begriff stärker an eine bestimmte ehemalige Siedlungsregion der Russlanddeutschen gebunden. Sie verweist als einzige Befragte damit auf Wurzeln aus der Wolgaregion. Es kann angenommen werden, dass Fr. Reich deutlich machen möchte, dass Russlanddeutsche in den unterschiedlichen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion unterschiedliche Speisen zubereitet haben und der Begriff „russlanddeutsche Küche“ zu allgemein ist, um diese Vielfalt an unterschiedlichen Speisen in sich zu vereinigen. Eine differenziertere Betrachtung ist nach Fr. Reichs Ausführungen notwendig, denn die geographische Herkunft aus den unterschiedlichen Herkunftsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion prägt die Ess-/Ernährungsgewohnheiten der Russlanddeutschen.

Auffallend ist, dass bei einigen russlanddeutschen Gerichten, die die Befragten nennen, für ein und dieselbe Speise unterschiedliche Bezeichnungen verwendet werden. Ein Beispiel sind Strudel. Sie werden als Strudel, Strudli oder Wickel bezeichnet. Es kann auf die verschiedenen deutschen Siedlungsgebiete (vgl. Kapitel 2) in der ehemaligen Sowjetunion zurückgeführt werden, in denen für ein und dieselbe Speise unterschiedliche Bezeichnungen gegeben wurden. Dies ist nicht verwunderlich, denn auch in Deutschland herrschen für ein und dieselbe Speise bzw. ein Lebensmittel unterschiedliche Bezeichnungen. Ein Beispiel sind Brötchen, die abhängig von der Region u. a. Semmel, Schrippe oder Weck genannt werden (vgl. Filkas 2017). Ein anderes Beispiel ist Möhre, die u. a. auch gelbe Rübe, Karotte oder Wurzel, wieder abhängig von der Region, genannt werden (vgl. Universität Augsburg – Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft 2012).

Im Vergleich zu den beiden genannten Begriffen „typisch russische/sowjetische Speisen“ und „russlanddeutsche Speisen“, sind alle Befragte fähig, „**typisch deutsche Speisen**“ zu nennen – wenn auch mit Unsicherheit behaftet, denn nicht jeder der Befragten ist sich in seiner Wahrnehmung, was typisch deutsch ist, sicher.

Hr. Michels z. B. ist sich unsicher, ob Kohlrouladen typisch deutsch sind. Fr. Fehmke zweifelt, ob gefüllte Paprika eine typische deutsche Speise darstellt. „Mir fallen da gefüllte Paprika ein. Ich weiß nicht, ob das typisch deutsch ist, aber!“ (Fr. Fehmke:342) Dass Sauerkraut und Wurst typisch deutsch sind, vermutet Fr. Reich. „Vielleicht Sauerkraut mit (.) Wurst. So. Das ist typisch Deutsch, vielleicht.“ (Fr. Reich:545) Fr. Krieger unternimmt im Gegensatz dazu zunächst den

Versuch zu erklären, dass es diesen Begriff „typisch deutsch“ nicht gibt, denn es fand, ihrer Wahrnehmung nach, ein Wandel in den Kantinen statt. Sowohl fettige Speisen, als auch Speisen mit Gemüse und Salat haben gleichzeitig eine Berechtigung. Dennoch versucht sie sich am Ende festzulegen und nennt als „typisch deutsch“ Schnitzel und Kartoffel, wovon sie sich im nächsten Moment wieder abwendet. „Typisch deutsches Gericht? Ja, ich würde jetzt sagen die Wurst und Kartoffelsalat. Nein. Ich glaube, so ein/ (3) Typisch deutsches kann man auch nicht mehr sagen, glaube ich. Das wird jetzt auch relativ/ Wird auch viel ge/ Oder ich hab auch/ dadurch, dass ich in vielen Einrichtungen arbeiten durfte, habe ich auch erlebt, dass ich auch/ Oder habe erlebt, dass sich das viel geändert hat. Dass auch (.) auch die Kantine sich geändert hat. Auch wenn's nur eine Kantine ist. Es gibt fettige Sachen. Es gibt mal Kartoffeln und dann irgendein Schnitzel und dann so eine Fertigsoße drauf. Aber es gibt auch Sachen. Muss auch mal/ All das, was an Gemüse da ist und auch mal Salat da ist. Typisch Deutsch würde ich/ (5) Wahrscheinlich ein Schnitzel und Kartoffel und/ (5) Weiß ich nicht.“ (Fr. Krieger:217) Auch Fr. Schäfer sieht einen Wandel in der deutschen Küche und kann nicht per se typisch deutsche Speisen benennen. „Und ich jetzt/ Mittlerweile ich weiß jetzt nicht, was typisch ist für Deutschland oder für russisch, weil/ [...] Man sieht was im Wandel oder man hat bei der Arbeit gesehen oder man geht essen und sieht irgendwas dort. Man lernt immer was dazu.“ (Fr. Schäfer:279) Andere Befragte sind sich sicherer bei der Aufzählung der typisch deutschen Speisen. Sie nennen unter anderem Spargel mit Kartoffeln, Krautsalat mit Eisbein, gegrilltes Fleisch und Gulasch.

In Deutschland merken einige Befragte hingegen auch, dass ihr Verständnis von einzelnen Speisen nicht dem Verständnis der autochthonen Deutschen entspricht wie das Beispiel der „Kotelett“ zeigt. „Oder Kotelett/ Kotelett/ Aber auf Russisch Kotelette {Befragte meint *Frikadellen*} ist etwas anderes, nicht so wie Kotelett auf Deutsch.“ (Fr. Reich:59) Deutsche und russische „Kotelette“ sind miteinander nicht zu vergleichen, so Fr. Reich. Es sind unterschiedliche Speisen, die unterschiedlich hergestellt werden, bei gleicher Bezeichnung. Bereits bei der Dimension „Sprache“, sowie bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ wurde sichtbar, dass das Verständnis der Befragten nicht dem Verständnis der autochthonen Deutschen in Bezug auf Sprache, aber auch der (ethnischen) Zugehörigkeit entspricht. Allgemein lässt sich sagen, dass das Verständnis der Befragten und das Verständnis der autochthonen Deutschen, zumindest so wie die Befragten es wahrnehmen, in Bezug auf einige wesentliche Aspekte wie die (ethnische) Zugehörigkeit nicht deckungsgleich sind, sondern individuelle feine bis grobe Unterschiede aufweisen.

Hr. Turm macht eine andere Erfahrung in Bezug auf das Verständnis von einzelnen Speisen. Seiner Auffassung nach gibt es für ein und dieselben Speisen lediglich unterschiedliche Bezeichnungen. Die Zubereitung und das Endprodukt sind ein und dasselbe. „Wissen Sie, sehr viele (3) Sache, welche gibt es in deutsche Küche, gibt es auch in ukrainische Küche. Deshalb nur diese (4) +Benennung ist anders+.“ (Hr. Turm:396)

Bei **deutschen** und **russischen/sowjetischen Speisen** schwingen unterschiedliche Emotionen bei den Befragten mit. Die Befragten verbinden mit diesen Speisen sowohl Positives als auch Negatives und sprechen sich nicht ausdrücklich für die eine oder ande-

re Küche im Allgemeinen aus. Deutsche und russische/sowjetische Speisen können nach ihrem Empfinden nebeneinander existieren, je nach Kontext und Situation, ohne dass sie sich für eine dieser Speisen bzw. Küchen widerspruchsfrei oder eindeutig entscheiden bzw. festlegen müssen. Wobei sie sich in vereinzelt Fällen Gedanken machen, was sie wem servieren, wie z. B. bei nicht alltäglichen Mahlzeiten wie dem bevorstehenden Besuch. Darauf wird im weiteren Verlauf dieses Kapitels noch eingegangen. Die Befragten empfinden weitgehend kein Gefühl des Drucks, sich entscheiden zu müssen. Dies steht in Teilen im Gegensatz zu dem Selbstverständnis, bei dem einige Befragte teilweise einen Druck empfinden, sich für das „Deutsche“ oder „Russische/Sowjetische“ entscheiden zu müssen. Die Positionierung bei dem Selbstverständnis und der heimatlichen Verortung empfinden die Befragten schwieriger als beim Essen. Bei dem Selbstverständnis kommt es bei einigen Befragten zu einer Aufhebung dieses Problems, indem sich dieses in dem Begriff „Russlanddeutscher“ auflöst, was bereits thematisiert wurde. Bei den Speisen hingegen besteht eine gewisse Parallelität, die nicht zu einer Mündung bzw. Auflösung in einen Begriff führt, denn abhängig von den Anlässen, werden mal deutsche und mal russische/sowjetische Speisen gekocht und serviert oder die beiden Küchen werden miteinander „gemischt“. Für das Mischen von Speisen haben die Befragten hingegen keinen Begriff wie z. B. „russisch-deutsche“ Küche oder vergleichbare Umschreibungen. Das Mischen der beiden Küchen bzw. unterschiedlicher Esskulturen kann als *gemischte Zugehörigkeit* gedeutet werden, was mehrmals bereits anklang. Doch was assoziieren die Befragten allgemein mit deutschen und russischen/sowjetischen Speisen und wann werden genau welche Speisen zubereitet? Welcher Zusammenhang besteht zu dem Begriff Zugehörigkeit?

Einige Befragte assoziieren mit der **russischen/sowjetischen Küche** viel Schweinefleisch, viel Fett, viele unterschiedliche Suppen, aber auch wenig Gemüse. **Deutsche Speisen** werden deswegen z. B. von Hr. Dries als gesünder erachtet, weil sie viel Gemüse enthalten. Sowohl Fr. Müller als auch Fr. Koch vertreten die Meinung, dass weder deutsche, noch die russische/sowjetische Küche gesünder sind. „Ich denke die Gerichte so an sich haben/ Doch vielleicht einige/ Aber so an sich haben beide Küchen (.) viel mit Gemüse und Obst zu tun. Oder mit Gemüse zu tun, nee. (.) Und (.) ist ja gesund, nee. [Befragte nickt.] (.) So [Befragte nickt].“ (Fr. Koch:473) Fr. Koch ist hingegen etwas ambivalent in ihren Aussagen zu dem Gesundheitsaspekt der deutschen und auch der russischen/sowjetischen Küche. Denn einige russische/sowjetische Gerichte wie Pelmeni und Manty zählt sie zu den ungesunden Speisen. Insgesamt zeigt sich, dass bei dem Gesundheitsaspekt der deutschen und auch der russischen/sowjetischen Küche keine fallübergreifende Übereinstimmung bei den Befragten besteht. Auch in der Forschung lässt sich nicht immer sagen, dass das Essen der Migranten aus ihrem Ausreiseland das gesündere ist (vgl. Chapman et al. 2011, S. 110; Ramírez et al. 2017, S. 5). Das Essen des Aufnahmelandes wird ebenfalls nicht immer als

das gesündere wahrgenommen (vgl. Klamt 2004, S. 509; Papadaki und Scott 2002, S. 458).

Auf die Ebene der Lebensmittel bezogen, haben die Befragten ebenfalls unterschiedliche Ansichten, was gesünder ist. Fr. Schäfer z. B. geht zunächst davon aus, dass in Kasachstan die Lebensmittel gesünder sind. Sie begründet es mit der Frische der Lebensmittel, die im Vergleich der Lebensmittel in Deutschland nicht durch eine extensive Lebensmittelproduktion und viel Chemie produziert wurden. Sie führt weiter aus, dass in Deutschland Lebensmittel nur ohne Makel bestehen können, was nichts Natürliches darstellt. Denn sie weiß aus Erfahrung, wie z. B. Tomaten und Gurken aussehen müssen, wenn sie frisch aus dem Garten kommen. Im weiteren Verlauf revidiert sie teilweise ihre Aussage und gesteht sich ein, dass auch in der ehemaligen Sowjetunion mehr Chemie um sich greift, so dass differenziertere Aussagen notwendig werden. So sicher wie am Anfang der Gesprächssequenz ist sie sich nicht mehr über die Natürlichkeit der Lebensmittel in Kasachstan. „Ich glaub, dass dort Lebensmittel gesünder sind. Weil da sind weniger verpackte Sachen und mehr wirklich frische Sachen. Besonders auf dem Markt. Und hier ist Lebensmittelproduktion zu extensiv. Wirklich diese Massentierhaltung und alles. Und diese ganze Gemüse. Man sieht auch von Aussehen, dass Produkte schöner aussehen. Ja, diese ohne/ [Ehemann unterbricht: „Ohne Konservierungsstoffe.“ Oder noch was drinnen.“] Diese ganze Gemüse ohne Markel und das, dass/ Wir hatten selbst unsere Garten und wir wissen wie Tomate oder Gurke aussieht, wenn sie wirklich frisch ge/ vom/ aus Garten kommt. Und deswegen ich glaub dort ist noch nicht so viel Chemie. Obwohl da kommt alles auch. [...] Oder man muss auch Unterschiede machen. Zum Beispiel wie für uns zum Beispiel. Wir können dort kein Wurst essen. Grundsätzlich nicht. Weil man weiß nicht, was da drinnen ist. Von Aussehen schon. Kein Wurst darf so aussehen. [Ehemann unterbricht: „Und schmeckt nicht.“] Und das schmeckt nach [Befragte schüttelt mit dem Kopf.] schwer Definiertem. Ja. Aber wenn du von Markt Lebensmittel kaufst, ich denk das sind sie gesünder. [Befragte zuckt mit den Schultern.] Obwohl das, wer weiß. [Befragte lächelt.] @(.)@“ (Fr. Schäfer:273)

Hr. Turm hingegen ist gänzlich von der Qualität der Lebensmittel in Deutschland nicht überzeugt bzw. wertet diese ab. Seiner Ansicht nach sind in den Lebensmitteln, die in Deutschland verfügbar sind, zu viele Zusätze wie Konservierungsmittel, was seiner Ansicht nach von mindernder Qualität der Lebensmittel zeugt. Hr. Turm wertet die Lebensmittel in Deutschland ab und wertet Lebensmittel wie Tomaten auf, die aus seinem Ausreiseland Ukraine kommen. „Aber Tomaten/ Sie haben schon so oder so schon gemacht, dass diese Tomaten schmecken nicht, weil sie nehmen diese Tomaten sehr früh. Sie haben (.) Geschmack geopfert/ Das für der Transport. Transport für diese für/ für diese Verkäufer ist wichtiger als Geschmack. Und diese Tomaten, die schmecken überhaupt nicht, weil (3) ich weiß nicht, was ist/ (.) Ich weiß, was ist Geschmack von diese Tomaten von Südukraine.“ (Hr. Turm:476) In diesem Zitat nimmt Hr. Turm nicht nur eine Wertung vor, sondern zeigt am Beispiel von Tomaten, wie Nahrungsmittel Zugehörigkeit mit einem Herkunftsland herstellen können. In Bezug auf den Gesundheitsaspekt fühlt er sich seinem geografischen Herkunftsland verbunden und distanziert sich damit von Deutschland. Kritisch äußert sich ebenfalls Hr. Michels. Er ist über die Qualität der Lebensmittel in Deutschland enttäuscht und grenzt sich darüber vom Deutschen ab. „Aber ganz ehrlich. Ich

fühle mich ein bisschen verarscht in der ganzen Lebensmittelindustrie. Weil, wenn du ein bisschen nachliest wegen Glutamat und Konservierungsstoffe und dies und das, dann **darfst du** bald gar nichts mehr essen, weil überall ist schon was drinnen. [Befragter hebt die Arme hoch und klatscht gleich daraufhin mit den Händen auf die Oberschenkel.] Also“ (Hr. Michels:63)

Mit deutschen Speisen wird aber auch viel Essig in Verbindung gebracht, was nicht jedem gefällt. Hier drückt sich eine gewisse Distanz zum Deutschen aus. Insbesondere bei eingelegten Gurken werden Unzufriedenheit und Distanzierung zum Deutschen deutlich. Im Vergleich zu den in der ehemaligen Sowjetunion eingelegten Gurken sind diese nicht so mild, sondern sehr sauer und wurden anfänglich von einigen Befragten abgelehnt. Es kam bei einigen Befragten hingegen zur Gewöhnung an den saureren Geschmack der Gurken in Deutschland, was bereits thematisiert wurde. Andere Befragte verbinden mit deutscher Küche hohe Backkunst – zumindest eine bessere als in Russland. Hier wird eine Aufwertung des Deutschen und eine leichte Abwertung des Russischen/Sowjetischen deutlich, was dahingehend interpretiert werden kann, dass diese Befragten sich über die Backkunst zum Deutschen mehr zugehörig fühlen. Mit deutscher Küche verbinden die Befragten auch ein „Mischmasch“ von allen Ländern. „Ich denk, dass im Deutschland ist auch hier jetzt mehr Mischmasch von alle Länder. Weil wenn man Spaghetti Bolognese isst, das ist auch kein deutsches Gericht.“ (Fr. Schäfer:279) Der Begriff „Mischmasch“ zeigt die Vorstellung einer Küche, die nie zu 100 % „rein“ ist, sondern unterschiedlichen Einflüssen ausgesetzt ist. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass die deutsche Küche nach der Wahrnehmung einiger Befragten, eine Küche darstellt, die von Personen unterschiedlicher Zugehörigkeiten geprägt ist. Hier wird noch etwas anderes deutlich, was abermals anklang und zwar, dass der Begriff „Mischen“/„Mischmasch“ ein zentraler Begriff in dem Sprachgebrauch der Befragten ist bzw. etwas Zentrales in der Vorstellung der Befragten darstellt.

Auf den Sinneseindruck **Geschmack** bezogen sind die Meinungen unterschiedlich, welche Küche die schmackhaftere ist. Deutsche Speisen sind nicht schmackhafter als andere Speisen sagt Fr. Fehmke in einer Interviewsequenz. An einer anderen Stelle kommuniziert sie ihre Vorliebe und die ihres Freundes für russische/sowjetische Speisen. „Pelmeni {in Wasser/Brühe gekochte und mit Fleisch gefüllte Teigtaschen; dient als Suppeneinlage oder als Hauptgericht} mag ich sehr gerne. +Tscheschenische+ Galuschki {gekochte Teigklöße; vergleichbar mit Gnocchi}. @ (Ich weiß nicht, ob dir das was sagt)@. Ja, Tschebureki {flache, halbrunde Teigtasche, häufig gefüllt mit Fleisch, gelegentlich mit Pilzen, Kartoffeln, Käse; werden in Öl frittiert}, Piroshki {Teigtaschen, gefüllt mit Kartoffelpüree oder Karotte mit Zwiebel und Ei oder Weißkohl mit Zwiebel oder Frühlingszwiebel mit Ei; Fleischfüllung oder Obstfüllung auch möglich; werden frittiert oder im Backofen gebacken}, so was. Also so was mag mein Freund halt auch so gerne. Ich bin nur für Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}. Das ist so meins und das werd ich, glaub ich, (.) immer lieben @(.)@.“ (Fr. Fehmke:326) Einige Befragte sehen die russische/sowjetische Küche als schmackhafter an.

Die Befragten wählen bewusste Kategorien zur Umschreibung eines Geschmacks. Der **gewohnte Geschmack**, den sie aus Kinderzeiten kennen, wird in diesem Fall als der

bessere Geschmack wahrgenommen. Dieser gewohnte Geschmack gibt ihnen Sicherheit. Hr. Michels z. B. wünscht sich bei einem Besuch bei seiner Mutter russische/sowjetische Speisen. Er selbst kocht sich, wenn er überhaupt kocht, Suppe oder Spaghetti. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass er sich Speisen, die länger in der Zubereitung sind, nicht selbst kocht, weil es für ihn zu aufwendig ist. Dies ist aber nicht der alleinige Grund, denn er hätte sich auch einen „Hackbraten mit Klößen und Rotkohl“ wünschen können, was er nicht macht. Er wünscht sich russische/sowjetische Speisen. Dies deutet auf seine Verbundenheit zum Russischen/Sowjetischen hin. Hr. Dries hat ebenfalls eine stärkere Vorliebe für russische/sowjetische Speisen als für andere Speisen. Er würde sich als Henkersmahlzeit³⁵⁸ Pelmeni wünschen.

I: Stellen wir mal vor, das ist deine letzte Mahlzeit, weil du/ *[Befragter unterbricht Interviewerin.]*

Hr. Dries: @(.)@ Das ist gut.

I: Jetzt darfst du dir was wünschen. Und jemand kocht dir jemand das. Was würdest du dir denn wünschen? Irgendein Gericht. Es ist deine letzte Henkersmahlzeit.

Hr. Dries: Pelmeni *{vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}*. (Hr. Dries:378–381)

Das heißt, dass Hr. Dries sich als die letzte Mahlzeit – sei es „als Verurteilter vor dem Tod“ oder „vor einem unangenehmen Geschehnis“ eine russische/sowjetische Speise wünscht. Dies zeigt ebenso wie bei Hr. Michels seine Verbundenheit zum Russischen/Sowjetischen – allerdings auf eine andere Art.

Auch hier könnte die Frage gestellt werden, wie es mit dem Anspruch sich deutsch zu fühlen zusammenpasst. Vergleichbar wie im Kapitel 5.3.3.2 (Veränderung des Einkaufs- und Ess-/Ernährungsverhaltens) kann es als widersprüchlich erscheinen, dass die Abgrenzung über den „Geschmack“ zum „Russischen/Sowjetischen“ erfolgt, gleichzeitig sich aber die Befragten in ihrem Selbstverständnis dem „Deutschen“ zugehörig fühlen. Es ist wiederum ein aus der „Ferne“ wahrnehmbarer Widerspruch, der von den Befragten selbst, nicht als Widerspruch, den es aufzulösen gilt, sondern den es zu vereinbaren gilt, gesehen wird. Es ist die balancierte Vereinbarkeit geteilter Zugehörigkeiten – zum Deutschen als auch zum Russischen/Sowjetischen in unterschiedlichen Bereichen, abhängig vom Kontext. Die Befragten können es vereinbaren, sich in ihrem Selbstverständnis Deutsch zu fühlen und gleichzeitig bestimmte Aspekte des Deutschen nicht komplett anzunehmen bzw. sich von diesen wie z. B. den Geschmack teilweise zu distanzieren. Es ist ein

³⁵⁸ Die Bedeutung der Henkersmahlzeit ist sehr vielfältig. Unter anderem besteht die Annahme, dass der „Verurteilte“ mit dem „Richter“ Frieden schließt, wenn er die Henkersmahlzeit annimmt. Eine Uhrfehde (Verzicht auf Rache) wird wortlos geschlossen (vgl. von Hentig 1958, S. 272).

Das öffentliche Interesse für Henkersmahlzeiten ist besonders in den USA groß. In den USA (in einigen Bundesländern existiert noch die Todesstrafe) kann z. B. jeder online einsehen, was mit den Verurteilten in den letzten 24 Stunden ihres Lebens geschieht – u. a. was sie sich zum Essen wünschen. Es bestehen große Unterschiede, was sich die Verurteilten wünschen – u. a. Cheeseburger, Tortillas, T-Bone-Steak, oder Erdnussbutterpralinen (vgl. Wachter 2017).

Deutschsein – ihr Deutschsein, welches das eigene Selbst als vielfältig und nach außen nicht immer widerspruchsfrei betrachtet. Die Befragten können in der Regel weitgehend mit der Widersprüchlichkeit ihres Selbst umgehen und diese annehmen.³⁵⁹ Sie sind in der Lage, ihre Teilzugehörigkeiten auszudrücken und je nach Kontext und Situation anzupassen bzw. zu strukturieren. Dieses von außen scheinbare Spannungsverhältnis ist für diese Befragten kein Spannungsverhältnis, das sie handlungsunfähig macht. Es kann angenommen werden, dass nicht das Lösen, sondern das Leben mit Widersprüchen bei diesen Befragten im Vordergrund steht.

Fr. Schäfer, um auf die einzelnen Befragten wieder zurückzukommen, hat eine etwas anderes inneres Verhältnis zu russischen/sowjetischen Speisen. Sie kocht zwar russische/sowjetische Speisen, hat diese aber auch leid. „Weil russisches Essen hab ich auch irgendwie satt. Er mag das besser/ Russisches Essen/ Und Kinder mehr was anderes. Und ich, ehrlich gesagt auch mehr was anderes. Weil (.) ist mir schon genug. Das habe ich schon alles durch. Fertig.“ (Fr. Schäfer:279) Ihrer Ansicht nach ernähren sich Menschen, wie ihre Schwiegereltern in Russland, sehr einseitig, dem sie in Deutschland entgegenwirken möchte. Heute holt sie sich Inspirationen aus Kochbüchern zur deutschen Küche für ihre eigene Küche. Dies kann dahingehend gedeutet werden, dass Fr. Schäfer nicht am Alten festhalten möchte. Sie wünscht sich Fortschritt und Entwicklung der eigenen Person und Zugehörigkeit. Sie fühlt sich immer mehr der deutschen Küche verbunden. Deutsche Küche wird des Weiteren von Fr. Schäfer im ersten Moment mit weniger **aufwendigerem Kochen** assoziiert, was sie hingegen wieder relativiert, als sie merkt, dass schnell zubereitete Speisen auch in der ehemaligen Sowjetunion zubereitet wurden. Die Grenzen zwischen deutschen und russischen/sowjetischen Speisen sind fließend – vergleichbar mit einer Membran, bei der ein beweglicher Übergang möglich ist. „Ich kann nur sagen bei uns war da mehr aufwendiges Kochen. Wie zum Beispiel diese Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur} oder wir haben diese Teigtaschen gemacht. Solche und solche. Und im Deutschland ist mehr mit wie so Bratwurst oder Gulasch. Obwohl Gulasch haben wir auch dort gekocht.“ (Fr. Schäfer:279) Diese Wahrnehmung haben hingegen nicht alle Befragte, denn die aufwendigere Zubereitung wird von anderen Befragten eher der russischen/sowjetischen Küche zugeschrieben. Diese aufwendigere Zubereitung von russischen/sowjetischen Speisen nehmen einige Befragte gerne auf sich, um der Familie, insbesondere den Kindern, etwas Schmackhaftes zu präsentieren. Während der Woche werden allerdings Speisen zubereitet, die weniger aufwendig sind. Dieses Verhalten Zeitersparnis am Wochenende nicht mehr in den Vordergrund zu stellen, Alltagspragmatismus zu umgehen, kann als ein Verhalten verstanden werden, welches einen Kontrast zum Alltag zeigt. Am Wochenende geht es nicht nur ums Sattwerden, sondern vordergründig,

³⁵⁹ Allerdings muss beachtet werden, dass nicht alle Befragten so „aktiv“ und wenig resignierend mit Widersprüchen umgehen. Einige Befragte, insbesondere die Älteren, sind teilweise mit ihrer Situation in Deutschland nicht zufrieden.

um Gemeinschaft zu schaffen und die Darbietung des Besonderen. Zum Beispiel kocht Fr. Koch am Wochenende, wenn sie etwas mehr Zeit hat, die russischen/sowjetischen Speisen und in der Woche die anderen, die „internationalen“ bzw. „gesunden“ Gerichte, die schneller in der Zubereitung sind, wie sie selbst sagt. „In der Woche meistens gesund und am Wochenende, (.) ja, können wir dann mal was Ungesundes essen sozusagen. Dann sind das meistens/ Ja, was heißt meistens? Ich versuche das immer unterschiedlich zu machen. Mal ist es auch Pommes und/ (.) Oder Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}, nee oder Manty {faustgroße Maultaschen, die mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt werden. Zubereitung geschieht über Dampf}. Ist zwar eher selten, aber/ [Befragte nickt.] Doch, am Wochenende mal ungesund @(.).@.“ (Fr. Koch:439) Sie weiß auch genau, was ihre Kinder mögen. „Das sind Wareniki {Вареники; gefüllte, halbmondförmigen Teigtaschen, die in Salzwasser gekocht werden; Füllung: u. a. gestampfte Kartoffeln, Sauerkraut, Frischkäse, Pilze, Obst oder Beeren; gegessen u. a. mit Butter und Smetana (Schmand)}, Pelmeni {vergleichbar mit italienischen Tortellini; aber immer mit Fleisch gefüllt, häufig Schweinefleisch; gegessen wird es in Bouillon oder pur}, Manty {faustgroße Maultaschen, die mit einer Hackfleisch-Zwiebel-Mischung gefüllt werden. Zubereitung geschieht über Dampf}, Piroshki {auch Piroggen genannt: gefüllte Teigtaschen; zum Beispiel mit Fleisch, Pilzen, Spinat, Kartoffeln, Weißkohl, Karotten, Ei, Obst; gebacken im Ofen oder im heißen Öl frittiert; In der Regel sind Piroggen groß und Piroshki klein}, @(.).@, nee, so. [Befragte nickt.] So was alles [Befragte nickt]. Das mögen die am liebsten [Befragte nickt].“ (Fr. Koch:479) An den beiden letzten Zitaten von Fr. Koch wird auch erkennbar, dass der Begriff „Gesundheit“ tendenziell mehr mit „Deutsch“ in Verbindung gesetzt wird, wohingegen der Sinneseindruck Schmecken – der „bessere Geschmack“ mit „Sowjetisch/Russisch“ verbunden wird. Es zeigt sich eine Aufwertung des Russischen/Sowjetischen durch sinnlichere Bezeichnungen. Die beiden letzten Zitate zeigen auch, dass das Wochenende der Bedienung bzw. Pflege der russischen/sowjetischen Zugehörigkeit dient.

Genau wie bei Fr. Koch, lassen sich auch bei den Kindern anderer Befragten Vorlieben für russische/sowjetische Speisen beobachten. Pelmeni werden z. B. von Fr. Schäfers Kindern geliebt, allerdings auch von Hr. Dries Kindern, die zusätzlich noch eine Vorliebe für Manty und Blinschiki³⁶⁰ haben. Bei kleineren Kindern, wie bei Fr. Krieger, lassen sich solche Vorlieben noch nicht feststellen, da ihr Sohn noch zu klein ist (Sohn ist 4 ½ Jahre alt) und keine Unterscheidung in russische/sowjetische und deutsche/andere Speisen machen kann, wie Fr. Krieger selbst zu verstehen gibt. „Das kann er nicht auseinanderhalten. Das weiß er nicht. Er hat das noch nicht so/ Für ihn/ Er weiß, dass/ [...] Er hat es noch nicht so [Befragte zuckt mit den Schultern.]. Für ihn ist das so/ Er ist vier und halb. Für ihn hat das noch keine Bedeutung. Er kann es noch nicht auseinanderhalten. Er fängt gerade erst grade die Sprache auseinander zu halten.“ (Fr. Krieger:223)

Die Vorliebe der Kinder (das sind Kinder, die mit den Eltern migriert oder in Deutschland geboren sind) für russische/sowjetische Speisen kann dahingehend verstanden werden, dass die Kinder durch das Essverhalten der Eltern auf diese Speisen geprägt wurden, da

³⁶⁰ Auch Blini genannt.

sie mit diesen aufwachsen.³⁶¹ Interessant ist, dass Hr. Dries jüngste Tochter, die 5 Jahre alt ist, im Vergleich zu Fr. Kriegers Sohn (4 ½ Jahre alt) bereits eine Unterscheidung in Deutsch und Russisch/Sowjetisch machen kann. Dies zeigt, dass jedes Kind eine individuelle Entwicklung (vgl. Gudjons und Traub 2016) durchmacht. Die Vorliebe der Kinder für russische/sowjetische Speisen zeigt auch, dass Zugehörigkeiten weitergereicht bzw. weitergelebt werden, sofern sie von den Kindern angenommen werden. Denn die Zugehörigkeit zu bzw. Verbundenheit mit bestimmten Speisen ist eine Zugehörigkeit, die frei gewählt werden kann und dynamisch ist. Die Frage, ob diese Vorlieben für russische/sowjetische Speisen bei diesen Kindern beim Auszug aus dem Elternhaus bleiben, kann hier nicht beantwortet werden.

Auch hier kann die Frage gestellt werden, inwieweit das Weitergeben der Vorliebe für russische Speisen ein Widerspruch zum „sich deutsch fühlen“ darstellt. Diese zunächst einander im Widerspruch erscheinenden Positionierungen, zum Russischen/Sowjetischen und gleichzeitig zum Deutschen, befinden sich bei näherer Betrachtung in Einklang zueinander. Für die Befragten selbst ist es nicht ambivalent. Es ist viel mehr die Verknüpfung zweier unterschiedlicher Teilzugehörigkeiten, die sie aufgrund ihrer zwei Herkunft gleichzeitig innehaben bzw. besitzen und die sie an ihre Nachfahren weitergeben können. Für sie selbst ist es vereinbar, russische Speisen zu mögen und sich gleichzeitig deutsch zu fühlen. Dies kann als eine innere Haltung interpretiert werden, bei der vermeintliche Widersprüche nicht als unüberwindbar und unumstößliche Grenzen, sondern als durchlässige Membrane begriffen werden. Diese Befragten leben mit diesen von „Außen“ wahrnehmbaren vermeintlichen Widersprüchen – in einem „Widerspruchsraum“.

Um wieder auf die russischen/sowjetischen Speisen zurückzukommen, diese werden als eine alltägliche Mahlzeit nicht nur für die eigene Familie zubereitet, sondern auch bei „außeralltäglichen Mahlzeiten“ (vgl. Barlösius 2016, 208ff.), und zwar bei **bevorstehendem Besuch** von autochthonen Deutschen. Den Befragten ist gemeinsam, dass die Frage, was sie den Gästen kochen und servieren nicht so selbstverständlich ist. Sie machen sich Gedanken, was sie den Gästen vorsetzen. Die Befragten unterscheiden sich in ihrem Verhalten und dem was sie mit ihrem Verhalten ausdrücken wollen, was sich nachfolgend zeigt. Fr. Koch und Fr. Müller z. B. würden Gästen ausschließlich russische/sowjetische Speisen, mit denen sie bisher sehr gute Erfahrungen gemacht haben, servieren.

I: Ok. (.) Stellen Sie sich vor, sie laden jetzt eine Arbeitskollegin von ihrer Arbeit zum Essen ein. Was würden Sie ihr kochen?

³⁶¹ Eltern sind insbesondere für Kinder im Kleinkindalter Vorbilder. Diese Kinder ahmen das Essverhalten ihrer Eltern nach und essen das, was die Eltern essen (vgl. Scaglioni et al. 2011).

Fr. Müller: Von unseren Gericht {*Gerichte aus der ehemaligen Sowjetunion*}. Das ist ja/ Vieles, vieles hab ich schon probiert. Ausprobiert. Die waren zu Besuch. Die waren immer mit diese gefüllte Taschen so begeistert. Wenn sie kamen, dann kamen. (Fr. Müller:369–370)

Fr. Müllers Zitat zeigt, wie die russischen/sowjetischen Speisen bei autochthonen Deutschen Anerkennung bekommen. Das Anderssein von Fr. Müller, welches sich an den russischen/sowjetischen Speisen zeigt, wird von Anderen nicht als negativ aufgenommen bzw. hat keine negativen Konsequenzen, sondern bekommt sogar eine positive Aufwertung. Das Servieren von russischen/sowjetischen Speisen kann als ein Zeichen gedeutet werden, dass diese Befragten nach außen, an die Mehrheitsbevölkerung gerichtet, signalisieren wollen, dass sie auch anders, bedingt durch ihr geografisches Herkunftsland, kulturell geprägt sind und sich dieser anderen Kultur auch zugehörig fühlen. Und wenn dieses Anderssein Zustimmung und Anerkennung bekommt, dann wird diese Seite der Befragten von ihnen selbst noch mehr verstärkt bzw. betont. Sie demonstrieren mit Essen ihre Zugehörigkeit zu ihrem geografischen Herkunftsland und somit zum Russischen/Sowjetischen. Ihre Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über das Essen ist positiv besetzt. Für diese Befragten ist es nicht problematisch, ihre russische/sowjetische Teilzugehörigkeit über das Essen zu zeigen, was sich anders zum Akzent verhält. Der Akzent wird problematisiert, denn er stellt ihre Zugehörigkeit zum Deutschen in Frage. Der Akzent wird gerade in der Fremdethnisierung herabwürdigend erlebt, wohingegen über die Speisen der Bezug zum Russischen/Sowjetischen bejahend erlebt wird.

Vereinzelte Befragte handeln anders als Fr. Koch und Fr. Müller und verweisen damit auf weitere wichtige Aspekte. Hr. Dries z. B. nimmt an, dass seine Frau den Gästen eine Mischung aus deutschen und russischen/sowjetischen Speisen servieren würde. Hr. Dries Verhalten kann dahingehend interpretiert werden, dass er aufzeigen möchte, dass er und seine Frau beide Teilzugehörigkeiten, zum Deutschen, als auch zum Russischen/Sowjetischen, in sich vereinigen können und diese nicht verleugnen, sondern gerne zeigen. Fr. Fehmke würde weder deutsche noch russische/sowjetische Speisen servieren. „Ja. Ich würd/ Ich würd da gar nicht jetzt so irgendwie/ Also ich würd jetzt nicht im Hinterkopf haben: „Das sind Deutsche und für die muss ich was Deutsches machen.“ Sondern ich denk, ich würd das schon irgendwie gucken, dass ich was koche/ Muss auch nicht Russisch sein, aber vielleicht Chinesisch oder so. So, *würde ich eher gehen*.“ (Fr. Fehmke:350) Das geschilderte Verhalten von Fr. Fehmke kann dahingehend gedeutet werden, dass sie zwar in der Kategorie Deutsch und Sowjetisch/Russisch denkt, sich aber nicht auf eine der Kategorien von Anderen festlegen lassen möchte bzw. sie möchte den Anderen nicht ihre Zugehörigkeit beweisen oder demonstrieren. Sie lehnt den Druck ab, den autochthonen Deutschen zu beweisen, dass sie deutsch ist, indem sie ihnen deutsche Speisen zubereitet. Russische Speisen lehnt sie ebenfalls ab, um nicht auf das „Russische/Sowjetische“ reduziert zu werden. Fr. Fehmke würde etwas kochen, was weniger (eindeutige) Interpretationen zulässt bzw. was zeigt, dass sie „international“

bzw. „multikulturell“ denkt und sich nicht auf eine Teilzugehörigkeit festlegen lassen möchte.

Russische/sowjetische Speisen haben bei einigen Befragten nicht nur beim Besuch von autochthonen Deutschen eine positive Außenwirkung, sondern auch als „Mitbringsel“ bzw. „Präsent“ zur Arbeit. „[...] +denn wenn wir zur Arbeit kommen und ich dann etwas Russisches mitgebracht habe, dann schreien die Mädels: „Oh du hast wieder was Russisches zum Essen mitgebracht. Oh ist das gut!“ [Befragte nickt.] Es gefällt allen, wenn ich etwas zubereite und es dann mitbringe.“ (Fr. Tengel:435) Russische/sowjetische Speisen werden somit von einigen Befragten als ein Charakteristikum ihrer Person nach außen, an die Mehrheitsbevölkerung, transportiert, um aufzuzeigen, dass sie ihre geografische Herkunft, ihre Teilzugehörigkeit, nicht verneinen und neben ihrer ethnischen Herkunft (Deutsch), ihrer zweiten Teilzugehörigkeit, eine Daseinsberechtigung einräumen. Deutlich wird auch, dass nicht jedem der Befragten dieses Herausstellen des Andersseins beim Essen wichtig ist. Dies mag unterschiedliche Gründe haben, die von den Befragten nicht immer implizit offengelegt werden.

Es kann gefragt werden, wie es sich erklären lässt, dass die Befragten eine Fremdstigmatisierung als Russen über den russischen Akzent problematisieren, aber zugleich einige Befragte das Russische über die Speisen herausstellen. Eine Erklärung könnte sein, dass der Akzent im Vergleich zum Essen etwas ist, was die Befragten weitgehend nicht selbst steuern können. Sie können den Akzent nicht so einfach wie ihr Essverhalten verändern oder ablegen bzw. das Ablegen eines Akzentes ist etwas, was sehr viel Aufwand und Arbeit bedeutet (vgl. Kapitel 5.3.2). Beim Akzent sind die Befragten nicht selbstbestimmt wie beim Essen, sondern fremdbestimmt. Das heißt, sie werden von ihrem Akzent von außen bestimmt und gelenkt. Einen Akzent haben sie, ob sie es wollen oder nicht. Beim Essen ist es hingegen anders. Sie bestimmen selbst, was und wie viel sie von sich preisgeben wollen. Sie können im „Privaten“, im Verborgenen „ihre“ russischen/sowjetischen Speisen essen oder in der Gemeinschaft mit u. a. autochthonen Deutschen in der „Öffentlichkeit“. Es ist ihnen freigestellt. Und deswegen entscheiden sie selbst, das Russische/Sowjetische über die Speisen herauszustellen. Außerdem zeigen ihnen ihre Erfahrungen, dass sie über Essen von autochthonen Deutschen nicht negativ kategorisiert werden,³⁶² was sich zum Akzent anders verhält. Über ihren Akzent erfahren sie eine negative Kategorisierung und eine negative Einrahmung ihrer Person. Sie werden fremdethnisiert.

Ferner kann gefragt werden, wieso die Befragten es tolerieren, obwohl sie sich deutsch fühlen, dass sie über das Essen bzw. die Speisen, negativ ausgedrückt, zu „Russen“ kategorisiert werden. Wieso stellen sie selbstbestimmt das Russische/Sowjetische heraus?

³⁶² Würden sie mit ihrem Essen negative Erfahrungen machen, könnte angenommen werden, dass sie das Essen nicht mehr dazu nutzen werden, ihre russische/sowjetische Seiten nach außen zu zeigen bzw. sich über das Essen zu ethnisieren.

Es kann angenommen werden, dass die Befragten selbstbestimmt das Russische über die Speisen herausstellen und sich als „Russen“ etikettieren lassen, weil ihre russischen/sowjetischen Speisen nicht abschätzend etikettiert werden. Es findet keine „kulturelle Entwertung“ (vgl. Barlösius 2016, S. 170) ihrer „russischen/sowjetischen“ Küche statt. Es ist der einzige Bereich, in der sie Nähe³⁶³ und Gemeinschaft zu autochthonen Deutschen herstellen können. Der „gemeinsame“ Geschmack vergemeinschaftet (vgl. Barlösius 2016, S. 88). Sie haben das Gefühl, beim gemeinsamen Essen ihrer russischen/sowjetischen Speisen beachtet und anerkannt zu werden. Beim gemeinsamen Essen wird eine Zusammengehörigkeit (vgl. Prahl und Stetzwein 1999, S. 123) geschaffen. Ihre Küche, ihre russische/sowjetische Küche, separiert sie nicht, sondern vereinigt sie mit autochthonen Deutschen.³⁶⁴ Sie fühlen sich in die Gemeinschaft der Mehrheitsbevölkerung integriert.³⁶⁵ Es kann auch angenommen werden, dass sie sich durch die Anerkennung ihrer Speisen „kulturell ebenbürtig“³⁶⁶ (vgl. Barlösius 2016, S. 170) fühlen, ebenbürtig mit autochthonen Deutschen. Da tolerieren sie es auch, „auf das Russische“ reduziert zu werden, was sie nicht stigmatisierend erleben. Dies kann als Abwägen der Optionen verstanden werden. Sie akzeptieren reduziert zu werden, wenn sie eine andere positive Seite (ihre Speisen) von sich zeigen dürfen, die von Anderen nicht negativ bewertet wird. Diese Selbstbestimmung kann ferner als Ausdruck von Selbstvertrauen und Akzeptanz des Russischen (Selbstakzeptanz) gedeutet werden. Sie akzeptieren (gerne) das Russische/Sowjetische in sich. Diese Akzeptanz fällt ihnen einfach, weil dieser russische Teil ein Teil ihrer Zugehörigkeit ist.

Gemeinsam haben alle Befragte, dass bei ihrer Beschreibung von **russischen/sowjetischen Speisen** viel mehr Emotionen und Sinnlichkeit mitschwingen als bei deutschen Speisen. Russische/sowjetische Speisen lassen Kindheitserinnerungen aufkommen.³⁶⁷ Es wird mit einem gemütlichen Essen bei Mutter in Verbindung gebracht. Russische/sowjetische Speisen lösen bei den Befragten ein stärkeres Gefühl der Zusammengehörigkeit, Geborgenheit, Nähe und Vertrautheit, aber auch Stolz aus als bei deutschen Speisen. Dies ist teilweise mit dem Verständnis von Heimat zu vergleichen. Auch

³⁶³ Speisen bzw. Küchen werden nicht nur dazu genutzt, soziale Nähe herzustellen, sondern auch Distanz herzustellen (vgl. Barlösius 2016, S. 158).

³⁶⁴ Diese Macht der „Küchen“, Menschen zusammenzuführen oder voneinander zu trennen beschreibt Barlösius (2016, S. 170) als „erzeugte räumliche Gebilde“. Diese unterscheiden sich „je nach der Art der sozialen Beziehungen und Verhältnisse, in denen sich Menschen zueinander befinden.“ (Barlösius 2016, S. 159).

³⁶⁵ Essen differenziert nicht nur, sondern integriert auch (vgl. Barlösius 2016, S. 10).

³⁶⁶ Diese „kulturelle Ebenbürtigkeit“ beschreibt Barlösius (2016, S. 170) wenn die Mehrheitsbevölkerung u. a. die Küchegebräuche der Migranten übernehmen: „Die Übernahme von Küchegebräuchen und deren Einordnung in die höheren Ränge der nationalen kulinarischen Stufenleiter bedeutet somit die Anerkennung kultureller Ebenbürtigkeit und teilweise auch von Überlegenheit. Es ist deshalb ein Ausdruck von kultureller Distanz gegenüber der eigenen Gesellschaft, wenn einflussreiche Gruppen ihren Essgeschmack beim Genuss „fremder Küchen“ befriedigen.“ (Barlösius 2016, S. 170)

³⁶⁷ Bernstein (2014, S. 127) stellt auch fest, dass mit Essen nicht nur Erinnerungen, sondern auch Emotionen geweckt werden.

Heimat wird von den Befragten u. a. mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, Geborgenheit, Nähe und Vertrautheit in Verbindung gebracht.

Um wieder auf die russischen/sowjetischen Speisen zurückzukommen, diese werden partiell aufgewertet, was bereits teilweise anklang. Dies zeigen die Befragten u. a. durch ihre Äußerung „das sind unsere Speisen“. „+Unsere Wareniki [...] Das sind typisch unsere Speisen+. [Befragte nickt.]“ (Fr. Tengel:439) Es erfolgt eine bewusste Abgrenzung zu den „deutschen“ Speisen. Das „Eigene/Unsere“ wird vom „Anderen/Fremden“, dem Deutschen, abgegrenzt. „Deutsche“ bzw. „internationale“ Speisen sowie das Essverhalten von autochthonen Deutschen werden von einigen Befragten negativ bewertet bzw. abgewertet. Unter anderem wird Pizza als „Jugendschiet“ bezeichnet. „[Befragter stöhnt auf.] Oh, ja diese Jugend/ Jugend/ Jugendschiet sagen wir so. Diese verrückte Pizza und so weiter, so weiter und was ist/ Ich finde auch nicht besonders gut, sie/ Diese Leute, die kochen überhaupt nicht Zuhause.“ (Hr. Turm:370) Ebenso werden der Konsum von Fast-Food und das seltene Selbstkochen kritisch gesehen, was Hr. Michels zeigt. „Die sollen kochen. (4) Die sollen mehr selber machen, anstatt zu McDonald's zu gehen oder irgendwohin [Befragter nickt]. Ja.“ (Hr. Michels:443) In diesem Zitat wird deutlich, dass Hr. Michels zwar die Anderen kritisiert, aber nicht Parallelen zu seinem Verhalten sieht, denn auch er isst häufig Fast Food. Die Aufwertung von russischen/sowjetischen Speisen heißt aber nicht, dass die Befragten die deutsche Küche gänzlich ablehnen oder sich dieser nicht zugehörig fühlen. Sie zeigen über diese lediglich eine leicht abgeschwächte Zugehörigkeit. Die Befragten konsumieren „deutsche“ Speisen, sehen diese vereinzelt auch als gesünder an, aber geschmacklich fühlen sie sich den russischen/sowjetischen Speisen näher bzw. mehr zugehörig.

Genau wie bei russischen/sowjetischen und deutschen Speisen eine Abgrenzung zur Demonstration des „Eigenen“ und „Fremden“ erfolgt, erfolgt auch bei russlanddeutschen und russischen/sowjetischen Speisen eine bewusste Abgrenzung bei den Befragten. Diese Abgrenzung kennen einige Befragte vereinzelt bereits aus ihrer Kindheit von den Eltern.

Fr. Schäfer: [...] Und viele Gerichten, die überhaupt nicht gekocht haben oder zum Beispiel diese Suppe Okroschka {kalte Suppe aus Kwas, Sauerrahm, Wurst, Ei, Radieschen, gekochten Kartoffeln, Schnittlauch und Gurke}, ob Sie das wissen.

I: Ja klar, ich kenne sie.

Fr. Schäfer: Meine Mutter hat das grundsätzlich nie gemacht, weil sie hatte immer gesagt: „Das ist russisches Essen. Wir essen das nicht. Und fertig.“ (Fr. Schäfer:285–287)

Hingegen schwingen bei der Beschreibung von russlanddeutschen Speisen weniger Gefühle wie bei der Beschreibung von russischen/sowjetischen Speisen mit. Eine engere emotionale Bindung und Zugehörigkeit liegen tendenziell eher bei vertrauten russischen/sowjetischen Speisen vor.

Es stellt sich nun u. a. die Frage, ob über Speisenzubereitung, das heißt der Akt der Zubereitung, und Mahlzeiten Zugehörigkeit und Abgrenzung von den Befragten hergestellt wird. Diese Frage wird im folgenden Abschnitt beantwortet.

5.3.3.4 Speisenzubereitung und gemeinsame Mahlzeiten

Bei der Speisenzubereitung und der Einnahme von gemeinsamen Mahlzeiten zeigen sich Mechanismen der Abgrenzung innerhalb der Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Speisenzubereitung und die Einnahme von gemeinsamen Mahlzeiten sind alltägliche Handlungen, die bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern Zugehörigkeiten hervorbringen. Über diese alltäglichen Praktiken findet Selbstethnisierung statt.

Zunächst zur Speisenzubereitung: Das Selbstkochen hat einen hohen Stellenwert für alle Befragten außer für Hr. Dries und Hr. Michels. Das fast tägliche Selbstkochen gehört zur Tagesordnung.³⁶⁸ Bei manchen Befragten ist es die Fortführung der Traditionen aus dem Elternhaus aus der ehemaligen Sowjetunion, aber auch aus Deutschland, was auf das Erleben von Zugehörigkeit zu der Familie durch die zubereiteten Speisen verdeutlicht. Es verdeutlicht hingegen auch, dass Zugehörigkeiten tradiert werden. „Wir kochen ja/ Ich denke von Zuhause ist es ja so, ne. Viel selbst, ne. Jeden Tag und frisch. Und das macht meine Mutter ja auch immer noch und ja/ Das ist es, ne. Das wir/ Dass man das jetzt einfach drauf (.) Wert legt, woher das kommt, ne. Aber sonst kochen wir frisch und jeden Tag.“ (Fr. Koch:109)

Das Selbstkochen wird auch als Sicherung des bekannten Geschmacks aus der ehemaligen Sowjetunion gesehen. „Weil ich möchte nicht ändern, nee. @Wir sind/ Unsere Geschmack von Kinderzeit möchten wir immer haben, ja.)@“ (Fr. Tengel:59) Dieses geschilderte Verhalten von Fr. Tengel deutet auf das Bedürfnis nach Beständigkeit und Sicherheit. Es deutet aber auch auf das Bewahren der Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen hin. Das Selbstkochen wird ebenfalls als „billiger“ und „gesünder“ wahrgenommen als der Konsum von Fertigprodukten. „Erste das ist billiger. Für uns insbesondere. Das ist billiger. Und zweite das ist gesünder.“ (Hr. Turm:374) Das Selbstkochen hat hier, wie Hr. Turm zeigt, einerseits einen alltagspragmatischen Grund – es ist billiger. Das Zitat von Hr. Turm zeigt aber auch sein Verständnis von Werten und Normen der Mehrheitsbevölkerung, was auf eine Verbundenheit mit Deutschland und den in Deutschland geltenden Regeln und Normen hindeutet. Über diese Werte und Normen zeigt er eine Zugehörigkeit zum Deutschen und Deutschland.

³⁶⁸ Das Selbstkochen hat für andere (nicht ethnische) Migranten unterschiedliche Relevanz im Alltag: Während Lee et al. (2017, S. 209) in ihrer quantitativen Studie zu südostasiatischen Arbeitsmigranten (Vietnamesen, Thailänder, Kambodschaner, Myanmarer) in Südkorea beobachten, dass insbesondere Vietnamesen und Myanmarer wenig selbst kochen, beobachtet Bailey (2017, 55f.) in ihrer qualitativen Studie, dass das tägliche Selbstkochen für indische Migranten in den Niederlanden besonders wichtig ist. Es ist ein Familienritual, wie Bailey (2017, 55) beschreibt.

Das Selbstkochen der Befragten schließt hingegen nicht den Kauf und den Konsum von Fertiggerichten aus. Fertiggerichte haben eine Legitimation. Sie werden gelegentlich von einigen Befragten gekauft, wenn es um Zeitersparnis und Bequemlichkeit geht oder bei bevorstehendem Besuch von Gästen – bei außeralltäglichen Mahlzeiten. Ebenso haben Markenprodukte eine Legitimation. Diese werden gelegentlich von einigen Befragten aufgrund des besseren Geschmacks gekauft – u. a. ist es die global bekannte Marke Coca-Cola. „(4) Coca-Cola. Genau das Gleiche. Ob du Originale kaufst oder ob du diese billig vom, vom Aldi holst oder so. Wie Himmel und Erde @(.)@“ (Hr. Michels:91) Das Zurückgreifen auf Fertiggerichte und Markenprodukte kann als Annäherung an das „deutsche“ Ernährungsverhalten interpretiert werden.³⁶⁹ Das letzte Zitat von Hr. Michels zeigt noch etwas anderes. Das Wort „Originale“ bekommt eine besondere Bedeutung. In diesem Zusammenhang drückt es eine Aufwertung aus. Zwischen „Original“ und „Nicht-Original“ wird eine Grenze gezogen.

Im Gegensatz zur Wichtigkeit, um auf das Selbstkochen wieder zurückzukommen, haben gemeinsame Mahlzeiten eine ambivalente Rolle, denn sie sind nicht allen Befragten gleich wichtig.³⁷⁰ Einige Befragte sehen darin einen Anlass, sich am Familientisch zusammenzusetzen, sich auszutauschen und sich zugehörig zu fühlen. „Das ist mir sehr wichtig, ja. Oder halt auch (.) abends Zuhause gemeinsam essen. Und auch, wenn (.) wenn ich jetzt keinen Hunger habe, dass ich dann trotzdem mit beisitze. So. Das ist mir wichtig. So gemeinsame Mahlzeiten.“ (Fr. Fehmke:322) Die Mahlzeit übernimmt eine soziale Funktion. Sie schafft Gemeinschaft und soziale Zugehörigkeiten (vgl. Barlösius 1999, S. 50). Die Mahlzeit vergemeinschaftet (vgl. Prahl und Stetzwein 1999, S. 21). Neben Familienmahlzeiten spielen bei den Befragten auch andere Formen von Mahlzeiten eine Rolle: Zum Beispiel demonstriert Hr. Michels durch seine vielen auswärtigen Mahlzeiten, sei es in der Kantine oder beim Essen mit Freunden, sein Bedürfnis, seine wenige Zeit nicht zur Speisenzubereitung zu verwenden, was als „Komprimierung der Nahrungsaufnahme“ (vgl. Prahl und Stetzwein 1999, S. 11) verstanden werden kann. Hr. Michels demonstriert aber auch sein Bedürfnis nach Gesellschaft, Geselligkeit im Sinne von Bayer et al. (1999, S. 20) und Gemeinschaft. Auch hier übernimmt die Mahlzeit eine soziale Funktion und schafft soziale Zugehörigkeit.

Einigen anderen Befragten sind Mahlzeiten hingegen weniger wichtig. Sie verstehen darunter Zeit, die sie investieren müssen, um den Partner oder jemandem Anderen eine

³⁶⁹ Das Verhalten der in der hier vorliegenden Untersuchung befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler deckt sich nämlich mit den Erkenntnissen aus dem BMEL-Ernährungsreport 2017, bei dem „Deutsche“ zu ihren Ernährungsverhalten befragt wurden: Einfache und schnelle Zubereitung der Speisen ist 55 % der Deutschen wichtig. Tiefkühlpizza oder Fertiggerichte sind insbesondere für die 19- bis 29-Jährige (60 %) von Bedeutung (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2017, S. 6). Marken sind für 45 % der Deutschen bei der Auswahl von Lebensmitteln wichtig (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2017, S. 13).

³⁷⁰ Dieses Verhalten unterscheidet sich in Teilen zu dem Verhalten anderer Migranten: Bailey (2017, S. 55) berichtet bei indischen Migranten in den Niederlanden davon, dass bei ihnen gemeinsame Mahlzeiten, „Familienmahlzeiten“, von besonderer Bedeutung sind. Diese Mahlzeiten bestehen aus indischen Gerichten und dienen zur Weitergabe von Normen und Werten zwischen den Generationen.

Freude damit zu bereiten bzw. weil dieses Konstrukt „Mahlzeit“ einer nahestehenden Person wichtig ist. „+Nu ja [Befragte nickt]. Ja. Für mich ist es vielleicht nicht so wichtig. Ich kann noch irgendwie etwas Kleines zwischendurch essen. Aber für meinen Mann ist es wichtig [Befragte nickt]. Zum Beispiel bin ich heute hierher gefahren, und er gleich so: @ („Oh, schon wieder muss ich alleine essen“)@“ (Fr. Tengel:429) Das Verhalten von Fr. Tengel in dem letztgenannten Zitat zeigt ein Verhalten, welches teilweise von Barlösius (2008, S. 50) beschrieben wird: Trotz Teilnahme an einer Mahlzeit, ist eine Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft nicht gewünscht. Anders als bei Barlösius, ist Fr. Tengel diese Gemeinschaft vertraut und nicht fremd, denn die Person, mit der sie diese Mahlzeit einnimmt, ist ihr Mann. Fr. Tengel gibt vor, dass ihr das Alleinessen nichts ausmacht. Ob ihr das tatsächlich nichts ausmacht, kann nicht gesagt werden. Darin kann auch eine Abwehr zum Ausdruck kommen oder Fr. Tengel hat andere Gründe.

5.3.3.5 Exkurs: Partnerschaftliche Teilung der Speisenzubereitung und partnerschaftliche Teilung der Bewerkstellung des Einkaufs

Bei der gerechten partnerschaftlichen Teilung der Speisenzubereitung und der gerechten partnerschaftlichen Teilung des Einkaufs zeigen sich nicht die Herstellung von (ethnischer) Zugehörigkeit. Im Folgenden soll dennoch kurz darauf verwiesen werden, ob überhaupt im Alltag eine gerechte partnerschaftliche Teilung erfolgt.

Es zeigt sich, dass eine gerechte partnerschaftliche Teilung der Speisenzubereitung außer bei Hr. Turm bei keinem der Befragten stattfindet. Es kann angenommen werden, dass die momentane familiäre Situation – Hr. Turm ist Rentner und hat mehr Zeit, aber auch sein eigener Wunsch etwas im Haushalt zu machen – diese mehr partnerschaftliche Teilung der Speisenzubereitung begünstigt. Fr. Müller und Fr. Koch z. B. sind ausschließlich für das Kochen zuständig. Bei Fr. Tengel und Fr. Reich beteiligen sich die Ehemänner bei der Speisenzubereitung – allerdings bereiten sie nur selbst ausgewählte Speisen zu und das nicht regelmäßig. „Fast immer ich, aber was mit dem Fleisch zu tun hat, macht er auch. Zum Beispiel ich hab auch schon gesagt. Hähnchengrill macht er oder was noch? (3) Ente oder so was.“ (Fr. Reich:487) Der Ehemann von Fr. Tengel z. B. kocht nur einmal im Jahr. Einige Befragte wie Fr. Krieger, Fr. Schäfer oder Fr. Fehmke verlauten nicht, dass ihre Partner ebenfalls fürs Kochen zuständig sind. Deswegen kann angenommen werden, dass sie allein für die Speisenzubereitung zuständig sind. Fr. Fehmke z. B. berichtet davon, dass sie jeden Tag nach dem Unialltag für sich und ihren Partner kocht.

Nicht nur beim Kochen, sondern auch beim Einkaufen liegt eine geringe gerechte partnerschaftliche Teilung vor. Das Einkaufen ist ein haushaltsnaher Bereich, bei dem sich die Ehemänner der weiblichen Befragten mit unterschiedlicher Intensität beteiligen. Bei den Ehemännern von Fr. Krieger und Fr. Koch und dem Freund von Fr. Fehmke und Fr. Müller

ist die Beteiligung sehr gering. Lediglich im Urlaub kommt z. B. der Ehemann von Fr. Koch zum Einkaufen mit. „In letzter Zeit sowieso ganz alleine dadurch, dass wir hier zu tun hatten, immer. Ab und zu fahren wir, ganz selten aber/ Wenn wir Urlaub haben zusammen. Dann fahren wir einkaufen zusammen. Ansonsten meistens alleine [Befragte nickt].“ (Fr. Koch:7) Fr. Koch rechtfertigt das Verhalten ihres Mannes mit der geringen Zeit, die er hat. Ebenso legitimiert Fr. Krieger das Verhalten ihres Mannes mit fehlender Zeit. Des Weiteren sieht sie sich, vergleichbar mit Fr. Koch, aufgrund ihrer „nur“ halbtätigen Erwerbsarbeit für den Einkauf zuständig.

Fr. Fehmke führt ein anderes Argument für die Übernahme des Einkaufs auf. Sie möchte ihren Freund häufig zum Einkaufen nicht mitnehmen. Sie erledigt lieber selbst die Einkäufe auf dem Weg nach Hause in aller Ruhe. Des Weiteren verzichtet sie lieber auf seine Anwesenheit aufgrund seiner Lustlosigkeit und seinem ungeduldrigen und beaufsichtigenden Verhalten. Bei Fr. Fehmke wird deutlich, dass sie einerseits vorgibt, den Einkauf lieber selbst zu erledigen, bei näherer Betrachtung wird aber deutlich, dass ihr Freund sie indirekt durch sein Verhalten in diese Situation drängt. Anstelle sein ihrem Empfinden ungeduldiges und beaufsichtigtes Verhalten ohne Bewertung zu lassen und darüber hinweg zu sehen, reißt sie die Verpflichtung zum Einkaufen an sich. Fr. Müllers Argument für die selbstständige Verrichtung des Einkaufs ist ihr Status als Alleinerzieherin, denn ihr Freund, der sich viel in ihrem Haushalt aufhält, aber dort nicht lebt, kauft nur gelegentlich für sie und ihre Kinder mit ein. Er sorgt sich mehr um seine eigenen Vorlieben. Eine höhere Beteiligung beim Einkaufen kann bei den Ehemännern von Fr. Tengel und Fr. Schäfer verzeichnet werden. Der Ehemann von Fr. Tengel z. B. kauft für seine Mutter, die im gemeinsamen Haushalt lebt, mit ein.

Zusammenfassend ist aus den Schilderungen der Befragten weitgehend zu entnehmen, dass keine egalitäre Einkommenserwirtschaftung und egalitäre Aufgabenverteilung im Haushalt vorliegen. Es kann von keiner Gleichberechtigung gesprochen werden. Tradierte Grenzen zwischen den Geschlechtern und immanente Geschlechternormen sind zu beobachten, denn geschlechtsstereotype Aufteilung bestimmt den Alltag der Befragten. Als Legitimationsargument werden lediglich von den weiblichen Befragten selbst vereinzelt die fehlende Zeit der Männer oder das gezeigte „unangemessene, nörgelnde“ Verhalten der Männer angeführt, was die Befragten zum Anlass nehmen, die Arbeit an sich zu reißen.

Im Folgenden soll gezeigt werden, ob die Befragten bewusst bestimmte Lebensmittel, die sie bei der Speisenzubereitung verwendeten und bei den Mahlzeiten verspeisen, auswählen, um Zugehörigkeit und Gemeinschaft herzustellen, aber auch Abgrenzung aufzuzeigen.

5.3.3.6 Lebensmittel

Die Lebensmittel, die die Befragten zubereiten und konsumieren, sind nicht nur Nahrungsmittel – sie stehen für etwas und haben eine (positive) Bedeutung. Die Befragten haben zu bestimmten Lebensmitteln ein besonderes Verhältnis bzw. stellen über diese eine Zugehörigkeit her – sie ethnisieren sich über bestimmte Lebensmittel. Zu nennen wären insbesondere Fleisch und Brot sowie Obst und Gemüse – insbesondere das Obst und Gemüse aus dem geografischen Herkunftsland der Befragten.

Fleisch ist für viele Befragte ein essentielles Nahrungsmittel.³⁷¹ Außer bei Fr. Krieger, die sich in ihrer eigenen Ernährung von zu viel Fleisch distanziert, ist der fast tägliche bzw. mehrmalige Verzehr von Fleisch pro Woche ein wesentlicher Pfeiler in der Ernährung der Befragten. „(.) Eigentlich fast jeden Tag @(.)@. Nee, [Befragte nickt.] fast jeden Tag. Wobei ich finde wir ha/ Wir essen nicht so viel Fleisch. Wir essen zwei/ höchstens drei. Es kommt auf die Gerichte an, was ich koche, nee so. Zwei Kilo in der Woche meistens [Befragte nickt].“ (Fr. Koch:391) Die Begründungen der Befragten für den häufigen Konsum sind unterschiedlich, wobei manche Befragte keine Begründung dafür liefern, sondern es als eine Selbstverständlichkeit sehen.

Fr. Schäfer z. B. kann sich nicht vorstellen, länger als ein Tag auf Fleisch zu verzichten. Sie macht ebenfalls deutlich, dass der hohe Konsum an Fleisch noch eine Gepflogenheit aus Kasachstan ist und eine gewisse Tradition darstellt. Fleisch gehörte zu einer guten Mahlzeit dazu, was mit Prahl und Stetzweins (1999, S. 70f.) Auffassung, dass in unserem Kulturkreis Fleisch die absolute Verkörperung einer „anständigen Mahlzeit“ ist und einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert hat, vergleichbar ist. Das Essen von Fleisch deutet darauf, dass dadurch Beständigkeit und Zugehörigkeit zum geografischen Herkunftsland geschaffen wird. Mit Fleisch verbindet Fr. Schäfer auch Männlichkeit, denn insbesondere ihr Mann und ihr Sohn benötigen Fleisch. Diese Zuweisung von Fleisch zum Männlichen zeigt Parallelen zu Prahl und Stetzwein (1999, S. 79), die darauf verweisen, dass Fleisch, speziell „rotes Fleisch am Stück [...] das typische männliche Nahrungsmittel“ darstellt. Fleisch ist ein „Symbol von Männlichkeit“ (vgl. Setzwein 2004, S. 131).

Auch Fr. Tengel macht deutlich, dass der tägliche Fleischkonsum nur auf ihren Mann zutrifft. Für sie persönlich ist Wurst nicht wegzudenken.³⁷² „Und dann weiter (.) **Wurst**. Das ist unbedingt für mich @(.)@“ (Fr. Tengel:5) Sie zählt Wurst nicht zu Fleisch und ist somit der Überzeugung, selbst nicht viel Fleisch zu konsumieren. Einige Befragte berichten von einer Reduzierung des Konsums an Fleisch in Deutschland. Bei näherer Betrachtung offenbart sich

³⁷¹ Das Verhalten der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler deckt sich mit dem Verhalten der befragten Deutschen aus dem BMEL-Ernährungsreport 2017: Die Deutschen essen am allerliebsten Fleischgerichte (53 %) (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2017, S. 7).

³⁷² Dies zeigt, dass Fleisch keine „männliche Speise“ darstellt. Setzwein (2004, S. 133) erklärt es damit, dass in Gesellschaften, in der kein Fleischmangel herrscht, Fleisch keine „exklusive“ männliche Nahrung darstellt.

auch den Befragten selbst, dass der Fleischkonsum geringer gesunken ist, als sie annehmen. Auch bei anderen Migrantengruppen ist die herausragende Bedeutung von Fleisch und/oder Fleischprodukten zu beobachten. Klamt (2004, S. 508) beobachtet, dass bei griechischen Migranten in Deutschland Hackfleisch nicht wegzudenken ist, und zwar bei der Zubereitung traditioneller Gerichte. Über Fleisch/Fleischprodukte kommt es zu einer Verbundenheit mit dem geografischen Herkunftsland.

Eine ambivalente Stellung nimmt **Brot** bei den Befragten ein. Für die einen Befragten stellt es ein sehr wichtiges Grundnahrungsmittel dar. Bereits in der Kindheit haben z. B. Hr. Dries und Fr. Fehmke verinnerlicht, dass Brot sättigend ist und bei keiner Mahlzeit fehlen darf. „Ja, Brot kenn ich halt von Zuhause, so. Also ich bin jetzt auch kein riesengroßer Brotesser, aber von Zuhause kenn ich das nur mit Brot essen. Nee, hat man ja auch schon im Kasachstan gehabt oder Usbekistan. Wenn´s Essen gab, gab´s halt Brot immer. Sonst wurddest du ja auch nicht satt. Also von daher/ Ich kenne das nur noch mit Brot essen.“ (Hr. Dries:133) Brot ist für diese Befragten eine Verbindung zu ihrem geografischen Herkunftsland und zu ihren positiven Erinnerungen an die Kindheit.

Auch die bisherige Forschung zeigt die herausragende Bedeutung von Brot für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Bereits im russischen Reich war Brot elementar (vgl. Schnurr 1965, S. 2ff.). Ebenfalls stellt Boll (1993, S. 119) fest, dass Brot sowohl in der Sowjetunion als auch in Deutschland für die Deutschen eine wichtige Beilage war bzw. immer noch ist. Er sieht Brot als das beste Beispiel für Beharrlichkeit. Auch Rieder-Hintze (2014, S. 355) verweist darauf, dass Brot immer noch das wichtigste Grundnahrungsmittel im heutigen Russland darstellt. Diese herausragende Bedeutung von Brot ist nicht unbedingt etwas Spezifisches nur für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, denn Zwick (2007, S. 13) berichtet bei türkischen Migranten in Deutschland, dass insbesondere Ältere ohne Brot zu jeder Mahlzeit nicht auskommen. Zwick (2007, S. 14) führt es auf die traditionellen Essgewohnheiten aus dem türkischen Herkunftsland zurück. Klamt (2004, S. 508) beschreibt, dass bei griechischen, aber auch italienischen Migranten in Deutschland Brot und Brotwaren von zentraler Bedeutung sind. Diese Beobachtung mit Brot kann dahingehend interpretiert werden, dass nicht nur russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, sondern auch andere Migranten damit ihre Zugehörigkeit zum geografischen Herkunftsland ausdrücken.

Einige befragte russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler verweisen auf Geschmacksunterschiede zwischen Brot aus dem geografischen Herkunftsland und aus Deutschland. Dabei ist das Brot aus dem geografischen Herkunftsland mit dem Brot in Deutschland nicht zu vergleichen, wie Fr. Schäfer deutlich macht: „Aber dort wenn wir/ Wenn wir hinfahren, dann essen wir viel mehr Brot. Weil schmeckt einfach anders. Man kann nicht aufhören, wenn du frisches Brot holst. [...] Ja [Befragte nickt und lächelt], und wir haben gegessen wie verrückt, weil das wirklich unser Brot war [Befragte nickt].“ (Fr. Schäfer:172) Fr. Schäfer nimmt eine Bewertung vor, indem sie das Brot aus dem

geografischen Herkunftsland aufwertet und das Brot aus Deutschland in Teilen abwertet. Der Geschmack fungiert hier als ein „*gesellschaftliches Differenzierungsinstrument*“ (vgl. Barlösius 1999, S. 77).

Jedoch kam es bei einigen Befragten auch zu einer Reduzierung des Brotkonsums in Deutschland, was dahingehend interpretiert werden könnte, dass eine Anpassung an das Ernährungsverhalten der Mehrheitsbevölkerung erfolgte. Des Weiteren berichten einige Befragte von einer Substitution von Weizenmehlbrot durch Vollkornbrot aus gesundheitlichen Gründen und verweisen damit auf ihr Ernährungswissen. „Früher hab ich gerne [*Befragte tippt mit dem rechten Zeigefinger auf Butter Toast.*] Toast gegessen, aber/ (4) Vor allem wegen Weißbrot ist es/ Wird ja auch immer von Kindheit auf gesagt, das ist ungesund. Und, ja, das kaufe ich. Also hab ich nie/ Gab's bei uns zu Hause immer, aber ich hab das eigentlich nie gekauft, als ich ausgezogen bin. Und Vollkorn, dass schmeckt mir.“ (Fr. Fehmke:109) Am Brot lässt sich sehr gut verdeutlichen, wie Lebensmittel Beständigkeit herstellen, aber auch Wandel herbeiführen. Über Lebensmittel kann auch Bewertung und Abgrenzung sowie Verbundenheit ausgedrückt werden.

Obst und Gemüse ist eine weitere Lebensmittelgruppe, an der sich u. a. Differenz und Nähe zeigen. Bei einigen Befragten genießen Obst und Gemüse das Ansehen von gesunden Lebensmitteln. Diesen Befragten ist es wichtig, unter Beweis zu stellen, dass sie wissen, was gesund und ungesund ist. „Gesunde Produkte bedeutet halt für mich viel Obst und Gemüse [...]“ (Fr. Krieger:103) Einige Befragte berichten davon, dass Obst und Gemüse in der eigenen Ernährung nicht wegzudenken sind. Insbesondere Gemüse und Salat werden als wichtig bei einer Mahlzeit erachtet. Diese Wichtigkeit begründet sich nach Aussage der Befragten u. a. auf das seltene Essen von Obst und Gemüse in ihrem geographischen Herkunftsland. In Deutschland soll dieser seltene Konsum kompensiert werden. „Aber Gemüse kaufen wir oft und Obst. Das ist das Wichtigste, weil früher in Sibirien bei uns haben wir so was wenig gegessen.“ (Fr. Reich:39) Auch an dieser Stelle wird wieder deutlich, dass die Befragten über bestimmte Lebensmittel ihr Verständnis von Regeln und Normen, die in Deutschland gelten, aufzeigen und gleichzeitig über diese Regeln und Normen auf ihre Zugehörigkeit zum Deutschen verweisen.

Frisch zubereitete Salate in Deutschland nehmen eine besondere Rolle bei einigen Befragten ein. Sie stehen im Gegensatz zu Salaten, die mit Mayonnaise noch in den geographischen Herkunftsländern der Befragten zubereitet wurden. Einige Befragte lernten erst in Deutschland, dass Salate auch ohne Mayonnaise zubereitet werden können. „Aus frischen Früchten, aus frischem Gemüse, aus frischen Früchten Salate machen – das haben wir dort nicht gemacht. Oder hier+ Rucolasalat +irgendwelchen+ mit Käse oder ohne Käse. Ich mag ihn zum Beispiel. Oder einfach Feldsalat. So etwas hatten wir dort nicht. Da waren auch andere Salate.“ (Fr. Tengel:105) Heute wird Mayonnaise von einigen Befragten mit schwerer Kost in Verbindung gebracht. Wobei einige Befragte auch in Deutschland heute noch gerne Mayonnaise in Salaten verwenden. Dies deutet darauf hin, dass die Befragten sich hinsichtlich des Festhaltens an Tradi-

tionen und Aufbrechen dieser Traditionen unterscheiden. Es zeigt somit auch, dass einige Befragte ihre Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über die Verwendung von Mayonnaise, wenn auch unbewusst, ausdrücken. Andere Befragte hingegen drücken ihre Zugehörigkeit über die Abgrenzung zu Mayonnaise aus. Dies zeigt deutlich, wie ein einziges Lebensmittel Zugehörigkeit aber auch Abgrenzung ausdrücken kann – abhängig von der interagierenden Person und dem Kontext.

Das Obst und Gemüse aus den geographischen Herkunftsländern der Befragten wird von einigen Befragten in einem besonderen Maß hochgeschätzt und in Teilen idealisiert. Diese Befragten sind sich einig, dass der Geschmack von Obst und Gemüse in Deutschland nicht mit dem aus dem Ausreiseland zu vergleichen ist, wie Fr. Reich exemplarisch verdeutlicht: „Ja, ich soll schon sagen. Zum Beispiel Tomaten. Ich hab hier noch nie (.) so gute Tomaten gegessen, wie zum Beispiel in Russland. Es gibt in Russland mehr Sonne. Mehr Sonne. Tomaten brauchen Sonne. Oder nach Sibirien kommen Tomaten auch aus Mittelasien. Aus Kirgisien, Usbekistan. Sie sind so süß und so (.) +saftig+ [Befragte zeigt symbolisch eine Tomate, die sie in der Hand hält]. So. (.) Wie sagt man das?“ (Fr. Reich:557) An diesem Beispiel zeigt sich wiederum, wie eine Verbundenheit mit dem geografischen Herkunftsland über Lebensmittel stattfindet, aber auch wie Abgrenzung und Differenz über Lebensmittel hergestellt wird. Über Obst und Gemüse werden des Weiteren Erinnerungen und Emotionen geweckt. Fr. Koch z. B. verweist auf den nostalgischen Geruch von Obst und Gemüse, den sie aus der Kindheit kennt. Sie ruft sich den Geruch der Kindheit in Erinnerung. „Ich konnte ja aus der Kindheit alles kennen, ne. Durfte ich kennenlernen, wie gut das alles riecht, was eigen ist.“ (Fr. Koch:55) Der Geruch von Obst und Gemüse schafft bei Fr. Koch eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen. Im Beispiel von Fr. Koch schafft der Geruch Nähe und ist positiv besetzt. Anders als Barlösius (1999, S. 76) in Bezug auf Geruch beschreibt, hat der Geruch bei Fr. Koch nicht die ihm in der Gesellschaft zugewiesene Rolle, Distanz und Grenzen aufrechtzuerhalten.

Andere Befragte nennen keine expliziten Lebensmittel, sondern machen allgemeinere Aussagen über Lebensmittel. Fr. Krieger z. B. zeigt ein idealisierendes Bild in Bezug auf die Qualität der Lebensmittel aus ihrem geografischen Herkunftsland.³⁷³ Sie bezeichnet die damals angebauten Lebensmittel als Bio und verherrlicht das Selbstangebaute. „Ich komm ja aus ein/ Wir haben ja einen Bauernhof gehabt, Das heißt, wir hatten unser Fleisch, unser Gemüse. Das heißt, wenn wir das nicht produziert haben, dann hatten wir auch nichts zu essen. Man ist ja Bio aufgewachsen in Anführungsstrichen.“ (Fr. Krieger:73) Fr. Reich hat ebenfalls ein idealisierendes Bild von den Lebensmitteln in ihrem geografischen Herkunftsland. Sie ist der Meinung, dass ihr einige Gerichte in Deutschland nicht gelingen, weil die Zutaten in Deutschland nicht von der Qualität sind, die sie aus Russland kennt.

³⁷³ Dies kann als Romantisierung und Glorifizierung der Vergangenheit bezeichnet werden (vgl. Barlösius 2016, S. 283).

„Aber hier {in Deutschland} sind die Kartoffel ein bisschen anders. Sie sind nicht so +lassen sich nicht so gut anbraten. Aber in Russland ließen sie sich gut anbraten+ @ (3)@.“ (Fr. Reich:499)

„Und Krebel. Aber hier Krebel sind nicht so gut, wie in Sibirien gemacht habe. Vielleicht ist das Mehl anders. Andere Sorte vielleicht. Ich weiß nicht warum. Oder/ (3) oder das saure Milch war bei uns (.) anders. Nicht so wie hier. Ich weiß nicht warum. Aber in Russland waren sie so [Befragte bläst und macht den Ton „Pfff, Pfff“] so weich und groß. Hier nicht. Sie sind, sind hart hier. Ich weiß nicht warum.“ (Fr. Reich:549)

Dass die Befragten aus ihren Erinnerungen ein idealisiertes Bild schildern und sich dieses möglicherweise geändert hat, zeigt Fr. Schäfer. Im Gespräch wird ihr deutlich, dass sich die Lebensmittelproduktion auch in ihrem geografischen Herkunftsland verändert hat und diese Ursprünglichkeit, die sie aus früheren Zeiten kennt, bei vielen Lebensmitteln wahrscheinlich nicht mehr anzutreffen ist. Diesen aus der Vergangenheit „erinnerten“, ihrem Empfinden nach besseren Geschmack von z. B. Obst und Gemüse versuchen einige Befragte wie Fr. Koch und Fr. Reich im russischen Lebensmittelladen zu finden, auf den nachfolgend noch mehr eingegangen wird. „Aber trotzdem die Gurken schmecken besser. Gurken und Tomaten schmecken besser. Nicht so wie in Aldi. Das kaufen wir uns ständig. Gurken und Tomaten. (3) Nicht nur zum Feiertag. Ständig. Zum Beispiel in Salat oder wenn ich sogenannte Rassolnik {russische/ ukrainische Fleisch- oder Fischsuppe; Hauptzutat sind kleingeschnittene Salzgurken/ Gurkenlake}, ja, dann kaufe ich Gurken bei Aldi. Nu Salzige. (.) Sonst zum Essen nur im russischen Laden. So.“ (Fr. Reich:105) Die Erinnerung an einen bestimmten Geschmack aus der Vergangenheit schenkt ihnen Zugehörigkeit – eine Zugehörigkeit zu ihrem geografischen Herkunftsland bzw. zum Russischen/Sowjetischen. Insgesamt lässt sich sagen, dass eine Zugehörigkeit, die positiv besetzt ist, zum Russischen/Sowjetischen über bestimmte Lebensmittel erfolgt.

5.3.3.7 Russischer Lebensmittelladen

Der russische Lebensmittelladen ist nicht für alle Befragte von höchster Priorität. Im Gegensatz zu Fr. Reich und Fr. Koch suchen die anderen Befragten nicht explizit den russischen Lebensmittelladen auf, um dort den erinnerten, besseren Geschmack, von frischem Obst und Gemüse zu kaufen. Dort erwerben sie bestimmte Spezialitäten wie eingelegte Tomaten, Gurken und Pilze. Aber auch eingefrorene Pelmeni, Pralinen,³⁷⁴ geröstete Sonnenblumenkerne, Chalva oder bestimmte Getränke kaufen sie dort ein. Diese Lebensmittel haben eine tiefe Bedeutung für sie und wecken Emotionen wie z. B. Kindheitserinnerungen. Diese Lebensmittel haben den Status von etwas Besonderem. Über diese Lebensmittel stellen die Befragten eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen her. Hingegen werden diese Lebensmittel nicht häufig gekauft, was unterschiedliche Gründe hat. Die Neugier nach neuen Lebensmitteln treibt einige Befragte an, den russischen Laden aufzusuchen. „Und (.) ja ist auch mal so interessant mal zu gucken, nee.“ (Hr. Dries:27) Die dort

³⁷⁴ Es stellt sich die Frage, wieso gerade Pralinen, denn in Deutschland gibt es sehr viel Auswahl an Pralinen bzw. Süßem. Der Betreiber von MIX Markt begründet es mit dem Wunsch nach Authentizität (vgl. Sonntag 2019).

verfügbaren Lebensmittel stehen für besonderen Genuss und die Möglichkeit, sich verwöhnen zu lassen. „Ei/ Einfach, das ist sehr selten, aber wenn ich möchte mir oder ein bisschen @(+verwöhnen+)@. @(4)@“ (Hr. Turm:394) Diese Lebensmittel werden aber auch als zu teuer bewertet und folglich nur zu besonderen Anlässen gekauft. „Nur zum Feiertag. Zum Beispiel ein bisschen Pralinen so. Oder Kaviar oder (.) was noch? Speck. So Grudinka {*Schweinebauch gepökelt, gegart*} heißt das. Nur zum Feiertag. Zum Beispiel Weihnacht oder. (.) Sonst nicht, weil russischer Laden ist eigentlich teuer.“ (Fr. Reich:99) Dies ist vergleichbar mit Rieder-Hintzes (2014, S. 355) Beobachtung: Spezielle Lebensmittel wie Kaviar werden nur zu Feiertagen gegessen.

Die von den Befragten genannten speziellen Lebensmittel werden allerdings auch für den alltäglichen Konsum als nicht notwendig erachtet bzw. werden nicht immer gewünscht. Denn nach einer Weile stellt sich eine gewisse Sättigung ein, was einen zeitlichen Abstand von diesen Lebensmitteln notwendig macht. Somit ist der regelmäßige Besuch des russischen Lebensmittelladens für einige Befragte nicht erstrebenswert. „Alle zwei Monate vielleicht. Das ist auch nur, wenn wir dann gemeinsam in Lüneburg sind. Denn der nächste Laden ist ja nur in Lüneburg. Wenn wir mal **gemeinsam** einkaufen fahren tatsächlich, dann fahren wir mal da rein. Aber ist so selten. Hier wird halt ein bisschen mehr eingekauft, dass es dann für ein paar Wochen reicht. Die Kinder haben dann ja auch irgendwann die Nase voll von Buratino {*russisches Erfrischungsgetränk mit Fruchtgeschmack; Limonade*} @(trinken)@. @(.)@“ (Hr. Dries:29) Dadurch, dass die Lebensmittel nicht zu etwas Alltäglichem werden, sondern Genuss bleiben, bewahren die Befragten sich den Exklusivitätscharakter dieser Lebensmittel. Das zeigt, dass Genuss nichts Alltägliches darstellt und eine Begrenzung bedeutet. Hr. Michels ist der einzige, der diesen Laden wöchentlich aufsucht. Wobei berücksichtigt werden muss, dass Fr. Krieger und Fr. Tengel sich nicht zu dem russischen Laden äußern. Einig sind sich die Befragten, die den Laden aufsuchen, darüber, dass der russische Lebensmittelladen nicht zu ihren primären Einkaufsstätten gehört. Diese Beobachtung kann dahingehend interpretiert werden, dass die Befragten sich weitgehend an die Einkaufsgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung angepasst haben, da russische Lebensmittelläden für sie nicht (mehr) von höchster Priorität sind. Für die Befragten, die regelmäßig den russischen Lebensmittelladen aufsuchen, ist der Besuch dieses Ladens eine verinnerlichte alltägliche Praktik – über den Besuch findet Selbstethnisierung statt.

5.3.3.8 Zusammenfassung

In den bisherigen Studien zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern und ihrem Ess- und Einkaufsverhalten (vgl. Kapitel 3.7.6) wird die Zugehörigkeitsfrage als zentrale Forschungsfrage im Zusammenhang mit „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ nicht behandelt.³⁷⁵ Zugehörigkeit, sofern es andeutungsweise zum Ausdruck gebracht wird, ist ein

³⁷⁵ Auch Kiel (2009) behandelt in ihrer qualitativen Untersuchung, die den Titel trägt: „*Wie deutsch sind die Russlanddeutschen?*“ Eine empirische Studie zur ethnisch-kulturellen Identität in russlanddeutschen Aussied-

Thema am Rande. Der Fokus dieser Studien liegt bei der Identitätsfindung im Zusammenhang von Essen, Einkauf und Gesundheit und nicht auf der Zugehörigkeitsfrage. Teilweise wird Zugehörigkeit durch Essen angedeutet, hingegen lediglich im Rahmen der Identitätsfrage. Das heißt, die Frage nach der Zugehörigkeit wird vor allem über den Identitätsbegriff thematisiert. Zugehörigkeit und Identität sollten hingegen nach Ansicht von Mecherils und Hoffarths (2006) voneinander getrennt betrachtet werden, denn sie haben zwei unterschiedliche Betrachtungsweisen und produzieren folglich unterschiedliche Ergebnisse.³⁷⁶ Auch andere Forscher sprechen sich für eine Differenzierung von Zugehörigkeit und Identität aus (vgl. Brubaker 2007; Pfaff-Czarnecka 2012, 10f.), was bereits im Kapitel 3.4 ausführlich dargelegt wurde. Das Konzept der Zugehörigkeit umfasst nämlich viel mehr als das Konzept der Identität (vgl. Anthias 2013, S. 9; Yuval-Davis 2007, S. 3).

Um es noch einmal auf den Punkt zu bringen: Bisher findet sich in der Forschung keine ins Detail gehende Darstellung der Zugehörigkeitsherstellung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler im Kontext von Essen, Einkauf (und Gesundheit) als zentrale Forschungsfrage. Die hier vorliegende Untersuchung setzte an diesem Punkt an und liefert Erkenntnisse zu der Frage, ob und wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler über Essen, Einkauf (und Gesundheit) ihre Zugehörigkeit ausdrücken und sich verorten.

Die im ersten Kapitel formulierte Leitfrage, welchen Stellenwert Essen, Einkauf (und Gesundheit) bei der Herausbildung von Zugehörigkeiten haben, kann dahingehend beantwortet werden, dass Essen und Einkauf einen hohen Stellenwert bei der Herausbildung von Zugehörigkeit(en) haben. Essen ist für die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler mehr als nur die biologisch notwendige Essenaufnahme. Essen ist bei ihnen mit Bedeutung und Emotionen aufgeladen. Die Wahl des Essens wird zu einer Entscheidung, wie sie sich selbst wahrnehmen und wie sie von Anderen wahrgenommen werden möchten. Anhand des Essens zeigen die Befragten Differenz, Ablehnung, Abgrenzung (nicht nur zu Anderen bzw. Fremden, sondern auch innerhalb der Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler), Bejahung und auch ihre Zugehörigkeit. Die Befragten machen in der hier vorliegenden Untersuchung auch die Erfahrung, aufgrund ihres Essens Anerkennung von der Mehrheitsbevölkerung zu bekommen, was in der bisherigen

lerfamilien“ weder Identität noch Zugehörigkeit im Zusammenhang mit Essen, Einkauf (und Gesundheit), was von ihrem Arbeitstitel vielleicht anzunehmen wäre. Kiel geht es in ihrer Untersuchung darum, „Identitätsbildungsprozesse vor dem jeweiligen Erlebnishintergrund der Russlanddeutschen“ zu untersuchen, „was eine Typisierung unterschiedlicher Verortungen im Bereich der ethnisch-kulturellen Identität ermöglicht.“ (Kiel 2009, S. 53). Die ethnische Komponente der kulturellen Identität ist für Kiel von besonderer Bedeutung. Kiel gibt Einblick in die Prozesse der Konstruktion ethnischer Identität. Angesprochene Themenkomplexe in den Interviews sind u. a. Kultur, ethnisch kulturelle Identität, Religion, Integration und Erziehung. Essen/Ernährung und/oder Gesundheit sind keine Themen in den Interviews. Allgemein lässt sich zu Kiels Untersuchung sagen, dass die Frage der Zugehörigkeit nur randständig behandelt wird bzw. über die Frage der Identität untersucht wird. Zugehörigkeit und Identität werden nicht differenziert.

³⁷⁶ Beim Identitätsbegriff stehen im Zentrum die Neigungen des Individuums, die zugegebenermaßen sozial vermittelt, aber individuell zu verantworten sind. Beim Zugehörigkeitsbegriff hingegen steht das Verhältnis von Individuum und sozialem Kontext im Vordergrund (vgl. Mecheril und Hoffarth 2006, S. 228).

(Spät-)Aussiedlerforschung nicht in dieser Form gezeigt werden konnte. Über bestimmte Lebensmittel und Speisen wird Zugehörigkeit über das geografische Herkunftsland tradiert. Dabei ist es nicht relevant, ob die Befragten diese Lebensmittel und Speisen häufig essen, sondern dass insbesondere die Wochenenden, aber auch die Feiertage durch diese Speisen bestimmt sind. An Wochenenden wird die russische/sowjetische Zugehörigkeit gepflegt.

Essen ist für die Befragten eine wichtige Verbindung zu ihrem geografischen Herkunftsland, aber auch zu Deutschland, ihrem ethnischen Herkunftsland. Beim Essen spiegelt sich genau wie bei dem Selbstverständnis und der Sprache viel über Fremdheit und Eigenheit wieder. Das „hier“, Deutschland, und „dort“, ihr geografisches Herkunftsland, hat eine große Bedeutung. Das Vornehmen von Abgrenzung innerhalb der Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, aber auch die Abgrenzung zu den Anderen, d. h. die Differenzierung zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ – erfolgt an vielen Stellen bei der Schilderung zu Essen und verweist auf Ethnisierungsprozesse. Die Befragten versuchen die Differenz zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ mit den Begriffen „dort“/„drüben“, dem „Eigenen“ und „hier“, dem zunächst Fremden weitgehend bei ihren Schilderungen aufrechtzuerhalten. Am Geschmack der Lebensmittel machen die Befragten Fremdes und Eigenes fest. Sie grenzen sich bewusst ab, indem sie sich selbst ethnizieren. Geschmack dient für sie als ein Mittel sozialer Abgrenzung (vgl. Bourdieu 1982, S. 307). Aber auch mit dem Geruch, welcher in der bisherigen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht beobachtet wird, schaffen die Befragten eine Abgrenzung zwischen Eigen und Fremd. Diese Grenzen geben ihnen Sicherheit. Der erinnerte „bessere“ Geschmack und Geruch der insbesondere frischen Lebensmittel wie Tomaten aus der Vergangenheit, von „dort“, ihrem geografischen Herkunftsland, löst bei einigen Befragten Emotionen wie Sehnsucht und Freude aus. Mit diesen positiven Geschichten über den Geschmack und den Geruch verdeutlichen die Befragten ihre geografische Herkunft, die nicht mit Nachteilen verbunden ist, anders als bei der Sprache, sondern als Vielfalt geschätzt wird. Um diese Sehnsucht nach diesen Lebensmitteln zu stillen, wird in Deutschland vereinzelt der russische Lebensmittelladen aufgesucht. Aber anders als bei Aronson (2011, S. 61), die in ihrer Studie feststellt, dass der russische Lebensmittelladen eine wichtige Einkaufsstätte für die älteren Russlanddeutsche ist, lässt sich in der hier vorliegenden Untersuchung nicht die Aussage machen, dass der russische Lebensmittelladen eine wichtige Einkaufsstätte für die befragten älteren russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler darstellt. Jüngere als auch ältere Befragte suchen diesen auf. Die Beobachtung, dass die Bedeutung des russischen Lebensmittelladens im Leben der Russlanddeutschen abnimmt, die Eugen Henning, der Geschäftsführer von Mix GmbH Lebensmittelhandel (vgl. Druck 2013b, S. 19) beschreibt, ist ebenfalls bei den hier Befragten anzutreffen. Der russische Lebensmittelladen ist nichts Alltägliches, sondern steht für Genuss – Genuss, der

begrenzt ist. Der Laden wird unmittelbar vor Feiertagen und/oder bevorstehendem Besuch aufgesucht. Der Exklusivitätscharakter dieses Ladens wird aufrechterhalten. Dies zeigt aber auch, dass die Befragten sich weitgehend an die Einkaufsgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung angepasst haben. Das heißt aber auch, dass keine Rückkehr zu ausschließlich alten Gewohnheiten bzw. bekannten, traditionellen Lebensmitteln aus dem Ausreiseland erfolgt – d. h. keine Rückkehr ins Russische/Sowjetische.

Die hier Befragten ethnisieren sich über den Besuch des russischen Lebensmittelladens, was eine alltägliche Praktik und/oder eine Tradition darstellt. Damit zeigen sie ihre Zugehörigkeit zu ihrem geografischen Herkunftsland durch diesen Besuch und/oder die sinnlichen Schilderungen von dem besseren Geschmack einiger Lebensmittel, die sie dort vorfinden. Sie idealisieren teilweise diese Lebensmittel. Diese Lebensmittel sind in ihrer Wahrnehmung ohnegleichen. Sie werten sie auf, indem sie Lebensmittel aus Deutschland teilweise ablehnen und abwerten. Zu beobachten ist auch, dass ein Gewöhnungsprozess stattgefunden hat. Der insbesondere in der Anfangszeit in Deutschland abgelehnte Geschmack einiger Lebensmittel wird im Laufe der Zeit nicht nur „erträglicher“, sondern bekommt eine Aufwertung. Aber auch der als fremd erscheinende Geruch einiger Lebensmittel, der als Abgrenzung zwischen Nähe und Distanz fungiert (vgl. Barlösius 1999, 76ff.), erscheint nach einer Zeit nicht mehr als fremd. Die Befragten nehmen diesen „anderen“ Geschmack und Geruch an und machen ihn zu ihrem „Eigenen“. Vergleichbar wie bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ kommt es zum Annehmen des Fremden. Eingelegte Gurken³⁷⁷ in Deutschland z. B. schmecken nun deutlich besser als die im geografischen Herkunftsland. Das Annehmen des Fremden ist ein Ausdruck ihrer prozessartig veränderten Zugehörigkeit zum Deutschen bzw. zum „deutschen Deutschen“. Sie nehmen dieses neue „deutsche Deutsche“ zu ihrem bereits bestehendem „Russlanddeutschen“ und „Russischen/Sowjetischen“ an und weisen es nicht zurück. Sie lassen das „Russische/Sowjetische“ nicht hinter sich und kehren nicht „endlich“ ausschließlich zum Deutschen zurück. Dieser Prozess ist individuell unterschiedlich bzw. dieser Prozess findet aus dem Inneren heraus statt. Dies ist kein Widerspruch zum Gefühl „Deutsch zu sein“. Sie fühlen sich Deutsch, aber als „andere Deutsche“, was sich bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ zeigte. Sie nehmen über den Geschmack das „deutsche Deutsche“ an, bewahren sich aber dennoch ihr „anderes Deutsch“. Dies zeigt das Nebeneinanderbestehen von (Teil-)Zugehörigkeiten. Somit lässt sich sagen, dass die Befragten Zugehörigkeit durch Geschmack und Geruch schaffen, was in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung bisher kaum gezeigt und untersucht

³⁷⁷ Eingelegte Gurken scheinen eine besondere Bedeutung in der Ernährung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zu haben. Denn sie werden nicht nur in der vorliegenden Studie thematisiert, sondern ihnen wurde auch in anderen Studien Bedeutung von den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern selbst eingeräumt – sowohl in der ehemaligen Sowjetunion als auch in Deutschland (vgl. Kapitel 3.7.6).

wurde. In der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung wird die Zugehörigkeitsfrage nicht explizit mit Geschmack und Geruch in Verbindung gebracht bzw. es wird nicht explizit gezeigt, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler Geschmack und Geruch dazu verwenden, eine Abgrenzung zwischen Nähe und Distanz zu schaffen. Es wird somit auch nicht gezeigt, dass Geschmack und Geruch für sie als ein Mittel sozialer Abgrenzung dienen.

Nicht nur beim Geschmack und Geruch, sondern auch bei der Ernährungsversorgung zeigt sich bei den Befragten Nähe und Distanz. Die Befragten fühlen sich in Bezug auf die Ernährungsversorgung Deutschland näher bzw. verbunden. Auch hier zeigen sie eine Abgrenzung zu Deutschland und ihrem geografischen Herkunftsland. Denn die Befragten bewerten die leichtere Verfügbarkeit der Lebensmittel in den Geschäften in Deutschland positiv und verweisen gleichzeitig auf die schwierige Ernährungsversorgung in ihren geografischen Herkunftsländern. Sie distanzieren sich bewusst von ihrem geografischen Herkunftsland diesbezüglich. Es kommt zu einer Aufwertung der Situation in Deutschland und einer Abwertung der Situation in ihren geografischen Herkunftsländern. Diese beiden Beispiele zeigen ein Verhalten der Befragten, welches als „variables“ oder „multi-optionales“ Verhalten bezeichnet werden könnte. Für die Befragten gibt es nicht die Alternative „Deutsch“ oder „Russisch/Sowjetisch“. Unbewusst nehmen sie das Konzept der hybriden Zugehörigkeit in Anspruch. Sie fühlen sich gleichermaßen dem Deutschen als auch dem Russischen/Sowjetischen zugehörig – abhängig vom Kontext und der Situation, genau wie bei der Sprache oder dem Selbstverständnis.

Mit ihrem Ess-/Ernährungsverhalten versuchen sich die Befragten zu definieren und zu differenzieren. Einige Befragte demonstrieren nicht nur Wissen über Ernährung, sondern verweisen auf ihr Denken in den Kategorien „gesund“ und „ungesund“. Diese Befragten bewerten ihre eigene Ernährung und zeigen, dass heute Essen für sie ein Gebiet ist, der normativ belegt ist und sie zur Reflexion sowie Rechtfertigung zwingt. Heute ist für diese Befragten im Vergleich zu der Anfangszeit in Deutschland ein sorgloses und bedenkenloses Essen nicht mehr vorstellbar. Sie grenzen sich von der Anfangszeit in Deutschland bewusst ab, wo einige Befragte sich als weniger „klug“ als heute wahrgenommen haben. Sie möchten sich heute bewusst machen, was sie essen. Einige demonstrieren auch, dass ihnen gesellschaftliche Erwartungen bekannt sind. Diese befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler entwickeln über diese gesellschaftlichen Erwartungen und geltenden Regeln und Normen eine Zugehörigkeit zum Deutschen. Hier können im weitesten Sinne Parallelen zu anderen Migranten gezogen werden. In einer qualitativen Untersuchung der Kriminologischen Regionalanalyse für den Landkreis Vechta zeigten Jugendliche mit Gewalterfahrung und mit Migrationshintergrund (u. a. türkischstämmiger Migrationshintergrund) über die Akzeptanz des „deutschen“ Werte- und Normensystems (Akzeptanz der deutschen Rechtstaatlichkeit) die Notwendigkeit von Integration (vgl. Janßen 2014, S. 274), was im weitesten Sinne als eine Zugehörigkeit zum Deutschen gedeutet

werden könnte. In einer weiteren Studie zu türkischen Migranteneltern der Folgegeneration mit Kindern im Vorschulalter beobachtet Gürbüz-Bicakci (2017), wie türkische Migranteneltern in ihrer Erziehung in Bezug auf „frühzeitiges und allumfassendes Lernen und Erleben“ versuchen, sich an die gesellschaftlichen Erwartungen in Deutschland anzupassen. Auch dies könnte im weitesten Sinne als eine Zugehörigkeit zum Deutschen gedeutet werden. Hingegen wird sowohl in der allgemeinen Migrationsforschung als auch speziell in der (Spät-)Aussiedlerforschung kaum diskutiert, ob Migranten bzw. (Spät-)Aussiedler über die Akzeptanz/Nicht-Akzeptanz der gesellschaftlichen Erwartungen und geltenden Regeln und Normen im Kontext von Essen/Ernährung eine Zugehörigkeit entwickeln. Hingewiesen werden muss allerdings darauf, dass nicht jedem der Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung gesellschaftliche Erwartungen und Bewertungen wichtig sind. Das bedeutet, dass es bei diesen Befragten nicht zu der Herstellung von Zugehörigkeit zum Deutschen durch die Akzeptanz der gesellschaftlichen Normen und Werte in Deutschland in Bezug auf Ernährung kommt.

Die Befragten fühlen sich in unterschiedlicher Ausprägung den deutschen, russlanddeutschen und russischen/sowjetischen Lebensmitteln und Speisen verbunden. Genau wie bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ kommt es zum Annehmen, aber auch Gegenhalten. Hier darf das Gegenhalten nicht als etwas verstanden werden, was jeder Befragte tut oder als etwas Dauerhaftes und Unumstößliches verstanden werden, sondern als ein temporär begrenzter Zustand. Es kann als ein Wunsch „gegenzuhalten“ verstanden werden. Bestimmte Lebensmittel und Speisen, aber auch Verhaltensweisen werden zwar akzeptiert, jedoch zurückgewiesen. Und das auch wieder je nach Kontext. Darzustellen, was typisch russische/sowjetische oder russlanddeutsche Speisen sind, fällt nicht jedem leicht – im Gegensatz zu „typisch deutschen Speisen“. Vereinzelt wird der Begriff „russlanddeutsche Küche/Speisen“ abgelehnt. Den Begriff „traditionelle Speisen“ verwenden die Befragten selbst nicht. Es wird hingegen in den Schilderungen der Befragten erkennbar, dass mit traditionellen Speisen sowohl die russischen/sowjetischen als auch russlanddeutschen Speisen gemeint sind. Im Vergleich dazu bezeichnen die russlanddeutschen Aussiedler in Bolls (1993, 93ff.) Studie traditionelle Speisen als „russlanddeutsche“ Speisen. Einige dieser Befragten stellen hingegen fest, dass es zu einer „Verwässerung“ der traditionellen Speisen in der ehemaligen Sowjetunion gekommen ist (vgl. Boll 1993, S. 98).

Erkenntnisreich ist, dass nur eine Befragte in der hier vorliegenden Untersuchung, die im Rentenalter ist, die Bezeichnung „Wolgadeutsch“ für russlanddeutsche Speisen nennt und eine Zugehörigkeit über Essen zu den ehemaligen Siedlungsgebieten der Russlanddeutschen herstellt. Das Verhalten dieser Befragten ist etwas verwunderlich, denn bei dem Verständnis von Heimat (bei der Dimension „Heimat und Selbstverständnis“) stellten sowohl sie als auch die anderen Befragten keinen Bezug zu ihren geografischen Siedlungs-

gebieten in der ehemaligen Sowjetunion her. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass diese genannte Befragte anders als beim Verständnis von Heimat über Essen eine starke Verbundenheit und Nähe zu den ehemaligen Siedlungsgebieten verspürt. Das heißt, dass bei dieser Befragten nicht Heimat, sondern Essen einen Bezug zu der (zweiten) ethnischen Wurzel³⁷⁸ darstellt.

Über die selbstzugesprochene Wichtigkeit bestimmter Lebensmittel, wie Brot zu jeder Mahlzeit und Fleisch als essentielles Nahrungsmittel, verweisen die Befragten auf ihre Zugehörigkeit zu ihrem geografischen Herkunftsland bzw. zum Russischen/Sowjetischen. In ihrem geografischen Herkunftsland hatte sowohl Brot als auch Fleisch einen traditionellen Wert. Während Brot in Deutschland z. B. vornehmlich zum Abendbrot und/oder Frühstück, also zu kalten Mahlzeiten, als alleinige Hauptkomponente dient, ist Brot das wichtigste Grundnahrungsmittel in Russland und wird zu fast jeder Mahlzeit verspeist (vgl. Rieder-Hintze 2014, S. 355). Bereits in der Studie von Boll (1993, S.119) wurde beobachtet, dass Brot bei Russlanddeutschen zu jeder Mahlzeit, sowohl zu kalten, als auch zu warmen Mahlzeiten, als eine verpflichtende Beilage gehört. Bei anderen Migranten wie z. B. den türkischen Migranten in Deutschland (vgl. Zwick 2007, S. 13), italienischen oder griechischen Migranten in Deutschland (vgl. Klamt 2004, S. 508) spielt Brot eine zentrale Rolle. Was Fleisch anbetrifft, so wird aus der ernährungswissenschaftlichen Sicht ein hoher Konsum an Fleisch nicht gern gesehen (vgl. Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. 2022), dennoch essen viele Deutsche Fleisch³⁷⁹ (vgl. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft 2017, S. 13). Auch Rahier (1985, 148ff.) stellt vor mehr als 30 Jahren fest, dass Fleisch ein sehr wichtiges Nahrungsmittel für die deutschen Aussiedler aus Polen ist, und zu jeder warmen Hauptmahlzeit serviert wird. Inwieweit damit Verbundenheit oder Zugehörigkeit hergestellt wird, deutet Rahier (1985) hingegen nicht an.

Dabei ist auffallend, aber nicht verwunderlich, dass sich in Deutschland das Ess-/Ernährungsverhalten der Befragten größtenteils verändert hat und somit auch auf einen teilweisen Wandel der Zugehörigkeit(en) verweist. Die Befragten berichten u. a. vom Wandel eines unreflektierten, sorglosen Einkaufsverhalten in der ersten Zeit in Deutschland zu einem bedachten und umsichtigen Einkaufsverhalten. Sie berichten ebenfalls von Reduzierung und Substitution von Nahrungsmitteln. Auch das Kochverhalten verändert sich. Die Befragten bewegen sich auf einem Kontinuum zwischen Festhalten an Traditionen und Öffnen für andere Kocheinflüsse – für „autochthone deutsche“ Kochein-

³⁷⁸ Aus dem historischen Kontext kann angenommen bzw. interpretiert werden, dass die erste ethnische Wurzel in Deutschland liegt, denn Russlanddeutsche wanderten aus Deutschland in das russische Zarenreich vor über 250 Jahren aus (vgl. Kapitel 2.2).

³⁷⁹ Klotters (2015b, S. 263) Ansicht nach ist die Konsummenge des Fleisches ein Kennzeichen der gesellschaftlichen Stellung. Früher war in Deutschland eine große Konsummenge mit Reichtum verbunden, was heute noch in den Schwellenländern der Fall ist. In Deutschland ist heute der umgekehrte Fall zu beobachten. Der Verzicht auf Fleisch dient den sozial Bessergestellten zur Abgrenzung zu den sozial weniger gut gestellten.

flüsse. Eine ausschließliche Rückkehr ins Russische/Sowjetische findet bei ihnen folglich nicht statt. Die Befragten sind für Neues mit unterschiedlicher Ausprägung offen. Sie nehmen zwar in unterschiedlicher Intensität und Geschwindigkeit neue Speisen in ihre Esskultur auf, geben hingegen die eigene geographische Herkunft aus der ehemaligen Sowjetunion nicht gänzlich auf. Das Festhalten am Bewährtem, an Traditionen ist nicht immer abhängig vom Alter. Die Untersuchung von Aronson (2011, S. 61) zeigt hingegen, dass sich ältere russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler für neue Speisen kaum öffnen. In der hier vorliegenden Untersuchung kann zwar beobachtet werden, dass vermehrt ältere Befragte an Traditionen festhalten, jedoch auch jüngere Befragte sehr traditionell in ihrem Essverhalten sein können. Gerade das fast tägliche Selbstkochen der jüngeren Befragten kann als Fortführung der Traditionen aus dem Elternhaus aus der ehemaligen Sowjetunion, aber auch aus Deutschland, was das Erfahren von Zugehörigkeit zu der Familie durch die zubereiteten Speisen aufzeigt, verstanden werden. Dennoch ist festzuhalten, dass es mehr die älteren Befragten sind, die an Traditionen festhalten und weniger die Notwendigkeit sehen bzw. nicht das Verlangen nach Veränderungen haben. Beständigkeit und Vertrautheit stehen bei ihnen mehr im Vordergrund. Es kann die Frage gestellt werden, wie diese Art der Zugehörigkeit (Zugehörigkeit zu der Familie) mit ethnischer Zugehörigkeit zusammenhängt. Diese Frage kann dahingehend beantwortet und weiter interpretiert werden, dass die Familie für den Migrationshintergrund, den russischen Migrationshintergrund, steht. Denn die Befragten sind Deutsche mit russischem Migrationshintergrund. Ihre kulturelle Eigenheit des Selberkochens, die auf eine Zugehörigkeit zu der/ihrer Familie hindeutet, kann als ein Vergangenheitsbezug zum Russischen/Sowjetischen verstanden werden.

Das Ergebnis, dass das Festhalten am Bewährten, an Traditionen nicht immer ausschließlich abhängig vom Alter ist, lässt sich auch bei indischen Migranten in den Niederlanden finden. Diese behalten ihre traditionellen Gerichte unabhängig vom Alter eine relativ lange Zeit bei (vgl. Bailey 2017, S. 54). Dass sich tendenziell mehr die Älteren den traditionellen Speisen verbunden fühlen und länger an diesen festhalten, lässt sich bei älteren türkischen Migranten in Deutschland finden (vgl. Zwick 2007, S. 13).

Um erneut auf die älteren Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung zurückzukommen, diese öffnen sich leichter für kleinere als größere Veränderungen wie u. a. das Einbeziehen neuer Gewürze in ihre Speisen. Dies unterscheidet sich zu Bolls (1993, 120f.) Ergebnissen. Boll berichtet bei Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion von wenig bis kaum Interesse an neuen Gewürzen in Deutschland. Dies deutet auf eine Veränderung bei den heutigen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern hin.

Jüngere Befragte scheinen problemloser beide Küchen bzw. Kocheinflüsse sowohl aus dem Deutschen als auch dem Russischen/Sowjetischen nebeneinander zu pflegen, ohne

sich genau festzulegen. Dieses Verhalten, das Bewährte, das Traditionelle nicht zu verleugnen und das Neue, das Neugier erweckende in das Bewährte zu implementieren bzw. dem Neuen einen Platz neben dem Traditionellen einzuräumen, zeigt ihre Zugehörigkeit sowohl zum Russischen/Sowjetischen als auch zum Deutschen. Ferner zeigt es das Pflegen dieser Zugehörigkeiten.

Noch deutlicher wird ihre Zugehörigkeit zum Deutschen als auch zum Russischen/Sowjetischen durch das Wort „Mischen“ verdeutlicht. Die Befragten selbst beschreiben oft ihr Koch- und Essverhalten als „gemischt“. Sie mischen die Speisen im Alltag, weniger am Wochenende und an Feiertagen, an denen tendenziell mehr bzw. fast nur russische/sowjetische Speisen zubereitet werden, die das Außergewöhnliche präsentieren. Das heißt, sie kochen mal deutsche, mal russische/sowjetische Speisen. Ebenfalls wird ihre Zubereitung von „typischen“ russischen/sowjetischen Speisen vom „Deutschen“ beeinflusst. Sie wandeln vereinzelt typische russische/sowjetische Gerichte um, indem sie bestimmte „typische“ russische/sowjetische Zutaten durch andere „deutsche“ Zutaten ersetzen. Sie „vermischen“ ein Gericht.

Interessanterweise berichten die Befragten nicht davon, dass sie „typische russlanddeutsche Speisen“ in Deutschland mit „deutschen“ Zutaten vermischen. Vereinzelt Befragte berichten sogar, dass sie bei der Zubereitung von russlanddeutschen Speisen heute in Deutschland keine Abweichung vom Originalrezept dulden. Es stellt sich die Frage, wieso keine Abweichung bei russlanddeutschen Speisen, aber bei russischen/sowjetischen Speisen nicht nur geduldet, sondern auch aktiv realisiert wird. Es ist anzunehmen, dass bei den Befragten, die russlanddeutsche Speisen zubereiten, diese Speisen einen anderen Wert und eine andere Art und Intensität der Verbundenheit und Zugehörigkeit als russische/sowjetische Speisen haben. Es ist eine andere Qualität von Zugehörigkeit. Über die russlanddeutschen Speisen, auch wenn diese nicht häufig gekocht werden, erfolgt eine stärkere vergangenheitsbezogene Verbundenheit zu der eigenen Biografie, die in der Vorstellung der Befragten nicht geändert bzw. verfälscht werden darf. Russlanddeutsche Speisen werden nämlich fast immer mit der Erinnerung an die Kindheit in Verbindung gebracht. Kindheit kann als ein zu schützender Erfahrungsraum in der Vorstellung der Befragten interpretiert werden. Diese Beobachtung des Nichtvermischens der russlanddeutschen Speisen kann als ein Beleg für historische Bezüge zum „Deutschsein“ gedeutet werden. Die Feststellung, dass „typische russlanddeutsche Speisen“ in Deutschland nicht mit „deutschen“ oder „russischen/sowjetischen“ Zutaten vermischt werden und mögliche Erklärungen dafür lassen sich in der bisherigen Forschung bislang wenig finden.

Das Mischen von deutschen und russischen/sowjetischen Speisen (von deutschen und russischen/sowjetischen Elementen) in Deutschland, was nicht mit Abwertungen und negativen Konsequenzen verbunden ist, ganz anders als bei der Sprache oder dem Selbst-

verständnis, ist bei allen Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung anzutreffen. Allerdings ist das Mischen von Speisen nichts Spezifisches nur für die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Das Mischen findet sich auch bei polnischen Aussiedlern (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 165) und bei Migranten, die keine ethnischen Rückkehrmigranten sind, wie z. B. bei italienischen, griechischen und türkischen Migrantinnen in Deutschland (vgl. Klamt 2004, S. 509) oder türkischen Migranten in Schweden (vgl. Koçtürk-Runefors 1990) wieder. Aber nicht alle Migranten mischen Speisen – zu nennen sind moldawisch-gagausische Arbeitsmigranten in Deutschland (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 169). Das Mischen von Speisen ließ sich teilweise auch in den geografischen Herkunftsländern der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler finden. Auch wenn die Deutschen in der ehemaligen Sowjetunion in den Herkunftsländern eine sehr lange Zeit keine Einflüsse auf ihre russlanddeutsche Küche duldeten, so kam es doch nach einer Zeit zur „Durchmischung“. Sie fingen an, russische/sowjetische und russlanddeutsche Speisen zu „vermischen“ bzw. beide Kochrichtungen miteinander zu kombinieren, was sich in der Untersuchung von Boll (1993, 102ff.) feststellen lässt. In Deutschland stellt Boll (1993, 105ff.) hingegen fest, dass die meisten Deutschen aus der Sowjetunion an mitgebrachten russlanddeutschen Speisen festhalten. Es kommt bei einigen sogar zu einer „Überidentifizierung“ mit diesen Speisen. Der Speiseplan wird russlanddeutscher als in der ehemaligen Sowjetunion. Dies kann auch als „Geschmacks-Konservatismus“ (vgl. Tolksdorf 1978, S. 341) bezeichnet werden. Auch Rahier (1985, 148ff.) spricht in ihrer Untersuchung bei deutschen Aussiedlern aus Polen nicht nur vom Mischen der Speisen, sondern vom Festhalten an traditionellen Koch- und Essgewohnheiten. Die Aussiedler aus Polen kochen in Deutschland häufiger „landmannschaftliche“ Gerichte als in Polen. Dies kann ebenfalls als eine Überidentifizierung gedeutet werden. Rahier (1985) und Boll (1993) stellen fest, dass eine Annäherung an die Ess- und Kochgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung überwiegend nicht gewollt ist.³⁸⁰ In den Untersuchungen von Rahier (1985) und Boll (1993) lassen sich u. a. folgende Schlagwörter finden: „Nicht-Vermischen von Speisen“, „Konservierung des besonderen Geschmacks“ und „Umstellung der Speisen bedeutet Belastung“. Diese Ergebnisse können als eine „sehr starke Orientierung“ an russlanddeutschen/landmannschaftlichen Ernährungsgewohnheiten gelesen werden.

³⁸⁰ Als ein Einflussfaktor könnte die Aufenthaltsdauer in Deutschland gesehen werden, denn es kann angenommen werden, dass je länger eine Person sich in einem anderen Land außerhalb des geografischen Herkunftslandes aufhält, desto mehr übernimmt er/sie/es die Essgewohnheiten des Aufnahmelandes und desto unwichtiger werden traditionelle Speisen bzw. diese haben nicht mehr ein „Alleinstellungsmerkmal“. Ganz so eindeutig ist diese Verbindung bei Russlanddeutschen nicht. Boll (1995, S. 109) berichtet, dass seine Interviewpartner sich zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 5 und 20 Jahren in Deutschland aufhielten. Rahiers (1985, S. 71) Befragte hielten sich im Schnitt 12 – 15 Monate (mind. 3 Monate und höchstens 3 Jahre) bei der Befragung in Deutschland auf. In der hier vorliegenden Untersuchung beträgt die Aufenthaltsdauer der Befragten 7 bis 22 Jahre. Das heißt, dass das Festhalten an traditionellen Gerichten auch unabhängig von der Aufenthaltsdauer beobachtet werden kann. Personen, die auch nach 20 Jahren in Deutschland an Traditionen verharren, ist keine außergewöhnliche Beobachtung.

In der hier vorliegenden Untersuchung kann diese „sehr starke Orientierung“ an russlanddeutschen Koch- und Essgewohnheiten nicht festgestellt werden. Wenn von einer stärkeren Orientierung an traditionellen Koch- und Essgewohnheiten gesprochen werden sollte, dann sind es nicht russlanddeutsche Speisen, sondern tendenziell eher russische/sowjetische Speisen, an denen sich die Befragten orientieren. Russlanddeutsche Gerichte bestimmen nicht den Alltag der Befragten. Für tendenziell ältere und nicht jüngere Befragte hat der Begriff „russlanddeutsche Speisen“ eine Bedeutung. Folglich kochen sie diese Speisen gelegentlich.

Anders als bei Rahier (1985) und Boll (1993) kommt es bei den Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung zu einer Annäherung an die Ess- und Kochgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung bis zu einem bestimmten Umfang. Die Befragten öffnen sich bis zu einem bestimmten Grad für „deutsche“ bzw. „autochthon deutsche“ Speisen, grenzen sich jedoch auch bis zu einem bestimmten Grad ab. Das heißt, sie übernehmen nicht vollständig die Küche der Mehrheitsbevölkerung. Es kommt bei ihnen nicht zu einer „kulturellen Assimilierung“ (vgl. Barlösius 1999, S. 158). Die Befragten nehmen eine Position ein, die ihnen ermöglicht, sich einerseits anzupassen und andererseits abzugrenzen. Das „Mischen“ von Speisen, zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben. Das Mischen, d. h. sich als Person als gemischt wahrzunehmen und sich selbst vereinzelt als gemischt auszugeben, die Sprachen zu vermischen, Stichwort Code-Switching, ist ein Teil ihrer Zugehörigkeit. Dieses Mischen von Speisen deutet auf ein harmonisches Zusammenspiel von zwei Zugehörigkeiten, die miteinander kombiniert werden. Das Mischen kann als Zueignung einer neuen Teilzugehörigkeit und als die Beibehaltung einer alten Zugehörigkeit verstanden werden. Es kommt bei den Befragten zu einer Herstellung einer ausgewogenen Beziehung zwischen den Zugehörigkeiten „Russisch/Sowjetisch“ und „Deutsch“. Ihre gemischte Zugehörigkeit hat zwei Komponenten, die, wenn auch unbewusst, unterschiedlich proportioniert werden können.

Hingegen ist zu beobachten, dass trotz Kochens von „deutschen“/internationalen Gerichten die russische/sowjetische Küche bei den Befragten den Stellenwert einer schmackhafteren und genüsslicheren Küche einnimmt. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass eine stärkere Orientierung an der russischen/sowjetischen Küche bei den Befragten vorliegt. Die russischen/sowjetischen Speisen lösen positivere Gefühle als die deutschen/internationalen Speisen aus. Genau wie bei der deutschen Sprache deutet sich bei „deutschen“/internationalen Speisen mehr das Gefühl von Kühle an. Die russische Sprache, ebenso wie russische/sowjetische Speisen hingegen sind mehr auf den Sinnegenuss ausgerichtet. Auch die Kinder der Befragten haben eine Vorliebe für russische/sowjetische Speisen. Dies zeigt, dass über Speisen Zugehörigkeit(en) tradiert werden können. Des Weiteren wird deutlich, dass über Speisen verschiedene Qualitäten bzw. Intensitäten von Zugehörigkeit(en) gebildet werden können. Es ist eine unterschiedliche

Art und Stärke der Verbundenheit zum Deutschen sowie zum Russischen/Sowjetischen. Dieser von den Befragten als der bessere beschriebene Geschmack der russischen/sowjetischen Küche wird von den Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, wertgeschätzt. Das heißt, dass die russische/sowjetische Küche sowohl im privaten (innerhalb der Familie) als auch im öffentlichen Bereich (Beköstigung von Gästen, „Mitbringel“ zur Arbeit) Anerkennung bekommt. Bei der Sprache ist dies, was das Spannungsverhältnis zwischen „Privat“ und „Öffentlich“ anbetrifft, anders. Die russische Sprache findet in der Öffentlichkeit keine Zustimmung und Anerkennung. Die russische Sprache ist für das Private bestimmt und findet dort Würdigung und Anerkennung von den Befragten selbst.

Damit stehen diese Ergebnisse im Gegensatz zu den Ergebnissen Bernstein (2014, S. 128) – dort wird das Essen der „Fremden“, also der Migranten allgemein, als „dreckiges fremdes Essen“ in der Wahrnehmung der Anderen bezeichnet. Durch die Wertschätzung ihres Essens erfahren die hier Befragten trotz ihres Anderseins aufgrund ihrer Speisen, Wertschätzung ihrer Person und ihnen wird eine Zugehörigkeit von der Mehrheitsbevölkerung zum Russischen/Sowjetischen, sowie zu deren „deutschen“ Gemeinschaft zugesprochen. Somit lässt sich sagen, dass die Mehrheitsbevölkerung zwar die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ethnisiert, denn sie ordnet russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zum Russischen/Sowjetischen aufgrund ihrer Speisen zu, jedoch ist diese Fremdethnisierung positiv besetzt. Die Mehrheitsbevölkerung gewährt ihnen eine Zugehörigkeit zum Deutschen und zwar zu ihrer Gemeinschaft. Denn durch das gemeinsame Essen von „russischen/sowjetischen“ Speisen kommt es zur Anerkennung vom Anderen. Durch das gemeinsame Essen sind sie miteinander verbunden. Diese letztgenannte Beobachtung – Wertschätzung der Speisen der Befragten und damit verbundene Gewährung der Zugehörigkeit – wird in der bisherigen Forschung so nicht gemacht.

Die Befragten fühlen sich nicht gedrängt, diesen russischen/sowjetischen Teil ihrer Zugehörigkeit, ihre teilweise „traditionelle“ Küche, die sie nach Deutschland wie eine ihnen mit auf den Weg gegebene nach außen klein erscheinende, doch bei näherer Betrachtung voller Emotionen aufgeladene Tasche, zu verstecken. Sie zeigen durch ihre Speisen ihre Teilzugehörigkeit zu ihrem geografischen Herkunftsland. Dieses Anderssein der hier Befragten bei der Wahl ihrer Speisen und Lebensmitteln wird von der Mehrheitsbevölkerung nicht abgewertet wie bei der Sprache oder ihrer eigenen Person. Das Anderssein der Befragten aufgrund ihrer „anderen“ nicht akzentfreien und manchmal fehlerhaften Deutschkenntnisse und aufgrund ihrer geografischen Herkunft wird von der Mehrheitsbevölkerung negativ bewertet. Die Befragten erfahren Ausgrenzung aufgrund ihrer geografischen Herkunft. Sie werden ohne Berücksichtigung der deutschen „rechtlichen“, aber auch gefühlten Volkszugehörigkeit auf ihre russische/sowjetische Seite reduziert und häufig im negativen Sinne als „Russen“ wahrgenommen. Beim Essen ist es anders. Weder bei der Sprache, bei der Heimat, noch beim Selbstverständnis wird im Vergleich zu Essen so viel Nähe und

Zugehörigkeit von der Mehrheitsbevölkerung geschaffen. Die Befragten fühlen sich trotz der Etikettierung zum Russischen über die Speisen gleichwüdig(er) mit der Mehrheitsbevölkerung. Essen ist ein positiv besetzter Erfahrungsraum.

Essen scheint somit eine besondere Stellung bei der Herstellung von Akzeptanz und Zugehörigkeit von Seiten der Anderen einzunehmen. Die Lebensmittel bzw. die Speisen der Befragten schaffen mehr Gemeinschaft als eine von der Mehrheitsbevölkerung ausgehende Abgrenzung. Dies führt häufig dazu, dass durch diese positive Erfahrung russische/sowjetische Speisen ein wichtiger Bestandteil bei der Beköstigung von Gästen oder autochthonen Kollegen, autochthonen Deutschen, darstellt. Jedoch ist das Servieren von russischen/sowjetischen Speisen nicht selbstverständlich. Die Befragten stellen Überlegungen an, was sie den Gästen auftragen. Neben dem Servieren von russischen/sowjetischen Speisen, können sich einzelne Befragte vorstellen, eine Mischung aus deutschen und russischen/sowjetischen Speisen oder gänzlich etwas ganz anderes, etwas Internationales, zu servieren. Dies zeigt, dass die Befragten unterschiedliche Möglichkeiten für sich sehen, die Gäste zu bewirten und auf ihre Zugehörigkeiten direkt oder auch indirekt zu verweisen oder aber auf keine Zugehörigkeit direkt hinzuweisen. Denn nicht jedem der Befragten ist das Herausstellen des Andersseins beim Essen wichtig. Diese Ergebnisse zu der Beköstigung von Gästen decken sich nicht gänzlich mit Bolls (1993, 107ff.) qualitativen älteren Ergebnissen. Boll sieht bei der Beköstigung von Gästen nur zwei Möglichkeiten (Servieren eines typisch russlanddeutschen Gerichts oder sogar eines russischen/asiatischen Gerichts oder das Servieren eines typisch „bundesdeutschen“ Gerichts). Die hier befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sehen für sich mehr als diese zwei Optionen. Sie sehen sich nicht zwischen diesen zwei Möglichkeiten. Interessanterweise wählt keiner der Befragten „typisch russlanddeutsche“ Speisen bei der Bewirtung von Gästen oder als „Mitbringsel“ zur Arbeit. Diese Beobachtung kann dahingehend verstanden werden, dass die Befragten über Essen bei der Beköstigung von Anderen nicht auf ihre Zugehörigkeit zum Russlanddeutschen verweisen wollen, aber auch nicht als notwendig erachten. Diese Beobachtung unterscheidet sich insbesondere zu dem Selbstverständnis. Beim Selbstverständnis geben sich die Befragten nach außen u. a. als Russlanddeutsche aus. Sie denken, es sei notwendig, sich u. a. als Russlanddeutsche auszugeben, um glaubwürdiger zu wirken. Beim Essen hingegen besteht nicht diese Notwendigkeit glaubwürdiger zu wirken, denn ihre Glaubwürdigkeit wird nicht in Frage gestellt.

Um die Ergebnisse noch mehr zu verdichten, kann der Schluss gezogen werden, dass die Abgrenzung vom „Deutschen“ mit dem Anspruch „sich deutsch zu fühlen“ zusammenpasst. Sie fühlen sich deutsch, auch wenn sie nicht alles vom Deutschen wie z. B. den Geschmack einiger Lebensmittel annehmen. Die Befragten versuchen die Differenz in „Deutsch“, „Russisch/Sowjetisch“ und „Russlanddeutsch“ bei Essen teilweise beizubehal-

ten und parallel weiterzuführen. Teilweise wird die Differenz vermischt bzw. die Differenzen werden miteinander vereinbart, aber nicht aufgelöst, was auf eine gemischte Zugehörigkeit verweist. Diese Parallelität zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ empfinden die Befragten als kein Widerspruch. Sie bewegen sich vielmehr in einem „Widerspruchsraum“. Sie machen sich zwar beim Essen Gedanken, was sie ihren Gästen servieren, sie fühlen sich aber nicht gezwungen, sich für das „Deutsche“ oder „Russische/Sowjetische“ entscheiden zu müssen, so wie sie sich bei der Frage nach ihrem Selbstverständnis bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ teilweise gezwungen fühlen. Über Essen grenzen sich die Befragten selbst ab, erfahren aber über ihre Speisen Gemeinschaft von Seiten der Anderen, was sie in der Entscheidung bestärkt, für die Gäste russisch zu kochen. Dies ist bei den anderen untersuchten und dargestellten Dimensionen in diesem Kapitel nicht der Fall. Essen ist ein Bereich, bei dem die Befragten nicht wie z. B. im Vergleich zu ihrem Akzent oder ihrer fehlerhaften Deutschkenntnisse, d. h. ihrer anderen, fremd erscheinenden Sprache stigmatisiert werden, sondern sie bekommen gerade aufgrund ihrer anderen Speisen Zustimmung und Anerkennung von Seiten der Mehrheitsbevölkerung. Das gibt ihnen ein Gefühl des Dazugehörens und steigert ihr Selbstwertgefühl. Dazugehören heißt bei den Befragten, sich auch bis zu einem bestimmten Grad treu zu bleiben – d. h. einen Teil ihrer anderen Zugehörigkeit behalten sie sich immer bei.

6 Schlussbetrachtung

Zu Beginn der vorliegenden Arbeit, die in die gesellschaftliche Diskussion um Zugehörigkeit(en) eingebettet ist, war das vorformulierte Ziel, die Versuche der Verortung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die aus den ehemaligen Sowjetstaaten in den 1990er und 2000er Jahren nach Deutschland einwanderten, zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Die zentrale Forschungsfrage,³⁸¹ der nachgegangen wurde, war: *Wie verstehen sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst und wie verorten bzw. positionieren sie sich innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland zwischen „Deutsch“ und/oder „Russisch/Sowjetisch“ in den drei untersuchten Lebensbereichen „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“?*

In der bisherigen Forschung werden russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler noch zu wenig in Bezug auf Zugehörigkeit(en) thematisiert. Es ist zu wenig bekannt, wie sie über ihre Zugehörigkeit(en) kommunizieren und wie sie mit differierenden Erwartungen (eigene und die der Anderen) bezüglich Zugehörigkeit umgehen. Hier setzte die vorliegende Arbeit an. Additional zu den bereits in den einzelnen Kapiteln dargestellten Ergebnissen der Untersuchung sollen nun hier im Schlussteil der Arbeit die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung resümiert werden.³⁸² Des Weiteren soll ein Ausblick in diesem Kapitel gegeben werden.

6.1 Zusammenfassung der Ergebnisse

Führt man die Ergebnisse der unterschiedlichen Dimensionen noch einmal vor Augen, so lässt sich der Schluss ziehen, dass insbesondere „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ eine weitere analytische Perspektive zu dem Konzept der Zugehörigkeit, was in der bisherigen Forschung bislang wenig gezeigt wurde, eröffnet. Es wird deutlich, dass über die Dimensionen „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern vielfache und kreuzende Ethnisierungsprozesse stattfinden. Bei diesen Dimensionen zeigt sich, dass die Befragten einerseits zeigen wollen, wie sie sich selbst verstehen, was sie ausmacht, womit sie sich verbunden fühlen können, aber auch wie sie von den autochthonen Deutschen bzw. der Mehrheitsbevölkerung wahrgenommen und behandelt werden möchten. Es wird auch deutlich, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler Zuschreibungen von Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, erleben und wie sie damit versuchen umzugehen.

³⁸¹ Siehe auch Einleitung (Kapitel 1.2) zur Zielsetzung der Arbeit.

³⁸² Die folgende Zusammenfassung mag für einen gründlichen Leser als redundant erscheinen, für einen Leser, der sich schnell eine Hervorhebung des Wesentlichen wünscht, kann diese Zusammenfassung hingegen als gut geeignet gesehen werden. Eine Vertiefung des Wesentlichen und eine detailliertere Darstellung und Interpretation ist hingegen in den Kapiteln davor zu finden.

Die eingangs formulierte Forschungsfrage, wie sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst verstehen und wie sie sich innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland zwischen „Deutsch“ und/oder „Russisch/Sowjetisch“ in den drei untersuchten Lebensbereichen „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ verorten bzw. positionieren, kann dahingehend beantwortet werden, dass sich ein vielschichtiges und nuancenreiches Bild zeigt. Die Befragten verorten sich innerhalb der vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen in Deutschland auf eine individuelle Art. Allerdings zeigen sie nicht in jedem untersuchten Bereich eine Zugehörigkeit zum Deutschen und/oder Russischen/Sowjetischen. Dies ist bei der erweiterten Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung der Fall, die in einem Exkurs innerhalb der Dimension „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ behandelt wurde.

Das Typische bzw. Spezifische an der Zugehörigkeitsfindung der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ist weitgehend eine Positionierung, die durch das „Dazwischenbewegen“³⁸³ gekennzeichnet ist. Des Weiteren ist ihre Positionierung nicht eindeutig und widerspruchsfrei. Bei den Dimensionen „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“, „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ halten sie ihre eigene Diversität aufrecht, wenn auch nicht immer bewusst und auch nicht immer ganz „freiwillig“. Sie haben bei diesen Dimensionen nicht nur „die eine“ Zugehörigkeit – d. h. entweder „Deutsch“ oder „Russisch/Sowjetisch“, sondern leben mit mehreren Zugehörigkeiten gleichzeitig. Sie bewegen sich zwischen diesen Zugehörigkeiten, die kontext- und situationsabhängig sind. Dieses Verhalten kann zweierlei Bedeutungen haben: Sie möchten, wenn auch unbewusst, unverbindlich bleiben und die Möglichkeiten, die ihnen durch ihre ethnische und geografische Herkunft gegeben sind, nicht ausschließen. Dies kann als ein freiwilliges Verhalten interpretiert werden. Sie selbst entscheiden, ihre Diversität individuell aufrecht zu erhalten. Dies ist insbesondere bei den Dimensionen „Sprache“ und „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ zu beobachten. Bei der Dimension „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ kann ihr Verhalten etwas differenter interpretiert werden. Hier zeigt sich bei dem Selbstverständnis, dass sie sich gerne als Deutsche begreifen würden und sich dem Deutschen zugehörig fühlen. Hingegen wird ihnen diese Zugehörigkeit im alltäglichen Leben von Anderen nicht zugestanden. Folglich fühlen sich einige Befragte „gedrängt“, eine „Behilfsbezeichnung“ wie „Russlanddeutsche(r)“ zu wählen, um nach außen glaubwürdiger zu wirken. Es kommt zur Selbstethnisierung. Dies kann als „widerwilliges“ Verhalten, sich als „Russlanddeutscher“ klassifizieren zu müssen, interpretiert werden. Wobei einige Befragte, unabhängig vom „Gedrängtsein“ sich klassifizieren zu müssen, sich als Russlanddeutsche(r) verstehen und nicht unbedingt „widerwillig“ diese Spezifikation wählen, weil diese Spezifikation schon immer ihrem Selbstverständnis entsprach. Insgesamt

³⁸³ Yildiz (2016, S. 461) verwendet bei Migranten den Begriff „Dazwischensein“. Das Dazwischensein kennzeichnet den Alltag der Migranten schreibt er.

fühlen sie sich in diesen Dimensionen mal mehr und mal weniger dem Deutschen und/oder Russischen/Sowjetischen verbunden, finden jedoch Bezeichnungen für eine Position, die beides in einem Wort vereinigt wie bspw. „Russlanddeutsche(r)“ oder „Mischling“ bei dem Selbstverständnis.³⁸⁴ Sie versuchen ein Gleichgewichtszustand zwischen ihren Zugehörigkeiten herzustellen, was nicht immer ein Erfolg ist.

Hinsichtlich der Frage nach Zugehörigkeit bzw. des **Selbstverständnisses** erweist sich, dass die Befragten vorgeben, dass diese Frage nicht immer und überall von zentraler Bedeutung für sie in ihrem Alltag ist. Es ist eine Frage, die sich ihnen zu unterschiedlichen Zeitpunkten und vor unterschiedlichen Kontexten stellt bzw. bereits gestellt hat. In den meisten Fällen erst mit der Konfrontation mit Anderen, ihren Erwartungen und ihren Fragen, beginnen die Befragten sich mit ihrem Selbstverständnis und ihrer gesellschaftlichen Verortung auseinanderzusetzen. Wie die Befragten sich selbst verstehen und wie sie von Anderen, der Mehrheitsbevölkerung, verstanden werden möchten, ist durch unterschiedlich starke Fremdheitserfahrungen geprägt. Und wie die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler mit diesen Erfahrungen umgehen und wie beträchtlich diese Erfahrungen das Selbstverständnis beeinflussen, ist wieder unterschiedlich und wird in der bisherigen Forschung bisher wenig detaillierter beschrieben. Als eine Ausnahme können die Ergebnisse von Rosenthal (2011, 17f.)³⁸⁵ gesehen werden, an die sich die Ergebnisse der hier vorliegenden Untersuchung anlehnen. Rosenthal (2011, 17f.) beobachtet die zwei Strategien „*provokative Abgrenzung*“ und die „*angestrenzte Anpassung*“ bei jüngeren ethnischen Deutschen beim Umgang mit Fremdheitserfahrungen in Deutschland.

Das Vorgehen „*provokative Abgrenzung*“ lässt sich bei den hier Befragten nicht beobachten. Das Vorgehen „*angestrenzte Anpassung*“ lässt sich ebenfalls nicht beobachten. Die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung zeigen die Strategien „*Bewusstwerden der Fremdheit und des Andersseins*“ und „*Annehmen und Wunsch nach Gegenhalten der Fremdheit und des Andersseins*“, welches als „aktiv-angehende Haltung“ beschrieben werden kann. Rosenthals Typus „*provokative Abgrenzung*“ kann zwar auch als „aktiv-angehende Haltung“ gesehen werden, was aber keine Parallelen zu der Haltung der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in der hier vorliegenden Untersuchung zeigt. Die Befragten in der hier vorliegenden Untersuchung zeigen keine proaktive Abgrenzung, in dem sie gegen Regeln und Vorschriften verstoßen. Sie berichten nicht von kriminellen und/oder drogensüchtigen Handlungen. Sie begeben sich auch nicht bewusst

³⁸⁴ Diese Variabilität der Befragten könnte etwas bei „Essen“ abgeschwächt werden. Bei Essen dominieren insbesondere bei älteren Befragten häufig Gewohnheiten, die nicht immer situationsabhängig umgestellt werden können. Aber auch da kommt es nach einer bestimmten Zeit, die bei jedem unterschiedlich lang ist, zum (teilweisen) Aufweichen dieser Strukturen.

³⁸⁵ Auch wenn es redundant erscheint, soll hier noch einmal darauf verwiesen werden, dass Rosenthals Typologie auf einem anderen Untersuchungsdesign als bei der hier vorliegenden Untersuchung beruht (vgl. Kapitel 5.3.1). Somit sind ihre Ergebnisse nicht uneingeschränkt mit den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung zu vergleichen.

in ethnische „Gegenwelten“, so wie Rosenthal (2011, 17f.) bei ihren Befragten in ihrer Untersuchung schildert.

Deutlich wurde an mehreren Stellen in der hier vorliegenden Untersuchung die Allgegenwärtigkeit bzw. das unlösliche Grundproblem der Erfahrung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler als „anders“ oder „fremd“ wahrgenommen zu werden. Diese Erfahrung ist jedoch nicht nur eine persönliche Erfahrung, sondern das Anderssein, das Fremdsein ist auch eine gesellschaftliche Erfahrung. Es betrifft nicht nur die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die sich als „anders“ und „fremd“ erfahren, sondern auch diejenigen, die diese Kategorisierung vornehmen. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler empfinden, dass ihnen auf unterschiedliche Art und Weise immer wieder von der Mehrheitsbevölkerung gespiegelt wird, dass sie anders und fremd sind. Sie werden als „Russen“ ethnisiert. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ethnisieren teilweise aber auch Andere, was in der bisherigen (aktuelleren) Forschung nicht in dieser Deutlichkeit dargestellt wird. Diese Befragten erkennen Anderen, den „Ausländern“, wie sie diese Anderen nennen, ihr Deutschsein aufgrund von u. a. nicht „deutschklingenden“ Nachnamen und „fremdscheinendem“ Aussehen nicht an. Die Befragten werden häufig auf ihre Herkunft reduziert und ihr Anderssein wird nicht immer und überall akzeptiert. In den meisten Fällen (vornehmlich die jüngeren Befragten, die aktiv werden³⁸⁶) haben sie dabei die beschriebene „aktiv-angehende Haltung“ in Bezug auf die Zugehörigkeitsfrage und den Umgang mit dem Andersseins, was in der bisherigen Forschung in dieser Form bzw. der Ausprägung nicht geschildert wird und die sich zu der „aktiv-angehende Haltung“ von Rosenthal (2011, 17f.) unterscheidet. In der bisherigen Forschung wird von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern häufig ein zu starkes defizitäres Bild vermittelt. Sie werden häufig als „passiv-abwartende“ Personen dargestellt (vgl. Kapitel 1.1 und Kapitel 2).

Den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern ist allerdings bewusst, dass sie anders sind – anders als autochthone Deutsche, aber auch anders als andere Migranten. Ihrem Selbstverständnis, sich als Deutsche zu sehen, werden ihrem Empfinden nach von der Mehrheitsbevölkerung Grenzen gesetzt. Diese Grenzen akzeptieren die Befragten teilweise nicht, indem sie gegen die Zuschreibungen und Fremdethnisierungen mit unterschiedlicher Kraft und Dauer ankämpfen. Sie kämpfen um die Richtigstellung ihrer Person und ihre Daseinsberechtigung in Deutschland und lehnen sich gegen Fremdbezeichnungen auf, indem sie die Eigenbezeichnungen durchzusetzen versuchen. Sie leisten Widerstand von unterschiedlicher Intensität. Hingegen kommt es in den meisten Fällen zum Annehmen der Fremdheit und des Andersseins und somit der Akzeptanz der ihrem Empfinden nach der von der Mehrheitsbevölkerung gesetzten Grenzen. Diese Befragten sehen allerdings ihr Anderssein nicht mehr nur als etwas Belastendes. Sie verorten sich neu

³⁸⁶ Bei älteren Befragten (ab 60 Jahren) lässt sich eine positive und aktive Lebenseinstellung weniger finden.

und auf ihre individuelle Art. Dabei fokussieren sie sich auf das Positive ihres Anderseins. Denn ihrem Empfinden nach kann ihr Anderssein eine Bereicherung sein, sofern sie ihre Situation umdeuten. Zum Beispiel empfinden einige Befragte es als eine Bereicherung russische/sowjetische und deutsche Speisen kochen zu können und/oder diese miteinander zu vermischen. Auch das Beherrschen der russischen neben der deutschen Sprache empfinden einige Befragte als eine Bereicherung. Diese Befragten haben folglich ein positiveres Denken und gestalten ihr Leben weitgehend proaktiv – das Positive ihres Anderseins rückt in den Vordergrund, das Negative rückt in den Hintergrund. Sie beherrschen weitgehend den Umgang mit Fremdheit und Ambivalenzen. Die „proaktive Gestaltung des Lebens“ ist hingegen nicht bei allen Befragten zu finden. Resignation und Verzweiflung an der Situation sozial nicht „vollständig“ von autochthonen Deutschen anerkannt zu werden – *„für Deutsche sind wir keine Deutsche“* – wie von einigen Befragten geäußert wird, ist vereinzelt anzutreffen: dies insbesondere bei den älteren Befragten. Diese Befragten können sich weitgehend nicht über Zuschreibungen hinwegsetzen.

Einiges des oben Genannten zeigt sich in Teilen auch bei anderen ethnischen Migranten. Hedberg (2009) untersucht in ihrer qualitativen Studie Finnlandschweden³⁸⁷ – d. h. ethnische Schweden, die aus Finnland nach Schweden³⁸⁸ zurückkehren. Viele Finnlandschweden, die in bestimmten Regionen wie Espoo³⁸⁹ eine starke Minderheit darstellen, fühlen sich in Schweden nach einer Rückkehr fremd. *„Wie ein fremder Vogel“* beschreiben sich einige. Anfeindungen sind keine Seltenheit (vgl. Hedberg 2009, S. 166). Insgesamt ist die Gruppe der Finnlandschweden „im Inneren“ heterogen bzw. die Finnlandschweden sind insgesamt variabel. Finnlandschweden unterscheiden sich darin, wie sie sich selbst wahrnehmen und darin was sie annehmen, wie andere, autochthone Schweden, sie wahrnehmen. Einige Finnlandschweden sehen sich als Migranten, andere wiederum sprechen von sich nicht als Migranten. Einige Finnlandschweden beschreiben sich selbst als *„luxuriöse Migranten“* aufgrund ihrer schnellen Integration in Schweden. Auch berichten sie davon, dass autochthone Schweden sie ebenfalls mal als Migranten, mal als keine Migranten ansehen – abhängig vom Kontext. Erkenntnisreich ist auch, was mit den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern vergleichbar ist, dass einige Finnlandschweden erzählen, dass sie in Finnland als Schweden klassifiziert wurden, in Schweden hingegen als Finnen ethnisiert werden. Es kommt zu einer Umkehrung der Ethnisierung.

³⁸⁷ Diese Gruppe definiert sich selbst in der qualitativen Studie als Finnlandschweden und kehrte aus Finnland zwischen 1976 und 1999 nach Schweden zurück (vgl. Hedberg 2009, S. 162). Im Vergleich zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern verläuft bei den Finnlandschweden die Rückkehr innerhalb zwei Industrieländern (vgl. Hedberg 2009, S. 159).

³⁸⁸ Seit den 1950er Jahren kehren Finnenschweden aus Finnland nach Schweden zurück. Die Vorfahren der Finnenschweden migrierten nach Finnland in der prähistorischen Zeit, als Finnland noch zum schwedischen Königreich gehörte. Über 800 Jahre hatte/hat diese Gruppe in Finnland ihren Lebensmittelpunkt. Finnland ist ein zweisprachiges Land – Schwedisch und Finnisch sind die Amtssprachen (vgl. Hedberg 2009, S. 160ff.).

³⁸⁹ Espoo (schwedisch Esbo) ist die zweitgrößte Stadt Finnlands. Sie liegt westlich der Hauptstadt Helsinki.

Finnlandsschweden fühlen sich „weder noch“ oder „dazwischen“. Besonders in der Anfangszeit fühlen sie sich „dazwischen“. Ihre soziale Position ist unklar (vgl. Hedberg 2009, S. 172). Finnlandsschweden fühlen sich häufig ausgegrenzt und merken, dass die autochthonen Schweden nicht viel über ihre Geschichte wissen (vgl. Hedberg 2009, 172ff.), was starke Parallelen zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zeigt, die ebenfalls beklagen, dass autochthone Deutsche wenig über ihre Geschichte wissen.

In der qualitativen Studie von Song (2009) lassen sich einige Parallelen sowie Unterschiede zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern finden. Song (2009) untersucht koreanische Chinesen,³⁹⁰ die nach Südkorea als ethnische Rückkehrer zurückkehren. Von koreanischen Chinesen besteht nach ihrer Migration nach Korea ein negatives Bild, was vergleichbar mit russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern ist – auch von ihnen besteht nicht immer ein positives Bild (vgl. Kapitel 2). Koreanische Chinesen werden als geldgierig und betrügerisch beschrieben. Koreaner nehmen sie nicht als gleichwertige Personen wahr, was ebenfalls mit russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern vergleichbar ist. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler werden von autochthonen Deutschen nicht als gleichwertige bzw. ebenbürtige Deutsche wahrgenommen.³⁹¹ Koreanische Chinesen gelten in der Vorstellung der Koreaner als Personen, die aus einem weniger entwickelten und weniger zivilisierten Land kommen. Sie werden häufig diskriminiert (vgl. Song 2009, S. 293). Die koreanischen Chinesen sehen sich selbst vor dem ethnischen Hintergrund als Koreaner, vor dem politischen Hintergrund jedoch als Chinesen. Aufgrund des negativen Bildes ihrer Person in der Mehrheitsbevölkerung versuchen sie ihre „Identität“³⁹² als koreanische Chinesen zu verbergen. Wann immer sie gefragt werden, wer sie sind, sagen sie, sie seien Chinesen. Dieser Tatbestand ist bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht in dieser Form zu finden. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verbergen nicht ihre Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen. Im Ganzen werden koreanische Chinesen ausgegrenzt, sie fühlen sich in ihrem ethnischen Heimatland fremd und zweifeln an ihrem „Koreanersein“ (vgl. Song 2009, S. 293ff.). Dieses starke Anzweifeln ist bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern nicht in dieser Ausprägung anzutreffen. Sie hinterfragten ihr Selbstverständnis, aber zweifeln nicht, dass sie „auch“ Deutsche sind.

³⁹⁰ Sie sind Nachkommen von Koreanern, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert nach Mandschurei (auch Manjurei; eine historische Landschaft im Nordosten Chinas, die heute große Teile der Volksrepublik China, der Mongolei und Russlands umfasst) migrierten (vgl. Song 2009, S. 281).

³⁹¹ Dies kann auf der Beziehungsebene zwischen zwei Personen/Gruppen dahingehend interpretiert werden, dass kein symmetrisches – d. h. eine Gleichrangigkeit, sondern eine komplementäre Beziehung, die von Unter- und Oberordnung gekennzeichnet ist, besteht (vgl. Patzek 2015, S. 125). Es kann angenommen werden, dass sich autochthone Deutsche den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern überlegen fühlen.

³⁹² Song (2009) untersucht nicht Zugehörigkeit, sondern Identität. Folglich ist seine Studie mit der hier vorliegenden Studie bezüglich Zugehörigkeit nicht zu vergleichen.

Auch wenn die Befragten nicht an „ihrem Deutschsein“ zweifeln, thematisieren sie, dass das „Deutschsein“ aus ihren geografischen Herkunftsländern ein anderes Deutschsein ist als das „Deutschsein“, welches sie in ihrem ethnischen Herkunftsland finden. Im Allgemeinen nehmen die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern hingegen an, dass ihr Deutschsein von Anderen/den autochthonen Deutschen angezweifelt wird.

Zu dem Genannten lassen sich bei Migranten, die keine ethnischen Rückkehrer sind, einige Parallelen zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern finden.

In Bezug auf Umgang mit Fremdsein und Fremdzuschreibungen kann die qualitative Studie von Schmit (2010) angeführt werden. Schmit (2010) untersucht Jugendliche mit Migrationshintergrund in Deutschland und Kanada. Sie kommt zu dem Schluss, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund (u. a. chinesischer Migrationshintergrund) in Deutschland (7 bis 9 Schulklasse) es schwerer haben als Jugendliche mit Migrationshintergrund (u. a. chinesischer Migrationshintergrund) in Kanada (8 Schulklasse), sich als ein Teil der Gesellschaft zu fühlen. Der Begriff „Ausländer“ ist in Deutschland dominanter. Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Deutschland wird diese Bezeichnung trotz ihrer deutschen Staatsangehörigkeit zugeschrieben. Sie werden in Deutschland zu Ausländern aufgrund ihres „fremden Aussehens“. Einige Jugendliche in Deutschland gehen ganz „lässig“ mit dieser Fremdkategorisierung um, beschreiben sich teilweise als „stolze Fremde“ (vgl. Schmit 2010, S. 90f.). Auch einige Befragte in der hier vorliegenden Studie berichten davon, dass sie aufgrund ihres Aussehens und trotz deutscher Staatsangehörigkeit als Fremde wahrgenommen werden. „Stolz fremd zu sein“ ist hingegen nicht fallübergreifend bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern anzutreffen. Lediglich eine Befragte berichtet davon stolz³⁹³ zu sein, anders als „Deutsche“/„autochthone Deutsche“ zu sein.

Was das Nicht-Akzeptieren von Grenzen seitens der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler anbetrifft, so lassen sich Parallelen zu türkisch-arabischen Migrantinnen der zweiten Generation in der Studie von Gerhards und Buchmayr (2018)³⁹⁴ finden. Türkisch-arabische Migrantinnen der zweiten Generation akzeptieren die symbolischen Grenzen³⁹⁵ im Ver-

³⁹³ Dies kann als Nationalstolz interpretiert werden. Dieser Stolz auf die Nation ist, so Klein (2014, S. 113), „unzweifelhaft Ausdruck einer emotionalen Bindung an die Nation, und in ihm spiegelt sich auch die subjektive Wertschätzung der Nation wider.“

³⁹⁴ Gerhards und Buchmayr (2018) analysieren in ihrer qualitativen Studie, ob und in welchem Ausmaß Migrantinnen der ersten und der zweiten Generation verschiedener Herkunft in Deutschland Erfahrungen der Diskriminierung und Kategorisierung machen und wie sie mit diesen symbolischen Grenzen umgehen. Dies zeigen sie am Beispiel von Vornamen.

³⁹⁵ Symbolische Grenzen sind „Unterscheidungen, mit denen Menschen ihre soziale Umwelt ordnen und soziale Gruppen definieren. Dabei können unterschiedlichste reale oder zugeschriebene Merkmale genutzt werden, um die eigene Gruppenzugehörigkeit und die anderer zu markieren und damit Grenzen zwischen Gruppen zu definieren. Diejenigen, die nicht über ein für die Gruppe konstitutives Merkmal verfügen, gehören nicht zu dieser und konstituieren damit eine Außenwelt. [...] Symbolische Grenzen existieren aber nur dann, wenn

gleich zu türkisch-arabischen Migrantinnen der zweiten Generation aufgrund von Diskriminierung, auch wenn diese geringer im Vergleich zu der ersten Generation ist,³⁹⁶ nicht. Sie fordern „Akzeptanz ihrer Identität“ und ein „normaler Teil der deutschen Gesellschaft zu sein“ (vgl. Gerhards und Buchmayr 2018, 16ff.). Vergleichbar wie bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern fallen auch bei ihnen Fremdkategorisierung und Selbstwahrnehmung auseinander. Gerade das weckt ihre „Kampfbereitschaft“. Sie haben eine stärkere Selbstsicherheit in Bezug auf ihren „ausländisch klingenden“ Namen (vgl. Gerhards und Buchmayr 2018, S. 19). Eine der Strategien, die sie anwenden ist „Stigma-Umwertung“. Bestimmte Namen wie Mohammed wollen sie willentlich vergeben, um zu signalisieren, dass Personen, die „Mohammed“ heißen ganz gewöhnliche Menschen sind (vgl. Gerhards und Buchmayr 2018, S. 21). Die Migrantinnen der anderen untersuchten Gruppen sehen die symbolischen Grenzen zur Mehrheitsbevölkerung durchlässiger und wollen mehr assimilieren. Die erste Generation akzeptiert das Fremdsein, möchte aber mit der „internationaleren“ Namensgebung für die Kinder Stigmatisierung und Gefühle des Fremdseins vermeiden. Die zweite Generation fühlt sich weniger bis kaum fremd. Sie vergeben Namen, die auch die Mehrheitsbevölkerung vergibt (vgl. Gerhards und Buchmayr 2018, S. 22ff.). Dies zeigt, dass der Umgang mit Fremd- und Anderssein zwischen und innerhalb der Migrationsgruppen unterschiedlich ist.

Fallübergreifend kann gesagt werden, dass die aufgeführten Studien bei den Migranten von verschiedenen Umgangsweisen mit dem Anders- und Fremdsein berichten. Gemeinsam ist den Migranten, dass sie die von Anderen gesetzten „symbolischen“ Grenzen wahrnehmen, denen sie verschieden begegnen. Sie können in den meisten Fällen nicht verhindern, dass sie reduziert werden, hingegen nehmen sie Einfluss darauf, wie sie darauf reagieren. Dies kann als eine Form von Selbstbestimmtheit interpretiert werden.

Die Migrationserfahrungen, um wieder auf die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zurückzukommen, verändern das Selbstverständnis der Befragten, welches sich zu wandeln beginnt. Denn Migration bedeutet nicht nur Ortswechsel, sondern auch das Infragestellen des Selbstverständnisses (vgl. Vojvoda-Bongartz 2012, S. 252). Die Befragten entwickeln eine eigene Form der Positionierung. Diese Positionierung entsteht teilweise durch Fremdzuschreibungen, Fremdethnisierungen, aber auch Selbstzuschreibungen und Selbstethnisierungen und das fast unabhängig von dem Alter der Befragten.

sie als solche – sei es in Form der Selbstwahrnehmung oder der Fremdzuschreibung – von den Akteurinnen interpretiert und markiert werden.“ (Gerhards und Buchmayr 2018, S. 5).

³⁹⁶ Die erste und die zweite Generation werden unterschiedlich von der Mehrheitsbevölkerung kategorisiert und bewertet. Das gilt nicht nur für türkisch-arabische Migrantinnen, sondern für alle untersuchten Migrantengruppen (vgl. Gerhards und Buchmayr 2018, S. 8).

Selten beschreiben sich die Befragten nach außen nur als Deutsche. Sie suchen andere Bezeichnungen für sich, weil ihnen einerseits ihr Deutschsein in ihrer eigenen Wahrnehmung von der Mehrheitsbevölkerung nicht zugestanden wird und sie damit auch der Mehrheitsbevölkerung signalisieren wollen, dass sie „nicht typisch deutsch“ sind. „Deutsch“ ist zwar die politisch und rechtlich korrekte Bezeichnung, aber gesellschaftlich ist diese ihrer Ansicht nach nicht anerkannt. Die Befragten relativieren ihr Deutschsein, was in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung nicht explizit herausgestellt wird. Und sehen sich nicht als „deutsche Deutsche“, sondern als „andere Deutsche“.³⁹⁷ Dies könnte als ein geringes Selbstbewusstsein und Einschränkung in dem eigenen Wert gedeutet werden, sich nicht als „ganz deutsch“ auszugeben. Allerdings wollen die Befragten mit der Bezeichnung „Nicht-Ganz-Deutsch(e)“ auch den eigenen multiethnischen Eltern, sofern sie diese haben, und dem eigenen Selbstverständnis gerecht werden. Sie fühlen sich sowohl dem Deutschen als auch dem Russischen/Sowjetischen aufgrund ihrer biografischen Herkunft zugehörig und zeigen dies bei ihrem Selbstverständnis. Sie beschreiben sich u. a. als „Russlanddeutsche“, um das Problem, sich zwischen Deutsch und Russisch/Sowjetisch entscheiden zu müssen, zu umgehen. Sie verbinden deutsche und russische/sowjetische Anteile in sich, was insbesondere bei der Bezeichnung „Russlanddeutsche(r)“ deutlich wird. Die Bezeichnung „Russlanddeutsche(r)“ kann auch als eine „Behilfsbezeichnung“ verstanden werden, die die Befragten in der Kommunikation mit Anderen verwenden, um mehr Verständnis und Glaubwürdigkeit für ihre Position zu erlangen, was in der bisherigen Forschung zu (Spät-)Aussiedlern in dieser Form kaum thematisiert wird.

Aber auch das Selbstverständnis als „Mischling“, was sich als Begriff in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung zum Zugehörigkeitsbegriff nicht explizit finden lässt,³⁹⁸ deutet auf eine Mehrfachzugehörigkeit bzw. hybride Zugehörigkeit hin. In der vorliegenden Arbeit mag der Eindruck entstanden sein, dass Mehrfachzugehörigkeiten weniger als bewusst erzeugt erscheinen, als vielmehr das Ergebnis aus Fremd- und Selbstzuschreibung als auch durch Prägung sind. Dem muss in Teilen widersprochen werden und zwar auf den Teil „bewusst erzeugt“ bezogen. Die Zugehörigkeiten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind einerseits multipel – sie werden von den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler mal mehr mal weniger willentlich kontextgebunden hergestellt. Sie sind aber andererseits auch teilweise ambivalent, werden tradiert und bestehen weitgehend unreflektiert nebeneinander.

³⁹⁷ In anderen Studien wird nicht explizit von einer Relativierung gesprochen, allerdings ist es die Grundlage vieler Untersuchungen zum Umgang mit der Migrationssituation und dem Selbstverständnis (vgl. Glorius 2007; Rieker 2003, S. 137).

³⁹⁸ Vergleichbare Begrifflichkeiten wie „Mischmasch“ lassen sich bei anderen Migranten finden (vgl. Pichler 2010, 98ff.).

Die Mehrfachzugehörigkeiten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind nicht als das Produkt/Ergebnis einer unumstößlichen bewussten Entscheidung zu verstehen, sondern eine mal mehr mal weniger bewusste „Navigation“ zwischen ihren Zugehörigkeiten, die das Vergleichen von unterschiedlichen Alternativen unerlässlich macht und ihnen die Erschwernis des Hinausgehens über diese Zugehörigkeiten verdeutlicht. Es ist aber auch das Ergebnis aus Fremd- und Selbstzuschreibung, aber auch das Ergebnis von (verinnerlichten) Traditionen,³⁹⁹ Routinen und Alltagspraktiken. Nicht jede ihrer Zugehörigkeiten ist frei wählbar, sondern diese stehen im Zusammenhang mit Fremdethnisierung, Zuschreibungen und Einrahmungen und Zustimmung/Anerkennung von Anderen. Ein Beispiel für dieses „Nicht-Frei-Wählbare“ ist der „Wechsel des Selbstverständnisses“. Dieser ist nicht unbedingt als ein lässiger ungezwungener Wechsel zu verstehen. Denn die Befragten fühlen teilweise den Zwang, ihr Selbstverständnis der Situation und dem Kontext anzugleichen. Aufgrund der Kontextbedingungen – Fremdethnisierung als „Russe“ bspw. fühlen sie sich gedrängt, sich u. a. als „Russlanddeutsche“ und nicht „nur als Deutsche“ zu klassifizieren.

Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verwenden das Konzept der Mehrfachzugehörigkeit, weil sie für sich sowohl die Option „Deutsch“ als auch „Russisch/Sowjetisch“ sehen. Diese Zugehörigkeiten bestehen für sie weitgehend unreflektiert nebeneinander. Sie grenzen sich vom Deutschen in einigen Bereichen ab, erheben aber dennoch den Anspruch, sich Deutsch fühlen zu dürfen. In ihrem Verständnis ist es kein Widerspruch. Sie verorten sich in einem „Widerspruchsraum“.⁴⁰⁰

Die Zugehörigkeiten der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler wandelt sich somit je nach Kontext und Situation. Gegenüber Dritten verstehen sie sich anders als in der eigenen Vorstellung. Insgesamt kommt es zu einer Auflösung der Bedrängnis, sich entscheiden zu müssen. Sie wählen für sich selbst Zugehörigkeiten, die sich auf einer Linie zwischen den Endpunkten „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ befinden, welches viele Schattierungen offenlässt. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler erkennen ihr Selbst als vielschichtig und nicht immer frei von Ambivalenz an. Für die Befragten ist es weitgehend kein Widerspruch, sich dem Russischen/Sowjetischen und dem Deutschen zugehörig zu fühlen bzw. sich deutsch und gleichzeitig anders als „typisch“ deutsch wahrzunehmen. Dieser Widerspruch muss sich für sie nicht auflösen. Dies zeigt nur, dass sie sich dem Deutschen zu-

³⁹⁹ Was das Tradieren von Zugehörigkeiten anbelangt, so findet dies über bestimmte Lebensmittel, Speisen, das Selbstkochen, aber auch die Sprache statt. Zum Beispiel: Das fast tägliche Selbstkochen gehört zur Tagesordnung. Bei manchen Befragten ist es die Fortführung der Traditionen aus dem Elternhaus aus der ehemaligen Sowjetunion, aber auch aus Deutschland, was auf das Erleben von Zugehörigkeit zu der Familie durch die zubereiteten Speisen verdeutlicht. Es verdeutlicht hingegen auch, dass Zugehörigkeiten tradiert werden.

⁴⁰⁰ Anzumerken ist, dass das Leben in diesem „Widerspruchsraum“ nicht jedem Befragten einfach fällt. Insbesondere ältere Befragte sind partiell unzufrieden mit ihrer Situation in Deutschland und können weniger gut mit diesen, aber auch anderen Widersprüchen umgehen.

gehörig fühlen und sich gleichzeitig auch Elemente aus dem Russischen/Sowjetischen bewahren. Dies zeigt aber auch, dass sie mit zwei Zugehörigkeiten leben und nicht zwischen diesen zwei Zugehörigkeiten. Man könnte meinen, sie nehmen einen „dritten Stuhl“ (vgl. Badawia 2002)⁴⁰¹ ein. Sie verbinden diese beiden Zugehörigkeiten und fühlen sich nicht permanent zwischen diesen Zugehörigkeiten hin- und hergerissen. Die starke anfängliche Zerrissenheit in der ersten Zeit in Deutschland, die sie zur Reflexion der eigenen Position und Zugehörigkeit(en) zwang, ist jetzt weitgehend nicht anzutreffen. Die anfängliche Zerrissenheit führte bei den Befragten überwiegend zur „Neu-Orientierung“ bzw. „Neu-Verortung“. Dieses Verhalten ist hingegen vermehrt bei den jüngeren Befragten zu finden. Der Umgang mit dem Anderssein und der Zerrissenheit kann in der hier vorliegenden Untersuchung auch als eine Frage des Alters gedeutet werden. „Jüngere“ wurden und werden aktiver. „Ältere“ bleiben passiver. Somit kann nicht gänzlich von einer überwiegend verlust- und konfliktbehafteten Betrachtungsweise der Situation der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, anders als in der Forschung bisher angedeutet (vgl. Kapitel 1.2), gesprochen werden. Der Zugehörigkeitsbegriff existiert für die Befragten im Plural im Sinne von Pfaff-Czarnecka (2012, 17f.).

Etwas verwunderlich, was in der bisherigen Forschung nicht so geschildert und interpretiert wird, ist der Tatbestand, dass die Befragten bei ihrer ethnischen Zugehörigkeit keinen Bezug zu ihren geografischen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion herstellen, was aus der Geschichte der Russlanddeutschen zu erwarten wäre (vgl. Kapitel 2.2). Sie bezeichnen sich selbst u. a. nicht als „Wolgadeutsche“. Eine Zugehörigkeit zu den geografischen Siedlungsgebieten wird somit nicht hergestellt, was dahingehend interpretiert werden kann, dass über die Jahre in der ehemaligen Sowjetunion die Zugehörigkeit zu den geografischen Siedlungsgebieten „bröckelig“ geworden ist, weil die Hoffnung nach dem zweiten Weltkrieg in ihre alten Siedlungsgebiete zurückzukehren, nicht erfüllt wurde. Ihre empfundene Zugehörigkeit zu den ehemaligen Siedlungsgebieten konnte die jahrzehntelange Hoffnung auf Rückkehr nicht standhalten. Dies kann als Beraubung um eine Zugehörigkeit interpretiert werden, was in der Ethnic Return Migration Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern kaum diskutiert wird. Ethnizität wird in der bisherigen Ethnic Return Migration Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern im Gegensatz zu der „Urheimat“ Deutschland wenig mit den geografischen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion in Verbindung gebracht. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler haben heute immer noch keine rechtliche Grundlage in ihre ehemaligen Siedlungsgebiete als „Deutsche“ aufgrund ihrer Ethnizität – ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit zurückzukehren. Ihre Ethnizität – ihre (ethnische) Zugehörigkeit ist somit nur für

⁴⁰¹ Badawia (2002) prägte dieses Bild eines „dritten Stuhles“ für Immigrantenjugendliche, die zwei Identitäten zu vereinigen versuchen. Dieses Bild eines dritten Stuhles passt im weitesten Sinne auch für die hier befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, allerdings im Kontext von Zugehörigkeit.

Deutschland von Relevanz. Eine fehlende Herstellung der Zugehörigkeit zu den geografischen Siedlungsgebieten kann auch dahingehend interpretiert werden, dass die Herstellung von Zugehörigkeit nicht über die historischen Wurzeln erfolgt. Aus der direkten Auseinandersetzung im Alltag, über das Naheliegende und zwar als Russen wahrgenommen zu werden, gestalten die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ihre Zugehörigkeit. Das heißt, die Geschichtswerdung bzw. Historisierung ist weniger von Bedeutung. Allerdings sind die historischen Wurzeln indirekt in einem gewissen Grad von Relevanz und üben bei der Herstellung von Zugehörigkeit Einfluss aus. Schließlich gehen die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler davon aus, dass sie aufgrund ihrer ethnischen historischen Wurzeln rechtlich Deutsche sind. Allerdings merken die Befragten, dass dies von autochthonen Deutschen nicht anerkannt wird.

Was nicht verwunderlich ist, ist der Tatbestand, dass die Befragten sich nicht als „Sowjetdeutsche“ sehen. Dieser Begriff, der eine negativ konnotative Fremdbezeichnung darstellt, entsprach sowohl früher in der ehemaligen Sowjetunion als auch heute nicht dem Selbstverständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler.

Hinsichtlich **Heimat** erweist sich, dass der Heimatbegriff vielschichtig ist und die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ein sehr individuelles Verständnis von Heimat haben. Die Befragten können sich zwischen ihrem geografischen Herkunftsland und ihrem ethnischen Herkunftsland verorten. Sie sind nicht heimatlos (vgl. Kurilo 2006, S. 386) und haben kein Heimweh (vgl. Kaiser 2006, S. 20). Der Heimatbegriff ist für sie kein deprimierter und trauriger Begriff, so wie in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung von einigen Autoren angedeutet wird. Ihr Heimatbegriff transportiert weder Verlust noch Schmerz.

Der Heimatbegriff ist für die Befragten selbst weitgehend positiv besetzt, auch wenn sie vereinzelt entgegenstrebende Gefühle, wie Geborgenheit, Vertrautheit und Fremde damit in Verbindung bringen. Vertrautheit und Fremdheit schließen sich für sie nicht aus. Für die Befragten gibt es eine Heimat und die Betonung liegt bei „einer“, denn der Begriff „Heimat“ existiert für sie nur im Singular, im Gegensatz zu dem Verständnis des Selbst, welches im Plural existiert. Das Prinzip „Sowohl-als-auch“, welches sie beim Selbstverständnis anwenden, wenden sie nicht bei Heimat an. Heimat ist für sie ein uni-lokaler sozialer Raum. Die Singularität des Heimatbegriffs deutet darauf, dass Heimat ein Begriff ist, der für die Befragten etwas Beispiellooses darstellt.

Die Befragten haben nicht zwei Heimaten so wie manch andere Autoren es bei dem Verständnis von Heimat bei einigen ethnischen Rückkehrmigranten (vgl. Hedberg 2009, S. 169) oder manch „klassischen“ Migranten, wie die italienischen Migranten in Deutschland

(vgl. Rieker 2003, S. 132), interpretieren bzw. deuten.⁴⁰² Auch sind die Befragten nicht mit den anderen untersuchten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern aus anderen Studien wie z. B. die von Berend (2014, S. 198), Sanders (2015, S. 301)⁴⁰³ oder Schönhuth (2006, S. 368) zu vergleichen, die bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern bei dem Verständnis von Heimat von zwei Heimaten berichten bzw. das Verständnis dieser russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler von Heimat als zwei Heimaten deuten. Die Befragten verorten sich auch nicht in „multilokalen Heimat(en)“ wie es z. B. Schmitz (2014, 165f.) bei transnational lebenden bildungserfolgreichen (Spät-)Aussiedlern in Deutschland beschreibt. Die Befragten stehen auch im Gegensatz zu Mitzscherlich (2016, S. 8) typisierenden Beobachtungen zur Beheimatung, dass Menschen häufig mehrere Heimaten⁴⁰⁴ haben. Noch zu wenig wird in der Aussiedlerforschung darauf eingegangen, dass eine Unterscheidung in verschiedene Qualitäten von „Heimat“ wie z. B. „Heimat“ und „Zuhause“, so wie es einige andere Rückkehrmigranten machen (vgl. Tsuda 2009c, S. 343), sinnvoll sein könnte.

Des Weiteren ist „Heimat“ für die Befragten ein Begriff, der nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, was im Gegensatz zum Selbstverständnis steht. Das Selbstverständnis ist für die Öffentlichkeit bestimmt. Situations- und kontextabhängig ist das Selbstverständnis einem Wandel unterworfen. Das Selbstverständnis ist sehr stark von der Zustimmung der Anderen abhängig.

Das Heimatverständnis der Befragten hat eine zeitliche Dimension, was in der bisherigen Forschung kaum thematisiert wird. Es hat einen Bezug zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Hingegen darf der vergangenheitsbezogene Bezug nicht als ein Bezug auf die Anfänge der eigenen Geschichte oder ethnische Herkunft verstanden werden, sondern als ein Rückbezug auf die Anfänge des eigenen Lebens, zu dem sie eine reelle (z. B. durch Geburt) oder gefühlte Zugehörigkeit haben. Es ist ihr geografisches Herkunftsland oder ihr ethnisches Herkunftsland (Deutschland). Es ist aber im engeren Sinne nicht der Ort/das Land als geografisch abgegrenzter Ort, welches das Gefühl von Heimat auslöst, sondern vielmehr ein Raum im Sinne von Vojvoda-Bongartz (2012), in dem sie Zugehörigkeit zu Familie und/oder Freunden⁴⁰⁵ erfahren bzw. erfahren haben. Das heißt, dass die

⁴⁰² Es kann angenommen werden, dass andere Autoren mit „Heimaten“ auf die inneren Spannungen und Konflikte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verweisen wollen – dies wird in den Ausführungen dieser Autoren hingegen nicht artikuliert.

⁴⁰³ Kasachstandeutsche, die noch in Kasachstan leben und nicht nach Deutschland auswandern wollen, berichten von zwei Heimaten: Geburtsort als erste und Deutschland als zweite Heimat (vgl. Sanders 2015, S. 301).

⁴⁰⁴ Mitzscherlich (2016, S. 8) verweist darauf, dass „Heimat“ im deutschen Sprachgebrauch nur im Singular existiert und „Heimaten“ in der deutschen Sprache nicht vorhanden ist. Vom einigen Personen wie der Journalistin und Fernsehmoderatorin Dunja Hayali wird die Einführung des Plurals von „Heimat“ gefordert (in Neon: „Der Begriff ‚Heimat‘ ist veraltet: Dunja Hayali fordert ein neues Wort im Duden“, 12.10.2018, <https://www.stern.de/neon/heimat/sprache-kultur/dunja-hayali-fordert-duden-auf--den-begriff--heimaten--aufzunehmen-8398684.html>).

⁴⁰⁵ Heimat als Zugehörigkeit zu Familie und Freunde ist nicht nur charakteristisch für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, denn auch türkischstämmige Migranten verbinden mit Heimat Familie (vgl. Vojvoda-

Frage nach Heimat Auskunft über Zugehörigkeit geben kann. In diesem familiären/freundschaftlichen Raum erfahren sie u. a. ein Gefühl von Geborgenheit und das Bedürfnis nach Beständigkeit und Zugehörigkeit, was sich an Mansfelds (2015, S. 159) Auffassung von Familie als „*Innen*“, als Ort des Geschützseins und Rückzugs, des berechnungsfreien Gebens und Nehmens, als Ort der Liebe“ anlehnt. Heimat kann als ein „soziales Netzwerk“ (vgl. Sanders 2015, S. 301) oder „Soziales Miteinander-Sein“ (vgl. Schmoll 2016, S. 32) interpretiert werden. Alle Befragten haben, was in der bisherigen Forschung nicht so deutlich herausgestellt wird, einen privatisierten Heimatbegriff,⁴⁰⁶ der im Sinne von Scharlaj (2017, S. 172) Vertraulichkeit und Verbundenheit ausstrahlt. Andererseits ist Heimat aber auch für einige Befragte Deutschland, ein Ort, in dem sie nicht immer Anerkennung ihrer Person erfahren, was sich beim Selbstverständnis zeigt. Trotz mangelnder Anerkennung und Akzeptanz als Deutsche(r) fühlen sich einige Befragte zu Deutschland als Heimat zugehörig.

Insgesamt führen die Befragten bei der Bestimmung des ethnischen oder geografischen Herkunftslandes als Heimat unterschiedliche Bestimmungsfaktoren an und verweisen damit auf ihre Zugehörigkeit.

Bei der Bestimmung des ethnischen Herkunftslandes (d. h. Deutschland) als Heimat argumentieren sie nicht wie aus der bisherigen allgemeinen Forschung zu Ethnic Return Migration im ersten Moment zu erwarten wäre, ausdrücklich mit Begriffen, die einen vergangenheitsbezogenen Rückbezug zur „historischen Heimat“, „Heimat der Vorfahren“, „Land der Vorfahren“ haben (vgl. Tsuda 2009d, S. 5). Ihr Heimatbegriff ist nicht vergangenheitsbezogen wie bei manch anderen ethnischen Migranten wie den koreanischen Chinesen, die nach Südkorea zurückkehren. Koreanische Chinesen nehmen bei ihrem Heimatbegriff einen vergangenheitsbezogenen Rückbezug zur Heimat ihrer Vorfahren (vgl. Song 2009). Diese implizite Distanzierung von dem vergangenheitsbezogenen Heimatbegriff wird in der bisherigen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern noch zu wenig dargelegt. Häufig herrscht die Annahme, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler selbst aufgrund ihrer Ethnizität Deutschland als ihre „wahre Heimat“ ansehen.⁴⁰⁷ Es entsteht das Bild von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern als eine homogene Volksgruppe, was sie in der Alltagswirklichkeit nicht sind. Ethnische Wurzeln in Deutschland führen nicht dazu, dass die Befragten in Deutschland ihre Heimat sehen. Sie verweisen auf eine Zugehörigkeit zu Deutschland, auch wenn sie Deutschland nicht expli-

Bongartz 2012, S. 240). Vergleichbares ist auch bei Menschen ohne Migrationshintergrund anzutreffen (vgl. Mitzscherlich 2016, S. 8).

⁴⁰⁶ Dieser Privatcharakter von Heimat ist vergleichbar mit Essen. Essen ist etwas Persönliches und Privates. Es wird weitgehend im Privaten zelebriert.

⁴⁰⁷ Die Transmigrationsforschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern (vgl. Schmitz 2013, S. 184) kann als eine Ausnahme gesehen werden.

zeit als „Heimat“ oder „Ur-Heimat“ bezeichnen. Deutschland ist für die Befragten das Land ihrer Vorfahren, das Land, wo ihre ethnische Wurzel liegt, aber nicht unbedingt für Alle die eigene Heimat. Die Befragten nehmen keine Gleichsetzung von „Land der Vorfahren“ und „Heimat“ vor. Die Befragten, die in Deutschland ihre Heimat sehen, fühlen sich Deutschland als ihre Heimat nicht explizit aufgrund von Ethnizität zugehörig. Implizit schwingt Ethnizität hingegen in den Narrativen dieser Befragten immer mit. Zum Beispiel definieren sich einige Befragte als Deutsche, haben aber das Gefühl, nicht zu „den Deutschen“ dazuzugehören und berichten dennoch von Deutschland als ihre Heimat. Dies kann als ein Hinweis auf eine implizite Beziehung zu Deutschland als historischer Ort der Vorfahren, impliziter Hinweis auf Ethnizität, interpretiert werden. Ethnizität kann als ein „Ausreisetikett“ nach Deutschland verstanden werden. Diese Befragten fühlen sich Deutschland als ihre Heimat nicht explizit aufgrund von kollektiven gemeinsamen ethnischen Wurzeln, sondern aufgrund persönlicher und individueller Bedürfnisse wie u. a. Beständigkeit und Sicherheit verbunden. Diese Beobachtung ist im Vergleich zu anderen Studien wie z. B. von Kurilos (2006, S. 386)⁴⁰⁸ generationenunabhängig. Auch unterscheidet sich der Heimatbegriff dieser Befragten in der hier vorliegenden Studie zu anderen Studien, in denen Deutschland als „sehnsüchtiger Rückkehrort“ (vgl. Krieger 2013, S. 5) oder „idealisierter Ort“ (vgl. Klekowski von Kloppefels 2003, S. 314) beschrieben wird. Dies verweist auf eine (erste) Änderung des Verständnisses von Heimat bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die Deutschland als Heimat ansehen und keine Transmigranten sind. In der (Spät-)Aussiedlerforschung wird dies noch nicht so deutlich herausgearbeitet und herausgestellt.

Die Befragten, die ihre Heimat in ihrem geografischen Herkunftsland sehen, fühlen sich ihrem geografischen Herkunftsort als Heimat verbunden, nicht weil sie im ethnischen Herkunftsort stigmatisiert werden, wie manch andere ethnische Rückkehrer (vgl. Tsuda 2009c, 342), sondern weil es für sie der Ort ihrer Geburt und/oder ihrer primären Sozialisation darstellt und das generationenunabhängig, was als Gegensatz zu Kurilos (2006, S. 386) Ergebnissen steht. Für die Befragten in der hier vorliegenden Studie kann Heimat als ein „Erinnerungsort“ im Sinne von Vojvoda-Bongartz (2012, S. 234) verstanden werden. Heimat ist für diese Befragten eine nicht abbrechende Bindung zu dem Land, in dem sie das Licht der Welt erblickten und erste Erfahrungen mit für sie wichtigen Menschen sammeln durften. Ihr Heimatgefühl ist geprägt von der Kindheit. Diese nicht abbrechende Bindung zu ihrem Geburtsort zeigt sich anschaulich bei dem Tatbestand, dass einige Befragte zu erkennen geben, dass ihnen ihre Heimat mit der Zeit fremd geworden ist, aber dennoch ihre Heimat darstellt. Es mag analytisch ambivalent erscheinen, dass ein Begriff, der in der bisherigen Forschung positiv besetzt ist, zu nennen sind u. a. die Begriffe Vertraut-

⁴⁰⁸ Kurilo führte qualitative Interviews mit (Spät-)Aussiedlern Ende der 1990er Jahre in Bonn durch.

heit, Geborgenheit und Zugehörigkeit (vgl. u. a. Mitzscherlich 2014, S. 33), mit dem negativen Attribut „fremd“ von einigen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern besetzt wird. In der bisherigen Forschung wird Heimat vornehmlich als Gegensatz zur Fremde gesehen (vgl. Merle 2018, S. 28; Mitzscherlich 2014, S. 33). Biografisch ist diese Besetzung allerdings nachvollziehbar. Mit der Zeit – im Verlauf des Lebens – kann die „Heimat“ einem fremd werden.

Des Weiteren werden in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung die beiden Begriffe „fremd“ und „Heimat“ nur in Verbindung mit Deutschland gebracht. Die Ergebnisse der hier vorliegenden Untersuchung zeigen eine Erweiterung des Heimatverständnisses bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, denn die beiden Begriffe „fremd“ und „Heimat“ werden von Einigen auch auf das geografische Herkunftsland bezogen.

Die Erfahrung der Fremdheit mit dem geografischen Herkunftsland führt dazu, dass einige Befragte Deutschland zu ihrem Zuhause⁴⁰⁹ machen und das geografische Herkunftsland ihre Heimat bleibt oder wird. Wobei nicht alle Befragte Deutschland zu ihrem Zuhause machen, wenn sie zwischen Heimat und Zuhause differenzieren. Zuhause kann einen anderen ehemaligen Sowjetstaat darstellen, zu dem sie sich aufgrund von bestehenden Freundschaften verbunden fühlen. Diese trennscharfe Unterscheidung in Zuhause und Heimat wird auch von Tsuda (2009c, S. 343) in der allgemeinen Forschung zu Ethnic Return Migration bei einigen ethnischen Rückkehrern beschrieben. In der (Spät-)Aussiedlerforschung wird diese Unterscheidung allerdings noch zu wenig zum Thema gemacht. Die Transmigrationsforschung kann in Teilen als Ausnahme gesehen werden (vgl. u. a. Schmitz 2013, S. 184ff.). Auch sind Zuhause und Heimat für die Befragten im Sinne von Ahrens (2018, S. 9) keine Synonyme. Es sind zwei soziale Räume, die nicht ineinander liegen. Mit der Differenz dieser beiden Begriffe, die nicht deckungsgleich sind, zeigen die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler die Aufrechterhaltung zweier geteilter Zugehörigkeiten. Ferner kann diese Differenzierung als das Ergebnis der Selbstethnisierung u. a. als Russlanddeutscher interpretiert werden. Es ist anzunehmen, dass die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler diese Differenzierung nicht vornehmen würden, wenn sie von Anderen nicht als „Russen“ ethnisiert werden würden. Folglich könnte diese Selbstethnisierung als Reaktion auf Zuschreibung (vgl. Bozay 2012, S. 122) interpretiert werden. Diese Differenzierung in zwei soziale Räume und die angenommenen Gründe dafür werden in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung nicht thematisiert. Die bisherige Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern verweist eher darauf, dass russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler entweder den Begriff Heimat oder Zuhause

⁴⁰⁹ Die Unterscheidung zwischen Heimat und Zuhause ist in Teilen auch bei anderen Migrantengruppen anzutreffen und nicht unbedingt spezifisch nur für die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Allerdings muss das Untersuchungsdesign in die Betrachtung und den Vergleich einbezogen werden, denn qualitative und quantitative Untersuchungen können unterschiedliche Ergebnisse hervorbringen.

verwenden und nicht, dass beide Begriffe für sie nebeneinander existieren und verschiedene Qualitäten aufweisen.

Auch wenn mit Zuhause unterschiedliche Orte (Deutschland oder ein ehemaliger Sowjetstaat) gemeint sind, so haben diese Befragten fallübergreifend gemeinsam, dass sie ein Gefühl beschreiben, was jeder von ihnen spürt, und zwar das Gefühl von Vertrautheit und Zugehörigkeit zu Familie und Freunden und das ortsunabhängig, was sich auch bei dem Begriff „Heimat“ zeigte. Unabhängig davon, wie diese Befragten Heimat und Zuhause besetzten, so ist anzunehmen, dass die Unterscheidung diesen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wichtig ist, um sich verorten und „heimisch“ fühlen zu können. Sie haben geteilte Zugehörigkeiten zu zwei Orten bzw. Räumen, denen sie sich auf unterschiedliche Art und Weise verbunden fühlen.

Diese ganzen Ausführungen zeigen, dass der Heimatbegriff von den Befragten nicht einheitlich gebraucht wird. Sie beschreiben mit dem Begriff Heimat Verbundenheit und Zugehörigkeit zu einem Ort, den sie unterschiedlich besetzen. Heimat kann aber auch ein Gefühl von Entfremdung und Distanz auslösen. Dies zeigt, dass das Heimatgefühl auch durch Entortung⁴¹⁰ entstehen kann. Mit der Aufspaltung des Heimatbegriffs in „Heimat“ und „Zuhause“ erweitern die Befragten ihren Handlungsspielraum, der ihnen mehr Freiheiten bietet, sich nicht auf einen Ort, dem sie sich auf ihre individuelle Weise zugehörig fühlen, festlegen zu müssen. Heimat ist für die Befragten auch ein fortwährender Prozess der Entwicklung und Aneignung, der in den meisten Fällen nie abgeschlossen zu sein scheint.

Im Vergleich zu den anderen Bereichen wie Selbstverständnis oder Sprache berichten die Befragten bei Heimat nicht von Fremdzuschreibungen. Sie ordnen sich selbst einem Land zu, dem sie sich als Heimat zugehörig fühlen und werden nicht von Anderen zu einem Land zugeordnet. Es kann aber angenommen werden, dass die Mehrheitsbevölkerung eine Zuordnung zu einem Land, welches sie als das Heimatland der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ansieht, vornimmt, diese Zuordnung den Befragten aber nicht bekannt ist.

Hinsichtlich „**Sprache**“ lässt sich feststellen, dass die deutsche Sprache in den geographischen Herkunftsländern der Befragten weitgehend keine hohe Relevanz hatte, wenn auch ungewollt. Denn die deutsche Sprache wurde aufgrund von realer und/oder möglichen Stigmatisierung gemieden. Einfügen und „Nicht-Auffallen“ war das Grundprinzip der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler. Begünstigt wurde die Meidung der deutschen Sprache ebenfalls durch binationale Familien, in der der russischen Sprache mehr Bedeutung zugesprochen und somit ein Loyalitätsverlust eingegangen wurde. Die Zuge-

⁴¹⁰ Pfaff-Czarnecka (2012, S. 40) beschreibt, dass bei Zugehörigkeit nicht nur Verortung, sondern auch Entortung von Relevanz ist – Entortung ist ein Element der Zugehörigkeit. Entortung kann Entfremdung bedeuten.

hörigkeit zum Russischen/Sowjetischen wurde der Zugehörigkeit zum Deutschen vorgezogen, was im Gegensatz zu dem Selbstverständnis der Befragten in Deutschland steht. Beim Selbstverständnis wird keine Zugehörigkeit gegenüber einer anderen bevorzugt.

Insgesamt lässt sich sagen, dass die Befragten in Deutschland ihre (ethnische) Zugehörigkeit bzw. ihr Selbstverständnis nicht auf Basis der Muttersprache oder Alltagssprache bilden. Fast alle Befragten sehen Russisch als ihre Muttersprache, aber nur ein Befragter sieht sich neben seinen anderen gefühlten Zugehörigkeiten auch als Russe. Die Befragten fühlen sich nicht auf Basis von Russisch als ihre Muttersprache als Russen. Eine vergleichbare Beobachtung lässt sich auch bei der Alltagssprache in Deutschland machen. Selbst wenn die eigenen deutschen Sprachkenntnisse bei einigen Befragten nicht optimal sind, fühlen sie sich neben ihren anderen kommunizierten Zugehörigkeiten „auch Deutsch“.⁴¹¹ Dies bedeutet, dass sowohl Sprachkompetenz als auch Muttersprache keinen Einfluss auf die selbst zugeschriebene (ethnische) Zugehörigkeit haben. Sprache bzw. Sprachkompetenz ist für sie somit kein spezifisches Merkmal ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit bzw. ihres Selbstverständnisses.⁴¹² Das Deutschsein der Befragten ist ein Deutschsein, welches Deutsch nicht als Muttersprache oder Alltagssprache oder die am besten beherrschte Sprache fordert. Hingegen ist zu beobachten, dass über die Sprachkompetenz die Befragten gerade die Erfahrung machen, Anders zu sein. Über die Sprache wird das Problem der Zugehörigkeit erst sichtbar und für die Befragten spürbar.

Bei der fremdzugeschriebenen Zugehörigkeit zeigt sich ein anderes Bild. Die Mehrheitsbevölkerung in Deutschland kategorisiert die Befragten ihrem Empfinden nach fallübergreifend aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse und/oder russischem Akzent im Deutschen als Russen. Die Bundesregierung Deutschland (im Rahmen des Aufnahmeverfahrens), erwartet von den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die ethnische Rückkehrer sind, perfekte bzw. gute Deutschkenntnisse: Ab 1996 müssen sich Spätaussiedler zum deutschen Volkstum durch deutsche Sprachkenntnisse und zwar in Form eines „Sprachtestes“ bekennen (vgl. Kapitel 2).

Einige Befragte selbst sehen ihren Akzent als ein Merkmal, welches sie für Andere erkennbar macht und beschreiben sich zwar als Deutsche, aber nicht als „typisch Deutsche“ bzw. nicht „ganz Deutsche“, weil ihnen ein Teil zum „ganzen Deutschen“ fehlt. Sie schwä-

⁴¹¹ Somit sind schriftliche und mündliche Kenntnisse einer Sprache, anders als Strewe (1992, S. 17) beschreibt, nicht entscheidend, mit welchem Herkunftsgebiet, in der diese Sprache die Alltagssprache ist, sich jemand verbunden fühlt.

⁴¹² Hier soll noch einmal auf die Publikation des Bundesministeriums des Inneren verwiesen werden. In dieser Publikation wird der deutschen Sprache eine große Bedeutung beigemessen. Unter anderem wird von „Gefühl der Verbundenheit durch die deutsche Sprache“ und „Bindung an die deutsche Sprache“ gesprochen. Es wird dargestellt, dass die deutsche Sprache ein wichtiges Charakteristikum der ethnischen Deutschen ist (vgl. Bundesministerium des Inneren 2018, S. 11+14). Diese Aussagen deuten auf eine starke Zugehörigkeit zum Deutschen durch die deutsche Sprache, was in der hier vorliegenden Untersuchung nicht so deutlich beobachtet werden kann.

chen ihr Deutschsein ab. Die Befragten werden ethnisiert und erfahren Fremdheit und Stigmatisierung durch die Mehrheitsbevölkerung aufgrund ihrer Sprache – ihrer „*delegitimierten Sprache*“⁴¹³ (vgl. Heinemann und Dirim 2016, S. 199) und ihres „russischgefärbten“ Akzentes. Ihre Sprache und/oder ihr „russischgefärbter“ Akzent veranlasst sie, sich unabhängig der tatsächlichen Sprachkenntnisse u. a. als Russlanddeutsche oder (Spät-)Aussiedler zu kategorisieren, um einerseits implizit auf ihre historischen Wurzeln zu verweisen und andererseits für autochthone Deutsche authentischer zu wirken, was in der bisherigen Forschung nicht deutlich herausgestellt wird. Diese Selbstethnisierung kann dahingehend interpretiert werden, dass sie sich u. a. als Russlanddeutsche ausgeben, weil ihnen eine „gänzliche“ Zugehörigkeit zum Deutschen verwehrt wird und sie bei einer ausschließlich zum Deutschen ausgehenden Zugehörigkeit ihrem Empfinden nach nicht als „glaubhaft“ angesehen werden würden. Die Beobachtung, dass die Befragten in Deutschland ethnisiert und stigmatisiert werden, zeigt Parallelen zu der Situation in der ehemaligen Sowjetunion. Russlanddeutsche wurden auch dort ethnisiert (vgl. Eichinger et al. 2011, 27ff.). Interessanterweise ethnisieren einige Befragte nun in Deutschland ihre eigenen Kinder aufgrund ihres deutschen Akzentes im Russischen. Es kommt somit zu einer Umkehrung der Ethnisierung – diesmal bezogen auf die Kinder, was in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung nicht in dieser Form beobachtet wurde.

Für die Befragten hat die Sprache eine abgrenzende Funktion je nach Kontext und der Situation. Sie grenzen sich von der Mehrheitsbevölkerung sowie ihren eigenen Kindern durch die Nutzung der russischen Sprache ab. Sie wenden ebenfalls Code-Switching je nach Kontext und der Situation an: Sie können mitten im Satz in eine andere Sprache wechseln und dann zur ursprünglichen Sprache wieder zurückkehren. Sie mischen förmlich die Sprachen. Dies ist mit dem Selbstverständnis zu vergleichen. Das Selbstverständnis der Befragten passt sich ebenfalls je nach Situation und dem Kontext, mal mehr mal weniger freiwillig,⁴¹⁴ an: die Befragten nehmen sich mit unterschiedlicher Ausprägung als gemischt wahr. Code-Switching kann bei den Befragten als „Weiter-Bestehen-Lassen“ oder „paralleles Weiterführen“ zweier Zugehörigkeiten verstanden werden, was in der bisherigen Forschung bislang wenig thematisiert wird. Aber abweichend als in anderen Studien wie die von Schmitz (2013, S. 138) ist dieses „Hin- und Herwechseln“ innerhalb der Sprachen bei den hier Befragten nicht nur bei binationalen (Spät-)Aussiedlerfamilien, sondern auch bei (Spät-)Aussiedlerfamilien, in der beide Elternteile ethnische Deutsche sind, zu beobachten. „Code-Switching“ kann auch als ein temporärer Wechsel der Zuge-

⁴¹³ Eine delegitimierte Sprache ist eine Sprache, die als fremd und ablehnend von Anderen empfunden wird und keine Anerkennung wie z. B. das Englische hervorruft (vgl. Heinemann und Dirim 2016, S. 199).

⁴¹⁴ Dieser „Wechsel des Selbstverständnisses“ ist nicht unbedingt als ein lässiger ungezwungener Wechsel zu verstehen. Denn die Befragten fühlen teilweise den Zwang, ihr Selbstverständnis der Situation und dem Kontext anzugleichen. Aufgrund der Kontextbedingungen – Fremdethnisierung als „Russe“ bspw. fühlen sie sich gedrängt, sich u. a. als „Russlanddeutsche“ und nicht „nur als Deutsche“ zu klassifizieren.

hörigkeit interpretiert werden. Code-Switching hat bei den Befragten noch weitere Funktionen, die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung wenig thematisiert werden: Beim Fehlen eines speziellen Wortes während eines Gesprächs kommt es zum Sprachwechsel, was verschiedene Ursachen haben könnte, wie z. B. „Verlangsamung des Denkens“ oder „gedankliche bzw. mentale Schnelligkeit“. Zum Sprachwechsel kommt es aber auch dann, wenn dem Gesagten Ausdruck verliehen werden soll oder bei Sprichwörtern, die nach dem Empfinden einiger Befragten aufgrund des besseren Verständnisses im Russischen ausgedrückt werden müssen. Die Wiedergabe der Sprichwörter im Russischen verweist auf den Erhalt des Charakters und der Authentizität des Gesagten. Dies wiederum verweist auf die Pflege der Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen.

Bei den Befragten kommt es aber auch zu einer weiteren Abgrenzung: Abgrenzung in öffentlichen und privaten Bereich. Die Befragten selbst räumen in der Regel der russischen Sprache im privaten, geschützten Bereich einen Raum ein, um Ethnisierung bei sich, aber insbesondere bei den Kindern, weitgehend entgegen zu wirken. Russisch ist die Sprache des Informellen und des Häuslichen. Es ist die Sprache der Gefühle und Gedanken – es ist ein Kommunikationsraum für Vertrautes. Deutsch, die Sprache der Ernsthaftigkeit und des Rationalen, ist für sie die Sprache in der Öffentlichkeit – auch für die (älteren) Befragten, die schlechte Deutschkenntnisse haben und wenig gewillt sind, diese zu verbessern. Diese Befragten werden gewissermaßen zum Sprechen der deutschen Sprache gedrängt, um am gesellschaftlichen Leben, wenn auch in Teilen, teilnehmen zu können. Sie können zwar mit Akzent am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, nur werden sie dann als „Andere“ kategorisiert und dies möchten sie vermeiden.

Dies zeigt, dass der Sprache, sei es Russisch oder Deutsch, eine unterschiedliche Bedeutung und Wichtigkeit in bestimmten Bereichen des alltäglichen Lebens eingeräumt wird. Es kann auch zwischen „Nutz-Wert“ einer Sprache und „emotionalen Wert“ einer Sprache unterschieden werden. Eine Sprache kann trotz geringer emotionaler Verbundenheit im Alltag nützlich sein. Die Beobachtung »Abgrenzung in öffentlichen und privaten Bereich« bzw. »Abgrenzung in „Nutz-Wert“ und „emotionaler Wert“« einer Sprache lässt sich in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung in dieser Deutlichkeit nicht finden. Die Wichtigkeit und der Wert, mit graduellen Unterschieden, einer Sprache verändern sich im Zeitverlauf in Deutschland. Die gesprochene Sprache ist daher unweigerlich ein Ausdruck der Zugehörigkeit. Der unterschiedliche Gebrauch schafft zwei Bereiche: öffentlich und privat. Während das Deutsche gebraucht wird, um am öffentlichen Leben teilzuhaben, bleibt das Russische dem Privaten vorbehalten, was den hybriden Status der Zugehörigkeit verfestigt.

Einige Befragte führen selbstverständlich das Interview komplett in deutscher Sprache,⁴¹⁵ um einerseits ihre deutschen Sprachkenntnisse, die von sehr gut bis schlecht reichen, zu demonstrieren, aber auch ihre Zugehörigkeit zum Deutschen aufzuzeigen. Deutsch ist für alle Befragten fallübergreifend, unabhängig von den eigenen Deutschkenntnissen, vor allem die Sprache der Zukunft, des Erfolgs und des Weiterkommens, insbesondere für ihre eigenen Kinder.⁴¹⁶ Auf eine russische Spracherziehung der Kinder, die in Deutschland geboren wurden, wird aufgrund der herausragenden von den Befragten selbst eingeräumten Priorität der deutschen Sprache weitgehend verzichtet. Aber auch die nachlassenden Russischkenntnisse bei einigen Befragten, die in jungen Jahren nach Deutschland kamen, begünstigen den Verzicht der russischen Sprache bei den in Deutschland geborenen Kindern. Diese jüngeren Befragten geben über die Sprache an ihre Kinder die Zugehörigkeit zum Deutschen weiter, was als Weitergabe von Traditionen und Kultur gedeutet werden kann.⁴¹⁷ Die Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen verwehren sie noch, was hingegen nicht dauerhaft bleiben wird, worauf einige Befragte deutlich verweisen. Dieser Gesichtspunkt, dass über die Sprache Zugehörigkeiten tradiert oder versagt werden können, was unterschiedlichen Gründen geschuldet ist, wird in der bisherigen Forschung nicht deutlich herausgestellt. Ferner gibt es diesbezüglich noch einen weiteren Aspekt, und zwar das Anlegen unterschiedlicher bzw. gleicher Maßstäbe an sich und an die eigenen Kinder, was in der bisherigen Forschung nicht so klar herausgestellt wird: Jüngere Befragte fordern nachdrücklich sowohl von sich als auch von ihren Kindern gute Deutschkenntnisse. Ältere Befragte hingegen erwarten perfekte Deutschkenntnisse von ihren Kindern, jedoch nicht von sich selbst. Sie akzeptieren bei sich selbst schlechtere Deutschkenntnisse.

Ein weiterer Aspekt ist „Angst“. Einige Befragte haben Angst, dass ihre Kinder diskriminiert und benachteiligt werden, wenn sie nicht in Deutschland Deutsch sprechen. Vergleichbar wie in der ehemaligen Sowjetunion, in der der russischen Sprache mehr Bedeutung aufgrund von realer bzw. möglich denkbare Diskriminierung beim Sprechen der deutschen Sprache eingeräumt wurde, kommt es in Deutschland zu Angstgefühlen, nicht die „richtige“ Sprache, die deutsche Sprache, zu benutzen. Es kommt zum erneuten Entstehen der Ängste bei der Verwendung der russischen Sprache, was in der bisherigen

⁴¹⁵ Im Interview wurde den Befragten die Entscheidung überlassen, die russische Sprache bei einigen (wichtigen) Aussagen oder Passagen zu verwenden. Gerade die „jüngeren“ Befragten nutzen ausschließlich die deutsche Sprache.

⁴¹⁶ Dies gilt auch für die „*Generation 1,5*“ – die „*mitgenommene Generation*“ (vgl. Kaiser und Schönhuth 2015, S. 286; Leontiy 2016; Vogel 2008, S. 260; Vogelgesang 2008), die in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung in Teilen als problematisch dargestellt wird (vgl. Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention 2002). Die jüngeren Befragten – „*Generation 1,5*“, in der hier vorliegenden Studie sind keineswegs „problematisch“. Sie verfügen über gute Sprachkenntnisse, die ihnen einen Zugang zu der Mehrheitsbevölkerung gewähren.

⁴¹⁷ Kultur und Sprache hängen eng miteinander zusammen (vgl. Saadaoui-el Amin 2013, S. 97, Strewé 1992, S. 16).

Forschung nicht deutlich hervorgehoben wird. Es zeigt sich, dass „Ängste“ das Leben der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler durchziehen. In der Literatur finden sich Hinweise, dass Angst etwas „sehr“ Deutsches ist. Es wird von „German Angst“ gesprochen (vgl. Bode 2006; Fersch 2012). Dies heißt aber nicht, dass Ängste anderen Migrantengruppen unbekannt sind. Zum Beispiel ist die Angst bei der schulischen Laufbahn zu versagen, bei einigen Migranten zu beobachten (vgl. Bozay 2016).

Zusammengefasst kann festgehalten werden, dass die Befragten sowohl zur russischen als auch zur deutschen Sprache Zugehörigkeit auf ihre ganz individuelle Art demonstrieren, aber ihr Selbstverständnis nicht auf Sprache beruht. Das Deutschsein der Befragten ist ein Deutschsein, welches die Möglichkeit offenlässt, eine andere Sprache als Deutsch als Muttersprache oder Alltagssprache anzusehen. Sprache ist für sie selbst kein Bekenntnis zum Deutschsein. Umgekehrt macht die Sprache den Befragten jedoch immer wieder deutlich, dass sich die Zugehörigkeit zum Deutschen als schwierig erweist – ihre Zugehörigkeit zum Deutschen wird aufgrund ihrer Sprachprobleme und/oder ihres Akzentes häufig von Anderen hinterfragt und nicht anerkannt.

Hinsichtlich **„Essen, Einkauf (und Gesundheit)“** lässt sich sagen, dass in der hier vorliegenden Untersuchung im Vergleich zu anderen Untersuchungen die Zugehörigkeitsfrage nicht randständig, sondern als zentrale Forschungsfrage im Zusammenhang mit Essen, Einkauf (und Gesundheit) behandelt wird. Die Frage nach der Zugehörigkeit wird nicht wie in anderen Studien über den Identitätsbegriff thematisiert. In der hier vorliegenden Untersuchung wird deutlich, dass die Befragten über Einkauf, aber insbesondere Essen Differenz, Abgrenzung (zu autochthonen Deutschen, aber auch zu anderen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern) und auch Zugehörigkeit herstellen. Vergleichbar wie beim Selbstverständnis und der Sprache zeichnet sich an mehreren Aussagen der Befragten zu Essen viel über Fremdheit und Eigenheit ab.

Die Befragten verwenden beim Essen Oppositionspaare. Das „hier“ (Deutschland) und „dort“ (geografisches Herkunftsland) verweist auf Abgrenzung zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ und somit auf Ethnisierungsprozesse. Diese Abgrenzung nutzen sie zur Aufrechterhaltung einer Differenz zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ mit den Begriffen „dort“/„drüben“ – dem „Eigenen“ und „hier“ – dem zunächst Fremden. Das Fremde und Eigene wird von ihnen insbesondere am Geschmack, was als Mittel sozialer Abgrenzung dient (vgl. Bourdieu 1982, S. 307), und am Geruch festgemacht. Der mit positiven Gelüsten verbundene Geschmack und Geruch von z. B. frischen Lebensmitteln war „dort“, in ihrem geografischen Herkunftsland, besser. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass sie über ihren Geschmack zum Ausdruck bringen, dass sie „andere Deutsche“ sind. Sie sind Deutsche mit einer Teilzugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen und keine „echten Deutsche“ bzw. „autochthone Deutsche“. Für sie

ist es nicht ambivalent, sich über den Geschmack zum Russischen/Sowjetischen abzugrenzen und sich gleichzeitig Deutsch zu fühlen. Sie sind „andere Deutsche“. Sie verweisen auf ihre geografische Herkunft mit diesen bejahenden Geschichten über den Geschmack und den Geruch. Ihre geografische Herkunft steht nicht wie bei der Sprache mit Nachteilen im Zusammenhang, sondern wird als Vielfalt gewürdigt. Durch Geschmack und Geruch schaffen sich die Befragten (ethnische) Zugehörigkeit, was in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung wenig (explizit) thematisiert wurde. Es wird wenig thematisiert, wie russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler über Geschmack und Geruch eine Abgrenzung zwischen Nähe und Distanz schaffen.

Ihre Teilzugehörigkeit zu ihrem geografischen Herkunftsland zeigen die Befragten nicht nur durch die positiven Schilderungen zum Geschmack und Geruch, sondern ebenfalls durch den Besuch des russischen Lebensmittelladens. Dies zeigt sich indem sie altersunabhängig zu bestimmten Anlässen spezielle Lebensmittel, die diesen besonderen Geschmack oder Geruch, der als Abgrenzung zwischen Nähe und Distanz fungiert (vgl. Barlösius 1999, 76ff.) und die Sehnsucht auslösen, kaufen. Allerdings kommt es in Deutschland nach einer Zeit der Gewöhnung zum Annehmen und teilweise auch zur Aufwertung des „anderen Geschmacks“. Dieser wird zum „eigenen Geschmack“. Es kommt zu einer Neupositionierung der Zugehörigkeiten durch die Veränderung der Geschmackspräferenzen. Dies heißt aber nicht, dass sie wie andere „gewöhnliche Migranten“ auf den deutschen Geschmack gekommen sind und das Gefühl „Deutsch zu sein“ nicht über das Essen kam. Das Gefühl Deutsch zu sein kam bereits in den geografischen Herkunftsländern über das Essen. Deutsche Speisen wurden in den geografischen Herkunftsländern von den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern u. a. auch zur Abgrenzung von den Russen zubereitet. In Deutschland kommen die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler auf den „deutschen deutschen“ bzw. „autochthonen deutschen“ Geschmack. In Deutschland eignen sie sich somit das „autochthone Deutsche“ über die Speisen und Lebensmittel an. Bisher kannten sie „nur“ den „traditionell deutschen“ Geschmack, d. h. traditionelle deutsche Speisen, die ihre Vorfahren vor über 250 Jahren aus Deutschland in das ehemalige Zarenreich mitnahmen. Sie kannten somit nur das „konservierte Deutsch“ bzw. „russlanddeutsche Deutsch“ und eignen sich nun in Deutschland das „autochthone Deutsch“ an. Jedoch nicht nur beim Geschmack, sondern auch bei der Ernährungsversorgung zeigt sich Distanz und Nähe. „Dort“ war die Ernährungsversorgung mühevoll, „hier“ (in Deutschland) ist sie einfacher. Es kommt zu einer positiven Aufwertung der Situation in Deutschland.

Diese beiden letztgenannten Beispiele zeigen ein „variables“ Verhalten der Befragten. Sie verwenden unbewusst das Konzept der hybriden Zugehörigkeit, weil sie für sich sowohl die Option „Deutsch“ als auch „Russisch/Sowjetisch“ sehen. Sie grenzen sich vom Deutschen in einigen Bereichen ab, erheben aber dennoch den Anspruch, sich Deutsch fühlen

zu dürfen. In ihrem Verständnis ist es kein Widerspruch. Sie haben nicht das Verlangen bzw. sehen nicht die Notwendigkeit nach einem „beständigen und dauerhaften Sinn Ganzen“. Sie können bestimmte Teilaspekte des Deutschen ablehnen, wie z. B. den Geschmack einiger deutscher Speisen, sich von ihrem Selbstverständnis aber dennoch Deutsch fühlen. Ihr Deutschsein sieht das eigene Selbst als vielfältig und nicht immer nach außen widerspruchsfrei. Sie leben in einem „Widerspruchsraum“.

Ferner kategorisieren die Befragten ihr Essen in „gesund“ und „ungesund“. Essen ist für sie ein Thema, das normativ belegt ist.⁴¹⁸ Einige Befragte zeigen, dass ihnen gesellschaftliche Erwartungen bekannt sind. Sie bilden über die Akzeptanz dieser gesellschaftlichen Erwartungen und geltenden Regeln und Normen⁴¹⁹ im Kontext Essen eine Zugehörigkeit zum Deutschen aus, was in der bisherigen Forschung bislang kaum thematisiert wird.

Aufschlussreich ist ebenfalls die Beobachtung, dass eine Zugehörigkeit über Essen zu den ehemaligen Siedlungsgebieten der Russlanddeutschen lediglich eine Befragte herstellt. Für sie sind russlanddeutsche Speisen „wolgadeutsche“ Speisen. Bei Essen, und sonst keiner anderen untersuchten Dimension, findet der Bezug zu den ehemaligen Siedlungsgebieten in der ehemaligen Sowjetunion statt. Bei dem Begriff Heimat, was aus dem historischen Kontext denkbar gewesen wäre, findet nicht bei dieser einen aber auch nicht bei anderen Befragten ein Rückbezug zu den ehemaligen Siedlungsgebieten statt. Dies deutet darauf hin, dass Essen einen Bezug zu der (zweiten) ethnischen Wurzel⁴²⁰ bei dieser Befragten darstellt und nicht Heimat. In der bisherigen Forschung wird diese Beobachtung bislang kaum gemacht.

Die Befragten legen sich beim Essen nicht auf eine ihrer (Teil-)Zugehörigkeiten fest, sondern pflegen ihre beiden (Teil-)Zugehörigkeiten mit unterschiedlicher Intensität und Ausdauer sowie unterschiedlichem Umfang. Für sie selbst ist es nicht ambivalent, die Differenz bzw. Parallelität zwischen „Deutsch“ und „Russisch/Sowjetisch“ aufrechtzuerhalten. Die Differenzen werden teilweise miteinander vereinbart, jedoch nicht aufgelöst, was auf eine gemischte Zugehörigkeit bzw. auf eine „Mosaik-Zugehörigkeit“ verweist. Sie fühlen sich auf ihre individuelle Art deutschen, russlanddeutschen und russischen/sowjetischen Lebensmitteln und Speisen zugehörig, aber auch nicht zugehörig, in dem sie bestimmte Lebensmittel und Speisen ablehnen – abhängig vom Kontext und der Situation. Die Befragten öffnen sich bis zu einem bestimmten Grad, grenzen sich jedoch auch immer ab. Die Position, die sie sich aneignen, zeichnet sich durch Anpassung und Abgrenzung aus. Wie auch beim Selbstverständnis ist das Leitprinzip Annehmen und Wunsch zum Gegen-

⁴¹⁸ Die Ernährung/das Essen wird normiert und moralisiert (vgl. Barlösius 2016, 280ff.).

⁴¹⁹ Dies zeigt, dass Essen nicht nur eine individuelle Entscheidung darstellt, sondern auch gesellschaftlichen Zwängen unterliegt (vgl. Klotter 2011, S. 125).

⁴²⁰ Damit sind die ehemaligen Siedlungsgebiete gemeint.

halten. Die russische/sowjetische Küche hat bei den Befragten fallübergreifend den Stellenwert einer schmackhafteren und genüsslicheren Küche als die deutsche Küche, die vergleichbar wie bei der Sprache ein Gefühl von Reserviertheit vermittelt. Diese Beobachtung verweist auf eine geringere Intensität der Verbundenheit zum Deutschen über die deutschen Speisen und eine stärkere Orientierung an der russischen/sowjetischen Küche. Auch bei den Nachkommen der Befragten ist diese Orientierung an der russischen/sowjetischen Küche zu beobachten. Dies zeigt, dass Zugehörigkeit(en) über Essen tradiert werden können, was in der bisherigen Forschung nicht deutlich herausgestellt wird.

Fallübergreifend bewegen sich die Befragten zwischen dem Festhalten an Traditionen und dem Bewährtem sowie dem Aufbrechen dieser Strukturen, d. h. Öffnen für andere, neue, auch „deutsche“, Kocheinflüsse. Allerdings anders als in anderen Studien (vgl. Boll 1993, 105ff.) sind für die Befragten traditionelle Speisen nicht unbedingt russlanddeutsche Speisen, sondern tendenziell eher russische/sowjetische Speisen. Es kommt zu keiner „Überidentifizierung“ mit oder sehr starken Orientierung an russlanddeutschen Speisen im Alltag. Russlanddeutsche Speisen haben, auch wenn sie nicht häufig zubereitet werden, einen Platz im Dasein. Sie sind zentraler in den Erinnerungen (an die Kindheit) als im Alltag.

Bei den Befragten kommt es anders als bei anderen Studien (vgl. Boll 1993; Rahier 1985) zu einer Annäherung an die Ess- und Kochgewohnheiten der Mehrheitsbevölkerung bis zu einem bestimmten Umfang. Allerdings gehen sie nicht vollständig in der Küche der Mehrheitsbevölkerung auf. Eine „kulturelle Assimilierung“ (vgl. Barlösius 1999, S. 158) findet nicht statt. Sie fühlen sich der deutschen Küche auch nicht stärker verbunden, weil sie sich „Deutsch fühlen“. Die deutsche Küche, die „deutsche deutsche“ bzw. autochthone deutsche Küche“ ist ihnen nicht in ihrem Facettenreichtum gänzlich bekannt, da sie die Weiterentwicklung der „deutschen deutschen“ Küche in den letzten über 250 Jahren nicht erlebt haben. Das Neue, zu der u. a. auch die „deutsche deutsche“ Küche gehört, löst hingegen nicht immer Behagen aus, folglich sind die Befragten für Neues mit unterschiedlicher Bereitschaft offen. Neuen Speisen fühlen sie sich unterschiedlich schnell und erschöpfend verbunden, halten aber auch altersunabhängig, im Vergleich zu anderen Studien (vgl. Aronson 2011, S. 61), an Traditionen fest. Wobei ältere Befragte intensiver und länger an Traditionen festhalten. Das Festhalten am Bewährtem, an Traditionen kann als Ausdruck ihrer Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen gedeutet werden, die sie nicht gänzlich aufgeben wollen. Das Nicht-Aufgeben von Traditionen zeigt sich auch beim Selbstkochen. Das fast tägliche Selbstkochen, was fast allen Befragten, unabhängig vom Alter, gemein ist, kann als Fortführung der Traditionen aus dem Elternhaus interpretiert werden, was auf Herstellung von Zugehörigkeit zu der Familie verweist. Diese Herstellung von Zugehörigkeit zu der Familie zeigte sich auch bei dem Heimatbegriff. Ferner kann

gefragt werden, wie diese Art der Zugehörigkeit (Zugehörigkeit zu der Familie) mit ethnischer Zugehörigkeit zusammenhängt. Es ist anzunehmen, dass die Familie für den russischen Migrationshintergrund steht. Denn die Befragten sind Deutsche mit russischem Migrationshintergrund. Ihre kulturelle Eigenheit des Selberkochens, was auf eine Zugehörigkeit zu der/ihrer Familie verweist, kann als ein Vergangenheitsbezug zum Russischen/Sowjetischen verstanden werden.

Dass die Befragten zwei Zugehörigkeiten beim Essen – zum Deutschen und Russischen/Sowjetischen weitgehend konfliktfrei in sich vereinigen können, zeigt sich anschaulich an dem Begriff „Mischen“. Ihr Koch- und Essverhalten ist für die Befragten selbst gemischt. Sie mischen die Speisen im Alltag, weniger am Wochenende und an Feiertagen. An diesen Tagen werden hauptsächlich russische/sowjetische Speisen zubereitet. Im Alltag werden deutsche oder russische/sowjetische Speisen gekocht, allerdings auch russische/sowjetische Speisen mit deutschen Einflüssen. Das heißt, „typische“ (russische) Zutaten werden durch andere „deutsche“ Zutaten ersetzt. Das Mischen von Speisen ist für sie mit positiven Konsequenzen verbunden, was im Gegensatz zur Sprache oder dem Selbstverständnis steht, wo das Mischen für sie negative Konsequenzen hat. Das „Mischen“ bestimmt ihr Leben. Das Mischen, d. h. sich als Person gemischt wahrzunehmen und sich selbst vereinzelt als gemischt auszugeben, die Speisen zu mischen und die Sprachen zu vermischen (Verwendung einer anderen Sprache je nachdem mit welcher Person kommuniziert wird oder Code-Switching), ist ein Teil ihrer Zugehörigkeit. Im Allgemeinen kann das Mischen, sei es beim Essen, bei der Sprache oder beim Selbstverständnis, als Zugewinn einer neuen Teilzugehörigkeit und als die Beibehaltung einer alten Zugehörigkeit verstanden werden.

Was recht verwunderlich und aufschlussreich ist, ist der Tatbestand, dass „typische russlanddeutsche Speisen“ in Deutschland nicht mit „deutschen“ oder „russischen/sowjetischen“ Zutaten von den Befragten vermischt werden. Diese Beobachtung ist ein wichtiges Ergebnis in der hier vorliegenden Arbeit und lässt sich in der bisherigen Forschung bislang wenig finden. Zu fragen ist, wie sich diese Beobachtung erklären lässt. Dies kann dahingehend interpretiert werden, dass über typische russlanddeutsche Speisen eine differente Intensität/eine andere Qualität der Verbundenheit und Zugehörigkeit als über russische/sowjetische Speisen bei den Befragten erfolgt. Russlanddeutsche Speisen stellen eine intensivere vergangenheitsbezogene Verbundenheit zu der eigenen Biografie, insbesondere der Kindheit, die in der Vorstellung der Befragten nicht pervertiert werden darf, dar. Kindheit kann als ein vertrauter Raum verstanden werden, den es zu hüten gilt. Dieses Nichtvermischen der russlanddeutschen Speisen kann als ein Nachweis für historische Bezüge zum „Deutschsein“ verstanden werden. Was das Mischen von Speisen anbetrifft, so ist dies nichts Spezifisches nur für die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, sondern lässt sich auch bei anderen ethnischen Rückkehrmigranten

(vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 165) sowie bei „klassischen“ Migranten (vgl. Klamt 2004, S. 509; Koçtürk-Runefors 1990) finden. Allerdings mischen nicht alle Migranten die Speisen im Aufnahmeland (vgl. Augustynek und Hirschfelder 2010, S. 169).

Auch bei der Bewirtung von Gästen zeigt sich, dass die Befragten aus mehr als einer Zugehörigkeit auswählen können. Sie sehen für sich mehrere Möglichkeiten anders als in anderen Studien (vgl. Bolls 1993, 107ff.),⁴²¹ um auf ihre Andersartigkeit zu verweisen oder diese nicht in den Zentrum des Interesses zu rücken. Zum Beispiel erfahren sie beim Herausstellen ihrer Andersartigkeit in Form von Servieren russischer Speisen Wertschätzung ihres Essens⁴²² und eine von der Mehrheitsbevölkerung zugesprochene Zugehörigkeit zu ihrer Gemeinschaft, was in keinem anderen untersuchten Bereich sonst zu beobachten ist. Der „gemeinsame“ Geschmack vergemeinschaftet (vgl. Barlösius 2016, S. 88) und stellt Nähe her (vgl. Barlösius 2016, S. 158). Aufgrund dieser positiven Besetzung und dem Gefühl über ihre russischen/sowjetischen Speisen „kulturell ebenbürtig“ (vgl. Barlösius 2016, S. 170) zu sein, nehmen sie es hin, auf das Russische/Sowjetische reduziert zu werden. Diese Anerkennung des Essens von der Mehrheitsbevölkerung und die damit verbundene Zustimmung der Zugehörigkeit zur Mehrheitsbevölkerung konnte in der (Spät-)Aussiedlerforschung bisher nicht in dieser Form gezeigt werden. Essen ist der einzige untersuchte alltägliche Bereich, in dem die Befragten nicht um Anerkennung kämpfen müssen. Das Ringen bzw. Kämpfen um Anerkennung und Wertschätzung wird hingegen insbesondere in den Dimensionen „Zugehörigkeit (Selbstverständnis) und Heimat“ und „Sprache“ deutlich. Bei Sprache z. B. wird das Spannungsverhältnis zwischen „Privat“ und „Öffentlich“ offensichtlich, was sich bei Essen nicht finden lässt. In der Öffentlichkeit findet die russische Sprache keine Billigung, im Privaten (innerhalb der Familie) hingegen wird sie gewürdigt. Die russische/sowjetische Küche findet sowohl im privaten als auch im öffentlichen Bereich (Beköstigung von Gästen, „Mitbringsel“ zur Arbeit) Anerkennung. Dieses Selbstvertrauen, das die Befragten beim Essen haben, findet sich bei dem Selbstverständnis und der Sprache viel weniger. Die Befragten machen sich beim Selbstverständnis teilweise von der Fremdwahrnehmung abhängig. Bei ihrem Selbstverständnis verstecken sie zwar nicht ihre Teilzugehörigkeit zum Russischen, die sich u. a. am Akzent bemerkbar macht, aber sie wollen auch nicht auf diesen Teil ihrer Zugehörigkeit reduziert werden.

Interessant ist, dass keiner der Befragten „typisch russlanddeutsche“ Speisen bei der Bewirtung von Gästen oder Arbeitskollegen bei der Arbeit wählt. Dies kann als Verzicht auf das Hinweisen ihrer russlanddeutschen Teilzugehörigkeit verstanden werden, was im Ge-

⁴²¹ Boll (1993, 107ff.) führt nur zwei Möglichkeiten auf: Typisch russlanddeutsches Gericht bzw. ein russisches/asiatisches Gericht oder ein typisch „bundesdeutsches“ Gericht.

⁴²² Oft wird das Essen der Migranten als „dreckiges fremdes Essen“ (vgl. Bernstein 2014, S. 128) bezeichnet, was auf die Befragten der hier vorliegenden Studie nicht zutrifft.

gensatz zum Selbstverständnis steht. Beim Selbstverständnis geben sie sich bewusst nach außen als Russlanddeutsche aus, damit keiner an ihrer Glaubwürdigkeit zweifelt. Beim Essen wird hingegen an ihrer Glaubwürdigkeit nicht gezweifelt.

Gemein ist allen Befragten, dass sich an der Alltäglichkeit und der Unreflektiertheit des Essens besser ablesen lässt, wie sich die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler zugehörig fühlen. Essen ist für Menschen von Relevanz – Essen beinhaltet neben natürlichen auch kulturelle Aspekte (vgl. Barlösius 1999, S. 31). Deshalb positionieren sich alle zum Essen bzw. drücken über Essen vieles aus – überwiegend weniger reflektierend. Essen verrät mittelbar bzw. „verschleierter“ über die Stellung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler in der Gesellschaft. Es transportiert sowohl soziale als auch emotionale Gehalte, Ablehnung, Differenz und auch Verbundenheit und Gemeinsamkeit. Essen, speziell Geschmack, an dem sich besonders gut ablesen lässt, mit welcher Qualität und Intensität die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sich zum Deutschen und/oder zum Russischen/Sowjetischen zugehörig fühlen, könnte als ein besserer Anhaltspunkt für Zugehörigkeit als Selbstverortung oder Selbstverständnis verstanden werden. Zum Beispiel zeigt sich insbesondere am Essen, dass die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler das „Russische/Sowjetische“ nicht hinter sich lassen können und wollen. Die russischen/sowjetischen Speisen verdeutlichen eine besonders emotionale und unausgesprochene Verbindung zum Russischen/Sowjetischen. Des Weiteren zeigt sich eindrucksstärker als in anderen Bereichen, wie sich die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler „schleichend“ bzw. mit der Zeit selbst „das autochthone Deutsche“ über die Speisen aneignen. Das alles zeigt sich, auch wenn die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler es nicht direkt und bestimmend kommunizieren. Dies lässt den Schluss zu, dass Essen ein ausdrucksstarkes symbolisches Kommunikationsmittel ist. Mit Essen kommunizieren die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, selbst wenn sie nicht direkt sprechen. Eine wortwörtliche ausgesprochene Offenlegung der Zugehörigkeit ist somit wie z. B. beim Selbstverständnis nicht notwendig, um mehr über Verbundenheit, Gemeinsamkeit, aber auch Abgrenzung zu erfahren. Gerade am Essen zeigt sich eine „nicht-direkt-offengelegte“ bzw. eine unausgesprochene Zugehörigkeit, was sich in keinem anderen Bereich in dieser Art zeigt. Es ist eine Zugehörigkeit, die mehr Interpretation und Auslegung zulässt. Essen als etwas Profanes eröffnet somit einen dichterem, facettenreicheren und sinnlicheren Blick auf Zugehörigkeit. Zum Beispiel zeigt sich bei Essen so viel Sinnliches wie bei keiner anderen Zugehörigkeit.

Abschließend ist festzuhalten, dass Zugehörigkeiten nur dort entstehen können, wo Differenzen gemacht werden können. Bei der Herstellung von Zugehörigkeiten sind auch kulturelle und soziale Bezüge wichtig. Dies ist beim Selbstverständnis, der Sprache und bei Essen der Fall. Können diese Bezüge oder Differenzen nicht hergestellt werden, kann

auch keine Zugehörigkeit hergestellt werden. Dies ist bei der Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung der Fall.

Die aufgeführten Ergebnisse lassen den Schluss zu, dass bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern der Prozess der Herstellung der eigenen Zugehörigkeit⁴²³ zu unterschiedlichen Zeiten nach der Einreise nach Deutschland, verschieden schnell und intensiv und mit differenten Ergebnissen, stattfindet. Von einer für alle Befragten gleich verlaufenden Herstellung der Zugehörigkeit bzw. eines einheitlichen Verständnisses des Zugehörigkeitsbegriffs kann keineswegs gesprochen werden. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler haben individuelle und vielfältige Formen der Zugehörigkeit, die sie in unterschiedlich ausgeprägten Anteilen in sich vereinigen.

Ihre individuelle Form der Positionierung ist häufig durch eine Parallelität ihrer Zugehörigkeiten gekennzeichnet, was nicht heißt, dass ihre Zugehörigkeiten frei von Ambivalenzen sind. Die entstehenden Ambivalenzen werden aber weitgehend in ein für sie selbst akzeptables Spannungsverhältnis gebracht und ausgehalten.⁴²⁴ Dies zeigt sich u. a. daran, dass sie den Wunsch nach Kohärenz (sie wollen, dass andere sie so wahrnehmen bzw. verstehen, wie sie sich selbst wahrnehmen bzw. verstehen) haben. Dieser Wunsch bleibt jedoch in den meisten Fällen nur ein Wunsch, denn Fremd- und Selbstwahrnehmung fallen nicht zusammen. Die Befragten können allerdings in den meisten Fällen damit umgehen. Für sie ist die Pflege ihrer Zugehörigkeiten, die sie unterschiedlich erschöpfend und mit unterschiedlicher Beharrlichkeit und Intensität in den verschiedenen Bereichen des alltäglichen Lebens betreiben, wichtig. Von einer permanenten Zerrissenheit zwischen diesen Zugehörigkeiten, was die bisherige (Spät-)Aussiedlerforschung weitgehend zeigt, kann nicht gesprochen werden, auch wenn es für sie eine Gratwanderung zwischen Anpassen und Wunsch zum Gegenhalten ist. Diese individuelle Form der Positionierung der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ist beeinflusst durch Fremdzuschreibung, die in ihre Selbstbeschreibung übergeht, Selbst- und Fremdethnisierung, tradierte Werte und Normen sowie die Familienstruktur.

Nun stellt sich die Frage, was die gewonnenen Erkenntnisse für die *Zugehörigkeitsforschung*, die Forschung zu *Ethnic Return Migration*, die *(Spät-)Aussiedlerforschung* sowie die *Migrationsforschung* im Allgemeinen bedeuten.

Die vorliegende Untersuchung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern leistet einen Beitrag zur Diskussion um Zugehörigkeitskontexte und Zuschreibungsprozesse. Die russlanddeutsche (Spät-)Aussiedlermigration ist für die (soziologische) Migrationsforschung, speziell für die Forschung zu „Ethnic Return Migration“, ein Forschungsfeld, an dem sich

⁴²³ Nur in den Bereichen, in denen Zugehörigkeit überhaupt hergestellt werden kann.

⁴²⁴ Den jüngeren Befragten gelingt es besser als den älteren Befragten.

Eigenarten sowie grundlegende Erkenntnisse zu der Alltagswirklichkeit und der Lebenswelt von „klassischen“, aber auch ethnischen (Rückkehr-)Migranten gut nachempfinden lassen. Sich dieser Alltagswirklichkeit anzunähern, kann soziale Trennung verhindern und einen Perspektivenwechsel fördern, was zu neuen Erkenntnissen führen kann. Diese Alltagswirklichkeiten, Lebenswelten und -strategien von (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten können multidimensional und vielfältig verstanden werden. Ferner kann nicht von „den“ Migranten bzw. von „den“ ethnischen Rückkehrmigranten gesprochen werden, da allgemeingültige Aussagen über alle Migranten bzw. alle ethnischen Rückkehrmigranten schwer möglich sind.

In der bisherigen Migrationsforschung ist der Begriff „Migration“ häufig negativ konnotiert (vgl. Wadauer 2008, S. 8). Migration produziert Gewinner und Verlierer und wird mit Gefahr und Verlust wie bei einer Erkrankung assoziiert (vgl. Lutz 2010, S. 125). Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit eröffnen eine differenziertere Perspektive auf Migration allgemein, speziell für die Migrationsform Ethnic Return Migration, aber auch speziell auf die russlanddeutsche (Spät-)Aussiedlermigration – weg von der meist defizitorientierten und verlustbehafteten Perspektive, hin zu einer Perspektive, in der Migration als ein Erfahrungsraum verstanden werden kann, den es zu gestalten gilt. Aktiv werden oder passiv bleiben ist hierbei die Frage. Migration kann als eine Erfahrung verstanden werden, die es zu interpretieren gilt. Dies zeigt, dass Migranten sich ihre eigenen Erfahrungsräume schaffen können und Migration nicht per se Zerrissenheit oder Notstand bedeuten muss. Bei den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, insbesondere den Älteren, sind zwar auch Resignation und Zweifel an ihrer Situation zu beobachten, jedoch sind auch „positive Umdeutungen“ bei einigen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern wahrnehmbar. Einige Befragte, insbesondere die jüngeren Befragten, nutzen z. B. ihre negativen Migrationserfahrungen – z. B. als Russen klassifiziert und nicht als Deutsche anerkannt zu werden, um sich neu zu positionieren und ihre Situation zum Positiven umzudeuten. Sie entwickeln eine Ambiguitätstoleranz und nehmen ihre eigene Person nicht frei von Widersprüchen wahr. Anstelle ihre „Schwächen“ wie z. B. ihren Akzent „zu reparieren“, fokussieren sich manche auf ihre Stärken wie z. B. die Bilingualität. Dass insbesondere die jüngeren russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern gestärkt aus der Migration hervorgehen, wäre übertrieben bzw. würde nicht die gelebte Alltagswirklichkeit widerspiegeln. Sie gehen aus der Migration mit unterschiedlichen Erfahrungen für das weitere Leben hervor. Sie sind nicht gänzlich der Ohnmacht verfallen und verstehen sich weniger als Opfer bzw. sind nicht länger bereit, die Schuld ausschließlich bei anderen für ihre Situation zu sehen. Sie versuchen neu zu denken und Potentiale, wenn auch mit viel Mühe und Konfrontation, zu erschließen.

Für die Migrationsforschung, speziell für die Forschung zu Ethnic Return Migration, hat dies zwei Bedeutungen: Erstens bedeutet dies bzw. bestärkt die bisherige Beobachtung,

dass Fremd- und Anderssein eine Grunderfahrung vieler (ethnischer) (Rückkehr-)Migranten ist, denn nicht nur einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler berichten von diesen Erfahrungen, sondern auch andere (ethnische) (Rückkehr-)Migranten (vgl. Hedberg 2009, S. 166; Schultz und Sackmann 2001, S. 42; Song 2009, S. 293). Zweitens bedeutet dies aber auch, dass auch etwas scheinbar Negatives zu einer „positiveren Umdeutung“ für manche führen kann – „Anders- und Fremdsein“ als Anlass zur Reflexion der Situation und der eigenen Person, sofern es so verstanden bzw. angenommen wird und anschließend ein Umgang damit stattfindet. Ein kreativer Umgang mit Differenz, Fremdheit, wie z. B. Rosenthal (2011, 17f.) in ihrer Studie bei (Spät-)Aussiedlern die zwei Strategien „provokative Abgrenzung“ und „angestrenzte Anpassung“ beobachtet, aber auch Nähe kann somit von Vorteil nicht nur für einige russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, sondern auch für viele andere (ethnische) (Rückkehr-)Migranten sein. Zu nennen wäre bei einigen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in Bezug auf das Selbstverständnis u. a. das Finden und Verwenden von „Behilfsbezeichnungen“, „Umschreibungen“ oder „Relativierungen“. Das kann dahingehend verstanden werden, dass Zugehörigkeitsfindung Kreativität, Perspektivenwechsel, Einlassen auf Konfrontationen bzw. Widersprüchen und das Sich-Ablösen von alten Lasten braucht, um eine „innere Heimat“ in sich zu finden. Dieser kreative Umgang mit Differenz, Fremdheit, aber auch Nähe darf hingegen nicht bei allen (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten vorausgesetzt werden. Speziell für die (Spät-)Aussiedlerforschung bedeutet dies, dass von der „Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler“ nicht gesprochen werden kann. Sie sind keine in sich geschlossene Gruppe, sondern sind in ihrer Gesamtheit relativ heterogen,⁴²⁵ denn dieser Umgang mit Differenz, Fremdheit, aber auch Nähe ist bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern sehr unterschiedlich, was sich an vielen Stellen zeigte.

In der Migrationsforschung im Allgemeinen, speziell in der Forschung zu Ethnic Return Migration bzw. spezieller in der (Spät-)Aussiedlerforschung kann die Frage nach der Zugehörigkeit als etwas Zentrales gesehen und verstanden werden. Bisher wurde die Frage nach der Zugehörigkeit in der sozialwissenschaftlichen Forschung zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern weitgehend vor allem über den Identitätsbegriff thematisiert oder Identität und Zugehörigkeit wurden synonym verwendet. Die hier vorliegende Arbeit bedient sich nicht dem Identitätsbegriff. Denn es braucht den Begriff der Identität nicht, um die vielen angedeuteten Probleme und Ambivalenzen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sowie anderer (ethnischer) (Rückkehr-)Migranten besser zu verstehen. Zugehörigkeit ist der bessere Begriff für dieses Verständnis und ist geeigneter, die hoch

⁴²⁵ Auch wurde in der hier vorliegenden Arbeit deutlich, dass die in der Literatur beschriebene „mitgenommene Generation“ – „Generation 1.5“ (vgl. Kaiser und Schönhuth 2015, S. 286 Vogel 2008, S. 260; Vogelgesang 2008) keineswegs immer als problematisch betrachtet werden darf. Die „Generation 1.5“ in der hier vorliegenden Untersuchung weist keine gravierenden Probleme auf.

situativen, prozesshaften und komplexen Veränderungen im menschlichen Verhalten, nicht nur bei Migranten, nachzuvollziehen und abzubilden. Zugehörigkeit spielt bei den Narrativen der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern eine wichtige Rolle bzw. ist ein wichtiges Thema, auch wenn sich die Frage nach der Zugehörigkeit nicht jeden Tag explizit stellt. Die Zugehörigkeitsfindung kann als ein nie abgeschlossener reger zirkulärer, unterschiedlich weit fortgeschrittener Prozess verstanden werden. Die Zugehörigkeitsfindung wird mit unterschiedlicher Intensität und Wichtigkeit, abhängig von der jeweiligen individuellen Lebenssituation, betrieben.

Die Perspektive der Zugehörigkeit dient insbesondere für die Identifizierung von Spannungsfeldern bei ethnischen (Rückkehr-)Migranten wie z. B. den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern. Im Beispiel von den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern bewegen sich diese im Wesentlichen im Spannungsfeld Selbst- und Fremdethnisierung und gehen unterschiedlich mit den Spannungen um. Sie machen aufgrund ihrer „geografischen Herkunft“ die Erfahrung, typisiert und klassifiziert zu werden. Sie stellen für Andere die „Klasse der Russen“, „die Klasse der Fremden“ dar, was nicht ihrem eigenen Selbstverständnis entspricht. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler machen allerdings nicht nur die Erfahrung, aufgrund ihrer „geografischen Herkunft“ typisiert zu werden, sondern auch aufgrund ihrer „Sprache“ bzw. ihres „Akzentes“. Zugehörigkeit ist für sie allerdings etwas Persönliches und Emotionales und spielt sich auf der Gefühlsebene ab. Weder rechtliche Bezeichnungen wie „(Spät-)Aussiedler“, was eine Fremdkategorie darstellt, noch weitere Fremdkategorien wie „Russe“ fügen sich in ihr Selbstverständnis. Die Sprachkompetenz ist für sie ebenfalls kein spezifisches Merkmal ihrer (ethnischen) Zugehörigkeit bzw. ihres Selbstverständnisses. Sie fühlen sich neben ihren vielen anderen Selbstbezeichnungen „auch“ Deutsch. Dies weist auf wichtige Umstände für die Migrationsforschung, aber insbesondere für die (Spät-)Aussiedlerforschung und die Forschung zu Ethnic Return Migration hin. Ethnische Rückkehrmigranten wie die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler definieren ihr „Deutschsein“⁴²⁶ anders als autochthone Deutsche.

Ihr „Deutschsein“, ihr „russlanddeutsches Deutschsein“ bedeutet, nicht in Deutschland, in dem Land der Vorfahren, geboren sein zu müssen oder die deutsche Sprache in seiner Perfektion sprechen zu müssen, um sich Deutsch zu fühlen. Ihr Deutschsein lässt unterschiedliche Selbstbezeichnungen zu. Dies verweist darauf, dass es für (ethnische) (Rückkehr-)Migranten wie die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler nicht die „einzige wahre/richtige“ Bezeichnung geben kann. Jede Bezeichnung „von außen“ ist nur eine Annäherung an das „innere“ gefühlte Selbstverständnis der (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten. Somit kann die hier vorliegende Arbeit das Problem der Terminologie bei russlanddeut-

⁴²⁶ Im Falle der Russlanddeutschen ist es „Deutschsein“. Im Falle anderer Rückkehrmigranten wie z. B. den Finnenschweden (vgl. Hedberg 2009) ist es natürlich nicht „Deutschsein“, sondern „Schwedensein“.

schen (Spät-)Aussiedlern (Fremd- und Selbstbezeichnungen differieren), aber auch im weiteren Sinne bei den anderen (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten zwar nicht lösen, jedoch zumindest versuchen, es etwas zu erhellen. Diese Beobachtungen weisen auf die Notwendigkeit, unterschiedliche Sichtweisen und Selbstverortungen zuzulassen, ohne dass diese von Anderen in Frage gestellt werden.

Die Perspektive der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die als Experten ihrer Lebenswelt verstanden werden können, zeigt speziell für die Zugehörigkeitsforschung, dass Zugehörigkeit weiterhin nicht eindimensional, sondern multidimensional gedacht werden muss. Niemand ist „nur“ Deutsch. Mehrfachzugehörigkeiten bzw. Mosaik-Zugehörigkeiten, was als eine sehr bildhafte Metapher verstanden werden kann, spiegeln die Alltagswirklichkeit der Menschen wieder. Zugehörigkeiten können miteinander kombiniert werden, ohne die Angemessenheit der anderen Zugehörigkeiten in Frage zu stellen. Zugehörigkeiten können nebeneinander geführt werden, was aber nicht als „Parallelgesellschaft“⁴²⁷ verstanden werden darf. Bei der Sprache z. B. schafft der unterschiedliche Gebrauch bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern den öffentlichen und privaten Bereich: Das Deutsche ist für die Öffentlichkeit, wohingegen das Russische/Sowjetische dem Privaten vorbehalten ist, was das Bild der Mehrfachzugehörigkeiten verfestigt. Auch haben die Mehrfachzugehörigkeiten nicht unbedingt immer eine gleichrangige Daseinsberechtigung bzw. sind nicht als gleichwertig zu verstehen. In alltäglichen Bereichen des Lebens können sie unterschiedliche Gewichtungen erfahren. Sie haben unterschiedliche Qualitäten und Intensitäten. Dies zeigte sich z. B. bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern u. a. bei der Sprache. Es kann zwischen „Nutz-Wert“ und „emotionalen Wert“ einer Sprache unterschieden werden. Die deutsche Sprache ist nützlich, aber eine emotionalere Verbundenheit findet sich bei der russischen Sprache. Ausdrucksvoller zeigt sich das beim Essen: Ihre Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen über das Essen ist in den meisten Fällen emotionaler, intensiver und expressiver als ihre Zugehörigkeit zum Deutschen.

Bei der Sprache sind hingegen noch zwei weitere interessante Aspekte für die Zugehörigkeitsforschung erkennbar. Einerseits zeigt sich, dass über die Sprache Zugehörigkeiten tradiert oder versagt werden können. Die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler z. B. geben zu unterschiedlichen Zeitpunkten mit der russischen Sprache einen Teil ihrer geografischen Herkunft und ihrer Kultur an ihre Kinder weiter. Sprache kann als ein Medium der Weitergabe oder auch Verwehrung von Zugehörigkeiten verstanden werden. Andererseits zeigt sich bei der Sprache, speziell bei Code-Switching, wie mit Zugehörigkeiten „hantiert“ werden kann. Je nach situativem Kontext kann von einer zur anderen Spra-

⁴²⁷ Nach Bukow et al. (2007, S. 15) kann es nur eine „gefühlte Parallelgesellschaft“ geben, denn diese lassen sich nicht so einfach „objektiv“ erkennen. Ferner spricht Bukow (2007, S. 48) davon, dass „Wer von einer Parallelgesellschaft redet, ist noch nicht in der Postmoderne angekommen.“

che gewechselt werden. Dies kann als „paralleles Weiterführen“ zweier Zugehörigkeiten, oder temporärer Wechsel der Zugehörigkeit in einer bestimmten Situation verstanden werden. Dieser Wechsel erfüllt dabei unterschiedliche Funktionen, wie z. B. dem Gesagten mehr Ausdruck in einer bestimmten Sprache zu verleihen.

Für die Zugehörigkeitsforschung ist ferner festzuhalten, dass Zugehörigkeiten nicht nur im Spannungsverhältnis von Fremd- und Selbstethnisierung zu denken sind, sondern diese werden auch durch Alltagspraktiken hervorgebracht. Die bisherige Forschung sieht die Frage der Zugehörigkeit vornehmlich im Spannungsverhältnis von Fremd- und Selbstethnisierung. Ethnisierungsprozesse werden als Reaktion auf die Erfahrung von Benachteiligung, Herabwürdigung und Diskriminierung gesehen, die diese Spannungen produzieren. Zu wenig wird in der bisherigen Forschung diskutiert, wie Praktiken des Alltages und Ethnisierung, speziell Selbstethnisierung, zusammenhängen. Bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zeigt sich, dass sich diese im Wesentlichen im Spannungsfeld Selbst- und Fremdkategorisierung bewegen und unterschiedlich mit den Spannungen umgehen. Sie machen aufgrund ihrer „geografischen Herkunft“ die Erfahrung, typisiert und klassifiziert zu werden. Sie stellen für Andere die „Klasse der Russen“, „die Klasse der Fremden“ dar, was nicht ihrem eigenen Selbstverständnis entspricht. Sie wollen als Deutsche wahrgenommen werden. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit zeigen aber auch, dass Selbstethnisierung nicht nur die Reaktion auf Diskriminierung, Benachteiligung und Zuschreibungen ist, sondern auch das Ergebnis von verinnerlichten bzw. übernommenen und sich zu eigen gemachten Traditionen, Routinen und Alltagspraktiken. In Alltagspraktiken der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler werden routinierte, traditionelle und meist unreflektierte Handlungen, aber auch Erfahrungen sichtbar. Ein Beispiel ist die Speisenzubereitung, aber auch das Einkaufen und damit zusammenhängende Praktiken wie u. a. Auswahl der Lebensmittel. Der Besuch des russischen Lebensmittelladens ist z. B. eine verinnerlichte Praktik – über den Besuch findet Selbstethnisierung statt. Einige Befragte suchen den russischen Lebensmittelladen auf, um dort den erinnerten, besseren Geschmack von frischem Obst und Gemüse zu kaufen. Dort erwerben sie bestimmte Spezialitäten wie eingelegte Tomaten. Diese Lebensmittel haben eine tiefe Bedeutung für sie und wecken Emotionen wie z. B. Kindheitserinnerungen. Diese Lebensmittel haben den Status von etwas Besonderem. Über die verinnerlichte Praktik bestimmte Lebensmittel aufgrund des besseren bzw. des erinnerten Geschmacks und Geruchs im russischen Lebensmittelladen zu kaufen stellen die Befragten eine Zugehörigkeit zum Russischen/Sowjetischen her. Das heißt, Alltagspraktiken sind im Prozess der Selbstethnisierung von besonderer Bedeutung. Der enge Fokus in der bisherigen Zugehörigkeits- als auch Migrationsforschung Zugehörigkeiten nur im Spannungsverhältnis von Fremd- und Selbstethnisierung zu denken, konnte somit mit den vorliegenden Ergebnissen etwas ge-

öffnet werden. Der Blick wurde auf einige zugehörigkeitsstiftende Alltagspraktiken ausgeweitet.

Die Frage der Zugehörigkeit wirft Spannungen auf und es ist forschungsrelevant, wie mit den Spannungen umgegangen wird. Zugehörigkeit kann neben dem Aufzeigen von Spannungen als ein Fundus an sich immer wieder neu eröffneten Möglichkeiten, Chancen, aber auch Risiken begriffen werden. Hingegen kann nicht erwartet werden, dass in jedem alltäglichen Bereich von Mehrfachzugehörigkeiten gesprochen wird. Bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern zeigt sich das z. B. bei Heimat. Heimat existiert für sie, anders als sich in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung zeigt, im Singular. In der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung ist häufiger von mehreren „Heimaten“ die Rede.⁴²⁸

An dem Heimatbegriff der Befragten lassen sich ferner weitere Einsichten, insbesondere für die Forschung zu Ethnic Return Migration und die (Spät-)Aussiedlerforschung, vermitteln, was neue Sichtweisen eröffnet und zu einem nachvollziehbarem Verständnis für russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, aber auch für andere (ethnische) (Rückkehr-)Migranten führt. Die erste Beobachtung ist, dass Heimat Fremdheitsgefühle entstehen lassen kann, was im ersten Moment nicht verwunderlich ist. Allerdings werden in der bisherigen (Spät-)Aussiedlerforschung die Begriffe „fremd“ und „Heimat“ mit Deutschland, „ethnische Heimat“, in Verbindung gebracht. Die Ergebnisse der hier vorliegenden Untersuchung zeigen, dass das Heimatverständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler erweitert werden kann, denn „fremd“ und „Heimat“ werden von einigen befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern auch auf das geografische Herkunftsland bezogen. Analytisch kann es widersprüchlich erscheinen, den Begriff Heimat, der bisher weitgehend positiv konnotiert ist (vgl. Kapitel 3.5), mit Fremdheit zu besetzen. Biografisch ist dies allerdings naheliegend. Denn im Zeitverlauf der Aufenthaltsdauer in Deutschland wird einigen Befragten ihre Heimat in einem der ehemaligen Sowjetstaaten fremd, was aber nicht zu einer Abkehr von ihrem Heimatland führt. Die zweite Beobachtung geht dahingehend, dass das Verständnis der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler von Heimat einerseits nicht immer mit Verlust oder Schmerz konnotiert ist und andererseits etwas ganz Persönliches und Privates ist. Darüber hinaus hat ihr Heimatverständnis eine zeitliche Dimension: Es hat einen Bezug zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wobei „Land der Vorfahren“ nicht mit „Heimat“ gleichgesetzt wird. Ferner zeigt sich, dass einige ethnische (Rückkehr-)Migranten wie die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler eine Unterscheidung zwischen „Heimat“ und „Zuhause“ vornehmen. Sprachliche Variationen und Umschreibungen für den Begriff „Heimat“ gewinnen an Bedeutung. Ferner bedeutet „Heimat“ Zugehörigkeit zu den Menschen, die einem wichtig sind. Diese Beobachtungen weisen auf

⁴²⁸ Auch hier soll noch einmal darauf verwiesen werden, dass angenommen werden kann, dass andere Autoren mit „Heimaten“ auf die inneren Spannungen und Konflikte der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler verweisen wollen – dies wird in den Ausführungen dieser Autoren allerdings nicht deutlich.

die Notwendigkeit, das Heimatverständnis unter den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern sowie unter anderen (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten differenzierter zu betrachten, die unterschiedlichen subjektiven Sichtweisen zuzulassen und zu beschreiben. Zudem ist zu hinterfragen, ob bei dem Begriff Heimat „Ort“ noch eine bedeutungsvolle Kategorie ist. Die Ergebnisse bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern deuten auf eine Bindung an Menschen und nicht an Orte. Im Austausch mit der Umwelt und den Menschen entsteht „Heimat“.

Für die Zugehörigkeitsforschung kann im Allgemeinen zudem festgehalten werden, dass gerade die Alltagsnähe, das Gewöhnliche, Unbedachte und Wiederkehrende neue Perspektiven eröffnen kann. „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ kann als eine wichtige analytische Perspektive zu dem Konzept der Zugehörigkeit gesehen werden. „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ kann ferner als ein besserer Anhaltspunkt für Zugehörigkeit als Selbstverortung oder Selbstverständnis oder Heimat betrachtet werden. An der Alltäglichkeit und der Unreflektiertheit des Essens lässt sich z. B. bei den Befragten gut ablesen, wie sie sich zugehörig fühlen, ohne dass sie es explizit nennen. Dem Bereich „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“ kommt eine wichtige zugehörigkeits-, aber auch differenzstiftende Funktion zu. Resümierend heißt das, dass nicht so sehr die Frage nach dem Selbstverständnis im Vordergrund steht, sondern die „Nicht-Direkt-Erfragte“ bzw. die „Nicht-Direkt-Kommunizierte“ Zugehörigkeit (eine unausgesprochene Zugehörigkeit) in alltäglichen Bereichen. Für die Migrations- und Zugehörigkeitsforschung, aber auch Ethnic Return Migration Forschung bedeuten diese Erkenntnisse ferner, den Alltagspraktiken mehr Raum einzuräumen. Es erscheint geboten, weniger die Handelnden selbst als vielmehr deren Alltagspraxen in den Blick zu nehmen und die Aushandlungen von Zugehörigkeiten zu untersuchen.

Zudem kann für die Migrations- und Zugehörigkeitsforschung, allerdings speziell für die Forschung zu Ethnic Return Migration festgehalten werden, dass Ethnizität für die Zugehörigkeitskonstruktion der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler als weniger wichtig bzw. nachgeordnet betrachtet werden kann. Ausdrucksvoller lassen sich zugehörigkeitsstiftende Merkmale aus der Alltäglichkeit herauslesen. Eine besonders geeignete Analyseperspektive ist, wie bereits angedeutet, Essen, Speisenzubereitung und Einkauf, da sich in deren alltäglichen Praktiken ausdrucksstärkere Erfahrungen und Haltungen sowie entsprechende Zugehörigkeiten zeigen. Ferner ist zu beobachten, dass aus der direkten eingehenden Beschäftigung mit dem Alltäglichen – über das Offensichtliche und Wahrnehmbare – und zwar z. B. als Russen tituliert und ethnisiert zu werden, die befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler ihre Zugehörigkeit(en) bilden. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler kennzeichnet nicht allein ihre Ethnizität aus bzw. es ist nicht ihr einziges Charakteristikum. Vielmehr schöpfen sie bei ihrer Zugehörigkeitskonstruktion aus einer Vielzahl von Praktiken, Traditionen und Einstellungen. Das heißt, die Historisierung ist im

ersten Moment nicht immer von zentraler Bedeutung. Die historischen Wurzeln bzw. die Ethnizität sind dennoch nicht zu vernachlässigen bzw. haben mittelbar einen Einfluss auf die Herausbildung von Zugehörigkeiten. Die historische Wurzel ist ein „Aufenthaltsticket“ in dem Land der Vorfahren „legal“ leben zu dürfen und lässt die Befragten wissen, dass sie aufgrund ihrer ethnischen historischen Wurzel rechtlich Deutsche sind. Die historischen Wurzeln bzw. Ethnizität schwingen somit immer implizit mit. In Deutschland kommt es zu einer neuen ethnischen Formation bzw. Neupositionierung der Ethnizität. Die Herkunftsethnizität wird in Deutschland anders ausgelebt – sie wird an Deutschland angepasst. Die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler fügen sich in die neue Gruppenzugehörigkeit – sie bewegen sich in anderen sozialen Kreisen/Situationen und abhängig davon stellen sie ihre Ethnizität her. Dies deutet darauf hin, dass die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler keine vererbte Ethnizität, die unveränderbar ist, haben. Ihre Ethnizität ist einem Wandel unterworfen. Es kommt in Deutschland zu einer „Misch-Ethnizität“, die Elemente des geografischen als auch ethnischen Herkunftslandes gleichermaßen enthält.

Des Weiteren kann die Perspektive der Zugehörigkeit für die Erklärung und das Verständnis von Problemen bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern (bspw. fehlende gesellschaftliche Anerkennung) sowie bei anderen (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten geeigneter verstanden werden als die Perspektive Integration. Die Perspektive der Zugehörigkeit kann einen besseren Zugang bieten, die Probleme wie z. B. Titulierungen, die nicht dem Selbstverständnis entsprechen, vor denen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, und andere (ethnische) (Rückkehr-)Migranten stehen (vgl. Schmit 2010; Song 2009), besser nachzuvollziehen. Zugehörigkeit kann somit eine differenzierte Verständnisgrundlage eröffnen und ein Deutungsangebot gesellschaftlicher Prozesse anbieten als der überbeanspruchte Begriff Integration. Zugehörigkeit kann von Integration losgelöst verstanden werden.

6.2 Ausblick

Das Anliegen der Arbeit war es, die Perspektive der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die ethnische Rückkehrmigranten sind, ins Zentrum des Interesses zu rücken – d. h., ihre Alltagswirklichkeit und damit wie sie die soziale Welt sehen, erleben und wie sie sich in dieser positionieren und welche Zugehörigkeiten sie dabei entwickeln, erfahrbar zu machen. Den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern sollte die Möglichkeit gegeben werden, sich zu erklären, damit in der Gesellschaft ein nachvollziehbares Verständnis für sie und ihre Sichtweisen und Positionierungen entwickelt werden kann. Ferner war das Anliegen der Arbeit, einen Beitrag zur differenzierten Wahrnehmung von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern in Bezug auf Zugehörigkeit(en) zu leisten.

Für die Zugehörigkeitsforschung sowie Migrationsforschung, speziell für die Forschung zu Ethnic Return Migration, bedeutet es, Forschung *mit* und nicht *über* ethnische Rückkehrmigranten zu betreiben und Methoden und Herangehensweisen zu finden, die die Per-

spektiven und Erfahrungen von ethnischen Rückkehrmigranten wie den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern am besten fassen und abbilden können. In der hier vorliegenden Arbeit hat sich der qualitative Zugang als förderlich herausgestellt, das Zusammenspiel von Migration und Zugehörigkeit aus der Perspektive und den Erfahrungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler besser nachzuvollziehen und zu verstehen. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler wurden als selbst handelnde Personen wahrgenommen und anerkannt, die besser als jeder andere über ihre alltägliche Lebenswelt wissen und ihre Erfahrungen in dieser alltäglichen Lebenswelt schildern. Somit wurden fernab von Eindeutigkeit Ambivalenzen sichtbar, die die Lebenswirklichkeit der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler darstellen. Dies ist eine Lesart, die aus der Sichtweise der Migranten entsteht. Der qualitative Zugang dieser Arbeit, so der Wunsch dieser Arbeit, soll ferner dazu beitragen, dass dem Zusammenspiel von Migration und Zugehörigkeit auch zukünftig mehr Beachtung zukommt. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Entwicklungen von großen Flüchtlingsströmen weltweit in den letzten Jahren⁴²⁹ ist und wird es zukünftig von Interesse sein, wie „Flüchtlinge“ und nicht nur „Migranten“⁴³⁰ ihre Zugehörigkeit herstellen, damit auch ein Verständnis für diese Menschen entsteht durch den Einblick in ihre Erfahrungen und Wahrnehmungen. Allgemein kann die Erforschung von Mehrfachzugehörigkeiten, von „Mosaik-Zugehörigkeiten“ bei Migranten, Flüchtlingen sowie bei nicht gewanderten Personen, zu erkenntnisreichen Ergebnissen führen. Denn Mehrfachzugehörigkeit ist nicht nur typisch für Personen mit Migrationshintergrund (vgl. Riegel 2004, S. 139).

Zu Beginn der Arbeit (vgl. Kapitel 2 und Kapitel 3) entstand zu russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern eine überwiegend defizitorientierte und pauschalisierende Sichtweise. Am Ende der hier vorliegenden Arbeit wird erkennbar, dass vereinheitlichende Sichtweisen ihnen nicht gerecht werden. Russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler zeigen unterschiedliche Zugehörigkeiten in den untersuchten Dimensionen. Ihre Zugehörigkeiten sind nicht durch Ethnizität oder Kultur allein diktiert und vorbestimmt, aber sie sind auch nicht unabhängig von Zuschreibungen, d. h. Fremd- und Selbstzuschreibungen. Ihre Zugehörigkeiten kennzeichnen sich durch das Teilen von bestimmten Werten, Traditionen und Praktiken im Alltag und nicht nur durch das Teilen einer gemeinsamen Ethnizität.

Die Positionierungen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler vollziehen sich in einem Netz von individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen, in dem sich die verschiedenen Zugehörigkeiten teilweise interferieren und gegenseitig beeinflussen. Die Untersu-

⁴²⁹ Ende 2020 waren 82,4 Millionen Menschen auf der Flucht. 1,4 Millionen Flüchtlinge und Asylsuchende lebten Ende 2020 in Deutschland (vgl. UNHCR 2021).

⁴³⁰ Das Völkerrecht trennt scharf zwischen Flüchtlingen und Migranten (vgl. Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung 2020).

chung dieses Netzes mit teilweise anderen Forschungsschwerpunkten und Forschungsmethoden könnte zur weiteren Forschung anregen und bereichernd sein.

Gegen eine defizitorientierte und pauschalisierende Sichtweise der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler spricht ferner der kreative Umgang mit Differenz, Fremdheit, aber auch Nähe, der bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sehr unterschiedlich ist. Allgemein wäre zu fragen, wie die Forschung diesen kreativen Umgang bei „klassischen“, aber auch „ethnischen“ (Rückkehr-)Migranten unterstützen kann. Für die Migrationsforschung, allerdings speziell für die Migrationsform Ethnic Return Migration, stellt sich ferner die Frage, wie andere (ethnische) (Rückkehr-)Migranten mit Erfahrungen des Fremd- und Andersseins umgehen und welche anderen „Techniken“ des Umgangs sie im Vergleich zu den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler entwickeln. Vereinzelt Studien zu „klassischen“ Migranten lassen sich bereits finden (vgl. Gerhards und Buchmayr 2018). Weitere Studien, insbesondere zu ethnischen Rückkehrmigranten, wären wünschenswert. Es kann auch die Frage gestellt werden, wie viel Widerstand und wie viel Annehmen der Zuschreibungen aus der Perspektive der Migranten notwendig ist.

Im Allgemeinen könnte die Aufgabe der Forschung sein, durch den Forschungsprozess (ethnische) (Rückkehr)Migranten darin zu bestärken, dass es „ok“ ist, „anders zu sein“, mehrere Zugehörigkeiten zu haben, diese miteinander zu kombinieren und sich von Zuschreibungen unabhängig zu machen, ohne gesellschaftliche Aberkennung zu erfahren. Um diese Aufgabe wahrnehmen zu können, wäre zunächst die Aufgabe der Forschung, Kategorisierungen, die nicht dem Selbstverständnis der Migranten entsprechen, kritisch in Frage zu stellen. Denn Forschung bzw. Wissenschaft hat nach Reichertz (2019, S. 45) Ansicht, *„Verantwortung für die Gesellschaft“* und ist nicht *„uninteressierte Beobachterin im Elfenbeinturm“*.

Grundsätzlich wäre ein Vergleich mit anderen Migrantengruppen nicht nur vor dem Hintergrund des Umgangs mit Fremd- und Anderseins wünschenswert, sondern auch vor dem Hintergrund anderer Themen. Vergleichende Untersuchungen könnten ein differenziertes Bild über russlanddeutsche (Spät)Aussiedler und andere Migranten liefern. Es wäre wünschenswert, wenn in der Migrationsforschung in der Zukunft vermehrt vergleichende Untersuchungen durchgeführt werden. Ein Vergleich der alltäglichen Lebenswelten von russlanddeutschen (Spät)Aussiedlern mit anderen ethnischen Rückkehrmigranten in den anderen Ländern der Welt wäre denkbar. Ebenfalls wäre ein Vergleich zwischen russlanddeutschen (Spät)Aussiedlern mit anderen in Deutschland lebenden Migranten wie z. B. mit Personen, die einen türkischstämmigen Migrationshintergrund haben, denkbar.

In der vorliegenden Arbeit kam zum Ausdruck, dass die Frage nach Zugehörigkeit bei den Narrativen der befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die selbst in den 1990er

bis 2000er Jahre – in jungen Jahren oder im Erwachsenenalter (mitten im Berufsleben oder kurz vor der Rente) – migriert sind, ein wichtiges Thema ist, auch wenn sich die Frage nach der Zugehörigkeit nicht jeden Tag explizit stellt. Dazu ergeben sich Fragen, die zur weiteren Forschung anregen.

Zum Beispiel wäre es von Interesse, den Entwicklungsprozess von Zugehörigkeiten weiter zu verfolgen. Bei den befragten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler wäre zu fragen, wie sie sich nach mehr als 30, 40 oder längerem Aufenthalt in Deutschland selbst verorten und wie sie mit ihren Mehrfachzugehörigkeiten umgehen. Zu fragen wäre allerdings auch, wie Personen, die Nachfahren der migrierten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind, mit der Frage nach Zugehörigkeit umgehen. Damit sind die Kinder, aber auch die Enkel der migrierten russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler gemeint, die in den 1990er bis 2000er Jahren nach Deutschland kamen. Hingegen wären auch da feinere Differenzierungen notwendig. Es ist zu fragen, wie die in Deutschland geborenen Kinder und Enkel von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die selbst in den 1990er bis 2000er Jahre als Kinder nach Deutschland kamen, die Zugehörigkeitsfrage in verschiedenen alltäglichen Bereichen für sich beantworten und wie die in Deutschland geborenen Kinder und Enkel von russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die im Erwachsenenalter nach Deutschland kamen, diese Frage für sich beantworten. Können die Kinder, die Enkel, sich ihren „russischen/sowjetischen Anteil“, ihre Mehrfachzugehörigkeit, die von den Eltern bzw. Großeltern weitergegeben wurden, bewahren und fortführen oder kommt es zur Assimilation? Kämpfen auch sie, wie ihre Eltern und Großeltern, um soziale und emotionale Anerkennung und Wertschätzung in Deutschland? Wenn ja, welche Strategien wenden sie an? Darüber hinaus wäre die Gruppe der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler, die in den 2000er Jahren nach Deutschland kamen, von besonderem Interesse. Eine Studie zeigt, dass es Unterschiede wie z. B. in der Bildung zwischen russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die vor und nach den 2000er Jahren nach Deutschland kamen, gibt (vgl. Worbs et al. 2013). Es wäre zu fragen, worin sich russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler, die in den 2000er Jahren nach Deutschland kamen, im Detail zu den russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, die in den 1990er bis 2000er Jahren nach Deutschland kamen, unterscheiden, und wie sie Zugehörigkeiten herstellen. Hat die Zugehörigkeitsfrage für sie eine andere Qualität aufgrund ihrer noch stärkeren russischen Sozialisation?

In der vorliegenden Arbeit wurde ebenfalls deutlich, dass in den Lebensbereichen Zugehörigkeit(en) hergestellt werden können, die einen Alltags- und Kulturbezug haben, die sozial geregelt sind und wo Differenzen gemacht werden können. Das heißt, in den profanen Praxen und Dingen der Menschen und ihren Sinnzusammenhängen lassen sich Zugehörigkeit(en) herstellen. In der vorliegenden Arbeit war es insbesondere der Lebensbereich „Essen, Einkauf (und Gesundheit)“. Dieser Tatbestand regt zur weiteren Forschung

an. Das Interaktionsfeld Migration und Essen könnte noch umfassender erforscht werden. Aber auch in den Lebensbereichen Sprache und Heimat konnten Zugehörigkeiten hergestellt werden. Zu fragen ist, in welchen anderen bisher in der Zugehörigkeits- und Migrationsforschung, und speziell in der (Spät-)Aussiedlerforschung und der Forschung zu Ethnic Return Migration noch nicht hinreichend untersuchten Bereichen Zugehörigkeiten gezeigt/hergestellt werden können. In welchen Bereichen gäbe es möglicherweise einen Verweis auf Zugehörigkeiten? Diese Fragen regen zur weiteren Forschung an.

Zum Beispiel untersucht Adelt (2014) in ihrer Studie Kleidungspraktiken berufserfahrener Musliminnen in Deutschland, die Kopftuch tragen, und muss u. a. Zuschreibungen feststellen. Es ist zu fragen, ob es bei russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern auch einige Kleidungspraktiken gibt, die eine selbstzugeschriebene oder fremdzugeschriebene Zugehörigkeit zum Deutschen/Russischen zulassen. Das Tragen von Uschanka (russische Pelzmütze) z. B. kann als eine Zugehörigkeit zum Russischen gedeutet werden, denn Uschanka ist eine typische russische Kopfbedeckung.⁴³¹ Inwieweit russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler solch eine Art der Kopfbedeckung in Deutschland tragen und was sie damit ausdrücken wollen, könnte Gegenstand einer Untersuchung sein. Zu fragen wäre ebenfalls, ob es bei anderen (ethnischen) (Rückkehr-)Migranten auch einige Kleidungspraktiken gibt, die eine selbstzugeschriebene oder fremdzugeschriebene Zugehörigkeit zum geografischen Herkunftsland zulassen.

Ein weiteres Beispiel wäre Mobiliar und Wohnungsschmuck. Dazu lässt sich eine etwas ältere Studie finden: Boll (1993, 135ff.), der in seiner Studie Deutsche, die zwischen 1970 und 1985 nach Deutschland aus der ehemaligen Sowjetunion kamen, untersucht, beschreibt den Wandel der Wohnkultur der Deutschen aus der Sowjetunion und zieht daraus Rückschlüsse für die Integration. Zugehörigkeit wird in seiner Studie zur Wohnkultur nicht tangiert. Es kann davon ausgegangen werden, dass bei den „heutigen“ russlanddeutschen (Spät-)Aussiedlern, d. h. bei denjenigen, die nach 1990 nach Deutschland kamen, ebenfalls ein Wandel der Wohnkultur in Deutschland stattgefunden hat. Ob tatsächlich ein Wandel stattgefunden hat und wenn ja, welcher und ob dieser Wandel Erkenntnisse für die Zugehörigkeit liefert, wäre in der weiteren Forschung zu untersuchen.

Allerdings wären auch in anderen Lebensbereichen wie Literatur oder bei Bräuchen und Sitten denkbar, dass Zugehörigkeiten hergestellt werden können, denn diese Bereiche haben einen Alltags- und Kulturbezug und sind sozial geregelt. Bei Literatur wäre zu fragen, welche Literatur (russische, russlanddeutsche, deutsche oder internationale) und in welcher Sprache diese gelesen wird und was damit ausgedrückt wird? Die russlanddeutsche Literatur z. B. umfasst die Geschichte von der Kolonisierung zur Rückkehr nach

⁴³¹ Mitteldeutscher Rundfunk: „So trotzen die Russen dem kalten Winter“, 19.10.2017, <https://www.mdr.de/heute-im-osten/russland-kalt-tipps-100.html>

Deutschland (vgl. Mevissen 2018). Bei der russlanddeutschen Literatur lassen sich Werke finden, die bilingual in russischer und deutscher Sprache (wie z. B. von Nelly Däs⁴³²) oder monolingual (wie z. B. von Eleonora Hummel⁴³³) nur in deutscher Sprache sind. Zur klassischen russischen Literatur zählen z. B. Alexander Sergeewitsch Puschkin, Fjodor Dostojewski oder Leo Tolstoi. Zur zeitgenössischen Literatur könnten u. a. die Werke von Ljudmila Ulitzkaja oder Elena Chizhova gezählt werden. Von diesen „russischen“ Werken gibt es auch Übersetzungen. Gerade bei übersetzten Büchern wäre zu fragen, ob das Original oder die Übersetzung gelesen wird und was damit ausgedrückt wird.

Bräuche und Sitten sind ein interessanter Bereich. Boll (1993) z. B. hat in seiner Studie bei Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion den Wandel der Bräuche am Beispiel von Hochzeit untersucht und neben Veränderungen Rückschlüsse auf kommunikative Verhaltensmuster und ethnisch-religiöse Wertvorstellungen gezogen. Auch in diesem von Boll untersuchten Bereich wird Zugehörigkeit nicht tangiert. In der zukünftigen Forschung wäre zu fragen, ob Hochzeit oder anderen Bräuche und Sitten wie Verlobung, Geburtstag, Sterben und Beerdigung Erkenntnisse für die Zugehörigkeit liefern.

Sterben und Beerdigung sind z. B. Bereiche, in denen sich interessante Entwicklungen beobachten lassen. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) z. B. gibt „12 Tipps zur Beerdigung von Aussiedlern“ für alle Personen, die im Bestattungswesen arbeiten. Unter anderem dauert eine Beerdigung von Russlanddeutschen länger und hat viele Teilnehmer. Russlanddeutsche tragen z. B. ihre Särge auch gerne selbst (vgl. Hennings 2020). Eine russisch-orthodoxe Bestattung läuft etwas anders als eine russlanddeutsche oder „deutsche“ (evangelische/katholische) Bestattung ab. Zum Beispiel ist der 40. Tag nach dem Tode ein wichtiger Tag, an dem wieder, auf eine bestimmte Art, getrauert wird (vgl. Evangelische Kirche in Deutschland 2018). Es gibt in Deutschland auch russisch-orthodoxe Friedhöfe wie in Hamburg oder Berlin Tegel, bei denen die Grabstätten nicht nach bestimmten Fristen geräumt werden, so wie es auf anderen „üblichen“ (evangelischen/katholischen) Friedhöfen der Fall ist (vgl. Pogost Tegel 2022). Es wäre zu fragen, welche Erkenntnisse sich für die Zugehörigkeit daraus gewinnen lassen.

Interessant sind auch religiöse Feiertage bzw. welche wann zelebriert werden. Zum Beispiel wird Weihnachten in Deutschland am 24.12. (für Christen Geburt Jesu Christi) gefeiert. Am 7. Januar wird hingegen das Russisch-Orthodoxe Weihnachtsfest gefeiert. Auch weltliche/gesetzliche Feiertage/Gedenktage wie „Tag der deutschen Einheit“, „Tag des Sieges“ (День Победы) am 9. Mai oder „Tag der Befreiung“ am 8. Mai sind interessant.

⁴³² Nelly Däs wurde am 8. Januar 1930 in Friedenthal bei Saporischschja (Ukrainische SSR) geboren. 1935 floh die Familie. Nach vielen Jahren (1945) wurde Baden-Württemberg ihr Lebensmittelpunkt (vgl. Literarische Gesellschaft Karlsruhe e.V. 2022).

⁴³³ Eleonora Hummel wurde 1970 in Zelinograd (heute Nur-Sultan, Hauptstadt von Kasachstan, ehem. Astana) geboren. Im Jahr 1982 siedelte sie in die damalige DDR um (vgl. Hummel 2022).

Der 9. Mai ist z. B. ein russischer Feiertag, an dem der Sieg über das Deutsche Reich im zweiten Weltkrieg und damit das Ende des Krieges gefeiert wird. Der 8. Mai hingegen ist in vielen europäischen Ländern wie u. a. Deutschland ein Gedenktag an die bedingungslose Kapitulation aller Wehrmachtsteile (Marine, Heer, Luftwaffe) und Beendigung des 2. Weltkrieges in Europa (vgl. Sabrow 2020). Welche Feiertage feiern russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler und was lässt sich daraus auf Zugehörigkeiten schließen?

Ein weiterer interessanter Bereich sind Erziehungsstile. Dabei kann der Begriff Erziehungsstil als *„eine interindividuell verschiedene, aber in Bezug auf eine Person oder Gruppe relativ stabile Kombination aus Erziehungspraktiken, Erziehungszielen und Erziehungseinstellungen“* verstanden werden (vgl. Morgan 2019). Lingnau (2000) untersuchte in ihrer qualitativen Studie Erziehungseinstellungen von Aussiedlerinnen aus Russland. Sie kam zu dem Schluss, dass die *„familiale Erziehung in den Herkunftsfamilien der befragten Frauen [...] ausnahmslos als eine auf den Prinzipien des Gehorsams und Respektes basierende konservativ-autoritäre Erziehung“* dargestellt werden kann (vgl. Lingnau 2000, S. 132). Diesen Erziehungsstil akzeptieren einige Aussiedlerinnen für ihre eigene Erziehungspraxis, andere wiederum kritisieren diesen Erziehungsstil und wollen eine Beziehung statt Erziehung. Angelehnt an diese Studie kann bei weiteren Studien gefragt werden, welche Norm- und Wertvorstellungen genau bei der Erziehung russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler an ihre Kinder weitergeben und was sich daraus für die Zugehörigkeits-, als auch Migrationsforschung lernen lässt?

Das Bildungsverhalten ist ein anderer aufschlussreicher Bereich. In der bisherigen Forschung ist noch nicht vollständig geklärt, wieso Migranten auf allen Stufen des deutschen Bildungssystems geringere Bildungserfolge vorweisen als Kinder ohne Migrationshintergrund (vgl. Becker 2011). Im Vergleich zu anderen Migranten haben (Spät-)Aussiedler allerdings einen *„vorteilhafteren Bildungshintergrund“* (vgl. Dollmann und Kristen 2021). Auf das schulische Bildungsverhalten können verschiedene Faktoren Einfluss haben. Neben der Migration selbst sind es unter anderem kulturbedingte Normen und Einstellungen der Eltern zur Bildung, aber auch die soziale Stellung, auf die Dollmann und Kristen (2021) insbesondere verweisen. Sie sprechen von *„ethnischen Bildungsungleichheiten“*. Doch wie stehen Ethnizität und Bildungsverhalten im Zusammenhang? Lässt sich über das Bildungsverhalten etwas über Zugehörigkeiten sagen?

Ein anderer interessanter Bereich ist Sport. Sport wird häufig im Zusammenhang mit Integration gesehen. Die Heimatabteilung des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat (BMI) fördert in Zusammenarbeit mit dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) und dem Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) bundesweit das Programm *„Integration durch Sport“* (vgl. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat 2021c). Ziel ist es Menschen mit Migrationshintergrund zu ermutigen, sich aktiv auf allen

Ebenen des Vereinslebens – sowohl als aktive Mitglieder als auch als Ehrenamtliche – zu engagieren. Doch was lässt sich über das Sportverhalten bzw. Auswahl bestimmter Sportarten über Zugehörigkeit sagen? Welche Sportarten wählen russlanddeutsche (Spät-)Aussiedler aus und wie, wo und mit wem üben sie diese aus? Und lässt sich daraus ein Verweis auf Zugehörigkeiten finden?

Schließlich muss darauf hingewiesen werden, dass die hier vorliegenden Erkenntnisse und Ergebnisse aus der Perspektive einer Forscherin entstanden sind, die den gleichen Migrationshintergrund wie die befragten Interviewpartner hat. Für den weiteren Forschungsprozess bzw. die weitere Forschung wäre es sinnvoll, die Sichtweisen der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler aus einer anderen Perspektive zu erarbeiten. Dies kann die Perspektive von Forschern sein, die autochthone Deutsche oder russische Staatsangehörige sind oder es könnten Forscher sein, die weder Deutsch, Russisch oder Russlanddeutsch sind, sondern eine internationale Perspektive auf die Lebenswelt der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler annehmen. Mit diesem Vorgehen könnten sich andere Themenbereiche offenbaren, die bisher verborgen gewesen sind.

Eine Frage, die die hier vorliegende Arbeit nicht zu beantworten vermag, ist, wie viel Rücksichtnahme, Akzeptanz und Öffnung für ethnische Minderheiten, so wie es die russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler sind, möglich bzw. zulässig ist, ohne die Gesellschaft aufzusplitten. Vielleicht gibt es auch keine Grenzen der Rücksichtnahme, Akzeptanz und Öffnung. Diese Fragestellung kann Gegenstand weiterer Forschung sein.

Zuletzt sei angefügt, dass in der hier vorliegenden Arbeit im Ganzen die Hoffnung verbunden ist, dass die Ergebnisse über die Wissenschaft hinaus wegweisend sein können. Es besteht der Wunsch, dass Migranten außerhalb akademischer und populistischer Diskurse Beachtung finden. Ferner ist mit dieser Arbeit die Hoffnung verbunden, die Leserinnen und Leser dazu zu ermutigen, Migranten, aber auch Personen ohne Migrationshintergrund in ihrer ganzen Vielfalt wahrzunehmen.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (1998): *Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Abels, Heinz (2009): *Wirklichkeit. Über Wissen und andere Definitionen der Wirklichkeit, über uns und Andere, Fremde und Vorurteile*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Abels, Heinz (2017): *Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und Kompetenzen, Identität in einer riskanten Moderne zu finden und zu wahren*. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Abels, Heinz; König, Alexandra (2010): *Sozialisation. Soziologische Antworten auf die Frage, wie wir werden, was wir sind, wie gesellschaftliche Ordnung möglich ist und wie Theorien der Gesellschaft und der Identität ineinanderspielen*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH.
- Adelt, Svenja (2014): *Kopftuch und Karriere. Kleidungspraktiken muslimischer Frauen in Deutschland*. Frankfurt/New York: Campus.
- Ahrens, Jörn (2018): *Das Rätsel der Heimat. Zur gesellschaftlichen Haltbarkeit eines unentfalteten Begriffs in aktuellen Vorstellungen zur „Leitkultur“*. In: Frank Thomas Brinkmann und Johanna Hammann (Hg.): *Heimatgedanken. Theologische und Kulturwissenschaftliche Beiträge*. Wiesbaden: Springer VS, S. 7–25.
- Anderson, Philip (2013): *Integration aus komparativer Sicht*. In: Heinz Ulrich Brinkmann und Haci-Halil Uslucan (Hg.): *Dabeisein und Dazugehören. Integration in Deutschland*. Wiesbaden: Springer VS, S. 25–45.
- Anthias, Floya (2006): *Belongings in a Globalizing and Unequal World: rethinking translocations*. In: Nira Yuval-Davis, Kalpana Kannabiran und Ulrike M. Vieten (Hg.): *The situated politics of belonging*. London: Sage (Sage studies in international sociology, 55), S. 365–388.
- Anthias, Floya (2013): *Identity and Belonging: conceptualisations and political framings*. KLA Working Paper Series No. 8; Kompetenznetz Lateinamerika – Ethnicity, Citizenship, Belonging. Online verfügbar unter <https://repository.uel.ac.uk/item/85xy5>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Anthias, Floya (2016): *Where do I belong?* In: *Ethnicities* 2 (4), S. 491–514. DOI: 10.1177/14687968020020040301.
- Aparicio, Mary Luz; Döring, Angela; Mielck, Andreas; Holle, Rolf (2005): *Unterschiede zwischen Aussiedlern und der übrigen deutschen Bevölkerung bezüglich Gesundheit, Gesundheitsversorgung und Gesundheitsverhalten: eine vergleichende Analyse anhand des KORA-Surveys 2000*. In: *Sozial- und Präventivmedizin* 50 (2), S. 107–118. DOI: 10.1007/s00038-004-3088-9.
- Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R. (2022): *Die Mennoniten*. Online verfügbar unter <https://www.mennoniten.de/>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Arbeitsstelle Kinder- und Jugendkriminalitätsprävention (Hg.) (2002): *Die mitgenommene Generation. Aussiedlerjugendliche – eine pädagogische Herausforderung für die Kriminalitätsprävention*. München. Online verfügbar unter <https://www.dji.de/veroeffentlichungen/literatursuche/detailansicht/literatur/660-die-mitgenommene-generation.html>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Aronson, Polina (2011): *The Salad of Ideas: Beliefs about Health and Food among Immigrants from the Former USSR in Germany*. In: *Cargo* 1,2, S. 51–72.

- Aschemann-Witzel, Jessica; Grunert, Klaus G.; van Trijp, Hans C.M.; Bialkova, Svetlana; Raats, Monique M.; Hodgkins, Charo et al. (2013): Effects of nutrition label format and product assortment on the healthfulness of food choice. In: *Appetite* 71, S. 63–74. DOI: 10.1016/j.appet.2013.07.004.
- Audehm, Kathrin (2007): *Erziehung bei Tisch. Zur sozialen Magie eines Familienrituals*. Bielefeld: transcript.
- Augustynek, Marta; Hirschfelder, Gunther (2010): Integrationsmechanismen und Esskultur. Zur Akkulturation polnischer und moldawisch-gagausischer Migranten. In: Heinke M. Kalinke, Klaus Roth und Tobias Weger (Hg.): *Esskultur und kulturelle Identität. Ethnologische Nahrungsforschung im östlichen Europa*. München: Oldenbourg (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Band 40), S. 157–173.
- Badawia, Tarek (2002): *Der Dritte Stuhl. Eine Grounded Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrantenjungenlicher mit kultureller Differenz*. Frankfurt am Main: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Bade, Klaus J. (1990): Aussiedler - Rückwanderer über Generationen hinweg. In: Klaus J. Bade (Hg.): *Neue Heimat im Westen. Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler*. Münster: Westfälischer Heimatbund, S. 128–149.
- Baerwolf, Astrid (2006): Identitätsstrategien von jungen >Russen< in Berlin. Ein Vergleich zwischen russischen Deutschen und russischen Juden. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 173–196.
- Bailey, Ajay (2017): The migrant suitcase: Food, belonging and commensality among Indian migrants in The Netherlands. In: *Appetite* 110, S. 51–60. DOI: 10.1016/j.appet.2016.12.013.
- Barlösius, Eva (1999): *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Barlösius, Eva (2008): *Gesellschaft zu Tisch*. In: Uwe Schimank und Nadine M. Schöneck (Hg.): *Gesellschaft begreifen. Einladung zur Soziologie*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 49–57.
- Barlösius, Eva (2016): *Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung*. 3., durchgesehene Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Barner, Matthias; Ritterbach, Lennart (2018): Länderbericht. Auslandsbüro Tschechische Republik. 100. Jahrestag der Tschechoslowakischen Republik. Hg. v. Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. Online verfügbar unter <https://www.kas.de/de/laenderberichte/detail/-/content/100-jahrestag-der-tschechoslowakischen-republik>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Batzkus, Malina (2010): *Die Notwendigkeit von interkultureller/transkultureller Gesundheitsprävention am Beispiel der gesundheitlichen Risikoverhaltensweisen von langzeitarbeitslosen Aussiedlern im Landkreis Emmendingen. Wissenschaftliche Begleitung des Projektes MigraFIT – Gesundheitsvorsorge für langzeitarbeitslose Menschen mit Migrationshintergrund als Beitrag zum Erhalt der Beschäftigungsfähigkeit*. Freiburg.
- Baumann, Jochen; Mika, Tatjana (2012): Steigende Ungleichheit unter Aussiedlern und Spätaussiedlern im Alter. In: Helen Baykara-Krumme, Peter Schimany und Andreas Motel-Klingebiel (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Alter(n) und Gesellschaft, Band 22), S. 127–157.
- Baumann, Jochen; Milka, Tatjana; Vogel, Claudia; Weik, Stefan (2016): Geringe Rente und hohes Altersarmutsrisiko bei Spätaussiedlern: Analysen mit Daten der Rentenversicherung und des Mikrozensus. In: *Informationsdienst Soziale Indikatoren* (56), S. 1–4. Online verfügbar unter <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/48236>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.

- Bausinger, Hermann (1980): Heimat und Identität. In: *Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte* (67), S. 229–242.
- Bayer, Otto; Kutsch, Thomas; Ohly, Peter H. (1999): Ernährung und Gesellschaft. Forschungsstand und Problembereiche. Opladen: Leske und Budrich.
- Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hg.) (2016): Einwanderungsland Deutschland. Die Fakten im Überblick. Online verfügbar unter <http://hafh.eu/wp-content/uploads/2019/01/migration-in-Germany.pdf>., zuletzt geprüft am 05.10.2020.
- Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (2019): Teilerfolg erzielt – Nachbesserungen dringend nötig. Zum Grundrentenpaket der Bundesregierung: Altersarmut bei deutschen Spätaussiedlern. Online verfügbar unter <https://www.aussiedlerbeauftragter.de/SharedDocs/kurzmeldungen/Webs/AUSB/DE/2019/grundrentenstellungnahme-ba-november-2019.html>, zuletzt aktualisiert am 21.11.2020, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (2020): Die bleibende Verantwortung für deutsche Aussiedler und Spätaussiedler. Berlin. Online verfügbar unter https://www.aussiedlerbeauftragter.de/SharedDocs/downloads/Webs/AUSB/DE/fremdrente-broschuere-2019.html;jsessionid=22DFA302F24B3005965D1D5CA1FFF384.1_cid295, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (2020): Vertriebene und Spätaussiedler. Spätaussiedler sind Deutsche im Sinne des Art. 116 Abs. 1 Grundgesetz. Online verfügbar unter https://www.aussiedlerbeauftragter.de/AUSB/DE/Themen/spaetaussiedler/spaetaussiedler_node.html, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (2021a): Deutsche Minderheiten im Ausland. Online verfügbar unter https://www.aussiedlerbeauftragter.de/AUSB/DE/Themen/deutsche-minderheiten/deutsche-minderheiten-gus/deutsche-minderheiten-gus_node.html, zuletzt geprüft am 21.02.2022.
- Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten (2021b): Deutsche Minderheiten in der Republik Kasachstan. Online verfügbar unter <https://www.aussiedlerbeauftragter.de/Webs/AUSB/DE/themen/minderheiten-ausland/sowjetunion/kasachstan/kasachstan.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Becher, Heiko; Razum, Oliver; Kyobutungi, Catherine; Laki, Judith; Ott, Jördis Jennifer; Rollenfitsch, Ulrich; Winkler, Volker (2007): Mortalität von Aussiedlern aus der ehemaligen Sowjetunion – Ergebnisse einer Kohortenstudie. In: *Deutsches Ärzteblatt*, S. A1655-A1661.
- Beck, Hanno (2013): "Wer nichts tut, sündigt nicht". Warum wir das tun, was wir immer tun. In: *Forschung und Lehre* (8), S. 658–659.
- Becker, Rolf (2011): Integration durch Bildung. Bildungserwerb von jungen Migranten in Deutschland. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-93232-3>.
- Behrman, Alison (2014): Segmental and Prosodic Approaches to Accent Management. In: *American Journal of Speech-Language-Pathology* 23 (4), S. 546–561. DOI: 10.1044/2014_AJSLP-13-0074.
- Beinke, Kristina; Bohlinger, Sandra (2011): Anerkennung im Ausland erworbener Qualifikationen. Ungenutzte Potenziale zur Fachkräftesicherung. In: *Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis* 3, S. 20–24.
- Belk, Russell W.; Kozinets, Robert V. (2005): Videography in marketing and consumer research. In: *Qualitative Market Research: An International Journal* 8 (2), S. 128–141.

- Benemann, Magdalena (2010): Russisches Gesundheitssystem. Mit Fallpauschalen aus der Krise? In: *Deutsches Ärzteblatt* 107 (51-52), S. 2552–2553.
- Bercovitch, Jacob (2007): A neglected relationship: Diasporas and conflict resolution. In: Hazel Smith und Paul B. Stares (Hg.): *Diasporas in conflict. Peace-makers or peace-wreckers?* Tokyo, New York, Paris: United Nations University Press, S. 17–38.
- Berdjas, Naby (2017): Die Universität als Soziotop. In: Joanna Pfaff-Czarnecka (Hg.): *Das soziale Leben der Universität. Studentischer Alltag zwischen Selbstfindung und Fremdbestimmung.* Bielefeld: transcript, S. 43–59.
- Berend, Nina (2014): Russlanddeutsche Aussiedler in Deutschland: Ein Überblick. In: *Deutsche Sprache* 42 (3), S. 193–206.
- Bergner, Christoph (2009): Herausforderungen und Perspektiven zukünftiger Aussiedler- und Minderheitenpolitik. In: Christoph Bergner (Hg.): *Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland. Bilanz und Perspektiven.* 1. Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, 38), S. 237–260.
- Bermejo, I.; Hölzel, L. P.; Kriston, L.; Härter, M. (2012): Subjektiv erlebte Barrieren von Personen mit Migrationshintergrund bei der Inanspruchnahme von Gesundheitsmaßnahmen. In: *Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 55 (8), S. 944–953. DOI: 10.1007/s00103-012-1511-6.
- Bernstein, Julia (2014): Aneignung und Entfremdungen. Symbolische Dimensionen des Nahrungskonsums im Migrationsprozess am Beispiel russischsprachiger Juden in Israel und Deutschland. In: Lars Amenda und Ernst Langthaler (Hg.): *Kulinarische "Heimat" und "Fremde". Migration und Ernährung im 19. und 20. Jahrhundert.* Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2013. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag, S. 123–135.
- Berry, W. John (1997): Immigration, Acculturation, and Adaptation. In: *Applied Psychology: An international Review* 46 (1), S. 5–68.
- Biehl, Bernd (2015): Du bist was du isst. In: *Lebensmittel Zeitung* (41), S. 43–44.
- Bilger, Wenzel (2012): Der postethnische Homosexuelle. Zur Identität "schwuler Deutschtürken". Bielefeld: transcript.
- Binaisa, Naluwembe (2011): Negotiating 'Belonging' to the Ancestral 'Homeland'. Ugandan Refugee Descendants 'Return'. In: *Mobilities* 6 (4), S. 519–534. DOI: 10.1080/17450101.2011.603945.
- Bisson, Susanne; Krauth, Christian; Wielandt, Machleidt; Salman, Ramazan; Walter, Utta (2011): Welche Migrantinnen und Migranten erreicht man mit welchen Zugangswegen? 16. Kongress Armut und Gesundheit. Verwirklichungschancen für Gesundheit. 3. und 4. Dezember 2010. Berlin.
- Bittlingmayer, Uwe H.; Sahrai, Diana (2014): Gesundheitsförderung und Prävention zwischen Autonomie, adaptiven Präferenzen und Expert_innen. In: Bettina Schmidt (Hg.): *Akzeptierende Gesundheitsförderung. Unterstützung zwischen Einmischung und Vernachlässigung.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 76–87.
- Blickle, Peter (2002): *Heimat. A critical theory of the German idea of homeland.* Rochester, New York, Woodbridge: Camden House.
- Bode, Sabine (2006): *Die deutsche Krankheit. German Angst.* Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bode, Sabine (2016): *Kriegsspuren. Die deutsche Krankheit German Angst.* Stuttgart: Klett-Cotta.

- Bodenstedt, A. A.; Oltersdorf, U.; Boening, H.; Hendrichs, A.; Behrens, U. (1983): Erfassung und Deutung des menschlichen Ernährungsverhaltens – Ernährungsmodell-Studie in Giessen (EMSIG). Forschungsbericht. Giessen.
- Boll, Klaus (1993): Kulturwandel der Deutschen aus der Sowjetunion. Eine empirische Studie zur Lebenswelt russlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik. Marburg: N. G. Elwert (Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V., Band 63).
- Boll, Klaus (1995): Akkulturationsprozesse rußlanddeutscher Aussiedler in der ehemaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland. In: Kurt Dröge (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte: Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa, 119-150. München: R. Oldenbourg.
- Bollnow, Otto Friedrich (1984): Der Mensch braucht heimatliche Geborgenheit. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): Heimat heute, S. 28–33.
- Bommes, Michael; Scherr, Albert (1991): Der Gebrauchswert von Selbst- und Fremdeθνisierung in Strukturen sozialer Ungleichheit. In: *Prokla. Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik* 21 (83, Nr. 2), S. 291–316.
- Borutta, Manuel; Jansen, Jan C. (Hg.) (2016): Vertriebene and pieds-noirs in postwar Germany and France. Comparative perspectives. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Bös, Mathias (2005): Rasse und Ethnizität. Zur Problemgeschichte zweier Begriffe in der amerikanischen Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bös, Mathias (2008): Ethnizität. In: Nina Baur, Korte Hartmann, Martina Löw und Markus Schroer (Hg.): Handbuch Soziologie. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 55–76.
- Botschaft der Bundesrepublik Deutschland Minsk (2022): Passinformationen für Doppelstaater. Online verfügbar unter <https://minsk.diplo.de/by-de/service/-/2001990>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. 1. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bovenkerk, Frank (1974): The Sociology of Return Migration: A Bibliographic Essay: Nijhoff / The Hauge (Publications of the Research Group for European Migration Problems, No. 20).
- Boyes, Roger (2009): Deutsches Brot: eine Institution, die nicht bröckelt. Hg. v. Goethe Institut. Online verfügbar unter <http://www.goethe.de/ins/gb/lp/prj/mtg/typ/bro/de4539763.htm>, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Bozay, Kemal (2011): Ethnisierung sozialer Konflikte im Kontext von Migration und Globalisierung. In: Gudrun Hentges und Bettina Lösch (Hg.): Die Vermessung der sozialen Welt. Neoliberalismus, extreme Rechte, Migration im Fokus der Debatte. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 295–307.
- Bozay, Kemal (2012): Probleme und Ursachen der Re-Eθνisierung und Selbstethnisierung im Klassenzimmer. In: Karim Fereidooni (Hg.): Das multikulturelle Lehrzimmer. Perspektiven neuer deutscher Lehrkräfte für den Bildungs- und Integrationsdiskurs. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 117–124.
- Bozay, Kemal (2016): Die Reproduktion von sozialer Ungleichheit durch Ethnisierungsprozesse im Bildungsfeld. Ihre Auswirkungen auf die Bildungsbiographien von Migrationsjugendlichen. In: Emre Arslan und Kemal Bozay (Hg.): Symbolische Ordnung und Bildungsungleichheit in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS (Interkulturelle Studien), S. 276–310.
- Brandt (2022): Brandt Markenzwieback laktosefrei. Online verfügbar unter <https://www.brandt-zwieback.de/produkte/klassiker/markenzwieback-laktosefrei.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.

- Brombach, Christine (2011): Soziale Dimensionen des Ernährungsverhaltens. Ernährungssoziologische Forschung. In: *Ernährungs Umschau* 58 (6), S. 318–323.
- Brombach, Christine; Haefeli, Deborah; Bartsch, Silke (2014): Ernährungsmuster im Verlauf von drei Generationen: Gibt es inter- und intraindividuelle Unterschiede? In: *Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens. Mitteilungen* (21), S. 12–22.
- Brommler, Dorothea (2006): Neue Herausforderungen – Neue Instrumente? Deutsche Aussiedlerpolitik am Scheideweg. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 109–128.
- Brubaker, Roger (2007): Ethnizität ohne Gruppen. Commensense-Gruppismus. In: Rogers Brubaker (Hg.): *Ethnizität ohne Gruppen*. 1. Auflage. Hamburg: Hamburger Edition, S. 16–45.
- Brubaker, Roger; Cooper, Frederick (2007): Jenseits der »Identität«. In: Rogers Brubaker (Hg.): *Ethnizität ohne Gruppen*. 1. Auflage. Hamburg: Hamburger Edition, S. 46–95.
- Brüsemeister, Thomas (2000): *Qualitative Forschung. Ein Überblick*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Brzoska, P.; Reiss, K.; Razum, O. (2010): Arbeit, Migration und Gesundheit. In: Bernhard Badura (Hg.): *Fehlzeiten-Report 2010. Vielfalt managen: Gesundheit fördern – Potenziale nutzen: Zahlen, Daten, Analysen aus allen Branchen der Wirtschaft*. Springer Berlin Heidelberg: Springer, S. 129–139.
- Brzoska, Patrick; Razum, Oliver (2019): Inanspruchnahme medizinischer Rehabilitation im Vorfeld der Erwerbsminderungsrente. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 52 (S1), S. 70–77. DOI: 10.1007/s00391-018-1448-y.
- Buchwald, Konrad (1984): Heimat heute: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (Hg.): *Heimat heute*, S. 34–59.
- Bukow, Wolf-Dieter; Nikodem, Claudia; Schulze, Erika; Yildiz, Erol (2007): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. In: Wolf-Dietrich Bukow (Hg.): *Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Interkulturelle Studien, 19), S. 11–26.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1992): Ethnisierung und nationale Identität. In: Institut für Migrations- und Rassismuskforschung e.V. (Hg.): *Rassismus und Migration in Europa. Beiträge des Kongresses "Migration und Rassismus in Europa"*, Hamburg, 26. bis 30. September 1990. Hamburg, Berlin: Argument-Verlag, S. 133–146.
- Bukow, Wolf-Dietrich (1996): *Feindbild. Minderheiten: Ethnisierung und ihre Ziele*. Opladen: Leske und Budrich (Fragen der Gesellschaft).
- Bukow, Wolf-Dietrich (2007): Die Rede von Parallelgesellschaften. Zusammenleben im Zeitalter einer metropolitanen Differenzgesellschaft. In: Wolf-Dietrich Bukow (Hg.): *Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Interkulturelle Studien, 19), S. 29–51.
- Bukow, Wolf-Dietrich; Llaryora, Roberto (1993): *Mitbürger aus der Fremde. Soziogenese ethnischer Minoritäten*. 2., durchgesehene Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2020): *Glossar. Integration*. Online verfügbar unter https://www.bamf.de/DE/Service/ServiceCenter/Glossar/_functions/glossar.html?nn=282918&cms_lv2=282958, zuletzt geprüft am 31.12.2020.

- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hg.) (2021a): Migrationsbericht 2020. Zentrale Ergebnisse. Online verfügbar unter https://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Forschung/Migrationsberichte/migrationsbericht-2020-zentrale-ergebnisse.pdf?__blob=publicationFile&v=5, zuletzt geprüft am 15.02.2021.
- Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2021b): Spätaussiedler. Anspruch auf Teilnahme. Online verfügbar unter <https://www.bamf.de/DE/Themen/Integration/ZugewanderteTeilnehmende/Integrationskurse/TeilnahmeKosten/Spaetaussiedler/spaetaussiedler-node.html>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesministerium des Inneren (2017): Deutsche Minderheiten in der Russischen Föderation. Online verfügbar unter https://www.aussiedlerbeauftragter.de/AUSB/DE/Themen/deutsche-minderheiten/deutsche-minderheiten-gus/russische-foederation/russische-foederation_node.html.
- Bundesministerium des Inneren (2018): Deutsche Minderheiten stellen sich vor. 3., überarbeitete Auflage. Berlin. Online verfügbar unter https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/heimat-integration/nationale-minderheiten/deutsche-minderheiten-stellen-sich-vor.pdf?__blob=publicationFile&v=7, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2018). 65 Jahre Bundesvertriebenengesetz. Online verfügbar unter <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2018/06/65-jahre-bundesvertriebenengesetz.html>, zuletzt aktualisiert am 05.06.2018, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2020): BMI erinnert: Symbol der Aufnahme von Aussiedlern und Spätaussiedlern. Vor 75 Jahren wurde das Grenzdurchgangslager Friedland eröffnet. Online verfügbar unter <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/kurzmeldungen/DE/2020/09/friedland.html>, zuletzt aktualisiert am 20.09.2020, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2021a): Beauftragter für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten. Dr. Bernd Fabritius. Online verfügbar unter <https://www.bmi.bund.de/DE/ministerium/beauftragte/beauftragter-aussiedlerfragen/beauftragter-aussiedlerfragen-artikel.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2021b): Gelebte nationale Solidarität – 60 Jahre Bundesvertriebenengesetz. Rede von Bundesinnenminister Dr. Hans-Peter Friedrich anlässlich 60 Jahre Bundesvertriebenengesetz am 13. Juni 2013 im Bundestag. Online verfügbar unter <https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/reden/DE/2013/06/minister-regierungserklaerung.html>, zuletzt aktualisiert am 13.06.2013, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2021c): Integration durch Sport. Das Bundesprogramm "Integration durch Sport" zielt darauf, Menschen mit und ohne Migrationshintergrund für ein Engagement in Sportvereinen zu gewinnen. Online verfügbar unter <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/integration/integration-sport/integration-sport-node.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung (2021): Anerkennung ausländischer Berufsqualifikationen. Online verfügbar unter <https://www.bmbf.de/de/anerkennung-auslaendischer-berufsqualifikationen-1091.html>, zuletzt aktualisiert am 17.09.2021, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (2017): Deutschland, wie es isst. Der BMEL- Ernährungsreport. Berlin.

- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (2020a): EU-weit einheitliche Lebensmittel-Kennzeichnung. Online verfügbar unter https://www.bmel.de/DE/Ernaehrung/Kennzeichnung/VerpflichtendeKennzeichnung/Allgemeine_Kennzeichnungs-vorschriften/_Texte/DieWichtigstenVorgabenLMIV.html, zuletzt geprüft am 02.01.2022.
- Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (2020b): Pressemitteilung Nr. 221/2020. Klöckner: Großes ernährungspolitisches Vorhaben erfolgreich umgesetzt. Nutri-Score tritt am 6. November in Kraft. Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft. Online verfügbar unter <https://www.bmel.de/SharedDocs/Pressemitteilungen/DE/2020/221-nutri-score-start.html>, zuletzt aktualisiert am 05.11.2020, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesministerium für Gesundheit (2022): Coronavirus SARS-CoV-2: Chronik der bisherigen Maßnahme. Online verfügbar unter <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/coronavirus/chronik-coronavirus.html>, zuletzt aktualisiert am 17.01.2022, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (2020): Begriffsbestimmungen und Erläuterungen. Flüchtling, Asylsuchender, Binnenvertriebener, Klimamigrant, UNHCR. Online verfügbar unter https://www.bmz.de/de/themen/Sonderinitiative-Fluchtursachen-bekaempfen-Fluechtlinge-reintegrieren/hintergrund/definition_fluechtling/, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Bundesverfassungsgericht (2006): Kürzung der Fremdrenten verfassungsgemäß, aber Übergangsregelung für rentennahe Jahrgänge erforderlich. Pressemitteilung Nr. 58/2006 vom 30. Juni 2006. Online verfügbar unter <http://www.bundesverfassungsgericht.de/pressemitteilungen/bvg06-058.html>, zuletzt aktualisiert am 30.06.2006, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesverwaltungsamt (2018): Aussiedleraufnahmeverfahren. Online verfügbar unter <http://www.bva.bund.de/DE/Themen/Staatsangehoerigkeit/Aussiedler/aussiedler-node.html>, zuletzt geprüft am 24.01.2018.
- Bundesverwaltungsamt (2019): Freude über jeden ankommenden Spätaussiedler. Steigende Tendenz beim Zuzug von Spätaussiedlern und ihren Familienangehörigen. Pressemitteilung des Beauftragten für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten vom 21.01.2019. Online verfügbar unter https://www.bva.bund.de/SharedDocs/Kurzmeldungen/DE/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/Pressemitteilung_Januar_2019.html, zuletzt aktualisiert am 21.01.2019, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Bundesverwaltungsamt (2020a): Jahresstatistiken. Online verfügbar unter https://www.bva.bund.de/DE/Services/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/Statistik/Jahresstatistiken/Jahrestatistik_Liste.html?nn=152658, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Bundesverwaltungsamt (2020b): Registrierungen / Verteilungen Seit dem Jahr 2001 nach Monaten und im Vergleich. Online verfügbar unter https://www.bva.bund.de/DE/Services/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/Statistik/Monatsstatistik/2a_Monatsstatistik.html?nn=152658, zuletzt geprüft am 11.01.2021.
- Bundesverwaltungsamt (2020c): Spätaussiedleraufnahmeverfahren. Online verfügbar unter https://www.bva.bund.de/DE/Services/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/spaetaussiedler_node.html, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Bundesverwaltungsamt (2021): Spätaussiedler und ihre Angehörigen. Jahresstatistik 2020. Köln. Online verfügbar unter <https://www.bva.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Buerger/Migration->

Integration/Spätaussiedler/Statistik/J_Jahresstatistik2020.pdf?__blob=publicationFile&v=3, zuletzt geprüft am 15.02.2022.

Bundesverwaltungsamt (2022a): Die Verfahren und die rechtlichen Voraussetzungen. Antrag auf Aufnahme als Spätaussiedler. Online verfügbar unter https://www.bva.bund.de/DE/Services/Buerger/Migration-Integrati-on/Spaetaussiedler/01_Antrag_stellen/08_Voraussetzungen/06_Voraussetzung_Aufnahme_node.html, zuletzt geprüft am 31.01.2022.

Bundesverwaltungsamt (2022b): Registrierungen / Verteilungen. Seit dem Jahr 2001 nach Monaten und im Vergleich. Köln. Online verfügbar unter https://www.bva.bund.de/DE/Services/Buerger/Migration-Integration/Spaetaussiedler/Statistik/Monatsstatistik/2a_Monatsstatistik.html?nn=152658, zuletzt geprüft am 31.01.2022.

Bundeszentrale für politische Bildung (o.J.): Dossier: Afrikanische Diaspora in Deutschland. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/>, zuletzt geprüft am 31.01.2022.

Bundeszentrale für politische Bildung (2016a): Datenreport 2016. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik Deutschland. Hg. v. Statistisches Bundesamt, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) und Sozio-oekonomisches Panel (SOEP) am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin). Bonn.

Bundeszentrale für politische Bildung (2016b): Vor 75 Jahren: Ausreiseverbot für Juden. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/politik/hintergrund-aktuell/235829/1941-ausreiseverbot-fuer-juden>, zuletzt aktualisiert am 19.10.2016, zuletzt geprüft am 31.01.2022.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.) (2017a): Dossier Russlanddeutsche.

Bundeszentrale für politische Bildung (2017b): Fachtagung Aussiedlung – Beheimatung – Politische Teilhabe. Grußwort des Beauftragten der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten Herrn Hartmut Koschyk, MdB. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/veranstaltungen/dokumentation/247092/grusswort-von-herrn-hartmut-koschyk>, zuletzt aktualisiert am 25.04.2017, zuletzt geprüft am 31.12.2020.

Bundeszentrale für politische Bildung (2019): Dossier Russlanddeutsche. Online verfügbar unter http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/?pk_campaign=nl2017-07-26&pk_kwd=248009, zuletzt geprüft am 31.12.2020.

Bundeszentrale für politische Bildung (2021): Dossier Russlanddeutsche. Karten und Dokumente. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/252058/karten-und-dokumente>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.

Bundeszentrale für politische Bildung (2022): kurz&knapp. Soziale Situation in Deutschland. (Spät-)Aussiedler. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/61643/spaet-aussiedler/>, zuletzt aktualisiert am 01.01.2022, zuletzt geprüft am 15.02.2022.

Carlson, E.; Kipps, M.; Thomson, J. (1982): An evaluation of a traditional Vietnamese diet in the UK. In: *Human nutrition. Applied nutrition* 36 (2), S. 107–115.

Chapman, Gwen E.; Ristovski-Slijepcevic, Svetlana; Beagan, Brenda L. (2011): Meanings of food, eating and health in Punjabi families living in Vancouver, Canada. In: *Health Education Journal* 70 (1), S. 102–112. DOI: 10.1177/0017896910373031.

Cho, An Bin; Jaehn, Philipp; Holleczeck, Bernd; Becher, Heiko; Winkler, Volker (2018): Stage of cancer diagnoses among migrants from the former Soviet Union in comparison to the German population – are diagnoses among migrants delayed? In: *BMC Public Health* 18 (1), S. 148. DOI: 10.1186/s12889-018-5046-0.

- Choi, Sung-Eun (2016): Decolonization and the French of Algeria. Bringing the settler colony home. Houndmills, Basingstoke, Hampshire: Palgrave Macmillan (Cambridge imperial and post-colonial studies series).
- Cnyrim, Andrea; Linsenmeier, Katja; Zelno, Anna (2009): Sprache als Grenze im interkulturellen Training – Lingua franca als Reflexionsgegenstand im interkulturellen Training. In: Matthias Otten, Alexander Scheitza und Andrea Cnyrim (Hg.): Interkulturelle Kompetenz im Wandel. Berlin: LIT-Verlag (SIETAR Deutschland – Beiträge zur interkulturellen Zusammenarbeit, 1), S. 259–282.
- Costadura, Edoardo; Ries, Klaus (2016): Heimat – ein Problemaufriss. In: Edoardo Costadura und Klaus Ries (Hg.): Heimat gestern und heute. Interdisziplinäre Perspektiven, S. 7–23.
- Cyrus, Norbert; Gropas, Ruby; Kopic, Ankica; Vogel, Dita (2005): Opportunity structures for immigrants' active civic participation in the European Union: sharing comparative observations. POLITIS-Working paper. 2. Oldenburg: Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.
- Dalos, György (2014): Geschichte der Russlanddeutschen. Von Katharina der Großen bis zur Gegenwart. Unter Mitarbeit von Zylla Elsbeth – deutsche Bearbeitung. München: Beck.
- Däs, Nelly (1996): Kochbuch der Deutschen aus Rußland. Stuttgart: Landsmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V.
- David, Thomas; Hilpert, Markus; Gutmann, Sonja (2016): Diversität des Konsums. In: Petia Genkova und Tobias Ringeisen (Hg.): Handbuch Diversity Kompetenz. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 321–334.
- Deckert, Andreas; Winkler, Volker; Meisinger, Christa; Heier, Margit; Becher, Heiko (2015): Suicide and external mortality pattern in a cohort of migrants from the former Soviet Union to Germany. In: *Journal of psychiatric research* 63, S. 36–42. DOI: 10.1016/j.jpsychires.2015.02.020.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. (2022): Vollwertig essen und trinken nach den 10 Regeln der DGE. Online verfügbar unter <https://www.dge.de/ernaehrungspraxis/vollwertige-ernaehrung/10-regeln-der-dge/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Deutsche Rentenversicherung (Hg.) (2021): Aussiedler und ihre Rente. Berlin (16. Auflage). Online verfügbar unter file:///C:/Users/Nelli/AppData/Local/Temp/aussiedler_und_ihre_rente.pdf, zuletzt geprüft am 18.02.2022.
- Deutsche Trauma Stiftung (2019): Was ist ein Trauma? Online verfügbar unter <https://www.deutsche-traumastiftung.de/traumata/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Deutsche Vertretungen in Russland (2018): Deutsch-Russische Doppelstaater. Information für Reisende mit deutscher UND russischer Staatsangehörigkeit. Online verfügbar unter <https://germania.diplo.de/ru-de/service/03-Staatsangehoerigkeit/-/1502318>, zuletzt aktualisiert am 08.02.2018, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Deutscher Bundestag (Hg.) (2016): Russlanddeutsche in der Bundesrepublik. Zahlen, Rechtsgrundlagen und Integrationsmaßnahmen. Wissenschaftliche Dienste Sachstand WD 3 - 3000 - 036/16. Online verfügbar unter <https://www.bundestag.de/blob/424502/e534deaef41f3f1f1efcf098f64cb013/wd-3-036-16-pdf-data.pdf>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Deutsches Brotinstitut e.V. (2022): Zahlen und Fakten zu Brot. Seit wann essen wir Brot, warum nennen wir es so und wie bewahrt man es am besten auf? Allerlei interessante Fakten über unser Brot und seine Geschichte. Online verfügbar unter <https://www.brotinstitut.de/brotinstitut/zahlen-und-fakten-zu-brot>, zuletzt geprüft am 03.02.2022.

- Die Deutsche Wirtschaft (2021): WHO is WHO der deutschen Familienunternehmen. Henning, Eugen (Monolith International GmbH, Herrenberg), CEO / GF. Online verfügbar unter <https://die-deutsche-wirtschaft.de/familienunternehmen/henning-eugen-monolith-international-gmbh-herrenberg-ceo-gf/>, zuletzt aktualisiert am 29.10.2021, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Diekmann, Andreas (2008): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 19. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Diener, Irina (2003): Muttersprache - Lernerfahrungen einer russlanddeutschen Mutter und Lehrerin in Deutschland. In: Ulrich Reitemeier (Hg.): Sprachliche Integration von Aussiedlern im internationalen Vergleich. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache (Amades: Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache, 2/03), S. 269–276.
- Dietz, Barbara (1995a): Russlanddeutsche im Gebiet Nowosibirsk: Lebenssituation und Zukunftschancen: Ergebnisse einer Befragungsstudie im Gebiet Nowosibirsk im Sommer 1994. München: Osteuropa-Institut.
- Dietz, Barbara (1995b): Zwischen Anpassung und Autonomie. Rußlanddeutsche in der vormaligen Sowjetunion und in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Duncker & Humblot (Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München: Reihe Wirtschaft und Gesellschaft, 22).
- Dietz, Barbara (1996): Rückwanderung in eine fremde Gesellschaft. Zur sozialen Integration rußlanddeutscher Aussiedler in der Bundesrepublik. In: Ines Graudenz und Regine Römhild (Hg.): Forschungsfeld Aussiedler. Ansichten aus Deutschland. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (Europäische Migrationsforschung, Band 1), S. 123–133.
- Dietz, Barbara (1999): Jugendliche Aussiedler in Deutschland: Risiken und Chancen der Integration. In: Klaus J. Bade und Jochen Oltmer (Hg.): Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück: Rasch (I-MIS-Schriften, Bd. 8), S. 153–176.
- Dietz, Barbara (2000): German and Jewish migration from the former Soviet Union to Germany. Background, trends and implications. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 26 (4), S. 635–652. DOI: 10.1080/713680499.
- Dietz, Barbara; Hilkes, Peter (1992): Russlanddeutsche. Unbekannte im Osten : Geschichte, Situation, Zukunftsperspektiven. München: Olzog.
- Dietz, Barbara; Roll, Heike; Greiner, Jürgen (1998): Jugendliche Aussiedler. Porträt einer Zuwanderergeneration. Frankfurt/Main: Campus.
- Dinkelaker, Jörg; Herrle, Matthias (2009): Erziehungswissenschaftliche Videographie. Eine Einführung. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dollmann, Jörg; Kristen, Cornelia (2021): Ethnische Bildungsungleichheiten. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/zukunftsbildung/211879/ethnische-ungleichheiten>, zuletzt aktualisiert am 01.03.2021, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Dornblüth, Gesine; Franke, Thomas (2018): Leben zwischen alter und neuer Heimat. Deutschlandfunk Kultur, 07.05.2018. Online verfügbar unter https://www.deutschlandfunkkultur.de/russen-in-deutschland-leben-zwischen-alter-und-neuer-heimat.976.de.html?dram:article_id=417381, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Draper, A. K.; Adamson, A. J.; Clegg, S.; Malam, S.; Rigg, M.; Duncan, S. (2013): Front-of-pack nutrition labelling: are multiple formats a problem for consumers? In: *The European Journal of Public Health* 23 (3), S. 517–521. DOI: 10.1093/eurpub/ckr144.

- Dresing, Thorsten; Pehl, Thorsten (2015): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg, zuletzt geprüft am 02.01.2022.
- Druck, Dieter (2013a): Der Ethno-Kunde – was er will und wie er kauft. In: *Lebensmittel Praxis* (15), S. 49–54.
- Druck, Dieter (2013b): Im Geschäft: Einkaufen mit Eugen Henning. "Wir sind ein Stück Heimat". In: *Lebensmittel Praxis* 15, S. 19–21.
- Dück, Katharina (2013): "Als mein Kind geboren wurde, hatte ich wieder Lust, russisch zu sprechen". Zu Sprachkompetenzen, Spracheinstellungen und Spracherziehung der zweiten Generation der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Michael C. Hermann und Rainer Öhlschläger (Hg.): Hier die Russen - dort die Deutschen. Über die Integrationsprobleme russlanddeutscher Jugendlicher 250 Jahre nach dem Einladungsmanifest von Katharina II. 1. Auflage. Baden-Baden: Nomos, S. 79–96.
- Dück, Katharina (2014): Zum Zusammenhang von Sprache und ethnischer Identität der zweiten Generation der Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion. In: *Deutsche Sprache* 42 (3), S. 261–274.
- Echternkamp, Jörg (2015): Der Zweite Weltkrieg – eine historische Zäsur. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/der-zweite-weltkrieg/199392/einfuehrung>, zuletzt aktualisiert am 30.04.2015, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Eggerth, Donald E.; Flynn, Michael A. (2013): Immigration: Implikationen für Stress und Gesundheit. In: Petja Genkova, Tobias Ringeisen und Frederick T. L. Leong (Hg.): Handbuch Stress und Kultur. Interkulturelle und kulturvergleichende Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 343–359.
- Eichinger, Ludwig M.; Gärtig, Anne-Kathrin; Plewnia, Albrecht; Roessel, Janin; Rothe, Astrid; Rudert, Selma et al. (2011): Aktuelle Spracheinstellungen in Deutschland. Erste Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativumfrage. 2. Auflage. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache.
- Eisenberger, Naomi I.; Lieberman, Matthew D.; Williams, Kipling D. (2003): Does rejection hurt? An fMRI study of social exclusion. In: *Science* 302 (5643), S. 290–292. DOI: 10.1126/science.1089134.
- Eisfeld, Alfred (1999): Die Russlanddeutschen. München: Langen Müller (Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche, Band 2).
- Eisfeld, Alfred (2012): Die Russlanddeutschen im 20. Jahrhundert: Gründe und Folgen der Änderungen ihres rechtlichen Status. In: Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V. (IKGN) an der Universität Hamburg. Nordost Institut (Hg.): Deportationen in Stalins Sowjetunion. Das Schicksal der Russlanddeutschen und anderer Nationalitäten. Lüneburg, S. 64–78.
- Eisfeld, Alfred (2013): (Spät-)Aussiedler in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (13-14), S. 51–57.
- Eisfeld, Alfred (2017): Nationalitätenpolitik gegenüber der deutschen Minderheit in der Sowjetunion von 1917 bis zur Perestrojka. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Dossier Russlanddeutsche, S. 99–106.
- Elwert, Frederik (2015): Religion als Ressource und Restriktion im Integrationsprozess. Eine Fallstudie zu Biographien freikirchlicher Russlanddeutscher. Wiesbaden: Springer VS (Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie).
- Engel, Otto (2009): Eigenständigkeit und Sonderstellung der Aussiedlerintegration vor und nach dem Inkrafttreten des Zuwanderungsgesetzes. In: Christoph Bergner (Hg.): Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland. Bilanz und Perspektiven. 1. Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, 38), S. 179–180.
- English Shop (2022): Unser Shop in Köln. Online verfügbar unter <https://english-shop.de/de/cologne/>, zuletzt geprüft am 02.01.2022.

- Entzinger, Han (1985): Return Migration in Western Europe. Current policy trends and their implications, in particular for the second generation. In: *International migration* 23 (2), S. 263–290. DOI: 10.1111/j.1468-2435.1985.tb00319.x.
- Esser, Hartmut (2006a): Ethnische Ressourcen: Das Beispiel der Bilingualität. In: *Berliner Journal für Soziologie* 16.4, S. 525–543.
- Esser, Hartmut (2006b): Migration, Sprache und Integration. AKI-Forschungsbilanz 4. Hg. v. Arbeitsstelle Interkulturelle Konflikte und gesellschaftliche Integration (AKI) und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB).
- EUFIC (2020): Dietary guidelines. Online verfügbar unter <https://www.eufic.org/en/healthy-living/category/guidelines/>, zuletzt geprüft am 05.12.2020.
- Evangelische Kirche in Deutschland (2018): „... damit ihr nicht traurig seid“ Christlicher Umgang mit Sterben und Tod. Eine Handreichung der Orthodoxen Bischofskonferenz in Deutschland und der Evangelischen Kirche in Deutschland. Hannover.
- Faist, Thomas (1999): Transnationalization in International Migration: Implications for the Study of Citizenship and Culture (WPTC-99-08). Institute for Intercultural and International Studies. Bremen.
- Faltermaier, Toni (2001): Migration und Gesundheit: Fragen und Konzepte aus einer salutogenetischen und gesundheitspsychologischen Perspektive. In: Peter Marschalck und K. H. Wiedl (Hg.): Migration und Krankheit. 1. Auflage. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch (IMIS-Schriften, Bd. 10), S. 93–112.
- Faltermaier, Toni (2020): Gesundheitsverhalten, Krankheitsverhalten, Gesundheitshandeln. Hg. v. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Online verfügbar unter <https://www.leitbegriffe.bzga.de/alphabetisches-verzeichnis/gesundheitsverhalten-krankheitsverhalten-gesundheitshandeln/>, zuletzt aktualisiert am 15.08.2020, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Faltermaier, Toni; Mayring, Philipp; Saup, Winfried; Strehmel, Petra (2014): Entwicklungspsychologie des Erwachsenenalters. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Stuttgart: Kohlhammer Urban (Grundriss der Psychologie, Band 14).
- Farsi, Armand (2014): Migranten auf dem Weg zur Elite? Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Fersch, Barbara (2012): 'German Angst' vs 'Danish Easy-going'? On the Role and Relevance of Insecurity and Uncertainty in the Lives of Freelancers in Denmark and Germany. In: *Sociology* 46 (6), S. 1125–1139. DOI: 10.1177/0038038512437894.
- Fierz, Gaby (2012): Kochen im Zeichen «interkultureller Verständigung». *Weltküche zwischen Exotisierung, Kulturalisierung und Begegnung*. In: *terra cognita* 20, S. 78–80.
- Filinchen (2022a): Filinchen Ballaststoff. Online verfügbar unter <https://www.filinchen.de/klassiker/filinchen-ballaststoff/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Filinchen (2022b): Filinchen Lower Carb. Online verfügbar unter <https://www.filinchen.de/spezialitaeten/filinchen-low-carb/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Filinchen (2022c): Mini Filinchen Kakao & Kokos. Online verfügbar unter <https://www.filinchen.de/suesse-snacks-minis/mini-filinchen-kakao-kokos/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Filkas, Ronald M. (2017): Brötchen, Semmel, Schrippe, Weck: Wie sage ich's richtig? Online verfügbar unter <https://ronaldfilkas.de/broetchen-semmel-schrippe-weck-wie-sage-ichs-richtig/>, zuletzt aktualisiert am 28.02.2017, zuletzt geprüft am 01.02.2022.

- Filsinger, Dieter (2010): Ethnische Unterscheidungen in der Einwanderungsgesellschaft. Eine kritische Analyse. Hg. v. Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung (WISO Diskurs. Expertisen und Dokumentationen zur Wirtschafts- und Sozialpolitik).
- Flack, Anna (2016): Hühnersuppe, Pel'meni und Pommes frites. Ernährung, Identität und Lebensstile von remigrierten Spätaussiedlern. In: Hans-Christian Petersen und Matthias Weber (Hg.): Migration. Unter Mitarbeit von Mirosława Czarnecka, Detlef Haberland und Jens Stüben. München: De Gruyter Oldenbourg (Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Band 24), S. 279–334.
- Flack, Anna (2017): „Heute Butterbreze, morgen Spaghetti Bolognese, übermorgen Borschtsch“. Ernährung als Identitäts- und Akkulturationsindikator am Beispiel einer russlanddeutschen Spätaussiedlerin. In: Daniel Drascek (Hg.): Kulturvergleichende Perspektiven auf das östliche Europa. Fragestellungen, Forschungsansätze und Methoden. 1. Auflage. Münster: Waxmann (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 29), S. 129–150.
- Flake, Regina (2013): Young FSU Migrants in Germany: Educational Attainment and Early Labor Market Outcomes. Essen: Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung (Ruhr Economic Papers).
- Flick, Uwe (2010): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag.
- Flick, Uwe; von Kardorff, Ernst; Steinke, Ines (2012): Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In: Uwe Flick, Ines Steinke und Ines von Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 9. Auflage. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch-Verlag, S. 13–29.
- Food and Drink Federation (2017): Food and drink labelling: A tool to encourage healthier eating. Online verfügbar unter http://www.gdalabel.org.uk/corporate_pubs/Food_Drink_Labeling_toolkit.pdf, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Frances, Allen (2013): Normal. Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen. Köln: Dumont.
- Freist, Dagmar; Kyora, Sabine; Unseld, Melanie (2019): Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeiten. Räume / Materialitäten / Erinnerungen. Vorwort. In: Dagmar Freist, Sabine Kyora und Melanie Unseld (Hg.): Transkulturelle Mehrfachzugehörigkeit als kulturhistorisches Phänomen. Räume - Materialitäten - Erinnerungen: transcript, S. 9–14.
- Frenzel, Nataliya; Heringer, Hans-Jürgen (2007): „Ich lächle zurück“: Interkulturell basierte Schwierigkeiten russischer Aussiedler in Deutschland. In: *Deutsch als Zweitsprache* (1), S. 23–32.
- Gaitanides, Stefan (2013): Interkulturelle Teamentwicklung – Beobachtungen in der Praxis. In: Georg Auernheimer (Hg.): Interkulturelle Kompetenz und pädagogische Professionalität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 155–172.
- Gamper, Markus; Eisenbürger, Iris (2005): Jugendliche Aussiedler – Integration durch soziale Kontakte? Online verfügbar unter https://www.researchgate.net/publication/265215409_Gamper_MEisenburger_I_2005_Jugendliche_Aussiedler_-_Integration_durch_soziale_Kontakte_Online-Veroffentlichung, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Gangl, Verena (2015): "Gesundheit" ist mehrdimensional. Grundlagen einer Gesundheitsbildung. In: *Magazin Erwachsenenbildung.at* (24), S. 1–11.
- Gärtig, Anne-Kathrin; Rothe, Astrid (2009): Über Liebe zum Deutschen, Sympathie für Dialekte und Sorge um Sprachentwicklung. Was die Menschen in Deutschland über Sprache denken. In: *Sprach Report* 25 (3), S. 2–11.

- Gaudenz, Ines; Römhild, Regina (1996): Grenzerfahrungen. Deutschstämmige Migranten aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion im Vergleich. In: Ines Gaudenz und Regine Römhild (Hg.): *Forschungsfeld Aussiedler. Ansichten aus Deutschland*. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (Europäische Migrationsforschung, Band 1), S. 29–68.
- Geißler, Rainer (2011): *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*. 6. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Geramanis, Olaf; Hutmacher, Stefan (Hg.) (2018): *Identität in der modernen Arbeitswelt. Neue Konzepte für Zugehörigkeit, Zusammenarbeit und Führung*. Wiesbaden: Springer Gabler (Uniscope. Publikationen der SGO Stiftung).
- Gerhards, Jürgen; Buchmayr, Florian (2018): Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Generation von Migrantinnen in der Wahrnehmung symbolischer Grenzen und in den Strategien ihrer Grenzarbeit. In: *Berliner Journal für Soziologie* 28, S. 1–29. DOI: 10.1007/s11609-018-0376-4.
- Gerken, Ute; Salman, Ramazan; Krauth, Christian; Machleidt, Wielant; Bisson, Susanne; Kimil, Ahmet; Walter, Ulla (2008): Von muttersprachlichen Präventionsberatern werden Migranten besser erreicht. In: *Public Health Forum* 16 (2), S. 1–3. DOI: 10.1016/j.phf.2008.04.011.
- Giest-Warsewa, Rudolf (1998): Junge Spätaussiedler. Ihre Lebenswelt und ihre Sichtweisen. In: *DVJJ-Journal* (4), S. 356–361.
- Gilbert, Penelope A.; Khokhar, Santosh (2008): Changing dietary habits of ethnic groups in Europe and implications for health. In: *Nutrition Reviews* 66 (4), S. 203–215. DOI: 10.1111/j.1753-4887.2008.00025.x.
- Gisch, Caroline (2016): *Das alltägliche Gesundheitshandeln von (Spät-)Aussiedlerinnen und (Spät-)Aussiedlern aus der ehemaligen Sowjetunion: Eine qualitative Studie am Beispiel der Kreisstadt Merzig*. Universität des Saarlandes, Saarland. Philosophische Fakultät III.
- Glaser, Barney Galland; Strauss, Anselm L. (2005): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. 2., korrigierte Auflage. Bern: Huber (Gesundheitswissenschaften: Methoden).
- Glick-Schiller, Nina (2014): Das transnationale Migrationsparadigma: Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung. In: Boris Nieswand und Heike Drotbohm (Hg.): *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer VS (Studien zur Migrations- und Integrationspolitik), S. 153–178.
- Glick-Schiller, Nina; Basch, Linda; Blanc, Cristina Szanton (1995): From Immigrant to Transmigrant. Theorizing Transnational Migration. In: *Anthropological Quarterly* 68 (1), S. 48. DOI: 10.2307/3317464.
- Glorius, Birgit (2007): *Transnationale Perspektiven. Eine Studie zur Migration zwischen Polen und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Kultur und soziale Praxis).
- Gmelch, G. (1980): Return migration. In: *Annual review of anthropology* 9, S. 135–234. DOI: 10.1146/annurev.an.09.100180.001031.
- Goerres, Achim; Spies, Dennis; Mayer, Sabrina J. (2018): *Deutsche mit Migrationshintergrund bei der Bundestagswahl 2017: Erste Auswertungen der Immigrant German Election Study zu Deutschtürken und Russlanddeutschen*. Universität Duisburg-Essen, Universität Köln.
- Göler, Daniel; Lautenbacher, Reinhard (2010): „Halb Deutscher, halb Russe“. Integration und Segregation jugendlicher Aussiedler – Eine exemplarische Untersuchung des Bamberger Malerviertels. In: *Mitteilungen der Fränkischen Geographischen Gesellschaft* (57), S. 31–50.

- Götz, Roland (1999): Die Kluft zwischen Rußland und dem Westen: historische Perspektive und Szenarien. Hg. v. Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien. Köln. Online verfügbar unter <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/4400#>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Gözüakca, Burhan (2014): Andere Länder, andere Sitten – Mit Ethnomarketing die Zielgruppe der Migranten erreichen. In: Marion Halfmann (Hg.): Zielgruppen im Konsumentenmarketing. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 59–73.
- GRA Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (2015): Diskriminierung und Verfolgung von Minderheiten – Mischling. Online verfügbar unter <https://gra.ch/bildung/gra-glossar/begriffe/diskriminierung-und-verfolgung-von-minderheiten/mischling/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Graudenz, Ines; Römhild, Regine (Hg.) (1996): Forschungsfeld Aussiedler. Ansichten aus Deutschland. Frankfurt am Main [u.a.]: Lang (Europäische Migrationsforschung, Band 1).
- Greif, Siegfried; Gediga, Günther; Janikowski, Andreas (1999): Erwerbslosigkeit und beruflicher Abstieg von Aussiedlerinnen und Aussiedlern. In: Klaus J. Bade und Jochen Oltmer (Hg.): Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück: Rasch (IMIS-Schriften, Bd. 8), S. 81–106.
- Groenemeyer, Axel (2003): Kulturelle Differenz, ethnische Identität und Ethnisierung von Alltagskonflikten. In: Axel Groenemeyer und Jürgen Mansel (Hg.): Die Ethnisierung von Alltagskonflikten. Opladen: Leske + Budrich, S. 11–46.
- Groenemeyer, Axel; Mansel, Jürgen (Hg.) (2003): Die Ethnisierung von Alltagskonflikten. Globalisierung sozialer Probleme und die Ethnisierung von Alltagskonflikten in modernen Wohlfahrtsgesellschaften; Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie; Zwischen Akzeptanz und generalisiertem Verdacht. Opladen: Leske + Budrich.
- Grunert, Klaus; Fernández Celemin, Laura; Storcksdieck genannt Bonsmann, Stefan; Wills, Josephine M. (2012): Motivation and attention are the major bottlenecks in nutrition labelling. In: *Food Science & Technology* 26 (1), S. 19–21.
- Grunert, Klaus G.; Fernández-Celemín, Laura; Wills, Josephine M.; Storcksdieck genannt Bonsmann, Stefan; Nureeva, Liliya (2010): Use and understanding of nutrition information on food labels in six European countries. In: *Journal of Public Health* 18 (3), S. 261–277. DOI: 10.1007/s10389-009-0307-0.
- Gudjons, Herbert; Traub, Silke (2016): Pädagogisches Grundwissen. Überblick - Kompendium - Studienbuch. 12., aktualisierte Auflage. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Guetterman, Timothy C. (2015): Descriptions of Sampling Practices Within Five Approaches to Qualitative Research in Education and the Health Sciences. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*. Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2290>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Gugutzer, Robert (2002): Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gürbüz-Bicakci, Nalan (2017): Gibt es eine Erziehung zur Integration?: Tectum Wissenschaftsverlag.
- Häder, Michael (2010): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Haederer, Max; Schnaas, Dieter (2015): Einwanderung. Historische Zeiten - Zeit für einen Historiker. Der Freiburger Forscher Ulrich Herbert meint: Wir müssen in der Flüchtlingskrise optimistisch bleiben und realistischer werden. In: *Wirtschafts Woche* (39), S. 72–74.

- Hanewinkel, Vera; Oltmer, Jochen (2017): focus MIGRATION. Deutschland. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung (Länderprofil Deutschland). Online verfügbar unter https://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/Laenderprofil_Deutschland_2017.pdf, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Hanika, Josef (1957): Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung. Methodische Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart. Salzburg: Otto Müller Verlag.
- Hannerz, Ulf (2002): Kosmopoliten und Sesshafte in der Weltkultur. In: Peter-Ulrich Merz-Benz und Gerhard Wagner (Hg.): Der Fremde als sozialer Typus. Klassische soziologische Texte zu einem aktuellen Phänomen. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH, S. 139–161.
- Harry Brot (2015): Balance activ. Online verfügbar unter <http://www.harry-brot.de/produkte/sammys-sandwich/produkt/balance-activ/>, zuletzt geprüft am 01.05.2015.
- Harry Brot (2020): Buttermtoast. Online verfügbar unter <https://www.harry-brot.de/produkte/toastfruehstueck/produkt/buttertoast/>, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Hastedt, Claudia (1998): Selbstkomplexität, Individualität und soziale Kategorisierung. Münster, New York: Waxmann.
- Haug, Sonja; Sauer, Lenore (2007): Zuwanderung und Integration von (Spät-)Aussiedlern. Ermittlung und Bewertung der Auswirkungen des Wohnortzuweisungsgesetzes. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Forschungsbericht / Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 3).
- Häusel, Hans-Georg (2012): Brain View. Warum Kunden kaufen. 3. Auflage. München: Haufe-Lexware GmbH & Co. KG.
- Hedberg, Charlotta (2009): Ethnic "Return" Migration to Sweden. The Dividing Line of Language. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective. Stanford University Press, S. 159–185.
- Heindl, Ines; Plinz-Wittorf, Claudia (2013): Essen ist reden mit anderen Mitteln - Esskultur, Kommunikation, Küche. In: *Ernährungs Umschau international* 60 (1), S. 8–15.
- Heinemann, Alisha M. B.; Dirim, Inci (2016): "Die sprechen bestimmt schlecht über mich". Sprache als ordendes Prinzip im Bildungssystem. In: Emre Arslan und Kemal Bozay (Hg.): Symbolische Ordnung und Bildungsungleichheit in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS (Interkulturelle Studien), S. 199–214.
- Heinemann-Grüder, Andreas (2018): Dossier Russland. Föderalismus in Russland. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/internationales/europa/russland/47962/foederalismus>, zuletzt aktualisiert am 26.03.2018, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Hennings, Ralph (2020): 12 Tipps zur zu Beerdigungen von Aussiedlern. Hg. v. Evangelische Kirche in Deutschland. Online verfügbar unter <https://www.ekd.de/aussiedler-seelsorge-tipps-fuer-beerdigungen-26724.htm>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Hensen, Jürgen (2009): Zur Geschichte der Aussiedler- und Spätaussiedleraufnahme. In: Christoph Bergner (Hg.): Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland. Bilanz und Perspektiven. 1. Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, 38), S. 47–61.
- Hermann, Michael C. (2013): "Hier die Russen - dort die Deutschen" - Eine Zusammenfassung. In: Michael C. Hermann und Rainer Öhlschläger (Hg.): Hier die Russen - dort die Deutschen. Über die Integrationsprobleme

- russlanddeutscher Jugendlicher 250 Jahre nach dem Einladungsmanifest von Katharina II. 1. Auflage. Baden-Baden: Nomos, S. 111–118.
- Hermanni, Dorothee; Lange, Dirk (2015): Narrative im »neuen Deutschland« - Welche Zugehörigkeitskonzepte wirken in der deutschen Einwanderungsgesellschaft? In: Irmhild Schrader, Anna Jaskowski, Karamba Diaby und Hartmut M. Griese (Hg.): Vielheit und Einheit im neuen Deutschland. Leerstellen in Migrationsforschung und Erinnerungspolitik. 1. Auflage. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 58–73.
- Herrle, Matthias; Kade, Jochen; Nolda, Sigrid (2013): Erziehungswissenschaftliche Videographie. In: Barbara Friebertshäuser, Antje Langer und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. 4., durchgesehene Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 599–619.
- Hett, Felix; Szkola, Susanne (2014): Die Eurasische Wirtschaftsunion. Analysen und Perspektiven aus Belarus, Kasachstan und Russland. Hg. v. Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Hieke, Sophie; Taylor, Charles R. (2012): A Critical Review of the Literature on Nutritional Labeling. In: *Journal of Consumer Affairs* 46 (1), S. 120–156. DOI: 10.1111/j.1745-6606.2011.01219.x.
- Hieke, Sophie; Wills, Josephine M. (2012): Nutrition Labelling - Is it Effective in Encouraging Healthy Eating? In: *CAB Reviews Perspectives in Agriculture Veterinary Science Nutrition and Natural Resources* 7 (31), S. 1–7. Online verfügbar unter 10.1079/PAVSNNR20127031.
- Hilbk, Merle (2016): Die andere Heimat. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-im-fluss/210114/die-andere-heimat>, zuletzt aktualisiert am 01.06.2016, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Hilkes, Peter (1992): Sprachlos zwischen den Stühlen? Zwei aktuelle Probleme von Rußlanddeutschen: Sprachsituation und Vertreibungsdruck. In: *CBW Zeitung* (33), S. 7–10.
- Hill, Paul B.; Schnell, Rainer (1990): Was ist "Identität"? In: Hartmut Esser und Jürgen Friedrichs (Hg.): Generation und Identität. Theoretische und empirische Beiträge zur Migrationssoziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25–42.
- Hinz, Andreas; Hübscher, U.; Brähler, Elmar; Berth, Hendrik (2010): Ist Gesundheit das höchste Gut? - Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage zur subjektiven Bedeutung von Gesundheit. In: *Gesundheitswesen* 72 (12), S. 897–903. DOI: 10.1055/s-0029-1246151.
- Hirschfelder, Gunther (2018): Facetten einer Ernährungs-Globalgeschichte. Esskultur als Resultat historischer Prozesse. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 68 (1-3), S. 4–11.
- Hodgkins, Charo E.; Raats, Monique M.; Fife-Schaw, Chris; Peacock, Matthew; Gröppel-Klein, Andrea; Königstorfer, Joerg et al. (2015): Guiding healthier food choice: Systematic comparison of four front-of-pack labelling systems and their effect on judgements of product healthiness. In: *British Journal of Nutrition* 113 (10), S. 1652–1663. DOI: 10.1017/S0007114515000264.
- Hogrefe (2022): Dorsch. Lexikon der Psychologie. Essverhalten. Online verfügbar unter <https://dorsch.hogrefe.com/stichwort/essverhalten>, zuletzt geprüft am 22.02.2022.
- Hörmann, Hans (1970): Psychologie der Sprache. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Horn, Annett; Schaeffer, Doris (2013): Evaluation der Patienteninformation und -beratung für türkisch- und russischsprachige Migrantinnen und Migranten. Institut für Pflegewirtschaft an der Universität Bielefeld (IPW).
- Horn, Annett; Vogt, Dominique; Messer, Melanie; Schaeffer, Doris (2015): Health Literacy von Menschen mit Migrationshintergrund in der Patientenberatung stärken. Ergebnisse einer qualitativen Evaluation. In: *Bundes-*

- gesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz* 58 (6), S. 577–583. DOI: 10.1007/s00103-015-2147-0.
- Hubbell, Amy L. (2015): *Remembering French Algeria. Pieds-Noir, identity, and exile*. Lincoln, Nebraska: University of Nebraska Press.
- Hummel, Eleonora (2022): *Autorin*. Online verfügbar unter <https://eleonora-hummel.de/autorin>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Hurt, Fabienne; Schiele, Katharina (2020): *Heimatminister: Was macht der eigentlich?* (Panorama). *Das Erste*, 23.01.2020. Online verfügbar unter <https://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2020/Heimatminister-Was-macht-der-eigentlich,heimatministerium100.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Huxel, Katrin (2014): *Männlichkeit, Ethnizität und Jugend. Präsentationen von Zugehörigkeit im Feld Schule*. Wiesbaden: Springer VS (Research).
- Ingenhorst, Heinz (1997): *Die Russlanddeutschen. Aussiedler zwischen Tradition und Moderne*. Frankfurt, New York: Campus.
- Ipsen-Peitzmeier, Sabine; Kaiser, Markus (2006): *Vorwort: Zuhause fremd - Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 11–16.
- Ivanov, L. Louise; Buck, K. (2002): *Health Care Utilization Patterns of Russian-Speaking Immigrant Women Across Age Groups*. In: *Journal of Immigrant Health* 4 (1), S. 17–27.
- Janßen, Wiebke (2014): *Gewalterfahrungen Jugendlicher mit Migrationshintergrund im ländlichen Raum - eine lebensweltanalytische Betrachtung*. In: Yvette Völschow (Hg.): *Kriminologie ländlicher Räume. Eine mehrperspektivische Regionalanalyse*. Wiesbaden: Springer VS, S. 237–335.
- Johnstone, Christopher J.; Bottstorf-Miller, Nicole A.; Thompson, Sandra J. (2006): *Using the think aloud method (cognitive labs) to evaluate test design for students with disabilities and English language learners*. (Technical Report 44), Minneapolis, MN: University of Minnesota, National Center on Educational Outcomes. Online verfügbar unter <http://www.cehd.umn.edu/NCEO/OnlinePubs/Tech44/>, zuletzt geprüft am 01.02.2021.
- Kaes, Anton (1987): *Deutschlandbilder. Die Wiederkehr der Geschichte als Film*. München: Edition Text+Kritik.
- Kaiser, Markus (2006): *Die plurilokalen Lebensprojekte der Russlanddeutschen im Lichte neuerer sozialwissenschaftlicher Konzepte*. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 19–59.
- Kaiser, Markus; Schönhuth, Michael (2014): *Umkehr von der Rückkehr. SpätaussiedlerInnen auf dem Weg zurück*. In: Birgit Menzel und Christine Engel (Hg.): *Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler*. Berlin: Frank & Timme (Ost-West-Express, Band 21), S. 247–266.
- Kaiser, Markus; Schönhuth, Michael (2015): *Einmal Deutschland und wieder zurück. Umkehrstrategien von (Spät-)Aussiedlern im Kontext sich wandelnder Migrationsregime*. In: Markus Kaiser und Michael Schönhuth (Hg.): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript, S. 275–292.
- Kaletta, Barbara (2008): *Anerkennung oder Abwertung. Über die Verarbeitung sozialer Desintegration*. Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften.

- Kallfell, Tobias (2012): Spracheneinfluss und konstruktionelles Lernen beim Erwerb des Deutschen als Zweitsprache. Untersucht am Beispiel zweier russischsprachiger Spätaussiedlerinnen. München, Berlin, Washington, D.C: Verlag Otto Sagner (Slavistische Beiträge, Bd. 484).
- Kassis, Wassilis; Panagiotidis, Jannis; Heller, Patricia (2016): "Ich würde nicht in eine Wohngegend mit vielen Russlanddeutschen ziehen". Stehen soziale Vorurteile gegen Russlanddeutsche in engem Zusammenhang mit Ausländerfeindlichkeit und Dominanzorientierung? In: Hans-Christian Petersen und Matthias Weber (Hg.): Migration. Unter Mitarbeit von Mirosława Czarnecka, Detlef Haberland und Jens Stüben. München: De Gruyter Oldenbourg (Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Band 24), S. 335–355.
- Kaucher, Simone; Deckert, Andreas; Becher, Heiko; Winkler, Volker (2017a): Migration pattern and mortality of ethnic German migrants from the former Soviet Union. A cohort study in Germany. In: *BMJ open* 7 (12), 1–8. DOI: 10.1136/bmjopen-2017-019213.
- Kaucher, Simone; Khil, Laura; Kajüter, Hiltraud; Becher, Heiko; Reder, Maren; Kolip, Petra et al. (2020): Breast cancer incidence and mammography screening among resettlers in Germany. In: *BMC Public Health* 20 (1), S. 2647. DOI: 10.1186/s12889-020-08534-7.
- Kaucher, Simone; Leier, Valentina; Deckert, Andreas; Holleczeck, Bernd; Meisinger, Christa; Winkler, Volker; Becher, Heiko (2017b): Time trends of cause-specific mortality among resettlers in Germany, 1990 through 2009. In: *European Journal of Epidemiology* 32 (4), S. 289–298. DOI: 10.1007/s10654-017-0240-4.
- Kaufmann, Jean-Claude (2006): Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.
- Kelle, Udo (2007): Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall Zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. 2., überarbeitete Auflage: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kennedy, Roger (2016): Furcht vor Fremden: Wessen Zuhause ist das hier? In: *Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen* 70 (September/Oktober), S. 805–824.
- Kiel, Svetlana (2009): Wie deutsch sind Russlanddeutsche? Eine empirische Studie zur ethnisch-kulturellen Identität in russlanddeutschen Aussiedlerfamilien. Münster, Deutschland: Waxmann (Internationale Hochschulschriften, 516).
- Kim, Nadia Y. (2009): Finding our way Home: Korean Americans, "Homeland" Trips, an Cultural Foreignness. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press, S. 305–324.
- King, Russell (1986): Return Migration and regional economic development: an overview. In: Russell King (Hg.): *Return migration and regional economic problems*. London, Sydney, Dover, New Hampshire: Croom Helm, S. 1–37.
- King, Russell (2001): Generalizations from the History of Return Migration. In: Bimal Ghosh (Hg.): *Return Migration. Journey of Hope or Despair?* Geneva: International Organization for Migration, S. 7–55.
- King, Russell; Kilinc, Nilay (2013): 'Euro-Turks' Return: The counterdiasporic migration of German-Born Turks to Turkey. Institute for Studies of Migration, Diversity and Welfare. Malmö.

- Kirkcaldy, B.D.; Siefen, R.G.; Wittig, U.; Schüller, A.; Brähler, E.; Merbach, M. (2005): Health and emigration: subjective evaluation of health status and physical symptoms in Russian-speaking migrants. In: *Stress and Health* 21 (5), S. 295–309. DOI: 10.1002/smi.1068.
- Kirsch, Jacob (2004): Migration von Russlanddeutschen. Aus gesellschaftlicher und ärztlicher Sicht. 1. Auflage. Berlin: Selbstverlag.
- Klamt, Brigitte (2004): Ernährung und Migration. Die Ernährungsgewohnheiten von italienischen, griechischen und türkischen Migrantinnen in Süddeutschland. In: *Ernährungs-Umschau* 51 (12), S. 508–509.
- Klaus, Daniela; Baykara-Krumme, Helen (2017): Die Lebenssituationen von Personen in der zweiten Lebenshälfte mit und ohne Migrationshintergrund. In: Katharina Mahne, Julia Katharina Wolff, Julia Simonson und Clemens Tesch-Römer (Hg.): *Altern im Wandel. Zwei Jahrzehnte Deutscher Alterssurvey (DEAS)*. Wiesbaden: Springer VS, S. 359–379.
- Klekowski von Koppenfels, Amanda (2003): Who Organizes? The Political Opportunity Structure of Co-Ethnic Migrant Mobilization. In: Rainer Münz und Rainer Ohliger (Hg.): *Diasporas and ethnic migrants. German, Israel and Post-Soviet Successor States in Comparative Perspective*. London, Portland, Or: Frank Cass (Nationalism and ethnicity), S. 305–323.
- Klekowski von Koppenfels, Amanda (2004): Second-Class Citizens? Restricted Freedom of Movement for Spätaussiedler is Constitutional. In: *German Law Journal* 5, S. 761–789.
- Klekowski von Koppenfels, Amanda (2009): From Germans to Migrants: Aussiedler Migration to Germany. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press, S. 103–132.
- Klekowski von Koppenfels, Amanda (2014): Migration von AussiedlerInnen: Wandel der politischen Perspektive. In: Birgit Menzel und Christine Engel (Hg.): *Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration russland-deutscher Spätaussiedler*, 19-33. Berlin: Frank & Timme (Ost-West-Express, Band 21).
- Klimeniouk, Nikolai (2018): Nationalismus und Rassismus bei "Russlanddeutschen"? Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/260496/nationalismus-und-rassismus-bei-russlanddeutschen>, zuletzt aktualisiert am 18.01.2018, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Klotter, Christoph (2010): Gesundheit als Pflicht? Das Dilemma der Gesundheitsförderung. In: *Ernährung im Fokus* (10-05).
- Klotter, Christoph (2011): Essen als individuelle Freiheit - Essen als sozialer Zwang. In: Angelika Ploeger, Gunther Hirschfelder und Gesa Schönberger (Hg.): *Die Zukunft auf dem Tisch. Analysen, Trends und Perspektiven der Ernährung von morgen*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 125–138.
- Klotter, Christoph (2014): Gesundheit: Wunsch und Wirklichkeit. In: Bettina Schmidt (Hg.): *Akzeptierende Gesundheitsförderung. Unterstützung zwischen Einmischung und Vernachlässigung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 117–128.
- Klotter, Christoph (2015a): *Fragmente einer Sprache des Essens. Ein Rundgang durch eine essgestörte Gesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS.
- Klotter, Christoph (2015b): Identität durch Fleisch. Ein historisch-psychologischer Erklärungsansatz. In: *Ernährung im Fokus* 09-10, S. 262–267.

- Klotter, Christoph (2016a): Identitätsbildung über Essen. Ein Essay über „normale“ und alternative Esser. Wiesbaden: Springer (Essentials).
- Klotter, Christoph (2016b): Kulturelle Muster. Warum wir essen wie und was wir essen. In: *Ernährung im Fokus* 03-04, S. 118–121.
- Knoblauch, Hubert (2012): Introduction to the special issue of Qualitative Research: video-analysis and videography. In: *Qualitative Research* 12 (3), S. 251–254. DOI: 10.1177/1468794111436144.
- Koçtürk, Tahire O. (1995): Structure and Change in Food Habits. In: *Scandinavian Journal of Nutrition* 39, S. 2–4.
- Koçtürk, Tahire O. (2004): Food Habit Changes In a Group Of Immigrant Iranian Women In Uppsala. In: *International and Interdisciplinary Journal* 3 (2), S. 47–61.
- Koçtürk-Runefors, Tahire (1990): Changes in Food Habits and Nutritional Status of Immigrants from Turkey in Sweden. In: Johann Carl Somogyi und Stanislav Hejda (Hg.): Nutritional adaptation to new life-styles. 27th symposium of the Group of European Nutritionists on nutritional adaptation to new life-styles, Helsinki, June 7-10, 1989, Bd. 45. Basel: Karger (Bibliotheca nutritio et dieta, no. 45), S. 157–164.
- Kofahl, Daniel; Ploeger, Angelika (2012): Deutsche Ernährungskultur: Trends und Veränderungen. In: *Ernährungs Umschau* 59 (7), S. 386–391.
- Kohls, Martin (2011): Morbidität und Mortalität von Migranten in Deutschland. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Forschungsbericht/Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 9).
- Kompetenzzentrum für Integration (o. J.): Geschichte der Russlanddeutschen. Online verfügbar unter http://www.lum.nrw.de/zuwanderung/Aufnahmeverfahren_Spaetaussiedler/Geschichte_Russlanddeutsche/index.php?style=vvdesign, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Köppen, Bernhard (2015): Identität und Selbstzuschreibung von (Spät-)Aussiedlern in Rheinland-Pfalz. In: Birte Nienaber und Ursula Roos (Hg.): Internationalisierung der Gesellschaft und die Auswirkungen auf die Raumentwicklung. Beispiele aus Hessen, Rheinland-Pfalz und dem Saarland. Hannover: ARL, Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Arbeitsberichte der ARL, 13), S. 111–130.
- Koranyi, James; Wittlinger, Ruth (2011): From Diaspora to Diaspora. The Case of Transylvanian Saxons in Romania and Germany. In: *Nationalism and Ethnic Politics* 17 (1), S. 96–115. DOI: 10.1080/13537113.2011.550248.
- Kornischka, Jürgen; Agelink, Markus W. (2007): Hohe psychiatrische Morbidität bei Spätaussiedlern. Zu dem Beitrag: Mortalität von Aussiedlern aus der ehemaligen Sowjetunion: Ergebnisse einer Kohortenstudie. In: *Deutsches Ärzteblatt* 104 (37), A2511.
- Kornischka, Jürgen; Assion, Hans-Jörg; Ziegenbein, Marc; Agelink, Marcus W. (2008): Psychosoziale Belastungsfaktoren und psychische Erkrankungen bei Spätaussiedlern. In: *Psychiatrische Praxis* 35 (2), S. 60–66. DOI: 10.1055/s-2007-971023.
- Koschyk, Hartmut (2018): Tätigkeitsbericht 2017 (Januar bis Oktober 2017) als damaliger Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten.
- Köstlin, Konrad (2015): Hybridität als beredete Moderne. In: Ines Keller und Fabian Jacobs (Hg.): Das Reine und das Vermischte - 15 Jahre danach. Festschrift für Elka Tschernokoshewa. Unter Mitarbeit von Elka Ch. Černokoževa. Münster, New York: Waxmann (Hybride Welten, Band 8), S. 47–59.

- Kotzian, Orfried (2010): Sonderfall Bundesrepublik Deutschland. Deutscher und doch Migrant – Aussiedler zwischen Identitätsfindung und gesellschaftlicher Akzeptanz. In: *Europäisches Journal für Minderheitenfragen* 3 (3-4), S. 212–228. DOI: 10.1007/s12241-010-0082-8.
- Krappmann, Lothar (2000): Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. 9. Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta (Veröffentlichung des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung).
- Kreft, Daniel; Dobelhammer, Gabriele (2011): Individual and contextual determinants of health among Aussiedler and native Germans in the year 2005. Discussion paper No. 29.
- Krieger, Viktor (2013): Bundesbürger russlanddeutscher Herkunft. Historische Schlüsselerfahrungen und kollektives Gedächtnis. Berlin, Münster: LIT (Geschichte, Kultur und Lebensweisen der Russlanddeutschen, Bd. 1).
- Krieger, Viktor (2015a): Kolonisten, Sowjetdeutsche, Aussiedler. Eine Geschichte der Russlanddeutschen. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe/Bundeszentrale für Politische Bildung, 1631).
- Krieger, Viktor (2015b): Wolgadeutsche ASSR. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Online verfügbar unter <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/regionen/wolgadeutsche-assr>, zuletzt aktualisiert am 24.01.2022, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Krieger, Viktor (2017a): Russlanddeutsche Bundesbürger. Hg. v. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Online verfügbar unter http://www.landeskunde-baden-wuerttemberg.de/russlanddeutsche_baden_wuertemb.html, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Krieger, Viktor (2017b): Vom Kolonisten in Russland zum Bundesbürger. Dossier Russlanddeutsche. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/255396/vom-kolonisten-in-russland-zum-bundesbuenger>, zuletzt aktualisiert am 12.09.2017, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Krieger, Viktor (2017c): Von der Anwerbung unter Katharina II. bis 1917. Dossier Russlanddeutsche. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/252006/von-der-anwerbung-unter-katharina-ii-bis-1917>, zuletzt aktualisiert am 18.07.2017, zuletzt geprüft am 31.01.2022.
- Kruse, Jan (2014): Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Kruse, Jan; Bethmann, Stephanie; Eckert, Judith; Niermann, Debora; Schmieder, Christian (2012): In und mit fremden Sprachen forschen. Eine empirische Bestandsaufnahme zu Erfahrungs- und Handlungswissen von Forschenden. In: Jan Kruse, Stephanie Bethmann, Debora Niermann und Christian Schmiederer (Hg.): Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 27–68.
- Kuckartz, Udo (2010): Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. 3., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.
- Kuckartz, Udo (2012): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Kuckartz, Udo; Dresing, Thorsten; Rädiker, Stefan; Stefer, Claus (2008): Qualitative Evaluation. Der Einstieg in die Praxis. 2., aktualisierte Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kühn, Thomas; Witzel, Andreas (2000): Der Gebrauch einer Textdatenbank im Auswertungsprozess problemzentrierter Interviews. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research* 1 (3), S. 1–

53. Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1035/2238>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Kuhr, Ema; Winkler, Volker; Becher, Heiko (2012): Risk factors for cardiovascular and cerebrovascular diseases among ethnic Germans from the former Soviet Union: results of a nested case-control study. In: *BMC Public Health* 12 (1), S. 1–9. DOI: 10.1186/1471-2458-12-190.
- Kummer, Werner (1990): Sprache und kulturelle Identität. In: Eckhard J. Dittrich und Frank-Olaf Radtke (Hg.): *Ethnizität. Wissenschaft und Minderheiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 265–275.
- Kurilo, Olga (2006): Russlanddeutsche als Vermittler im interkulturellen Dialog. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 381–405.
- Kurilo, Olga (2015): Russlanddeutsche als kulturelle Hybride. Schicksal einer Mischkultur im 21. Jahrhundert. In: Markus Kaiser und Michael Schönhuth (Hg.): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript, S. 53–72.
- Kusterer, Karin (1990): Ethnische Identität bei den Deutschen in der Sowjetunion. Ergebnisse einer Befragungsstudie mit deutschen Spätaussiedlern aus der Sowjetunion. Forschungsprojekt "Deutsche in der Sowjetgesellschaft" Arbeitsbericht Nr. 13. Osteuropa-Institut München.
- Kyobutungi, Catherine; Ronellenfisch, Ulrich; Razum, Oliver; Becher, Heiko (2006): Mortality from external causes among ethnic German immigrants from former Soviet Union countries, in Germany. In: *The European Journal of Public Health* 16 (4), S. 376–382. DOI: 10.1093/eurpub/ckl013.
- Lamnek, Siegfried (2010): *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. 5., überarbeitete Auflage. Weinheim, Basel: Beltz.
- Landeshauptstadt Düsseldorf (2021): Ausstellung "Little Tokyo am Rhein – Japanisches Leben in Düsseldorf". Online verfügbar unter <https://www.duesseldorf.de/aktuelles/news/detailansicht/newsdetail/ausstellung-little-tokyo-am-rhein-japanisches-leben-in-duesseldorf.html>, zuletzt geprüft am 25.02.2022.
- Landmannschaft der Deutschen aus Rußland e.V.; Kulturrat der Deutschen aus Rußland e.V. (Hg.) (1997): *Volk auf dem Weg. Deutsche in Rußland und in der GUS 1763-1997*.
- Landmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. (2022): *Geschichte der Deutschen aus Russland. Wanderausstellung der Landmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. Glaubens- und Kirchenverfolgung in der UdSSR*. Online verfügbar unter <https://deutscheausrussland.de/2017/03/27/glaubens-und-kirchenverfolgung-in-der-udssr/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Lebensmittelverband Deutschland (2022a): *Ampelkennzeichnung. Informationen zu Lebensmittelpampel und Nährwertampel*. Online verfügbar unter <https://www.lebensmittelverband.de/de/lebensmittel/kennzeichnung/ampel>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Lebensmittelverband Deutschland (2022b): *Nährwertkennzeichnung / Nährwertinformation*. Online verfügbar unter <https://www.bll.de/de/lebensmittel/kennzeichnung/naehwert-information>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Lee, Eun Jung; Lee, Kyung-Ran; Lee, Seung-Joo (2017): Study on the change and acculturation of dietary pattern of Southeast Asian workers living in South Korea. In: *Appetite* 117, S. 203–213. DOI: 10.1016/j.appet.2017.06.022.
- Leimgruber, Walter (2012): *Esskultur und Migration. Liebe geht durch den Magen*. In: *terra cognita* 20, S. 12–16.

- Lemmen, Daniel J. (2014): Reichsgau Wartheland (Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa). Online verfügbar unter <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/regionen/reichsgau-wartheland>, zuletzt aktualisiert am 12.01.2021, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Leonhäuser, Ingrid-Ute; Meier-Gräwe, Uta; Möser, Anke; Zander, Uta; Köhler, Jacqueline (2009): *Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen privatem und öffentlichem Raum*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Leontiy, Halyna (2016): Zur Rolle der Mehrsprachigkeit und Komik in der Alltagskommunikation junger Spätaussiedler*innen im Ruhrgebiet. In: *UNIKATE* 49, S. 86–95.
- Levita, David Joël de (1971): *Der Begriff der Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lingnau, Susanne (2000): *Erziehungseinstellungen von Aussiedlerinnen aus Russland. Ergebnisse einer regionalen empirischen Studie*. Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg (BIS) Verlag (Schriftenreihe des Instituts für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, 6). Online verfügbar unter <http://docserver.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/bisverlag/2000/linerz00/linerz00.html>.
- Literarische Gesellschaft Karlsruhe e.V. (2022): *Autorinnen und Autoren in Baden-Württemberg*. Nelly Däs. Online verfügbar unter <http://www.autoren-bw.de/autor/146/nelly-daes/>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Lutz, Helma (2010): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien. In: Julia Reuter und Paula-Irene Villa (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*. Bielefeld: transcript, S. 115–136.
- Machoczek, Iwona (2014): Frauengesundheit ist bunt. In: Bettina Schmidt (Hg.): *Akzeptierende Gesundheitsförderung. Unterstützung zwischen Einmischung und Vernachlässigung*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 171–181.
- Mack-Philipp, Andrea (2013): *(Spät-)Aussiedler sind in der Gesellschaft angekommen. Festveranstaltung würdigt 60-jähriges Bestehen des Bundesvertriebenengesetzes*. Hg. v. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge. Nürnberg.
- Mansfeld, Cornelia (2015): *Familie ist spannend - Kinder, Mütter, Väter zwischen Eigensinn, staatlicher Intervention und der Wahrnehmung durch die Familienforschung*. In: Rhea Seehaus, Lotte Rose und Marga Günther (Hg.): *Mutter, Vater, Kind - Geschlechterpraxen in der Elternschaft*. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich, S. 157–178.
- Martinsen, Franziska (2019): *Grenzen der Menschenrechte. Staatsbürgerschaft, Zugehörigkeit, Partizipation*. 1. Auflage. Bielefeld: transcript (Edition Politik, 75).
- Mattok, Vera (2015): Rückwanderung von (Spät-)Aussiedlern nach Russland. Annäherung an ein schwer fassbares Phänomen. In: Markus Kaiser und Michael Schönhuth (Hg.): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript, S. 171–192.
- Mayring, Philipp (2002): *Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken*. 5., überarbeitete und neu ausgestattete Auflage. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- Mayring, Philipp (2010): *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. 11., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Weinheim u.a.: Beltz.
- Mayring, Philipp; Gläser-Zikuda, Michaela; Ziegelbauer, Sascha (2005): Auswertung von Videoaufnahmen mit Hilfe der Qualitativen Inhaltsanalyse – ein Beispiel aus der Unterrichtsforschung. In: *MedienPädagogik* 9, S. 1–17.

- Mecheril, Paul (2003): *Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit*. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann (Interkulturelle Bildungsforschung, Band 13).
- Mecheril, Paul (2018): Was meint soziale Zugehörigkeit? In: Olaf Geramanis und Stefan Hutmacher (Hg.): *Identität in der modernen Arbeitswelt. Neue Konzepte für Zugehörigkeit, Zusammenarbeit und Führung*. Wiesbaden: Springer Gabler (Uniscope. Publikationen der SGO Stiftung), S. 21–32.
- Mecheril, Paul; Hoffarth, Britta (2006): Adoleszenz und Migration. Zur Bedeutung von Zugehörigkeitsordnungen. In: Vera King und Hans-Christoph Koller (Hg.): *Adoleszenz, Migration, Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 221–240.
- Mecheril, Paul; Teo, Thomas (1994): *Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft*. Berlin: Dietz.
- Medjedović, Irena (2019): Qualitative Daten für die Sekundäranalyse. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Springer VS, S. 247–258.
- Melter, Claus (2006): *Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit*. Münster: Waxmann.
- Meng, Katharina (2003): Sprachliche Integration von Aussiedlern - einige Ergebnisse, einige Probleme. In: Ulrich Reitemeier (Hg.): *Sprachliche Integration von Aussiedlern im internationalen Vergleich*. Mannheim: Institut für Deutsche Sprache (Amades: Arbeitspapiere und Materialien zur deutschen Sprache, 2/03), S. 37–57.
- Menzel, Birgit (2014): Identitätsfalle oder Change? Russlanddeutsche SpätaussiedlerInnen als Sprach- und KulturmittlerInnen. In: Birgit Menzel und Christine Engel (Hg.): *Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration von russlanddeutscher Spätaussiedler*. Berlin: Frank & Timme (Ost-West-Express, Band 21), S. 67–82.
- Menzel, Birgit; Engel, Christine (2014): Vorwort. In: Birgit Menzel und Christine Engel (Hg.): *Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler*. Berlin: Frank & Timme (Ost-West-Express, Band 21), S. 7–18.
- Merle, Kristin (2018): Heimat – Sehnsucht und Praxis Praktisch-theologische Überlegungen zu einem umstrittenen Begriff. In: Frank Thomas Brinkmann und Johanna Hammann (Hg.): *Heimatgedanken. Theologische und Kulturwissenschaftliche Beiträge*. Wiesbaden: Springer VS, S. 27–44.
- Mey, Günter; Mruck, Katja (2014): Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen. Zur Einführung in den Themenband: Hintergrund, Konzept, Erfahrungen und Reflexionen zum „Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung“. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): *Qualitative Forschung Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen*. Fachmedien Wiesbaden: Springer VS, S. 9–32.
- Meyer, Beate (2014): Alltagsgeschichtliche Aspekte der Verfolgung. Funktionäre, Mitarbeiter und Mitglieder der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zur Zeit der Deportationen (1941–1943). In: Andrea Löw, Doris L. Bergen und Anna Hájková (Hg.): *Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941-1945*. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 106), S. 13–28.
- Mitzscherlich, Beate (2014): Moderne Heimatfindung als Entscheidung zwischen zahlreichen Möglichkeiten. In: *Ländlicher Raum 3/2014 Schwerpunktthema: Heimat in Zeiten der Globalisierung*, S. 31–35.
- Mitzscherlich, Beate (2016): Heimatverlust und -wiedergewinn. Psychologische Grundlagen. In: *Leidfaden* 5 (3).

- MIX Markt (2022): Unsere Geschichte. Online verfügbar unter <https://www.mixmarkt.eu/de/germany/ueber-uns/geschichte/>, zuletzt geprüft am 25.02.2022.
- Mocan, Naci; Raschke, Christian (2016): Economic well-being and anti-Semitic, xenophobic, and racist attitudes in Germany. In: *European Journal of Law and Economics* 41 (1), S. 1–63. DOI: 10.1007/s10657-015-9521-0.
- Morgan, Miriam (2019): Erziehungsstil. Online verfügbar unter <https://www.socialnet.de/lexikon/Erziehungsstil>, zuletzt aktualisiert am 01.05.2019, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Moritz, Christine (Hg.) (2014): Transkription von Video- und Filmdaten in der Qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Möser, Anke; Hoefkens, Christine; Camp, John; Verbeke, Wim (2010): Simplified nutrient labelling: consumers' perceptions in Germany and Belgium. In: *Journal für Verbraucherschutz und Lebensmittelsicherheit* 5 (2), S. 169–180. DOI: 10.1007/s00003-009-0531-0.
- Möser, Anke; Zander, Uta; Köhler, Jacqueline; Meier-Gräwe, Uta; Leonhäuser, Ingrid-Ute (2011): Wer kocht, wenn Mutter arbeitet? Erwerbsbeteiligung von Frauen und ihr Einfluss auf die Arrangements familialer Ernährungsversorgung. In: Angelika Ploeger, Gunther Hirschfelder und Gesa Schönberger (Hg.): *Der Essalltag als Herausforderung der Zukunft*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 337–352.
- Mühleib, Friedhelm (2016): Flüchtlingsverpflegung: Hauptsache satt. In: *UGBforum* 1, S. 16–19.
- Müller-Dietz, Heinz (1987): Das kranke Gesundheitswesen der Sowjetunion. In: *Deutsches Ärzteblatt* 84 (24), A-1701–1703.
- Museum Friedland (2017): Leitbild Museum Friedland. Online verfügbar unter <https://www.museum-friedland.de/de/about-us/unser-leitbild/>, zuletzt aktualisiert am 02.2017, zuletzt geprüft am 18.02.2022.
- Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte (2022): Die Geschichte des Museums. Online verfügbar unter <https://www.russlanddeutsche.de/de/museum/ueber-das-museum/die-geschichte-des-museums.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Nauck, Bernhard (2004): Interkultureller Kontakt und intergenerationale Transmission in Migrantenfamilien. In: Yasemin Karakaşoğlu-Aydın und Ursula Boos-Nünning (Hg.): *Migrationsforschung und interkulturelle Pädagogik. Aktuelle Entwicklungen in Theorie, Empirie und Praxis : Ursula Boos-Nünning zum 60. Geburtstag*. Münster, München [u.a.]: Waxmann, S. 229–248.
- Neue deutsche Medienmacher e.V. (Hg.) (2017): *Glossar der Neuen deutschen Medienmacher. Formulierungshilfen für die Berichterstattung im Einwanderungsland*. Berlin.
- Neugebauer, Uwe; Wilbert, Jürgen (2010): Zum Zusammenhang zwischen Bewältigungsstil und Burnout-Symptomen bei Lehrkräften der Förderschule Lernen. In: *Empirische Sonderpädagogik* (3), S. 68–82.
- Niedenthal, Clemens (2017): Die Stadt, das Land und die schwierige Frage nach der Identität: ein Gespräch mit dem Kulturwissenschaftler Claus Marco Dieterich. In: *Bundeszentrale für politische Bildung: magazin* (12), S. 24–25.
- Nieswand, Boris; Drotbohm, Heike (Hg.) (2014): *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*. Wiesbaden: Springer VS (Studien zur Migrations- und Integrationspolitik).
- Nietzel, Benno (2012): Das letzte Kapitel der Wiedergutmachung? Die Stiftung "Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" und die Entschädigung für NS-Zwangsarbeit. In: Constantin Goschler (Hg.): *Die Entschädigung von NS-Zwangsarbeit am Anfang des 21. Jahrhunderts*. Göttingen: Wallstein-Verlag, S. 235–303.

- Nünning, Ansgar (2009): Dossier: kulturelle Bildung: Vielfalt der Kulturbegriffe. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/kultur/kulturelle-bildung/59917/kulturbegriffe?p=all>, zuletzt aktualisiert am 23.07.2009, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Ochs, Elinor (1979): *Transcription as Theory*. In: Elinor Ochs und Bambi B. Schieffelin (Hg.): *Development pragmatics*. New York, London: Academic Press, S. 43–72.
- OECD (2005): *Die Arbeitsmarktintegration von Zuwanderer in Deutschland*. Paris.
- Ohliger, Rainer (2003): *Minority Existence in Twentieth-Century Central and Eastern Europe: Between Self and Other*. In: Rainer Münz und Rainer Ohliger (Hg.): *Diasporas and ethnic migrants. German, Israel and Post-Soviet Successor States in Comparative Perspective*. London, Portland, Or: Frank Cass (Nationalism and ethnicity), S. 37–55.
- Ohliger, Rainer; Münz, Rainer (2003): *Diasporas and Ethnic Migrants in Twentieth-Century Europe: A Comparative Perspective*. In: Rainer Münz und Rainer Ohliger (Hg.): *Diasporas and ethnic migrants. German, Israel and Post-Soviet Successor States in Comparative Perspective*. London, Portland, Or: Frank Cass (Nationalism and ethnicity), S. 3–17.
- Oksaar, Els (2003): *Zweitspracherwerb. Wege zur Mehrsprachigkeit und zur interkulturellen Verständigung*. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Oltmer, Jochen (2012): *Migration*. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Online verfügbar unter ome-lexikon.uni-oldenburg.de/53946.html, zuletzt aktualisiert am 14.12.2021, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Onu, Andrada (2013): *Code-Switching bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Deutschland*. In: *НАУЧНИ ТРУДОВЕ НА РУСЕНСКИЯ УНИВЕРСИТЕТ* 52 (6.3). Online verfügbar unter <http://conf.uni-ruse.bg/bg/docs/cp13/6.3/6.3-20.pdf>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Oppenrieder, Wilhelm; Thurmair, Maria (2003): *Sprachidentität im Kontext von Mehrsprachigkeit*. In: Nina Janich und Christiane Thim-Mabrey (Hg.): *Sprachidentität - Identität durch Sprache*. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 465), S. 39–60.
- Oswald, Ingrid (2011): *Migrationssoziologie*. 1. Auflage. Stuttgart: UTB GmbH.
- Panagiotidis, Jannis (2017): *Geschichte der Russlanddeutschen ab Mitte der 1980er Jahre*. Dossier: Russlanddeutsche. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/249842/geschichte-der-russlanddeutschen-ab-mitte-der-1980er-jahre>, zuletzt aktualisiert am 18.07.2017, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Panagiotidis, Jannis (2019a): *Ankunft und Integration in Deutschland*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *(Spät-)Aussiedler in der Migrationsgesellschaft*. Informationen zur politischen Bildung Nr. 340/2019. Bonn, S. 21–25.
- Panagiotidis, Jannis (2019b): *Geschichte der (Spät-)Aussiedlerzuwanderung nach Deutschland*. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): *(Spät-)Aussiedler in der Migrationsgesellschaft*. Informationen zur politischen Bildung Nr. 340/2019. Bonn, S. 8–11.
- Panagiotidis, Jannis (2020): *Zur Definition. Wer sind die Russlanddeutschen?* Hg. v. Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte. Online verfügbar unter <https://www.russlanddeutsche.de/de/russlanddeutsche/zur-definition.html>, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Panagiotidis, Jannis (2021): *Integration. (Spät-)Aussiedler genossen als "deutsche Volkszugehörige" privilegierte Aufnahmebedingungen in der Bundesrepublik Deutschland*. Um eine homogene Einwanderergruppe

- handelt es sich jedoch nicht. Hg. v. Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte. Online verfügbar unter <https://www.russlanddeutsche.de/de/russlanddeutsche/integration.html>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Papadaki, A.; Scott, J. A. (2002): The impact on eating habits of temporary translocation from a Mediterranean to a Northern European environment. In: *European Journal of Clinical Nutrition* 56 (5), S. 455–461. DOI: 10.1038/sj.ejcn.1601337.
- Patrzek, Andreas (2015): Fragekompetenz für Führungskräfte. Handbuch für wirksame Gespräche. 6. Auflage. Wiesbaden: Springer Gabler (Edition Rosenberger). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-658-07682-5>.
- Patton, Michael Quinn (Hg.) (2002): *Qualitative research and evaluation methods*. 3rd ed. Thousand Oaks, California: Sage.
- Pazuhina, Nadežda (2009): Das Leben ohne Heimat: Dogmatische und soziale Erfahrungen der russisch-orthodoxen Altgläubigen in Lettland. In: Natalia Donig, Silke Flegel und Sarah Scholl-Schneider (Hg.): *Heimat als Erfahrung und Entwurf*. Berlin, Münster: LIT, S. 191–212.
- Petersen, Hans-Christian; Weger, Tobias (2017): Neue Begriffe, alte Eindeutigkeiten? Zur Konstruktion von 'deutschen Volksgruppen' im östlichen Europa. In: Detlef Haberland, Jens Stüben und Matthias Weber (Hg.): *Nach dem großen Krieg 1918-1923*. München: De Gruyter Oldenbourg (Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Band 25), S. 177–198.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (2011): From "identity" to "belonging" in social research: plurality, social boundaries, and the politics of the self. (Working Papers in Development Sociology and Social Anthropology, 368). Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, AG Sozialanthropologie. Bielefeld.
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (2012): *Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung*. Göttingen: Wallstein (Das Politische als Kommunikation, Bd. 3).
- Pfaff-Czarnecka, Joanna (2018): *Zugehörigkeit neu denken. Herausforderungen der Arbeitswelt von heute und morgen*. In: Olaf Geramanis und Stefan Hutmacher (Hg.): *Identität in der modernen Arbeitswelt. Neue Konzepte für Zugehörigkeit, Zusammenarbeit und Führung*. Wiesbaden: Springer Gabler (Uniscope. Publikationen der SGO Stiftung), S. 3–19.
- Pfetsch, Barbara (1999): "In Russia we were Germans, and now we are Russians." - Dilemmas of identity formation and communication among German-Russian Aussiedler. Discussion Paper FS III 99-103. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). Berlin.
- Pfister-Heckmann, Heike (1998): *Sehnsucht Heimat? Die Rußlanddeutschen im niedersächsischen Landkreis Cloppenburg*. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 97).
- Pichler, Edith (2010): *Junge Italiener zwischen Inklusion und Exklusion. Eine Fallstudie*. Berlin: Edith Pichler.
- Plischke, Igor; Schlegel, Dorothee (2013): Post-Aussiedler oder neue Volldeutsche? In: Michael C. Hermann und Rainer Öhlschläger (Hg.): *Hier die Russen - dort die Deutschen. Über die Integrationsprobleme russlanddeutscher Jugendlicher 250 Jahre nach dem Einladungsmanifest von Katharina II.* 1. Auflage. Baden-Baden: Nomos, S. 49–59.
- Pogost Tegel (2022): *Friedhof*. Online verfügbar unter https://pogost-tegel.info/index_de.php?alben=4, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Prahl, Hans-Werner; Stetzwein, Monika (1999): *Soziologie der Ernährung*. Opladen: Leske + Budrich (Fragen der Gesellschaft).

- Przyborski, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2009): *Qualitative Sozialforschung - Ein Arbeitsbuch*. 2., korrigierte Auflage. München: Oldenburg.
- Przyborski und, Aglaja; Wohlrab-Sahr, Monika (2019): *Forschungsdesigns für die qualitative Sozialforschung*. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Springer VS, S. 105–123.
- Pudel, Volker (2008): *Lebensmittelkennzeichnung – Information oder Desinformation?* In: *Ernährungs Umschau* 9, S. 538–539.
- Pudel, Volker; Westenhöfer, Joachim (2003): *Ernährungspsychologie. Eine Einführung*. 3., unveränderte Auflage. Göttingen [u.a.]: Hogrefe.
- Radenbach, Niklas; Rosenthal, Gabriele (2015): »Ich versteh das immer noch nicht.« Belastende Vergangenheiten und brüchige Zugehörigkeiten von Deutschen aus der ehemaligen Sowjetunion. In: Markus Kaiser und Michael Schönhuth (Hg.): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript, S. 27–52.
- Raggam-Blesch, Michaela (2014): „Mischlinge“ und „Geltungsjuden“. Alltag und Verfolgungserfahrungen von Frauen und Männern „halbjüdischer“ Herkunft in Wien, 1938–1945. In: Andrea Löw, Doris L. Bergen und Anna Hájková (Hg.): *Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941-1945*. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 106), S. 81–97.
- Rahier, Marie-Luise (1985): *Untersuchung zur Stabilität von Ernährungsverhalten deutscher Aussiedler aus Polen*. Dissertation, Giessen.
- Ramírez, A. Susana; Golash-Boza, Tanya; Unger, Jennifer B.; Baezconde-Garbanati, Lourdes (2017): *Questioning the Dietary Acculturation Paradox. A Mixed-Methods Study of the Relationship between Food and Ethnic Identity in a Group of Mexican-American Women*. In: *Journal of the Academy of Nutrition and Dietetics*. DOI: 10.1016/j.jand.2017.10.008.
- Razum, O.; Rohrmann, S. (2002): *Der Healthy-migrant-Effekt: Bedeutung von Auswahlprozessen bei der Migration und Late-entry-Bias*. In: *Gesundheitswesen* 64 (2), S. 82–88. DOI: 10.1055/s-2002-20271.
- Razum, Oliver; Spallek, Jacob (2012): *Erklärungsmodelle zum Zusammenhang zwischen Migration und Gesundheit im Alter*. In: Helen Baykara-Krumme, Peter Schimany und Andreas Motel-Klingebiel (Hg.): *Viele Welten des Alterns. Ältere Migranten im alternden Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Alter(n) und Gesellschaft, Band 22), S. 161–180.
- Redfield, Robert; Linton, Ralph; Herskovits, Melville J. (1936): *Memorandum for the Study of Acculturation*. In: *American Anthropologist* 38 (1), S. 149–152. DOI: 10.1525/aa.1936.38.1.02a00330.
- Reichert, Jo (2016): *Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Reichert, Jo (2019): *Empirische Sozialforschung und soziologische Theorie*. In: Nina Baur und Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Springer VS, S. 31–48.
- Reichert, Jo; Englert, Carina Jasmin (Hg.) (2011): *Einführung in die qualitative Videoanalyse. Eine hermeneutisch-wissenssoziologische Fallanalyse*. 1. Auflage. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Reiss, Katharina; Spallek, Jacob; Razum, Oliver (2010): 'Imported risk' or 'health transition'? Smoking prevalence among ethnic German immigrants from the Former Soviet Union by duration of stay in Germany - analysis of microcensus data. In: *International Journal for Equity in Health* 9 (1), S. 1–9. DOI: 10.1186/1475-9276-9-15.

- Reitemeier, Ulrich (2006): Im Wechselbad der kulturellen Identitäten. Identifizierungs- und De-Identifizierungsprozesse bei russlanddeutschen Aussiedlern. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 223–239.
- Reynolds, Tracey (2011): Caribbean Second-Generation Return Migration. Transnational Family Relationships with 'Left-Behind' Kin in Britain. In: *Mobilities* 6 (4), S. 535–551. DOI: 10.1080/17450101.2011.603946.
- Richter, Matthias; Hurrelmann, Klaus (2016): Die soziologische Perspektive auf Gesundheit und Krankheit. In: Matthias Richter und Klaus Hurrelmann (Hg.): *Soziologie von Gesundheit und Krankheit*. 1. Auflage 2016. Wiesbaden: Springer VS, S. 3–19.
- Rieder-Hintze, Stephanie (2014): Riesig und doch überraschend einheitlich - Russland. In: *Ernährung im Fokus* (14-11-12), S. 354–357.
- Riegel, Christine (2004): Im Kampf um Zugehörigkeit und Anerkennung. Orientierungen und Handlungsformen von jungen Migrantinnen. Eine sozio-biografische Untersuchung. Frankfurt am Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
- Riegel, Christine; Geisen, Thomas (2010): Zugehörigkeit(en) im Kontext von Jugend und Migration – eine Einführung. In: Christine Riegel und Thomas Geisen (Hg.): *Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen*. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 7–23.
- Rieger-Ladich, Markus; Casale, Rita; Thompson, Christiane (2020): *Un-/Zugehörigkeit. Bildungsphilosophische Reflexionen und machttheoretische Studien*. 1. Auflage. Weinheim, Basel: Beltz Juventa (Schriftenreihe der DGfE-Kommission Bildungs- und Erziehungsphilosophie).
- Rieker, Yvonne (2003): "Ein Stück Heimat findet man ja immer". Die italienische Einwanderung in die Bundesrepublik. Essen: Klartext.
- Roberto, Christina A.; Khandpur, Neha (2014): Improving the design of nutrition labels to promote healthier food choices and reasonable portion sizes. In: *International Journal of Obesity* 38, S. S25-S33. DOI: 10.1038/ijo.2014.86.
- Rock, David; Wolff, Stefan (2002): *Coming home to Germany? The integration of ethnic Germans from Central and Eastern Europe in the Federal Republic*. New York: Berghahn Books (Culture and Society in Germany, 4).
- Roesler, Karsten (2003): *Rußlanddeutsche Identitäten zwischen Herkunft und Ankunft - Eine Studie zur Förderungs- und Integrationspolitik des Bundes*. Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag.
- Roll, Heike (2003): Youth Ethnic German Immigrants from the Former Soviet Union: German Language Proficiency and its Impact on Integration. In: Rainer Münz und Rainer Ohliger (Hg.): *Diasporas and ethnic migrants. German, Israel and Post-Soviet Successor States in Comparative Perspective*. London, Portland, Or: Frank Cass (Nationalism and ethnicity), S. 272–288.
- Römhild, Regina (1998): *Die Macht des Ethnischen: Grenzfall Rußlanddeutsche. Perspektiven einer politischen Anthropologie*. Frankfurt am Main: Lang (Europäische Migrationsforschung, 2).
- Romo, Rodrigo; Gil, José M. (2012): Ethnic identity and dietary habits among Hispanic immigrants in Spain. In: *British Food Journal* 114 (2), S. 206–223. DOI: 10.1108/00070701211202395.

- Ronellenfitch, Ulrich; Kyobutungi, Catherine; Becher, Heiko; Razum, Oliver (2006): All-cause and Cardiovascular mortality among ethnic German immigrants from the Former Soviet Union: a cohort study. In: *BMC Public Health* 6 (16). DOI: 10.1186/1471-2458-6-16.
- Rose, Nico (2017): Von der Angst, nicht dazuzugehören. In: *Zeit Online*, 20.01.2017. Online verfügbar unter <https://www.zeit.de/karriere/2017-01/diversity-vielfalt-team-integration/komplettansicht>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Rosenberg, Peter (2001): Die Sprache der Deutschen in Rußland. Online verfügbar unter <https://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/sw/sw1/mitarbeiter/rosenberg/russland.pdf>, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Rosenberg, Peter (2010): „Die sprechen ja nicht mal richtig Deutsch!“. Zur Integration von Russlanddeutschen in Deutschland. In: Jasna Čapo Žmegač, Klaus Voß und Christian Roth (Hg.): *Co-ethnic migrations compared. Central and Eastern European contexts*. München, Berlin: Sagner, S. 69–84.
- Rosenthal, Gabriele (2005): Die Biographie im Kontext von der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Unter Mitarbeit von Gabriele Rosenthal. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 46–64.
- Rosenthal, Gabriele (2011): Gegenwärtige Probleme der Zugehörigkeit und ihre historische Bedingtheit. Unter Mitarbeit von Viola Stephan. In: Gabriele Rosenthal, Viola Stephan und Niklas Radenbach (Hg.): *Brüchige Zugehörigkeiten. Wie sich Familien von Russlanddeutschen ihre Geschichte erzählen*. Frankfurt: Campus, S. 11–36.
- Rosenthal, Gabriele; Bogner, Artur (2010): *Ethnicity, belonging and biography. Ethnographical and biographical perspectives*. Berlin: LIT (Ethnologie, 16).
- Rosenthal, Gabriele; Stephan, Viola; Radenbach, Niklas (Hg.) (2011): *Brüchige Zugehörigkeiten. Wie sich Familien von Russlanddeutschen ihre Geschichte erzählen*. Frankfurt: Campus.
- Röskau-Rydel, Isabel (2015): Galizien (Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa). Online verfügbar unter <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/regionen/galizien>, zuletzt aktualisiert am 22.11.2021, zuletzt geprüft am 01.02.2022.
- Rückert-John, Jana (2017): Den Ernährungsalltag verstehen: Ein Beitrag der Ernährungssoziologie für eine interdisziplinäre Ernährungsforschung. In: *Ernährungs Umschau* 8, M436-M443.
- Rudert, Selma Carolin; Greifeneder, Rainer (2018): Bedrohung der Zugehörigkeit: Soziale Ausgrenzung in Organisationen. In: Olaf Geramanis und Stefan Hutmacher (Hg.): *Identität in der modernen Arbeitswelt. Neue Konzepte für Zugehörigkeit, Zusammenarbeit und Führung*. Wiesbaden: Springer Gabler (Uniscope. Publikationen der SGO Stiftung), S. 49–66.
- Ruokonen-Engler, Minna-Kristiina (2016): „Transnational positioniert und transkulturell verflochten“: Zur Frage der Konstitution und Konstruktion von Zugehörigkeiten in Migrationsprozessen. In: Kerstin Kazzazi, Angela Treiber und Tim Wätzold (Hg.): *Migration – Religion – Identität. Aspekte transkultureller Prozesse*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 243–262.
- RusDeutsch (2018): Russlanddeutsche Geschichte kehrt in die Schulen des Wolgagebiets zurück. Online verfügbar unter <https://rusdeutsch.eu/Nachrichten/4271>, zuletzt aktualisiert am 04.12.2018, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Rustemeyer, Ruth (1992): *Praktisch-methodische Schritte der Inhaltsanalyse. Eine Einführung am Beispiel der Analyse von Interviewtexten*. Münster: Aschendorff (2).

- Saadaoui-el Amin, Fatima (2013): Bi-heimisch, doch wurzellos? – Die Frage nach Zugehörigkeit. Eine empirische Studie über Jugendliche und junge Erwachsene, von denen ein Elternteil aus Deutschland und der andere aus einem außereuropäischen Land stammt. Berlin: LIT (Erziehungswissenschaft, Bd. 67).
- Sabrow, Martin (2020): Der 8. Mai – ein deutscher Feiertag? Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/308182/der-8-mai-ein-deutscher-feiertag>, zuletzt aktualisiert am 08.05.2020, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Sahrai, Diana (2009): Healthy Migrants oder besondere Risikogruppe? Zur Schwierigkeit des Verhältnisses von Ethnizität, Migration, Sozialstruktur und Gesundheit. In: *Jahrbuch für kritische Medizin und Gesundheitswissenschaften* 45, S. 70–94.
- Saller, Reinhard; Römer-Lüthi, Christine; Brignoli, Reto; Meier, Remy (2006): Gesunde Ernährung. Richtiges Essen zur Optimierung von Gesundheit und Lebensfreude. In: *Schweizerische Zeitschrift für Ganzheitsmedizin* 18 (3), S. 145–152. DOI: 10.1159/000282049.
- Sammann, Luise (2019): Die neuen türkischen Einwanderer. Gebildet, engagiert – und heimatlos (Zeitfragen). Deutschlandfunk Kultur, 18.02.2019. Online verfügbar unter https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-neuen-tuerkischen-einwanderer-gebildet-engagiert-und.976.de.html?dram:article_id=441339, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Sanders, Rita (2015): Zwischen transnationaler Verstörung und Entzauberung. Kasachstandeutsche Heimatkonzepte. In: Markus Kaiser und Michael Schönhuth (Hg.): *Zuhause? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien*. Bielefeld: transcript, S. 293–314.
- Sardinha, Joao (2011): 'Returning' Second-Generation Portuguese-Canadians and Portuguese-French: Motivations and Senses of Belonging. In: *Journal of Mediterranean Studies* 20 (2), S. 231–254.
- Sauer, Martina (2017): Identifikation und politische Partizipation türkeistämmiger Zugewanderter in Nordrhein-Westfalen und in Deutschland. Ergebnisse der Mehrthemenbefragung 2017. Unter Mitarbeit von Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen. Hg. v. Stiftung Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung.
- Savoskul, Maria (2006): Russlanddeutsche in Deutschland: Integration und Typen der ethnischen Selbstidentifikation. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 197–221.
- Sawinkin, Evgenii (2013): Kultur, Identität und Sprache Russlanddeutscher in der russischen Föderation. Ergebnisse russischer empirischer Forschung. In: Michael C. Hermann und Rainer Öhlschläger (Hg.): *Hier die Russen - dort die Deutschen. Über die Integrationsprobleme russlanddeutscher Jugendlicher 250 Jahre nach dem Einladungsmanifest von Katharina II.* 1. Auflage. Baden-Baden: Nomos, S. 67–70.
- Scaglioni, Silvia; Arrizza, Chiara; Vecchi, Fiammetta; Tedeschi, Sabrina (2011): Determinants of children's eating behavior. In: *The American journal of clinical nutrition* 94 (6), 2006S-2011S. DOI: 10.3945/ajcn.110.001685.
- Scharlaj, Marina (2017): Krieg, Kommerz und Kremel-Konzerte. In: Thomas Kühn und Robert Troschitz (Hg.): *Populärkultur. Perspektiven und Analysen*. 1. Auflage. Bielefeld: transcript (Edition Kulturwissenschaft, 144), S. 157–180.
- Schaubert, Medina (2018): Dossier: Russlanddeutsche. "Der Fall Lisa" – Entwicklungen in Berlin Hellersdorf-Marzahn. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/271945/der-fall-lisa-entwicklungen-in-berlin->

hellersdorf-marzahn?pk_campaign=nl2018-10-10&pk_kwd=271945, zuletzt aktualisiert am 09.10.2018, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Schearer, Jamie; Haruna, Hadija (2013): Über Schwarze Menschen in Deutschland berichten. In: Leitfaden für einen rassistuskritischen Sprachgebrauch. Handreichung für Journalist_innen. Köln, S. 17–27.

Schlarb, Cornelia (2014): Bessarabien (Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa). Online verfügbar unter <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/regionen/bessarabien>, zuletzt aktualisiert am 30.11.2020, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Schmid, Albert (2009): Zur Integration von Aussiedlern. In: Christoph Bergner (Hg.): Aussiedler- und Minderheitenpolitik in Deutschland. Bilanz und Perspektiven. 1. Auflage. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, 38), S. 67–78.

Schmidt, Bettina (2017): Exklusive Gesundheit. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Schmit, Irina (2010): "It's just a name"? Young people in Canada and Germany Discuss 'National' Belonging. In: Christine Riegel und Thomas Geisen (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. 2., durchgesehene Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 81–97.

Schmitz, Anett (2013): Transnational leben. Bildungserfolgreiche (Spät-)Aussiedler zwischen Deutschland und Russland. Bielefeld: transcript (Kultur und soziale Praxis).

Schmitz, Anett (2014): Junge, bildungserfolgreiche SpätaussiedlerInnen zwischen Deutschland und Russland: Identitäts- und Heimatdiskurs. In: Birgit Menzel und Christine Engel (Hg.): Rückkehr in die Fremde? Ethnische Remigration russlanddeutscher Spätaussiedler. Berlin: Frank & Timme (Ost-West-Express, Band 21), S. 155–167.

Schmoll, Friedemann (2016): Orte Und Zeiten, Innenwelten, Aussenwelten. Konjunkturen und Reprisen des Heimatlichen. In: Edoardo Costadura und Klaus Ries (Hg.): Heimat gestern und heute. Interdisziplinäre Perspektiven, S. 25–46.

Schnar, Natalie (2010): Sprache als Kriterium ethnischer Identität. Eine empirische Studie zum Stellenwert des Russischen im Ethnizitätskonzept russlanddeutscher Jugendlicher in der Diaspora Deutschland. Hamburg: Kovac (Schriftenreihe Philologia, 148).

Schneider, Claudia (2011): Als Deutsche unter Deutschen? „Übersiedler aus der VR Polen“ in der DDR ab 1964. In: Kim Christian Priemel (Hg.): Transit - Transfer. Politik und Praxis der Einwanderung in der DDR 1945-1990. Berlin: Be.bra Wissenschaft Verlag, S. 51–74.

Schneider, Jan (2005): Die Geschichte der Russlanddeutschen. Grundlegendossier Migration. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/56417/russlanddeutsche?p=all>, zuletzt aktualisiert am 15.03.2005, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Schnell, Martin W.; Kolbe, Harald (2013): Die Qualitative Inhaltsanalyse im Licht der Wissenschaftstheorie. In: Martin Schnell, Christian Schulz, Harald Kolbe und Christine Dunger (Hg.): Der Patient am Lebensende. Eine Qualitative Inhaltsanalyse. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Imprint: Springer VS (Palliative Care und Forschung), S. 9–22.

Schnurr, Joseph (1965): Aus Küche und Keller : Besonderheiten aus der russlanddeutschen Küche. Stuttgart: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e.V. "Volk auf dem Weg".

- Schönberger, Gesa (2011): Die Mahlzeit und ihre soziale Bedeutung: Simmel, Wiegmann, Douglas, Tolksdorf, Barlösius. In: Gesa Schönberger und Barbara Methfessel (Hg.): *Mahlzeiten. Alte Last oder neue Lust?* 1., neue Ausgabe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17–25.
- Schönhuth, Michael (2006): Heimat? Ethnische Identität und Beheimatungsstrategien einer Entbetteten >Volksgruppe< im translokalen Raum. In: Sabine Ipsen-Peitzmeier und Markus Kaiser (Hg.): *Zuhause fremd. Russlanddeutsche zwischen Russland und Deutschland*. Bielefeld: transcript (Band 3), S. 365–380.
- Schönhuth, Michael (2008a): Remigration von Spätaussiedlern: ethnowissenschaftliche Annäherungen an ein neues Forschungsfeld. In: *IMIS-Beiträge 34/2008*, S. 61–84.
- Schönhuth, Michael (2008b): Rückkehrstrategien von Spätaussiedlern im Kontext sich wandelnder Migrationsregime - Ein Beitrag zur Modelltheorie. COMCAD Arbeitspapiere - Working Papers No. 55. Center for Interdisciplinary Research. Bielefeld.
- Schröder, Hans-Henning (2018): Russland in der Ära Jelzin. 1992-1999. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/internationales/europa/russland/47924/russland-in-der-aera-jelzin-1992-1999>, zuletzt aktualisiert am 11.06.2018, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Schroeder, Christoph (2007): Integration und Sprache. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (22-23), S. 6–12.
- Schropper, Isabel (2014): Du bist, was du isst? Ernährung und Identität bei österreichischen Migrantinnen in Großbritannien seit 1945. In: Lars Amenda und Ernst Langthaler (Hg.): *Kulinarische "Heimat" und "Fremde". Migration und Ernährung im 19. und 20. Jahrhundert*. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2013. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag, S. 72–79.
- Schuler, Stephanie (2014): Mathematische Spielsituationen im Kindergarten untersuchen – Die Herausforderung der Datenaufbereitung im Umgang mit Videodaten. In: Christine Moritz (Hg.): *Transkription von Video- und Filmdaten in der Qualitativen Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 495–521.
- Schultz, Tanjev; Sackmann, Rosemarie (2001): "Wir Türken ...". Zur kollektiven Identität türkischer Migranten in Deutschland. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B43, S. 40–46.
- Schulz, Christian (2013): Der Patient am Lebensende – Gespräche zwischen Palliativpatienten und Medizinstudierenden am Lebensende: eine qualitative Untersuchung über Einblicke in die Erlebniswelt von Patienten. In: Martin Schnell, Christian Schulz, Harald Kolbe und Christine Dunger (Hg.): *Der Patient am Lebensende. Eine Qualitative Inhaltsanalyse*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Imprint: Springer VS (Palliative Care und Forschung), S. 43–147.
- Schüpbach, Doris (2009): Testing Language, Testing Ethnicity? Policies and Practices Surrounding the Ethnic German Aussiedler. In: *Language Assessment Quarterly* 6 (1), S. 78–82. DOI: 10.1080/15434300802606614.
- Sell-Greiser, Christiane (1993): Aus- und Übersiedler in der Bundesrepublik Deutschland. Determinanten ihres Ausreiseprozesses und ihrer lebensweltlichen Strukturen. Münster, Hamburg: LIT (4).
- Setzwein, Monika (1997): Zur Soziologie des Essens. Tabu, Verbot, Meidung. Opladen: Leske + Budrich (Fragen der Gesellschaft).
- Setzwein, Monika (2004): Ernährung - Körper - Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Forschung Soziologie, Bd. 199).
- Siebenhüter, Sandra (2011): Integrationshemmnis Leiharbeit. Auswirkungen von Leiharbeit auf Menschen mit Migrationshintergrund. Eine Studie der Otto Brenner Stiftung. OBS-Arbeitsheft 69. Online verfügbar unter <https://www.otto-brenner-stiftung.de/otto-brenner-stiftung/aktuelles/integrationshemmnis-leiharbeit-auswirkungen-von-leiharbeit-auf-menschen-mit-migrationshintergrund.html>, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

- Silbereisen, Rainer K.; Titzmann, Peter F.; Shavit, Yossi (2016): Introduction: Migration and Societal Integration: Background and Design of a Large-Scale Research Endeavor. In: Rainer K. Silbereisen, Peter F. Titzmann und Yossi Shavit (Hg.): *The challenges of diaspora migration. Interdisciplinary perspectives on Israel and Germany*. London, New York: Routledge (Studies in migration and diaspora), S. 3–23.
- Simmel, Georg (1957): *Soziologie der Mahlzeit*. In: Georg Simmel (Hg.): *Brücke und Tür : Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*. Stuttgart: K. F. Köhler Verlag, S. 243–250.
- Simonov, Nelly (2013): *Die heimatlosen Heimkehrer. Zwei Subkulturen im Vergleich; sozialpsychologische Aspekte der Identität von russlanddeutschen Spätaussiedlern in Deutschland und irischen Heimkehrern in Irland*. Hamburg: Kovač.
- Skrobanek, Jan (2007): Wahrgenommene Diskriminierung und (Re)Ethnisierung bei Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund und jungen Aussiedlern. In: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 27 (3), S. 265–284.
- Slavich, George M.; Way, Baldwin M.; Eisenberger, Naomi I.; Taylor, Shelley E. (2010): Neural sensitivity to social rejection is associated with inflammatory responses to social stress. In: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 107 (33), S. 14817–14822. DOI: 10.1073/pnas.1009164107.
- Soederberg Miller, Lisa M.; Cassady, Diana L. (2015): The effects of nutrition knowledge on food label use. A review of the literature. In: *Appetite* 92, S. 207–216. DOI: 10.1016/j.appet.2015.05.029.
- Söhn, Janina (2008): Bildungsunterschiede zwischen Migrantengruppen in Deutschland: Schulabschlüsse von Aussiedlern und anderen Migranten der ersten Generation im Vergleich. In: *Berliner Journal für Soziologie* 18 (3), S. 401–431. DOI: 10.1007/s11609-008-0028-1.
- Sold, Katrin (2013): *Ein unvollendeter Aufarbeitungsprozess: Der Algerienkrieg im kollektiven Gedächtnis Frankreichs*. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/internationales/europa/frankreich/152531/algerienkrieg>, zuletzt aktualisiert am 21.01.2013, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Song, Changzoo (2009): The Alienation and Identity Transformation of Korean Chinese Return Migrants in South Korea. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press, S. 281–304.
- Song, Gin-Young (2014): Kimchi - Geschmack der Heimat? Essen und Identität am Beispiel alltäglicher Esspraktiken koreanischer Migranten. In: Lars Amenda und Ernst Langthaler (Hg.): *Kulinarische "Heimat" und "Fremde". Migration und Ernährung im 19. und 20. Jahrhundert. Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2013*. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag, S. 166–173.
- Sonntag, Axel S. (2019): Genuss auf Russisch. In: *Lebensmittel Zeitung* 37, 13.09.2019.
- Spallek, Jakob; Razum, Oliver (2007): Gesundheit von Migranten: Defizite im Bereich der Prävention. In: *Medizinische Klinik*, S. 451–456.
- Spitzer, Nils (2016): *Perfektionismus und seine vielfältigen psychischen Folgen. Ein Leitfaden für Psychotherapie und Beratung*. Berlin, Heidelberg: Springer Berlin Heidelberg.
- Statistisches Bundesamt (2015): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund Ergebnisse – des Mikrozensus – Fachserie 1 Reihe 2.2*.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2018): *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Ergebnisse des Mikrozensus 2017*. Online verfügbar unter

https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Migration-Integration/Publikationen/Downloads-Migration/migrationshintergrund-2010220177004.pdf?__blob=publicationFile&v=4, zuletzt geprüft am 31.12.2020.

Statistisches Bundesamt (Hg.) (2019a): Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2018 (Fachserie 1 Reihe 2.2).

Statistisches Bundesamt (2019b): Pressemitteilung Nr. 314 vom 21. August 2019. Jede vierte Person in Deutschland hatte 2018 einen Migrationshintergrund. Wiesbaden. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2019/08/PD19_314_12511.html, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Statistisches Bundesamt (2020): Pressemitteilung Nr. 279 vom 28. Juli 2020. Bevölkerung mit Migrationshintergrund 2019 um 2,1 % gewachsen: schwächster Anstieg seit 2011. Wiesbaden. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2020/07/PD20_279_12511.html, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Statistisches Bundesamt (2021): Zahl registrierter Schutzsuchender im Jahr 2020 um 1 % gestiegen. Pressemitteilung Nr. 340 vom 14. Juli 2021. Online verfügbar unter https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2021/07/PD21_340_225.html, zuletzt aktualisiert am 14.07.2021, zuletzt geprüft am 21.02.2021.

Stefansson, Anders H. (2004): Homecoming to the Future: From Diasporic Mythographies to Social Projects of Return. In: Fran Markowitz und Anders H. Stefansson (Hg.): Homecomings. Unsettling Paths of Return. Lanham, Boulder, New York, Toronto, Oxford: Lexington Books, S. 2–20.

Steinke, Ines (1999): Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim: Juventa.

Steinmüller, Ulrich (1984): Muttersprache. In: Günther Auernheimer (Hg.): Handwörterbuch Ausländerarbeit. Weinheim, Basel: Beltz, S. 241–244.

Stephan, Viola (2011): Extremtraumatisierende Vergangenheiten: Ab 1941 Trudarmee und Verbannung. In: Gabriele Rosenthal, Viola Stephan und Niklas Radenbach (Hg.): Brüchige Zugehörigkeiten. Wie sich Familien von Russlanddeutschen ihre Geschichte erzählen. Frankfurt: Campus, S. 71–104.

Stolpe, Susanne; Ouma, Mary; Winkler, Volker; Meisinger, Christa; Becher, Heiko; Deckert, Andreas (2018): Self-rated health among migrants from the former Soviet Union in Germany. A cross-sectional study. In: *BMJ open* 8 (10), 1-7. DOI: 10.1136/bmjopen-2018-022947.

Storcksdieck genannt Bonsmann, Stefan; Wills, Josephine M. (2012): Nutrition Labeling to Prevent Obesity: Reviewing the Evidence from Europe. In: *Current Obesity Reports* 1 (3), S. 134–140. DOI: 10.1007/s13679-012-0020-0.

Strewe, Bettina (1992): Was ist deutsch an den "Russlanddeutschen"? Überlegungen zur ethnischen Identität der Deutschen in der früheren Sowjetunion. Arbeitsbericht Nr. 6. Hg. v. Osteuropa-Institut München.

Stricker, Gerd (1993): Religion in Rußland. Darstellung und Daten zu Geschichte und Gegenwart. Gütersloh: Gütersloher Verlag - Haus Mohn.

Tatter, Nina (2008): Verortung durch Geschmack. Aspekte ostdeutscher Identitätskonstruktion. Hg. v. Wolfgang Emmerich und Heinz-Peter Preußner. Bremen (Kulturwissenschaftliche Deutschlandstudien 21).

Tauschwitz, Yves-Oliver (2015): Nicht geboren zum in Deutschland leben. Eine Interviewstudie zu den Motiven Russlanddeutscher, in Russland zu verbleiben. In: Markus Kaiser und Michael Schönhuth (Hg.): Zuhau-

se? Fremd? Migrations- und Beheimatungsstrategien zwischen Deutschland und Eurasien. Bielefeld: transcript, S. 149–170.

Terkessidis, Mark (2015): Kollaboration. Berlin: Suhrkamp.

The American Speech-Language-Hearing Association (2022): Accent Modification. Online verfügbar unter <https://www.asha.org/public/speech/development/accent-modification/>, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Thim-Mabrey, Christiane (2003): Sprachidentität - Identität durch Sprache. Ein Problemaufriss aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Nina Janich und Christiane Thim-Mabrey (Hg.): Sprachidentität - Identität durch Sprache. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 465), S. 1–18.

Tiesler, Nina Clara (2009): Diaspora ohne Religion? Zur Konjunktur des Diaspora-Konzepts in den Sozialwissenschaften. In: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 61 (2), S. 157–170.

Tolksdorf, Ulrich (1978): Essen und Trinken in alter und neuer Heimat. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde* 21, S. 341–364.

Trabandt, Sven; Wagner, Hans-Jochen (2020): Pädagogisches Grundwissen für das Studium der sozialen Arbeit. Ein Kompendium. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Tröster, Irene (2003): Wann ist man integriert? Eine empirische Analyse zum Integrationsverständnis Russlanddeutscher. Frankfurt am Main: Lang/Europäischer Verlag der Wissenschaften (Europäische Hochschulschriften. Reihe 22, Soziologie, Bd. 385).

Tselmin, Sergey; Korenblum, W.; Reimann, M.; Bornstein, Stefan; Schwarz, Peter (2007): The Health Status of Russian-speaking Immigrants in Germany. In: *Hormone and Metabolic Research* 39 (12), S. 858–861. DOI: 10.1055/s-2007-993153.

Tsuda, Takeyuki (Hg.) (2009a): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press.

Tsuda, Takeyuki (2009b): Why Does the Diaspora Return Home? The Cause of Ethnic Return Migration. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press, S. 21–43.

Tsuda, Takeyuki (2009c): Conclusion. Diasporic Homecomings and Ambivalent Encounters with the Ethnic Homeland. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press, S. 325–350.

Tsuda, Takeyuki (2009d): Introduction. Diasporic Return and Migration Studies. In: Takeyuki Tsuda (Hg.): *Diaspora Homecoming: Ethnic Return Migration in Comparative Perspective*. Stanford University Press, S. 1–18.

Tsuda, Takeyuki (2010): Ethnic return migration and the nation-state. Encouraging the diaspora to return 'home'. In: *Nations and Nationalism* 16 (4), S. 616–636. DOI: 10.1111/j.1469-8129.2010.00444.x.

Tsuda, Takeyuki Gaku (2016): Why Does the Diaspora return Home? The Cause of Ethnic Return Migration. In: Rainer K. Silbereisen, Peter F. Titzmann und Yossi Shavit (Hg.): *The challenges of diaspora migration. Interdisciplinary perspectives on Israel and Germany*. London, New York: Routledge (Studies in migration and diaspora), S. 25–41.

UNHCR (Hg.) (2021): *Global Trends. Forced Displacement in 2020*. Kopenhagen. Online verfügbar unter https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/fileadmin/redaktion/PDF/UNHCR/Global_Trends_2020.pdf, zuletzt geprüft am 01.04.2021.

Universität Augsburg - Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft (2012): Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA). Möhre/Karotte. Online verfügbar unter <http://www.atlas-alltagssprache.de/mohre/?child=runde>, zuletzt aktualisiert am 20.12.2012, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Universität Osnabrück (2022): Jannis Panagiotidis. Online verfügbar unter https://www.imis.uni-osnabrueck.de/personen/ehemalige_langjaehrige_mitglieder/panagiotidis_jannis.html, zuletzt geprüft am 03.02.2022.

Uslucan, Haci-Halil (2013): Lebenswelten und Werte von MigrantInnen. In: Heinz Ulrich Brinkmann und Haci-Halil Uslucan (Hg.): Dabeisein und Dazugehören. Integration in Deutschland. Wiesbaden: Springer VS, S. 227–248.

Vargas, Persephone; Jurado, Leo-Felix (2015): Dietary Acculturation among Filipino Americans. In: *International journal of environmental research and public health* 13 (1). DOI: 10.3390/ijerph13010016.

Verbraucherzentrale Hamburg (2018): Ampelkennzeichnung jetzt! Online verfügbar unter <https://www.vzhh.de/themen/lebensmittel-ernaehrung/ampelkennzeichnung-jetzt>, zuletzt geprüft am 28.07.2018.

Vogel, Katrin (2008): Psychosoziale Schwierigkeiten im Integrationsprozess von russlanddeutschen Spätaussiedlern. Qualitative Fallanalysen. Stuttgart: Ibidem-Verlag.

Vogelgesang, Waldemar (2008): Jugendliche Aussiedler. Zwischen Entwurzelung, Ausgrenzung und Integration. Weinheim: Beltz Juventa.

Vojvoda-Bongartz, Katarina (2012): »Heimat ist (k)ein Ort. Heimat ist ein Gefühl«. Konstruktion eines transkulturellen Identitätsraumes in der systemischen Therapie und Beratung. In: *Kontext* 43 (3), S. 234–256. DOI: 10.13109/kont.2012.43.3.234.

Volodina, Anna; Bertsche, Thilo; Kostev, Karel; Winkler, Volker; Haefeli, Walter; Becher, Heiko (2011): Drug utilization patterns and reported health status in ethnic German migrants (Aussiedler) in Germany: a cross-sectional study. In: *BMC Public Health* 11, S. 1–7. DOI: 10.1186/1471-2458-11-509.

von Ferber, Christian (1980): Ernährungsgewohnheiten: Zur Soziologie der Ernährung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 9 (3), S. 221–235.

von Hentig, Hans (1958): Vom Ursprung der Henkersmahlzeit. Tübingen: J. C. B. Mohr.

von Hofen, Mathias (2021): Die Oktoberrevolution. Hg. v. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Online verfügbar unter <https://www.lpb-bw.de/oktoberrevolution-1917>, zuletzt geprüft am 02.02.2022.

Wachter, Denise Snieguole (2017): Henkersmahlzeiten in den USA – der letzte Bissen der Todeskandidaten. In: *Stern*, 12.07.2017. Online verfügbar unter https://www.stern.de/fotografie/henkersmahlzeiten-in-den-usa---der-letzte-bissen-der-todeskandidaten-in-2016-7268576.html#mg-1_1543492415192, zuletzt geprüft am 02.01.2021.

Wadauer, Sigrid (Hg.) (2008): Historische Migrationsforschung. Innsbruck, Wien, Bozen: Studien-Verlag (Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, Jg. 19, H. 1).

Waffenschmidt, Horst (o.J.): Integration deutscher Spätaussiedler in Deutschland. Hg. v. Konrad-Adenauer-Stiftung.

Wagner, Gerhard (1997): Exkurs über den Kosmopoliten. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Differenz und Integration: Die Zukunft moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesell-

- schaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden Band II: Sektionen, Arbeitsgruppen, Foren, Fedor-Stepun-Tagung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 732–736.
- Wahlich, Charlotte; Gardner, Benjamin; McGowan, Laura (2013): How, when and why do young women use nutrition information on food labels? A qualitative analysis. In: *Psychology & Health* 28 (2), S. 202–216. DOI: 10.1080/08870446.2012.716439.
- Walton, Gregory M.; Cohen, Geoffrey L. (2007): A question of belonging. Race, social fit, and achievement. In: *Journal of personality and social psychology* 92 (1), S. 82–96. DOI: 10.1037/0022-3514.92.1.82.
- Wansink, Brian; Sobal, Jeffery (2007): Mindless Eating: The 200 Daily Food Decisions We Overlook. In: *Environment and Behavior* 39 (1), S. 106–123.
- Wehr, Laura (2016): Vergessene Migrationsgeschichte/n? Die Ausreise aus der DDR in der Erinnerung von Übersiedler-Eltern und -Kindern. Online verfügbar unter <http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/238655/vergessene-migrationsgeschichte-n-die-ausreise-aus-der-ddr>, zuletzt aktualisiert am 14.12.2016, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Weilandt, Caren; Huismann, Adrienne; Joksimovic, Ljiljana; Klaes, Lothar; van den Toorn, Saskia; Winkler, Joachim (2000): Gesundheitsbericht NRW. Gesundheit von Zuwanderern in Nordrhein-Westfalen. Hg. v. Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.
- Wessendorf, Susanne (2007): 'Roots Migrants'. Transnationalism and 'Return' among Second-Generation Italians in Switzerland. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 33 (7), S. 1083–1102. DOI: 10.1080/13691830701541614.
- Wetteman, Ulrich (2012): Übersetzung qualitativer Interviewdaten zwischen Translationswissenschaft und Sozialwissenschaft. In: Jan Kruse, Stephanie Bethmann, Debora Niermann und Christian Schmiederer (Hg.): Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 101–120.
- WHO (1998): Health Promotion Glossary (3). Online verfügbar unter <http://www.who.int/healthpromotion/about/HPR%20Glossary%201998.pdf>, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- WHO (2020): Constitution of WHO: principles. Online verfügbar unter <http://www.who.int/about/mission/en/>, zuletzt geprüft am 31.12.2020.
- Will, Anne-Kathrin (2020): Migrationshintergrund – wieso, woher, wohin? Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung. Online verfügbar unter <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/laenderprofile/304523/migrationshintergrund>, zuletzt aktualisiert am 05.02.2020, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Winkler, Volker; Kaucher, Simone; Deckert, Andreas; Leier, Valentina; Holleczeck, Bernd; Meisinger, Christa et al. (2019): Aussiedler Mortality (AMOR). Cohort studies on ethnic German migrants from the Former Soviet Union. In: *BMJ open* 9 (2), 1-8. DOI: 10.1136/bmjopen-2018-024865.
- Wirtz, Albert (1997): "Schwach es zwingt Starkes": Ernährungsreform und Geschlechterordnung. In: Hans Jürgen Teuteberg, Gerhard Neumann und Alois Wierlacher (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven. Berlin: Akademie Verlag (Kulturthema Essen, 2), S. 438–455.
- Wittig, U.; Merbach, M.; Siefen, R. G.; Brähler, E. (2004): Beschwerden und Inanspruchnahme des Gesundheitswesens von Spätaussiedlern bei Einreise nach Deutschland. In: *Gesundheitswesen (Bundesverband der Ärzte des Öffentlichen Gesundheitsdienstes (Germany))* 66 (2), S. 85–92. DOI: 10.1055/s-2004-812799.

- Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview. In: Gerd Jüttemann (Hg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim: Beltz, S. 227–256.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 1 (1), S. 1–9. Online verfügbar unter <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Worbs, Susanne; Bund, Eva; Kohls, Martin; Babka von Gostomski, Christian (2013): (Spät-)Aussiedler in Deutschland. Eine Analyse aktueller Daten und Forschungsergebnisse. Nürnberg: Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Forschungsbericht/Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, 20).
- Würz, Markus (2016): Beitritt zum Warschauer Pakt. Lebendiges Museum Online, Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Online verfügbar unter <http://www.hdg.de/lemo/kapitel/geteiltes-deutschland-gruenderjahre/weg-nach-osten/beitritt-zum-warschauer-pakt.html>, zuletzt aktualisiert am 29.02.2016, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Yildiz, Erol (1997): Die halbierte Gesellschaft der Postmoderne. Probleme des Minderheitendiskurses unter Berücksichtigung alternativer Ansätze in den Niederlanden. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Yildiz, Erol (2016): „Dazwischensein hat mich immer geprägt“. Postmigrantische Lebenspraxis. In: Emre Arslan und Kemal Bozay (Hg.): *Symbolische Ordnung und Bildungsungleichheit in der Migrationsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS (Interkulturelle Studien), S. 457–468.
- Yuval-Davis, Nira (2007): Identity, Identity Politics and the constructionism debate. Paper presented at the BSA conference, UEL.
- Yuval-Davis, Nira (2011): *The politics of belonging. Intersectional contestations*. London: Sage.
- Zeeb, Hajo; Spallek, Jacob; Razum, Oliver (2008): Epidemiologische Perspektiven der Migrationsforschung am Beispiel von Krebserkrankungen. In: *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, S. 130–135.
- Zentralverband des Deutschen Bäckerhandwerks e. V. (2021): Wirtschaftsfaktor Bäckerhandwerk. Online verfügbar unter <https://www.baeckerhandwerk.de/baeckerhandwerk/zahlen-fakten/>, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Žmegač, Jasna Čapo; Voß, Christian; Roth, Klaus (2010): Vorwort. In: Jasna Čapo Žmegač, Klaus Voß und Christian Roth (Hg.): *Co-ethnic migrations compared. Central and Eastern European contexts*. München, Berlin: Sagner, S. 7.
- Zündorf, Irmgard (2016): Biografie Michail Gorbatschow. LeMO-Biografien, Lebendiges Museum Online. Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Online verfügbar unter <http://www.hdg.de/lemo/biografie/michail-gorbatschow.html>, zuletzt aktualisiert am 18.08.2016, zuletzt geprüft am 02.02.2022.
- Zwick, Michael (2007): Migration, Ernährung und Körper - das Beispiel türkischer MigrantInnen in Deutschland. In: *SIETAR Journal* (2), S. 13–17.
- Zwick, Michael M. (Hg.) (2011): *Übergewicht und Adipositas bei Kindern und Jugendlichen*. 1. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Anhangsverzeichnis

Anhang 1: Verpflichtende Nährwertkennzeichnung in einer Tabelle	530
Anhang 2: Referenzmengen für die Zufuhr von Energie und ausgewählten Nährstoffen, die keine Vitamine und Mineralstoffe sind (Erwachsene)	530
Anhang 3: Kurzfragebogen	531
Anhang 4: Interviewleitfaden	534
Anhang 5: Postscript	546
Anhang 6: Bewertungsbogen	548
Anhang 7: Transkriptionsregeln	550
Anhang 8: Regeln zur einheitlichen Schreibweise	552
Anhang 9: Beispiel für ein Transkript.....	553
Anhang 10: Initiierte Textarbeit	554
Anhang 11: Codierregeln	557
Anhang 12: Ausschnitt aus dem Kategoriensystem	559
Anhang 13: Verwendete Produkte.....	561
Anhang 14: Informationen zum Interview	567
Anhang 15: Einverständnis- und Datenschutzerklärung.....	569
Anhang 16: Beispiel für ein Postskript von der Befragten B1 – Frau Reich.....	571

Anhang

Anhang 1: Verpflichtende Nährwertkennzeichnung in einer Tabelle

Quelle: Lebensmittelverband Deutschland (2022b)

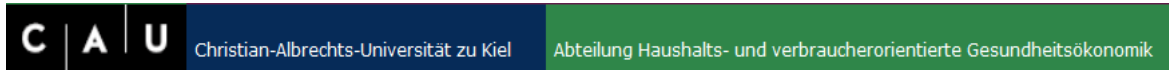
Nährwertangaben	je 100 g
Energie	1.354 kJ 320 kcal
Fett	5,5 g
• davon gesättigte Fettsäuren	1,5 g
Kohlenhydrate	60,1 g
• davon Zucker	23,6 g
Eiweiß	7,6 g
Salz	0,07 g

Die Darstellung der verpflichtenden Nährwertkennzeichnung muss in einer übersichtlichen Tabelle (wenn genügend Platz) ansonsten hintereinander und in einer bestimmten Reihenfolge unter Nutzung einer bestimmten Schriftgröße erfolgen (Art. 13, Abs. 2–3; Art. 34, Abs. 1–2 EU-Verbraucher-LebensmittelinformVO).

Anhang 2: Referenzmengen für die Zufuhr von Energie und ausgewählten Nährstoffen, die keine Vitamine und Mineralstoffe sind (Erwachsene)

Quelle: EU-Verbraucher-LebensmittelinformVO (Anhang XIII, Teil B)

Energie oder Nährstoff	Referenzmenge
Energie	8 400 kJ/2 000 kcal
Gesamtfett	70 g
gesättigte Fettsäuren	20 g
Kohlenhydrate	260 g
Zucker	90 g
Eiweiß	50 g
Salz	6 g

Anhang 3: Kurzfragebogen

Teilnehmer:

Fragebogen zu den persönlichen Angaben

Selbstverständlich werden ihre Antworten vertraulich behandelt und Sie bleiben **absolut anonym**.

1. Bitte nennen Sie mir Monat und Jahr Ihrer Geburt. _____
2. Bitte nennen Sie mir Ihre Größe. _____ cm
3. Bitte nennen Sie mir Ihr Gewicht. _____ kg
4. Wann kamen Sie nach Deutschland (Monat und Jahr: z. B. Mai 1991)? _____
5. Aus welchem Land kommen Sie? (Land und Stadt/Dorf/Region) _____
6. Wie haben Sie die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten?
 - Geburt
 - Einbürgerung
 - Spätaussiedlerstatus ohne Einbürgerung
 - Spätaussiedlerstatus mit Einbürgerung
 - weiß ich nicht
7. Welchen Familienstand haben Sie? ledig verheiratet geschieden verwitwet
8. Wie viele Personen leben in Ihrem Haushalt? _____ Personen
9. Wie viele Kinder leben noch in ihrem Haushalt? _____ Alter der Kinder: _____
10. Machen Sie Sport?
 - wenn ja, welche Sportart(en) und in welchem Umfang (z. B. 2x pro Woche 2 Stunden)?

 - nein

18. Was machen Sie momentan beruflich? _____

19. Was haben Sie in ihrem Herkunftsland beruflich gemacht?

20. Wie viel Haushaltsnettoeinkommen steht Ihnen (allen Personen in ihrem Haushalt: Ihnen, ihrem/r Partner/in, ihren Kindern) monatlich zur Verfügung?

(**Haushaltsnettoeinkommen** = Summe aller Einkunftsarten in ihrem Haushalt z. B. Erwerbseinkommen, Unternehmereinkommen, Rente, Pension, öffentliche Unterstützung, Einkommen aus Vermietung und Verpachtung, Arbeitslosengeld und -hilfe, Kindergeld, Wohngeld, Sachbezüge nach Steuern und Sozialversicherungsbeiträge)

- unter 500 Euro
- 501 bis Euro
- 1501 bis 2000 Euro
- 2001 bis 3000 Euro
- 3001 bis 4000 Euro
- 4001 bis 5000 Euro
- 5001 Euro und mehr

Ich danke Ihnen vielmals, dass Sie durch Ihre Zeit und Ihre Mithilfe das Gelingen dieser Studie ermöglichen!

Anhang 4: Interviewleitfaden

Einkaufsverhalten

☞ *Gewöhnlicher Einkauf*

- * Erzählen Sie doch mal wie ihr letzter **Lebensmitteleinkauf** ausgesehen hat?
 - Ein typischer Einkauf?
 - Grundsätzliches Vorgehen?
- * Wer ist hauptsächlich für den Einkauf **zuständig**? Warum?
- * Wo, an welchem **Wochentag**, zu welcher **Tageszeit** findet der Einkauf statt?
- * Weg zur Einkaufsstätte? Fahren/Gehen?
- * Allein/In Begleitung? Kinder/Partner: Wer übt **Einfluss** aus?
- * Einkaufen von Lebensmitteln? **Freude/Pflicht**?
- * **Planen** vom Einkauf?
 - Festgelegter Wochentag, Tageszeit
 - Festgelegtes **Budget**?
 - **Einkaufsliste** oder spontan?
- * Wie viele **Lebensmittelläden pro Einkauf**?
- * Wochenmärkte, Bioläden, Reformhäuser, (**russische**) **Spezialitätenläden**, Andere?
 - Warum in diesen Läden bzw. warum nicht in diesen Läden?
 - Warum in russischen Lebensmittelläden?

☞ *Interesse an Lebensmitteln*

- * Was interessiert Sie an Lebensmitteln?
- * Wie läuft die Produktauswahl ab? Wie bei Alternativen?
- * Auf was **achten Sie beim Kauf von Lebensmitteln? Entscheidungskriterien**?
 - Preis, Frische, Haltbarkeitsdatum, Sonderangebote, Verpackungsgröße, Geschmack, Testurteil, Qualität ...
 - Bsp.: Fleisch, Fisch, Obst/Gemüse, verpackte Lebensmittel
 - Was heißt Qualität, Frische ...?
- * Wann kaufen Sie ein Lebensmittel/wann nicht?
- * **Erwartungen** an Lebensmittel?
- * Wie stehen Sie zu:
 - **Fertigprodukten**? Was ist ein Fertigprodukt?

- **Markenprodukten?** Was ist ein Markenprodukt?
- * Neue Produkte/Immer die gleichen Produkte? Abwechslung/Bewährtes?
- * Welche Lebensmittel werden nicht gekauft? Warum?

☞ **Ausgaben für Lebensmittel**

- * **Ausgaben wöchentlich** für Lebensmittel?
 - Unterschied zwischen für Zuhause/Imbiss/Kantine/Restaurant?
 - Absolut/Relativ
- * **Wann/bei welchen Lebensmitteln bereit mehr auszugeben als gewöhnlich?** Bsp. Tomaten
- * Unterschied zu **der Zeit unmittelbar nach der Einreise?** Inwiefern? Was hat sich verändert? Wieso?

☞ **Veränderung des Einkaufsverhaltens**

- * Was hat sich verändert? Warum?
- * Positive oder negative Entwicklung?
- * Was ist jetzt anders im Vergleich unmittelbar nach der Einreise?

☞ **Lebensmittelversorgung in der ehemaligen Sowjetunion**

- * Eigener Bauernhof? Selbstversorgung?
- * Welche Lebensmittel wurden eingekauft? Wie?
- * Rationalisierung/Überfluss?
- * Geld nur für bestimmte Lebensmittel?
- * Verzicht? Auf was?

Nutzung der „Tönnchen“⁴³⁴

☞ **Bekanntheit der Lebensmittel**

- * Bereits gekauft /probiert?

☞ **Entscheidung für das bevorzugte Produkt**

- * **Warum dieses Produkt?**
- * Beschreiben Sie **Gedanken zum Produkt**
 - Generell/spezifisch
 - Was verbinden Sie mit dem Produkt?
 - Wann würden Sie es kaufen?
 - Was spricht für/gegen Kauf?

⁴³⁴ Als Tönnchen wird im Interviewleitfaden die erweiterte Nährwertkennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung genannt.

- Wann würden Sie es essen? Täglich/Einmal pro Woche/Seltener?
 - Was spricht dafür/dagegen?

☞ **Entscheidung für das „gesündere“ Produkt → BITTE LAUT DENKEN bzw. GEDANKEN LAUT SCHILDERN**

- * Was heißt für Sie „**gesundes Lebensmittel**“?
- * **Wieso dieses gesünder?** Was macht es gesünder?
- * Welche Information ist notwendig/hilfreich zur Entscheidung?
 - Welche Informationen wurden genutzt?
 - Was sagen diese Informationen aus?
- * **Gezeigtes Vorgehen – Unterschied zum gewöhnlichen Vorgehen?**
 - Was ist heute anders?
 - Was ist nicht anders?
- * **Wie wird Entscheidung gewöhnlich gefällt?** Wovon hängt das Vorgehen ab?

☞ **Entscheidung für das „gesündere“ Produkt in Bezug auf Fett**

☞ **„Tönnchen“ genutzt**

- * Welche Bedeutung haben die „Tönnchen“?
 - Interpretation? **Verständnis?**
 - **Was sagen die Begriffe Energie/Fett/FS/Zucker/Salz?**
 - **Warum steht das hier?**
- * **Nur heute genutzt oder immer?**
 - Warum? Nutzen?
 - Wo? Point of Sale/Zuhause?
 - Bewusste Suche/Zufälliges Draufstoßen?
- * **Woher das Wissen über „Tönnchen“?**

☞ **„Tönnchen“ nicht genutzt**

- * Bemerkt/beachtet?
- * **Warum nicht? Gründe?**
- * Schwierigkeiten?
- * Kein Interesse?
- * **Was Anderes genutzt?**

☞ **Interesse was auf Lebensmitteln steht/was es enthält**

- * Welche Angaben interessant/wichtig?
- * Interesse für Kennzeichnungen?

- Welche kennen Sie? Lebensmittelbereich/anderer Bereich?
- * Muss **Lebensmittel viele „Kennzeichnungen“ enthalten?**
- * **Wie viele Informationen soll Kennzeichnung enthalten?**

Verständnis der „Tönnchen“

☞ „Tönnchen“ *nicht erkannt/genutzt*

- * Was verstehen Sie darunter? → **Könnten Sie diese Kennzeichnung ihrer Freundin erklären?**
- * **Können Sie diese Kennzeichnung mir erklären?**

☞ *Kreise/“Tönnchen“*

- * Nährstoffe
 - Was bedeutet
 - **Fett**
 - ◆ Positiv/negativ?
 - ◆ Welche Lebensmittel haben viel/wenig Fett?
 - ◆ Brauchen wir Fett? Wofür?
 - **gesättigte FS**
 - ◆ Welche Lebensmittel haben viele/wenige gesät. FS?
 - **Zucker**
 - ◆ Welche Lebensmittel haben viel/wenig Zucker?
 - ◆ Brauchen wir Zucker? Wofür?
 - **Salz**
 - ◆ Welche Lebensmittel haben viel/wenig Salz?
 - ◆ Brauchen wir Salz? Wofür?
 - **Sind einige Nährstoffe wichtiger als andere? Warum?**

☞ *Brennwert/Energie*

- Bedeutung?
- Bezug worauf?

☞ *Grammangabe*

- * Bedeutung?
- * Bezug worauf?

☞ *Prozentangabe*

- * Bedeutung?
- * Bezug worauf?

☞ **Portion**

- * Was heißt der Begriff Portion?
- * Was bedeutet jede Portion X enthält?

☞ **Referenzmenge für einen durchschnittlichen Erwachsenen (8400kJ/2000kcal)**

- * Referenzmenge?
- * Durchschnittlich?
- * (8400kJ/2000kcal)?

☞ **Je 100g?**

- * Was bedeutet das?
- * Warum steht das da?
- * KJ/kcal? Bedeutung?

☞ **Mengenanteile bewerten**

- * **Wo ist mehr Energie/Fett/FS/Zucker/Salz?**
- * **Zucker: Sind X g Zucker viel oder wenig?**
- * Wie viel Fett/FS/Zucker/Salz ist pro Tag/Woche erlaubt?

Bewertung

☞ **Zweck/Ziel der „Tönnchen“**

- * **Idee**, die dahintersteckt? Wozu entwickelt? Was sind die Gründe?
- * **Wer** hat es **entwickelt**? Wer ist verantwortlich für die Kennzeichnung
- * Welche **Personengruppe nutzt** diese?
- * Verbraucherfreundlich?
- * **Können diese „Tönnchen“ zu einer gesunden Lebensmittelauswahl beitragen/motivieren?**
- * Bei welchem Produkt gefällt Ihnen die Kennzeichnung am besten?

☞ **Stärken und Schwächen der „Tönnchen“**

- * Was ist positiv/negativ?
- * Was kann die Kennzeichnung bewirken/was kann sie nicht?
- * Regulierungsbedarf?

☞ **Zufriedenheit/Gefallen der „Tönnchen“**

☞ **Verständnis**

- * Leicht zu verstehen?
- * Irgendwelche Informationen verwirrend:
 - **Design**
 - Text/Farbe

- Zahlen/Prozente
- Zu viel/Zu wenig Informationen
- **Größe** der „Tönnchen“
- Platzierung der „Tönnchen“
- * Fehlen Informationen zum Verständnis?
 - **Beschreibung/Erklärung zu „Tönnchen“**
 - Wo sollte dies geschehen?
 - Verpackung/Extrablatt am Produkt/Aushang im Laden/Anderes?
 - Welche Informationen fehlen? (Beispiel: Ob die enthaltenen Mengen hoch/niedrig sind)
- ☞ **Nützlichkeit der „Tönnchen“**
 - * Nützlich beim Einkauf/Zuhause?
- ☞ **Glaubwürdigkeit/Vertrauen**
 - * Hilfe oder Täuschung?
 - * Wer profitiert davon: Verbraucher oder Industrie?
- ☞ **Verbesserungsvorschläge zu den „Tönnchen“**
 - * Was sollte geändert werden, damit SIE es nutzen?
 - Farbe?
 - Form?
 - Größe?
 - Position?
 - Reihenfolge der „Tönnchen“
 - Was Anderes?
 - * Welche Produkte sollten „Tönnchen“ tragen?
 - Nur bestimmte/alle Produktgruppen
- ☞ **Fehlen von „Tönnchen“**
 - * Welche Bedeutung hat das?
 - * **Warum tragen einige Lebensmittel „Tönnchen“ und Andere nicht?**
 - Was bezweckt der Hersteller damit?
 - Lebensmittel weniger gesund/gesünder?
 - * **Idee: einheitliche verpflichtende „Tönnchen-Kennzeichnung“?** Sinnvoll?

Alternativen zur „Tönnchen“-Kennzeichnung

- ☞ **Welche sind bekannt?**
 - * Wie werden diese eingeschätzt?

→ BEWERTUNGSBOGEN GEBEN

→ Welches Lebensmittel würden Sie sich nun nehmen, nachdem wir uns über diese Lebensmittel unterhalten haben?

→ Sie dürfen ein Produkt behalten → warum dieses?

Gesundheitsverhalten

☞ *Definition von Gesundheit*

- * Was bedeutet Gesundheit?
- * Bekanntheit von Gesundheitskursen?

☞ *Prävention*

- * In der ehemaligen Sowjetunion: Vorsorge wichtig gewesen?

☞ *Stellenwert der Gesundheit*

- * In der ehemaligen Sowjetunion?
 - Mit dem Gesundheitssystem zufrieden gewesen?
- * Heute in Deutschland anderer Stellenwert?
- * Mit deutschem System zufrieden?

☞ *Bewegung*

- * Sport/alltägliche Bewegung
 - Nutzen? Wichtigkeit?
 - Freude/Wissen, dass es wichtig ist?
 - Gewichtsmanagement?
- * **Gestriger Tag**
 - Wie viel Zeit mit welchen Aktivitäten verbracht? Typischer Tag?
 - Schlafen/Liegen
 - Sitzen
 - Leichte Arbeit
 - Körperlich schwere Arbeit
 - Typischer Tag gewesen?

☞ *Veränderung des Gesundheitsverhaltens*

- * Was hat sich verändert? Warum?
- * Positive oder negative Entwicklung?
- * **Was ist jetzt anders im Vergleich zu der Einreise?**
- * **Was ist jetzt anders im Vergleich zu der ehemaligen Sowjetunion?**

Ernährungsverhalten

☞ **Mahlzeit und Essverhalten**

- * Wichtigkeit von regelmäßigen Mahlzeiten? Gesellschaft/Allein?
- * Mahlzeit = Familienzeit?
- * Tischordnung?
- * Tischsitten?
- * Dauer/Mahlzeit?
- * Wann Hauptmahlzeit? Warm/Kalt?
- * Kantine? Mensa? Butterbrot?
- * Restaurants?

☞ **Speisenzubereitung**

- * Wer kocht?
- * **Was und wann** wird gekocht?
 - In der Woche?
 - Wochenende/Feiertage/Besuch?
 - Geplant?
 - Was ist beim Kochen wichtig?
 - *Gesundheitsaspekt*
 - *Stimmung?*
 - *Schnelle Zubereitung?*
 - *Geschmack/Duft*
 - *Natürliche Zutaten*
 - *Preis*
 - *Kalorien*
 - *Übung/Bereits gekocht/Tradition*
 - *Nationalgericht?*
 - Welche Speisen werden nicht gemocht?
- * **Wer bestimmt**, was gekocht wird? Wer will was?
 - Lieblingsspeise? Selbst/Ehepartner/Kinder
- * **In Deutschland ein anderes Kochverhalten? Inwieweit?**

☞ **Abgrenzung der Speisen**

- * Einige benutzen „**Deutsche Küche**“, „**Russlanddeutsche Küche**“, „**Russische Küche**“? Was verstehen Sie darunter?
 - **Typisches** deutsches/russlanddeutsches/russisches Gericht?
 - Welche sind „gesünder“?
- * Wie wichtig sind **Speisen aus der ehemaligen Sowjetunion**?

- **Kinder:** Begeisterung für Speisen aus der ehemaligen Sowjetunion?
- * Was wird autochthonen Deutschen **serviert**?
- * Was sagen autochthone Deutsche zu ihrer Ernährung/ihren Speisen?

☞ **Ernährung/Nahrung**

- * Wissen über Ernährung
 - Was bedeutet der Begriff „Nahrung“ / „Ernährung“ / „**Gesunde Ernährung**“?
 - Wie **wichtig** ist „**gesunde Ernährung**“ für Sie?
 - Wie sollte ein „**gesunder**“ **Tag** aussehen?
 - Gibt es **gesunde/ungesunde Lebensmittel**?
 - Unterschied zwischen Art der Arbeit – Was man essen sollte?
 - Können Krankheiten durch „falsche“ Ernährung verursacht werden? Welche?
 - Warum fällt es schwer sich gesund zu ernähren?
- * **Wichtigkeit der Ernährung in der ehemaligen Sowjetunion?**
 - Heute in Deutschland anderer Stellenwert?

☞ **Veränderung des Ernährungsverhaltens**

- * Was hat sich verändert? Warum?
- * **Positive** oder **negative Entwicklung**?
- * Was ist jetzt anders im Vergleich zu der Einreise?
- * Was ist jetzt anders im Vergleich zu der ehemaligen Sowjetunion?
- * **Was unterscheidet autochthone Deutsche von den „Personen aus der ehemaligen Sowjetunion“ bezüglich Ernährung?** Gibt es Unterschiede?

☞ **Selbstversorgung**

- * Eigener Garten/Schrebergarten?
- * Einmachen/Einkochen?
- * Sammeln von Wiesenobst?
- * Nachsammeln von Gemüse von Feldern?

Nachhaltigkeit

- * Was bedeutet der Begriff „**umweltbewusste Ernährung**“?

☞ **Umweltschutz**

- * Ist es ihnen wichtig, woher die Lebensmittel kommen?
 - **Regionalität**
 - **Saisonalität**
 - Ökologisch erzeugt: BIO? Warum ist BIO teurer?
 - Geringer Fleischanteil in der Ernährung/ Veggi Day?
 - Tierschutz/ Art der Haltung
 - Art der Herstellung
- * Verpackungsart
 - Wenig Verpackung
 - Gläser/ Dosen
 - Mehrwert
 - Einkaufskorb/Einkaufstüten
- * Welche **Mülltonne** ist die vollste Zuhause?
 - Kompostierung
 - Mülltrennung
- * Resteverwertung
- * **Wann werden Lebensmittel entsorgt?**
 - Zu viel eingekauft?
 - Haltbarkeitsdatum?
- * Kochverhalten
 - Schnellkochtopf
 - Mikrowelle
 - Passende Töpfe und Deckel
 - Nutzung der Restwärme
 - Vorheizen des Backofens

☞ **Sozialverträglichkeit**

- * Lebensmittelpreise in Deutschland – gerecht?
- * Faire Preise? Was heißt das?
- * Erhalten die Produzenten faire Preise?

☞ **Verantwortung für Ernährung**

- * Wer hat Verantwortung?
 - Individuum/Gesellschaft/ Politik/Andere

Interesse an Informationen zu Ernährung und Gesundheit

☞ Bedarf an zusätzlichen Informationen?

☞ Informationen

- * Welche Informationen nutzen Sie?
- * Woran sehen sie, dass eine Information richtig ist?
- * Wem vertrauen Sie?
- * Welche Medien?
- * Werbung: Skepsis/Täuschung oder Information?

☞ Ernährungs- und Gesundheitsfragen

- * Ansprechpartner? Vertrauen?
- * Wann und Wie häufig?
- * Diskussion im Freundeskreis, in der Familie/Verwandtschaft?

☞ Empfehlungen aus der Wissenschaft?

- * Ernährungswissenschaftler, Ökotrophologen?
- * Ärzte?

Migration und Integration

☞ Einreise

- * Warum nach Deutschland gekommen? Familienverband?
- * Welche Erwartungen? Erfüllt?
- * Welche Hilfe nach der Einreise nach Deutschland erhalten?
 - Eingliederungsgeld? Wie viel?
 - Eingliederungshilfe? Welche?
 - Andere Leistungen?

☞ Selbstdefinition

- * Wie bezeichnen Sie sich selbst?
 - Deutsche/r, Russlanddeutsche/r, (Spät-)Aussiedler(in), Ausländer(in), anders?
 - Typisch „Deutsch“? Deutsche Kultur?
 - Kultur/Traditionen
- * **Migrationshintergrund:** Etwas davon gehört? Wie sehen Sie diesen Begriff?

☞ Soziale Kontakte

- * Kontakt zu wem – Autochthonen/Personen mit Migrationshintergrund/Anderen?

☞ **Sprache**

- * **Muttersprache?** Was ist das?
- * Einschätzung der **Deutschkenntnisse?** Vor Ausreise/Jetzt
- * Deutschunterricht in der ehemaligen Sowjetunion?
 - Wahlunterricht/Pflichtunterricht?
 - Ab welcher Klasse und wie lange (in Schuljahren)? Stunden pro Woche; Zeitdauer?
- * **Sprachgebrauch:** Welche Sprache?
 - In der ehemaligen Sowjetunion: in der Familie/„Draußen“?
 - In Deutschland: in der Familie/„Draußen“?

☞ **Heimatliche Zugehörigkeit**

- * **Heimat?** Was ist Heimat? Wo?
- * **Wo gerne leben wollen? Jetzt/Rentenzzeit?**

☞ **Zufriedenheit**

- Selbstwirksamkeit?
 - Einfluss auf Widerstand?
 - Lösen schwieriger Probleme?
 - Zielverfolgung?
- Lebens- und Wohnsituation?
- Beruf?
- Einkommen?
- Benachteiligung? Inwieweit, Wobei?
- Wünsche für die Zukunft?

Haben Sie etwas in dem Interview vermisst oder etwas als störend empfunden?

Anhang 5: Postscript

Hintergrund			
	Befragte/r:	Name:	
		Alter:	
		Herkunftsort:	
		Wohnort:	
	Interviewer/in:	Name:	
	Interview:	Ort:	
		Wochentag:	
		Zeit:	
		Dauer:	Hauptgespräch:
			Nachgespräch:
Kontakttherstellung (persönlich/über Dritte ...)			
Wohnumfeld/Wohnlage/Wahl des Interviewraumes			
Eindruck/Erscheinungsbild der/des Befragten (Kleidung, Auftreten ...):			
Beschreibung (äußeres Erscheinungsbild) und Selbstwahrnehmung (Welche Gefühlsbeziehungen zu der/dem Befragten; von etwas irritiert; an etwas erinnert?) der Interviewerin:			
Handlungsverlauf beim Ausschauen des „gesünderen“ Produktes:			
Gesprächsverlauf (stokkend/fließend ...):			
Situative Aspekte des Interviews: (soziale Umwelt, Ablenkung, Beeinflussung Dritter ...):			
Inhalte des Gespräches vor dem Interview:			
Inhalte des Gespräches nach dem Interview:			
Wahrnehmungen über nonverbale Aspekte (Mimik, Gestik ...):			

Schwerpunktsetzung des/der Befragten im Interview:	
Spontane thematische Auffälligkeiten:	
Wie war insgesamt die Bereit- schaft der/des Befragten, die Fragen zu beantworten?	
Wie zuverlässig sind die Anga- ben der/des Befragten?	
Welche Fragen bereiteten dem Befragten Schwierigkeiten?	

Anhang 6: Bewertungsbogen



Teilnehmer:

Bitte geben Sie an, inwieweit Sie den folgenden Aussagen zustimmen.

		Stimme voll und ganz zu	Stimme zu	Stimme teilweise zu	Stimme nicht zu	Stimme überhaupt nicht zu
1.	Ich weiß nicht, wozu es diese Kennzeichnung gibt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2.	Mir gefällt die Stelle, an der sich die Kennzeichnung auf der Verpackung befindet.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3.	Die Form der Kennzeichnung gefällt mir.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4.	Die Kennzeichnung hat die richtige Größe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5.	Mir gefällt die Farbe der Kennzeichnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6.	Die Kennzeichnung ist übersichtlich.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7.	Die Kennzeichnung ist für mich leicht zu verstehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
8.	In der Kennzeichnung fehlen Informationen, damit ich sie richtig verstehe.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
9.	Die Portionsgrößen entsprechen der Menge, die ich sonst auch esse.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
10.	Die Kennzeichnung ist nützlich für mich beim Einkaufen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

11.	Mit der Kennzeichnung kann ich besser einschätzen, ob ein Lebensmittel gesünder ist.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12.	Die Kennzeichnung macht das Produkt gesünder.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
13.	Nur kranke Menschen müssen diese Kennzeichnung nutzen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
14.	Die Kennzeichnung kann Übergewicht und andere Krankheiten verhindern.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
15.	Ich vertraue den Angaben der Kennzeichnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
16.	Ich interessiere mich für diese Kennzeichnung.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
17.	Andere Informationen auf den Lebensmitteln sind wichtiger als die „Kreise“.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
18.	Die Kennzeichnung muss verändert werden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
19.	Alle Lebensmittelhersteller sollten diese/oder die leicht veränderte „Kreis-Kennzeichnung“ auf den Lebensmitteln abbilden.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

	Sehr gut (1)	Gut (2)	Befriedigend (3)	Ausreichend (4)	Mangelhaft (5)	Ungenügend (6)
Schulnote für die Kennzeichnung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Haben Sie weitere Anmerkungen zu der Kennzeichnung?

Anhang 7: Transkriptionsregeln

- ☞ Wörtliche Transkription; keine lautsprachliche oder zusammenfassende Transkription.
- ☞ Die Interviewerin wird durch ein „I:“, die befragte Person durch ein „B:“, gefolgt von der Kennnummer, kenntlich gemacht.
- ☞ Jeder Sprecherwechsel wird durch eine Leerzeile zwischen den Beteiligten deutlich gemacht, um die Lesbarkeit zu erhöhen.
- ☞ Alle persönlichen Angaben (Name, Name der Kinder/des Partners) werden anonymisiert, um keine Rückschlüsse auf die befragte Person zuzulassen.
- ☞ Dialekte werden nicht ins Hochdeutsche übersetzt, außer das Gesagte ist nicht zu verstehen. Dann werden die Dialekte ins Hochdeutsche übersetzt.
- ☞ Wörtliche Wiedergabe von Redewendungen/Idiome. Zum Beispiel: „*übers Ohr hauen*“ (statt: über das Ohr hauen).
- ☞ Transkription von Wortverschleifungen und Wortverkürzungen. Wortverschleifungen und Wortverkürzungen werden nicht an das Schriftdeutsch angenähert, sondern wie sie gesprochen werden niedergeschrieben. Zum Beispiel: „*runtergehen*“ statt „*heruntergehen*“ oder „*mal*“ statt „*einmal*“. Oder „*Sie hatte so'n dicken Bauch nach dem Essen von zwei Tellern Suppe*“ – „*'ne Banane*“ – „*kommste*“.
- ☞ Syntaktische Fehler werden weitgehend nicht korrigiert, so dass die Satzform beibehalten wird. Zum Beispiel: „*Bin ich mit Bus gefahren.*“
- ☞ Grammatische Fehler werden weitgehend nicht korrigiert. Zum Beispiel: „*Viktoria geben mir gestern das Tüte voller frischer Lebensmittel.*“
- ☞ Die Interpunktion erfolgt nach bestehenden Konventionen.
- ☞ Wort- und Satzabbrüche werden mit einem Schrägstrich dargestellt: /
 - Wortabbruch: „... *er hatte häufi/ immer* ...“
 - Satzabbruch: „...*Man kann sagen/ Eigentlich mache ich das nicht gerne* ...“
 - Teil-/Nebensatzabbruch: „*Ich kaufe das, was/ wozu ich Lust habe* ...“
- ☞ Stottern wird nicht erfasst; Wortdoppelungen werden transkribiert. Zum Beispiel: „*Die die Arbeit ist sehr, sehr anstrengend.*“
- ☞ Kurze Pause wird durch ein Auslassungspunkt in Klammern (.) dargestellt. Längere Pausen werden durch Zahlen in Klammern dargestellt. Zum Beispiel: *3 Sekunden* = (3)
- ☞ Keine Transkription von verständnissignalisierenden zustimmenden/verneinenden Äußerungen der nicht sprechenden Person. Zum Beispiel „*mhm, aha, ja, genau, ähm*“. Diese Äußerungen werden hingegen transkribiert, wenn eine Antwort ausschließlich aus diesen Äußerungen besteht und sonst Nichts weitergesagt wird.
 - Zustimmung wird mit „*hmm*“ und

- Verneinung mit „mh-mh“ gekennzeichnet.
- ☞ Begriffe, die von der befragten Person besonders betont werden, werden durch Unterstreichungen markiert. Zum Beispiel: „Ich habe wirklich Hunger.“
- ☞ Laut gesprochene Begriffe werden fett hervorgehoben. Zum Beispiel: „**Nein**, das esse ich nicht!“
- ☞ Leise gesprochene Begriffe werden durch Sternchen hervorgehoben. Zum Beispiel: „*Nöö*, ich traue mich nicht.“
- ☞ Kombination von Transkription und Deskription. Nonverbale Äußerungen und Merkmale, die das Gesagte unterstützen oder verdeutlichen, werden in eckige Klammern gesetzt „[Befragte holt tief Luft.]“ Aber nicht nur paraverbale Merkmale (z. B. Luftholen, Räuspern) werden beschrieben, sondern auch Handlungen und Bewegungen. Zum Beispiel: „[Befragte niest, indem sie sich die Nase mit der linken Hand zuhält.]“
- ☞ Lachen wird durch ein @-Zeichen dargestellt: „@“:
 - Dauer des Lachens wird in einer runden Klammer in Sekunden angegeben. Zum Beispiel: „@(4)@“.
 - Lachend gesprochener Text wird mit zwei @-Zeichen dargestellt. Zum Beispiel: „@(Das stimmt)@“.
- ☞ Es wird während des Transkribierens übersetzt. Dabei wird textnah (eng am Original) neutral und objektiv übersetzt, um die Authentizität des gesprochenen Wortes zu erhalten. Übersetzte Begriffe bzw. Sätze werden mit einem Pluszeichen kenntlich gemacht. Zum Beispiel: „+Das mache ich jeden Tag+.“ Qualität der Übersetzung wird durch Abgleichung der Übersetzung mit Video- und Audioaufnahmen und auch der Rückübersetzung gesichert.
- ☞ Anmerkungen des Transkribierenden zum besseren Verständnis des Inhaltes werden in geschwungene kursive Klammern gesetzt. Zum Beispiel: „{Befragte meint damit sich selbst}.“
- ☞ Störungen werden in runde Klammern mit einer Raute gesetzt. Zum Beispiel: „(#Telefon der Befragten klingelte#).“
- ☞ Unverständliche Wörter werden mit einem Fragezeichen in runden Klammern versehen. Zum Beispiel: „(pas?)“

Anhang 8: Regeln zur einheitlichen Schreibweise

- ☞ Abkürzungen werden ausgeschrieben. Zum Beispiel: *Meter, Kilogramm*
- ☞ Zeichen werden ausgeschrieben. Zum Beispiel: *Prozent* oder *Gramm* anstelle von % oder *g*
- ☞ Kleinschreibung von Anredepronomen der zweiten Person („*du*“ und „*ihr*“)
- ☞ Großschreibung von Höflichkeitsanrede-Pronomen („*Sie*“ und „*Ihnen*“)
- ☞ Darstellung von Zahlen:
 - Zahlen von „*null bis zehn*“ werden mit Namen ausgeschrieben, größere Zahlen werden in Ziffern geschrieben (*11, 12, etc.*).
 - Keine Ausschreibung von Hausnummern, Seitenzahlen, Telefonnummern, Kontonummern, Datum: „*Seite 11*“; „*Strandstraße 3*“
 - Dezimalzahlen und mathematische Gleichungen werden als Ziffern dargestellt: „*4 + 5 = 9*“ und „*3,5*“.
- ☞ Großschreiben von Einzelbuchstaben. Zum Beispiel: „*B wie Berta*“.
- ☞ Wenn bei dem Interview wörtliche Rede zitiert wird, wird das Zitat in Anführungszeichen gesetzt: Zum Beispiel: *Ich sagte meiner Freundin: „Da hast du aber Glück gehabt.“*

Quelle: *Dresing und Pehl (2015)*

Anhang 9: Beispiel für ein Transkript

Befragter Nr. 8 – Hr. Dries

[...]

526 I: Und was ist dann deine Muttersprache? Du meintest: „Warum sollte ich nicht Deutsch sprechen können?“ Ist Deutsch deine Muttersprache? Ist Russisch deine Muttersprache?
[Befragter unterbricht Interviewerin.]

527 B8: Ist ein bisschen schwer zu sagen, nee. Das ist genauso wie mit der Heimat. Was sagt denn Heimat aus? Heimat ist entweder das, wo du geboren bist, wo du am längsten gelebt hast oder deine Angehörigkeit. Dann habe ich drei. Geboren in Kasachstan, gelebt in Usbekistan, von der Nationalität Deutscher. Muttersprache ist auch so ein bisschen schwer zu sagen, nee. Das ist/ Die hat man ja auch Zuhause. Weiß nicht, kennst du vielleicht auch. Mit Sina {Ehefrau des Befragten} untereinander reden wir auf Russisch. Ganz besonders über die Sachen, die die Kinder nicht unbedingt mitkriegen sollen. Aber wenn es jetzt nichts Geheimnisvolles ist oder Sonstiges, dann spricht man halt automatisch wieder auf Deutsch, nee. Das ist so ganz komisch. Also das ist teils, teils. Welche Muttersprache das jetzt ist, kann ich dir echt nicht sagen.

528 Und Heimat? Was wäre das dann? Weil du den Begriff gerade auch/ [Befragter unterbricht Interviewerin.]

529 B8: Kann ich auch nicht sagen. Das ist auch. Da hat/ hatten wir mal in der Schule halt dieses Thema und ich kann darauf antworten/ Ich sag jetzt mal Deutschland. Jetzt hab ich nun mal/ Vor fast 20 Jahre sind wir jetzt halt in Deutschland. Geboren bin ich in Kasachstan. Usbekistan, ok. Zu damaligen Zeit, wo ich zur Schule gegangen bin, war die letzte Zeit Usbekistan. Und das ist jetzt auch schon lange vorbei. Jetzt bin ich schon länger in Deutschland. Geboren in Kasachstan, ok. Mein Gott, das waren dann zwei, drei Jahre, wo ich da gelebt hab. So vier Jahre. Das ist dann auch schon vorbei. Ich denke jetzt kann man auch sagen langsam Deutschland. Die Kinder sind auch hier geboren. Ich denke mit dem Thema kann man auch abschließen.

530 I: Ok. (.) Meine letzte Frage eigentlich für heute. (.) Gibt es Wünsche bei dir für die Zukunft? Die du dir für dich, deine Familie, für deine Kinder dir wünschst?

531 B8: (2) Reichtum und Gesundheit, gell? @ (2) @. (.) Ja, Standardsachen, nee. Alles Gute. Hauptsache die {eigene Kinder} sollen gesund werden, bleiben. Alt werden. Super alt werden. Es besser haben als wir. Werden die {die Kinder des Befragten} wahrscheinlich auch. Die werden ja nicht die Probleme haben mit der Umsiedlung und, und, und, nee. (.) Ja, nur das Positive.

532 I: Können die Kinder Russisch?

533 B8: Nein. Kira {Tochter des Befragten} kann so verstehen, einiges, weiß sie auch nicht sollte @ (3) @. Verstehen ja. Reden so ein paar Wörter. Aber dieses ganz doller Gebrochene. Weil von Anfang an wurde mit beiden auf Deutsch gesprochen. Nee. Weil für uns beide wichtiger, dass die dann die deutsche Sprache eher beherrschen. Sei es im Kindergarten, Schule. Dass die nicht erst dann die deutsche Sprache anfangen müssen. Wäre auch Blödsinn, (.) finde ich.

534 I: Genau. (.) Ja.

535 B8: Hatten wir ja selber gehabt. Weiß ich nicht, hattest du das nicht? Wie alt warst du da?

536 I: Ich kam mit sechs Jahren. Aber ich musste auch komplett Deutsch lernen. Komplet in der ersten Klasse.

[...]

Anhang 10: Initiierte Textarbeit

Befragte B1 – Fr. Reich

FORMALE Struktur

- ★ Länge des Textes: **16.280 Wörter**/ 101.42 Zeichen (mit Leerzeichen)
- ★ Welche (auffälligen) Worte werden verwendet? Gibt es zentrale Begriffe?
 - * Nein
- ★ Welche Sprache wird benutzt?
 - * Einige russische Ausdrücke während des Interviews
 - * Hauptsprache im Interview ist Deutsch
 - * Großer Wortschatz, auch viele Fremdwörter; geflügelte Worte – Redewendungen: diese sind jedoch nicht immer korrekt wiedergegeben.
- ★ Länge der Sätze:
 - Kurze, abgehackte Sätze mit wenigen Adjektiven
 - Sätze bestehen häufig aus aneinander gereihten Worten

INHALTLICHE Struktur

- ★ Befragte ist stolz auf ihre Deutschkenntnisse; aber Selbstüberschätzung, was Deutschkenntnisse anbetrifft; viele grammatische Fehler; Deutschkenntnisse sind noch nicht perfekt.
- ★ Viele Wortabbrüche, Satzabbrüche
- ★ Befragte unterbricht häufig die Interviewerin
- ★ Befragte weicht gelegentlich den Fragen der Interviewerin aus
- ★ Befragte braucht manchmal Anstoß zum Erzählen
- ★ Schweigen ist unangenehm für die Befragte; sie kann aber längere Sprechpausen aushalten
- ★ Spricht recht leise
- ★ Normale Sprechgeschwindigkeit
- ★ Hände häufig unter dem Tisch
- ★ Wechselnde Sitzposition: mal nach vorne mal nach hinten in den Stuhl gelehnt

Thematische Auffälligkeiten

- ★ Befragte artikuliert viel mit ihren Händen bzw. erklärt bestimmte Sachverhalte gerne mit Handbewegungen, wenn sie nicht die passenden Worte findet
- ★ Kauf von Lebensmitteln mit abgelaufenem Mindesthaltbarkeitsdatum: Nicht, weil sie Lebensmittel retten möchte, sondern weil diese günstiger sind
- ★ Großes Interesse fürs Kochen
 - * Großes Interesse für Suppen
 - * Unterschiedliche Bezeichnungen für unterschiedliche Gerichte, z. B. *Chrustiki*, *Krebel*, *Hworost* → *schwierig durchzublicken, was die Befragte genau meint*
- ★ Befragte kauft Schweinefleisch, weil es günstiger ist; Rindfleisch ist zu teuer

- ★ Die Aussage aus der Forschung: „Ältere Aussiedler sind armutsgefährdeter als junge Aussiedler“ scheint zu stimmen. Der Befragten bleibt am Ende des Monats nicht viel Geld
- ★ Sichtverpackungen werden von der Befragten bevorzugt: Diese lassen erkennen, welches Lebensmittel sich vor der Befragten befinden (Balance activ wird nicht ausgewählt, weil der Befragten aus der transparenten Verpackung ersichtlich ist, wie das Brot aussieht) → Optik zählt
- ★ Wertschätzung der deutschen Medizin/des deutschen Medizinsystems
- ★ Traditionsverwurzelt
- ★ Gastfreundlich
- ★ Stolz auf ihre Kinder
- ★ Befragten ist es wichtig, dass die Interviewerin versteht/sieht, dass sie und ihr Mann in einfachen Verhältnissen leben

MEMOS

Absatz	Memotext
15	<ul style="list-style-type: none"> - Preis ist ein wichtiges Einkaufskriterium - Lebensmittel mit kurzem MHD werden auch gekauft
39	Der Preis ist ein wichtiges Kriterium beim Einkaufen der Lebensmittel.
43	Geringer Fleischanteil wegen Umweltschutzes oder wegen des geringen Budgets fürs Essen?
53	<ul style="list-style-type: none"> - Strom sparen: Nicht unbedingt um die Umwelt zu schonen, sondern um Geld zu sparen - Kinder, insbesondere der Sohn, versorgt die Eltern mit unterschiedlichen Sachen, weil dieser gut bzw. besser verdient
59	Einflussfaktoren bei der Zubereitung: <ul style="list-style-type: none"> - Zeitfaktor - Keine aufwendige Zubereitung - Zutaten und komplette Speise dürfen nicht zu teuer sein.
61	Wichtige Aspekte bei der Zubereitung von Speisen: <ul style="list-style-type: none"> - Tradition - Bekanntes, worin sie Übung hat - Andere Personen können gerne neue Speisen mitbringen/zubereiten, solange die Befragte diese nicht unbedingt selbst zubereiten muss
65	<ul style="list-style-type: none"> - Nähe zu den Einkaufsstätten ist ein wichtiges Einkaufskriterium - Interviewerin wollte eigentlich auf Regionalität hinaus.
89	<ul style="list-style-type: none"> - Entfernung zu den Einkaufsstätten ist wichtig - Preis ist kein zu vernachlässigter Faktor
111	Der russische Laden ist für die Befragte zu teuer. Dennoch gefällt ihr dieser, weil die Lebensmittel an früher, die Kindheit, erinnern. Aber der Laden wird nicht häufig aufgesucht. Bei einem höheren Budget wäre denkbar, dass die Befragte häufiger diesen Laden aufsucht.
115	Spontankauf auch möglich.
127	<ul style="list-style-type: none"> - Bewährte Lebensmittel werden neuen Lebensmitteln vorgezogen - Nicht unbedingt für neue Produkte offen bzw. bei neuen Lebensmitteln besteht noch eine Hemmschwelle
133	Eindruck entsteht, dass die Befragte die Meinung vertritt, dass erst dann bestimmte Lebensmittel nicht gegessen werden sollen, wenn sie nicht vertragen werden oder wenn bestimmte Erkrankungen bei einem bestehen.

170	<ul style="list-style-type: none"> - Überflüssiges bzw. alles, was nicht auf dem Zettel steht, sollte nach Möglichkeit nicht gekauft werden. - Das Budget für Lebensmittel ist knapp kalkuliert. - Spontankäufe sind nicht häufig.
172	Das Einkaufen an sich wird als eine Verpflichtung gesehen. Mit Spaß hat es wenig zu tun.
188	<ul style="list-style-type: none"> - Der Vollkornanteil im Brot und/oder das Einfärben mit Zuckercouleur führen dazu, dass der Befragten dieses Brot alt erscheint. - In Russland/Sowjetunion gab es fast ausschließlich weißes Brot.
216	Der Gesundheitsaspekt der Lebensmittel ist kein wichtiges Einkaufskriterium.
240	Filinchen Abendbrot hat nach Meinung der Befragten weniger Kalorien als Filinchen Abendbrot. → Das stimmt sogar. Aber der Unterschied beträgt 2 Kilokalorien.
248	Erweiterte Kennzeichnung ist kein Entscheidungskriterium bei der Auswahl eines Lebensmittels.
250	<ul style="list-style-type: none"> - Portionsangabe nicht beachtet - Vergleich ist ohne das Umrechnen auf eine einheitliche Größe bei beiden Produkten nicht möglich!
290	<ul style="list-style-type: none"> - Es entsteht der Eindruck, dass die Befragte jegliche Schuld von sich abweist. - Ihr ist die Kennzeichnung nur nicht aufgefallen, weil sie keine Zeit hatte, intensiver darüber nachzudenken.
322	Eine objektive Bewertung ist nicht möglich, weil die Befragte sich noch nie vorher mit der Kennzeichnung auseinandergesetzt hat. Das heißt, wenn jemand sich vorher nicht viele Gedanken macht, dann kann er/sie es auch schlecht bewerten. Eine vorherige Auseinandersetzung ist hingegen notwendig.
404	Warum betont die Befragte, dass sie Zucker und nicht Süßstoffe nimmt?
450	Aufgrund der selbst wahrgenommenen nicht ausreichenden Sprachkenntnisse hat die Befragte Angst, sich bei einem Sportverein anzumelden bzw. ein Sportzentrum aufzusuchen. → Vermutung: Aussiedler sind eine ängstliche Gruppe aufgrund ihrer Geschichte (Sowjetunion: Deportation; Zwangsarbeit; Diskriminierung; Ächtung)
455	Bewegung/Sport nicht gerne allein – Begleitung ist notwendig → nicht genügend Mut allein etwas zu machen
464	Die Einsicht besteht schon, dass viel „herumliegen“ nicht „gesund“ oder „gut“ sein kann → also das wenig Bewegung nicht von Vorteil ist
515	Rote Beete: → War und ist ein wichtiges Grundnahrungsmittel → Geschmackskonservierung
570	Anderes Verständnis von „Bio“ als die autochthonen Deutschen /einheimische Deutsche
617	Es besteht kein Bedarf an zusätzlichen Informationen zu Ernährungs- und Gesundheitsthemen bei der Befragten.

Anhang 11: Codierregeln

1. Für die Kategorienentwicklung und -benennung wird ein gemischt deduktiv-induktives Vorgehen gewählt (vgl. Kühn und Witzel 2000; Mayring 2010).
2. Ein Kategoriensystem wird angelegt. In diesem Kategoriensystem wird jede Kategorie explizit und präzise definiert und es werden Regeln aufgestellt, wann und unter welchen Umständen dieser Kategorie eine Textstelle zugeordnet werden soll (vgl. Diekmann 2008, S. 589; Kuckartz 2012, S. 63; Mayring 2002; Rustemeyer 1992, S. 92).
3. Für diese Kategorienexplikation (Erstellung des Kategoriensystems) werden folgende drei Schritte gewählt: Benennung, Explikation und Beispiel geben (Ankerbeispiele) (vgl. Kuckartz 2012, S. 63; Rustemeyer 1992, S. 93).
4. Jede Kategorie besitzt eine Kennziffer.
5. Die Codierung soll nicht zu ausdifferenziert und umfangreich sein. Die Kategorien sollen nur so viel wie nötig und so wenig wie möglich ausdifferenziert werden (vgl. Kühn und Witzel 2000, S. 11; Möser et al. 2011). Es erfolgt eine Differenzierung in Oberkategorien und dazu gehörenden Unterkategorien.
6. Oberkategorie hat keine Einträge bzw. zugeordnete Textstellen (ist inhaltlos), wenn sie Unterkategorien unter sich hat. Wenn sie jedoch keine Unterkategorien unter sich hat, dann enthält sie Einträge bzw. zugeordnete Textstellen. Die Unterkategorie enthält immer Einträge bzw. dieser werden Textstellen zugeordnet (ist inhaltvoll). Unterkategorien ergänzen, füllen und konkretisieren die Oberkategorien (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 73).
7. Ober- und Unterkategorien sind so zu wählen, dass eine Unterscheidung der Einzelfälle möglich ist. Ziel ist das Herausarbeiten von Varianz und Heterogenität (vgl. Kelle und Kluge 2010, S. 73f.).
8. Kategorien untereinander sollen sich weitgehend ausschließen (vgl. Rustemeyer 1992, S. 108). Insbesondere die Unterkategorien einer Oberkategorie sollen sich ausschließen. Eine Textstelle darf mehreren Unterkategorien zugeordnet werden, wenn diese unterschiedlichen Oberkategorien zugerechnet werden (vgl. Rustemeyer 1992; Kühn und Witzel 2000, S. 12).
9. Textstellen, die nicht oder schwer einer Kategorie zugeordnet werden können, fallen unter die Kategorie „Sonstiges“ einer Oberkategorie (vgl. Rustemeyer 1992, S. 104).

10. Eine neue Kategorie entsteht erst dann, wenn diese in mindestens zwei Interviews vorkommt. Anderenfalls fällt diese Textstelle unter die Unterkategorie „Sonstiges“ einer Oberkategorie.
11. Wie viele Worte eine Textstelle enthalten soll, wird nicht festgelegt. Die Textstelle sollte jedoch so groß sein, dass diese auch außerhalb des Sinnzusammenhanges unmissverständlich ist (vgl. Kuckartz 2012, S. 82).
12. Die zu codierenden Textstellen sollen aber nicht zu groß gewählt werden, damit diese weitgehend widerspruchsfrei zu den Kategorien des Kategoriensystems zugeordnet werden können (vgl. Rustemeyer 1992)
13. Die Textstellen auch nicht zu klein wählen, damit künstlich nicht zu viele Daten geschaffen werden (vgl. Rustemeyer 1992)
14. Die Interviewerfrage wird mitcodiert, wenn die zu codierende Textstelle für sich allein nicht hinreichend verständlich ist (vgl. Kuckartz et al. 2008, S. 39; Kuckartz 2012, S. 82).
15. Fakteninformationen, die mehrmals genannt werden, werden nur bei der ersten Nennung codiert. Wenn z. B. ein Befragter dreimal im Interview erwähnt, dass er jedes Jahr im Garten Urlaub macht, dann wird diese Textstelle nur bei der ersten Nennung codiert. Subjektive Sichtweisen, Motive, Einstellungen werden hingegen bei jeder Nennung codiert (vgl. Kuckartz et al. 2008, S. 39).
16. Das Kategoriensystem soll erschöpfend und saturiert sein (vgl. Kuckartz 2012, S. 61; Rustemeyer 1992, S. 104)
17. Es werden Memos erstellt. Diese sollen zur Fixierung der eigenen ersten Interpretation und der Dokumentation von Auffälligkeiten, Ideen, offenen Fragen und Hypothesen während des Codierungsprozesses dienen. Diese Memos können auch Notizen aus Vorarbeiten zu dieser Thematik enthalten (vgl. Kuckartz 2010, S. 133; Kühn und Witzel 2000, S. 25)
18. Es erfolgt ein Probecodieren an 3 Interviews. Dies dient der Testung des Kategoriensystems (vgl. Kuckartz 2012, S. 81).

Anhang 12: Ausschnitt aus dem Kategoriensystem

Kategorie	Definition	Ankerbeispiel	Codierregeln/Abgrenzung
K15 Migration und Integration			
K15.1 Einreise	Schließt alle Textstellen mit ein, die Informationen zu der Einreise nach Deutschland geben; u. a. Erwartungen an Deutschland, Schwierigkeiten, Probleme, Empfinden.	Hr. Michels: <u>Ja, ja</u> [Befragter nickt.] ich hab gutes Gedächtnis. Also Erinnerungen habe ich viele. (.) Es war mehr ein Abenteuer natürlich. (.) Und es gibt <u>mehr positive Sachen</u> als <u>negative</u> mit, mit der Zeit, was ich auch gewonnen hab [Befragter nickt]. Ich find das hier <u>toll</u> , weil du hast <u>gute Ärzte</u> . Du hast/ bist versichert. (.) <u>Wenn du gar nichts mehr hast</u> , kriegst du noch Unterstützung. Und [Befragter nickt.] ja. (666)	Bezieht sich sowohl auf die Einreise an sich als auch die erste Zeit in Deutschland.
K15.2 Migrationshintergrund: Selbstdefinition	Unter diese Kategorie fallen alle Äußerungen, die aufzeigen, wie die Befragten sich selbst aufgrund ihres Migrationshintergrundes sehen. Das heißt, wie sich selbst bezeichnen bzw. genannt werden möchten.	Fr. Reich: Deutsche. I: Deutsche. Fr. Reich: (.) <u>Egal, ob die Sprache</u> so ist, egal {Befragte meint damit, auch wenn die deutsche Sprache nicht immer verstanden wird, ist es kein Ausschlusskriterium}. Aber trotzdem. <u>Von Gefühl, von zu Hause, ja</u> . (637–639)	Unter diese Kategorie fallen keine Textstellen, in den andere Personen einen bestimmten Status den Befragten zuschreiben.
K15.3 Migrationshintergrund: Definition der Anderen	Diese Kategorie umfasst alle Anschauungen, die verdeutlichen, wie andere Personen die Befragten von ihrem Migrationshintergrund sehen bzw. titulieren.	Oder irgendwann war für mich/ Stand irgendwann <u>fest</u> , nach einem <u>langen Prozess</u> (.) Wer möchtest du/ Ich bin Katharina. Wie möchtest du mich sehen? So. Das ist so/ <u>Ich hab mich</u> gefunden und hab gesagt: „Ok“/ (.) <u>Es gibt/</u> Für mich war es schwierig zu/ Ich muss dazu sagen, ich bin in einem deutschen Dorf groß geworden. Das heißt, ich hab Altdeutsch gesprochen und <u>da</u> war ich halt <u>die Faschistin</u> und hier bin ich die Russin. [...] (Fr. Krieger:258)	Nicht codiert wird, wie Befragte sich selbst betiteln wollen.

<p>K15.4 Migrationshintergrund: Diskriminierung/Benachteiligung</p>	<p>Bezieht alle Aspekte der empfundenen Diskriminierung/Benachteiligung in Deutschland aber auch im Herkunftsort ein; sei es von Nachbarn, Kollegen, Ämtern oder anderen Personen.</p>	<p>Nein. Also hab ich <u>auch</u> vor einem halben Jahr mal drüber nachgedacht. Da hatte ich einen Kurs über Rechtsextremismus gehabt. (.) War <u>nie</u> irgendwie so was. Also jetzt <u>aufgrund meiner Herkunft</u> hatte ich <u>nie</u> irgendwelche Schwierigkeiten oder Ausgrenzungen. Also so was hab ich (.) zum Glück nie erfahren müssen. [Befragte lächelt.] (Fr. Fehmke:500)</p>	<p>Codiert wird die Wahrnehmung von Stigmatisierung und wie damit umgegangen wird, sofern Befragte sich damit auseinandersetzen.</p>
<p>K15.5 Soziale Kontakte</p>	<p>Es werden alle Textstellen codiert, die aufzeigen, zu welcher/welchen Personengruppe(n) sozialer Kontakt besteht: zu Einheimischen, Personen mit bestimmten Migrationshintergrund.</p>	<p>Nein, nein, ich hab, ich hab auch/ (.) <u>Auch deutsche Freunde</u>. (3) <u>Hatte ich immer</u>. Aber ich hab das immer getrennt. Also ich hatte in der Schule meine deutschen Freunde, mit denen man sich auch privat getroffen hat. <u>Aber ich hatte auch</u> meine russischen Freunde. Aber die wurden <u>nie zusammen gebracht</u>. Sondern das waren immer zwei Freundeskreise, ja. (Fr. Fehmke:472)</p>	<p>Soziale Kontakte im geografischen Herkunftsland werden ebenfalls codiert, sofern diese von den Befragten genannt werden.</p>
<p>K15.6 Sprache: Erlangen der Deutschkenntnisse</p>	<p>Unter diese Kategorie fallen alle Äußerungen, die aufzeigen, auf welchem Wege Deutschkenntnisse erlangt wurden.</p>	<p>I: Also das heißt, Sie hatten auch in Kasachstan Deutsch als Unterrichtsfach?</p> <p>Fr. Schäfer: Ja.</p> <p>I: Wurde dann gelernt.</p> <p>Fr. Schäfer: Ja. (.) Nur ich hab das <u>bewusst</u> gewählt. Und er vielleicht aus Not, weil gibt´s/ gab´s nichts anderes. Und ich hab das wirklich bewusst gelernt. Was kann ich noch lernen. Natürlich Deutsch. Und deswegen hast du auch/ <u>Du wusstest</u>, dass du es nicht brauchst.</p> <p>I: Man weiß es nicht, genau.</p> <p>Fr. Schäfer: Ja. (382–387)</p>	<p>Codiert wird nicht, wenn die Deutschkenntnisse in der Familie erlangt wurden. Das heißt, wenn im geografischen Herkunftsland in der Familie Deutsch gesprochen wurde. Deutschkenntnisse, die in der Familie im geografischen Herkunftsland erlangt wurden, werden unter die Kategorie K15.8 gefasst.</p>

Anhang 13: Verwendete Produkte



Quelle: Filinchen (2022b)



Quelle: Filinchen (2022a)



Quelle: Filinchen (2022c)



Quelle: Harry Brot (2015)



Quelle: Harry Brot (2020)

Zusätzliches Produkt, welches nicht die erweiterte Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung trägt – **Brandt Zwieback laktosefrei**



Quelle: Brandt (2022)

Vergleich der verwendeten Produkte^{435 436}

	Portionsgröße	Brennwert (100 g)	Fett (100 g)	Davon gesättigte FS (100 g)	Kohlenhydrate (100 g)	Davon Zucker (100 g)	Salz (100 g)	Brennwert (Portion)	Fett (Portion)	Davon gesättigte FS (Portion)	Zucker (Portion)	Salz (Portion)
HARRY												
Harry Balance aktiv Sandwich	38 g	1089 kJ/259 kcal	6,0 g	0,6 g	39,0 g	3,5 g	1,3 g	98 kcal (5 %)	2,3 g (3 %)	0,2 g (1 %)	1,3 g (1 %)	0,5 g (8 %)
Harry Butter Toast	25 g	1125 kJ/266 kcal	3,7 g	2,5 g	48,3 g	3,9 g	1,1 g	66 kcal (3 %)	0,9 g (1 %)	0,6 g (3 %)	1,0 g (1 %)	0,3 g (5 %)

⁴³⁵ Der Vergleich wurde anhand der Ampelkennzeichnung farblich durchgeführt. Rot bedeutet, dass der Wert zu hoch ist. Gelb bedeutet, dass der Wert im mittleren (akzeptablen) Bereich liegt und grün bedeutet, dass der Wert niedrig ist. Die Ampelkennzeichnung mit den zu interpretierenden Werten ist weiter unten zur Veranschaulichung aufgeführt.

⁴³⁶ Die Werte beziehen sich auf die Nährwertkennzeichnungen, die sich im Jahr 2013 auf den jeweiligen Lebensmitteln befanden (vgl. Kapitel 4.3.1).

	Portionsgröße	Brennwert (100 g)	Fett (100 g)	Davon gesättigte FS (100 g)	Kohlenhydrate (100 g)	Davon Zucker (100 g)	Salz (100 g)	Brennwert (Portion)	Fett (Portion)	Davon gesättigte FS (Portion)	Zucker (Portion)	Salz (Portion)
FILINCHEN												
Filinchen Das Abendbrot Low Carb	1 Sch. á 5 g	1805 kJ/431 kcal	17 g	4,8 g	1,85 g	3,4 g	0,8 g	21,6 kcal (1 %)	0,85 g (1,2 %)	0,2 g (1 %)	0,17 g (0,2 %)	0,04 g (0,7 %)
Filinchen Ballaststoffe	1 Sch. á 5 g	1606 kJ/380 kcal	4 g	1 g	72 g	1 g	0,5 g	19 kcal (1 %)	0,2 g (0,3 %)	0,05 g (0,3 %)	0,05 g (0,05 %)	0,025 g (0,4 %)
Filinchen Mini Filinchen Kakao & Kokos	6 Sch. á 4,7 g (= 28,2 g)	1832 kJ/443 kcal	17 g	16 g	62 g	19 g	0,125 g	125 kcal (6 %)	4,8 g (7 %)	4,5 g (23 %)	5,4 g (6 %)	0,035 g (0,6 %)

Ampelkennzeichnung

Mach den Ampelcheck!
www.verbraucherzentrale-ampelcheck.de



verbraucherzentrale

Entlarven Sie Zuckerbomben und Fettfallen schon im Supermarkt!

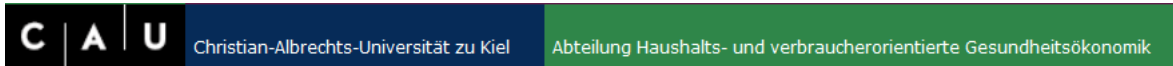
	gering	mittel	hoch
Fett	bis 3g	3-20g	über 20g
gesättigte Fettsäuren	bis 1,5g	1,5-5g	über 5g
Zucker	bis 5g	5-12,5g	über 12,5g
Salz	bis 0,3g	0,3-1,5g	über 1,5g

Getränke: Halbe Werte

Die Angaben beziehen sich auf 100g, NICHT auf eine Portion!

Quelle: Verbraucherzentrale Hamburg (2018)

Anhang 14: Informationen zum Interview



Informationen zu dem Interview

„Ernährungs-, Gesundheits-, und Einkaufsverhalten bei der deutschen Bevölkerung“

Liebe(r) Teilnehmer(in),

ich untersuche am Institut für Ernährungswirtschaft und Verbrauchslehre unter der Leitung von Professor Dr. Martin Schellhorn an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel das „Ernährungs-, Gesundheits-, und Einkaufsverhalten bei der deutschen Bevölkerung“ in Form von persönlichen Interviews.

Ich möchte Ihnen kurz Informationen zu dem Ziel und dem Ablauf des Interviews geben.

Ziel der Studie

Das Ernährungs-, Gesundheits-, und Einkaufsverhalten von Menschen ist vielschichtig und verändert sich. Viele Faktoren spielen hierbei eine Rolle. Dieses Verhalten zu verstehen und zu erklären ist eine große Herausforderung für die Wissenschaft. Untersuchungen mit Menschen mit unterschiedlichen kulturellen und sozialen Hintergründen, die von ihrer Lebenswelt und ihren Sichtweisen berichten, können dabei helfen, dieses Verhalten besser zu verstehen.

Vor diesem Hintergrund ist das Ziel der Interviews herauszufinden, wie Sie, liebe(r) Teilnehmer(in), persönlich beim Einkaufen von Lebensmitteln vorgehen und was Ihnen beim Einkaufen wichtig ist. Von Interesse ist für mich ebenso, wie Sie und ihre Familie sich ernähren. Dabei stellt sich mir die Frage, worauf Sie bei ihrer Ernährung Wert legen. Sind Sie mit ihrer Ernährung und den Lebensmitteln in Deutschland zufrieden? Des Weiteren ist für mich interessant, was für Sie „Gesundheit“ bedeutet. Ich möchte, dass Sie offen alles erzählen, was für Sie wichtig ist. Bei dem Interview gibt es keine richtigen und auch keine falschen Antworten, denn ich bewerte nicht, was Sie sagen. Sie bestimmen selbst, was Sie erzählen möchten. Mich interessieren Ihre persönlichen Erfahrungen und Sichtweisen.

Sie sind der der Experte in Ihrem Leben und ich bin auf Ihr Expertenwissen angewiesen, um zu erfahren, ob Ihre Interessen, Wünsche und Bedürfnisse berücksichtigt werden. So kann ich aufzeigen, inwieweit es nötig ist zu handeln und etwas zu verändern. Ebenso kann ich Handlungsempfehlungen für die Lebensmittelwirtschaft, das Gesundheitswesen und die Politik in Ihrem Sinne aussprechen.

Kann man etwas über die Ergebnisse dieser Befragung erfahren?

Zwischenergebnisse dieser Interviews kann ich Ihnen gerne beim Hinterlassen einer Kontaktadresse bei gegebener Zeit zukommen lassen.

Ablauf und Inhalt der Studie

Das Interview wird ca. 1–1 ½ Stunden dauern. Sie dürfen dabei die Zeit und auch den Ort für das Interview bestimmen (bei Ihnen Zuhause oder an einem anderen Ort). Nachdem alle organisatorischen und zusätzlichen Fragen geklärt wurden und Sie Ihr schriftliches Einverständnis sowohl zur Teilnahme an dem Interview als auch zum Datenschutz gegeben haben, wird das Interview starten. Ich allein werde Sie persönlich interviewen. Sie werden zunächst gebeten, einen Kurzfragebogen zu ihren persönlichen Angaben auszufüllen. Danach dürfen Sie von ihrem Einkaufsverhalten berichten. Während des Interviews werde ich Sie bitten, etwas zu ihrem Ernährungsverhalten und ihrem Gesundheitsverhalten zu berichten. Des Weiteren werde ich im Laufe des Interviews Ihnen einige Lebensmittel zeigen, die Sie bewerten dürfen. Die ganze Zeit wird eine Videokamera und ein Aufnahmegerät laufen, um das Interview aufzunehmen.

Freiwilligkeit und Anonymität

Die Teilnahme an dem Interview ist freiwillig. Außer mir wird keine weitere Person über Ihren Namen und die erhobenen Daten informiert werden. Alle Informationen, die ich im Rahmen des Interviews von Ihnen erhalten werde, werde ich absolut vertraulich behandeln, um ihre Privatsphäre zu wahren. Bei der Auswertung, Aufbereitung und der Veröffentlichung Ihrer Daten in wissenschaftlichen Zeitschriften und/oder Kongressen werde ich alles anonymisieren, so dass keine Rückschlüsse auf Sie, Ihre Familie oder andere Personen gezogen werden kann. Nach der Auswertung werden alle Informationen nach spätestens 5 Jahre komplett vernichtet. Bis dahin werden die Unterlagen sicher bei mir aufbewahrt.

Welchen Nutzen hat Ihre Teilnahme?

Sie tragen durch Ihre Teilnahme an dem Interview einen erheblichen Beitrag zur Erforschung des Ernährungs-, Gesundheits-, und Einkaufsverhaltens bei der deutschen Bevölkerung bei. Sie erhalten darüber hinaus für den zeitlichen und organisatorischen Aufwand für das Interview eine Aufwandsentschädigung in Form eines Gutscheins von dem Drogeriemarkt „Rossmann“ oder „dm“ in Höhe von 8,- Euro. Nach dem Interview haben Sie die Möglichkeit, an mich Fragen zu stellen (z. B. Fragen zu ihrer Ernährung).

Ich stehe Ihnen selbstverständlich jederzeit für Rückfragen zur Verfügung:

Nelli Betke

M.Sc./Diplom-Ökotrophologin

Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

Institut für Ernährungswirtschaft und Verbrauchslehre

Johanna-Mestorf-Str. 5

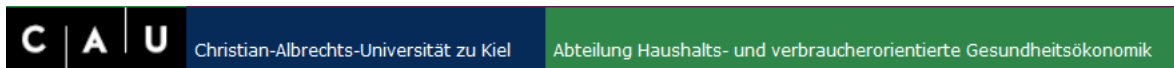
24118 Kiel

Tel. +49 431 880 4427 / +49 160 910 86528

Fax. +49 431 880 7308 / 5017

E-Mail: nbetke@food-econ.uni-kiel.de

Internet: <http://www.food-econ.uni-kiel.de>

Anhang 15: Einverständnis- und Datenschutzerklärung**Einverständniserklärung zur Teilnahme an dem Interview****„Ernährungs-, Gesundheits-, und Einkaufsverhalten bei der deutschen Bevölkerung“**

Ich erkläre mich hiermit **einverstanden** an dem Interview von Frau Nelli Betke (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) teilzunehmen.

Ich habe die Informationen über das Interview gelesen und verstanden. Alle aufgetretenen Fragen wurden mir verständlich und vollständig beantwortet. Ich hatte genügend Zeit, Fragen zu stellen und mich für oder gegen eine Teilnahme zu entscheiden und weiß, dass die Teilnahme freiwillig ist.

Ich habe eine Kopie des Informationsschreibens und der Einverständniserklärung erhalten.

Ort, Datum

Unterschrift des Teilnehmers

Unterschrift der Interviewerin

→ Bitte wenden

Einwilligungserklärung zum Datenschutz an dem Interview „Ernährungs-, Gesundheits-, und Einkaufsverhalten bei der deut- schen Bevölkerung“

Bei diesem wissenschaftlichen Interview werden persönliche Daten über Sie erhoben. Damit die Daten gespeichert und ausgewertet werden können, brauche ich von Ihnen eine freiwillige Einwilligung zum Datenschutz.

Ich erkläre mich hiermit **einverstanden** an der audiovisuellen Aufzeichnung meiner persönlichen Daten von Frau Nelli Betke (Christian-Albrechts-Universität zu Kiel) und der späteren elektronischen Auswertung.

Mir ist bekannt, dass meine persönlichen Daten ausschließlich für wissenschaftliche Zwecke verwendet werden und nicht an Dritte weitergegeben werden. Alle Auswertungen und Veröffentlichungen werden mit anonymisierten Daten erfolgen.

Ich habe eine Kopie dieser Einwilligungserklärung erhalten.

Ort, Datum

Unterschrift des Teilnehmers

Unterschrift der Interviewerin

Anhang 16: Beispiel für ein Postskript von der Befragten B1 – Frau Reich

Hintergrund			
	Befragte/r:	Nr.	1
		Anonymisierter Name:	Anna Reich
		Alter:	65 Jahre
		Anonymisierter Herkunftsort:	Nowosibirsk, Russland (Großstadt)
		Wohnort:	Kiel, Stadtteil Gaarden
	Interviewer/in:	Name:	Nelli Betke
	Interview:	Ort:	Kiel, in der Wohnung der Befragten
		Wochentag:	Mittwoch, 15.01.2014
		Zeit:	15.00 Uhr
		Dauer:	Hauptgespräch: 1 Stunde und 46 Minuten
			Vor- und Nachgespräch: 1 Stunde und 55 Minuten
Kontakttherstellung (persönlich/über Dritte ...)	<ul style="list-style-type: none"> * Vermittlung über eine Integrationsbeauftragte von der AWO Kiel (Telefonnummer von der Befragten) * Terminabsprache persönlich am Telefon 		
Wohnumfeld/Wohnlage/Wahl des Interviewraumes	<ul style="list-style-type: none"> * Lage: Stadtteil Gaarden: Stadtteil, in dem viele Migranten unterschiedlicher Kulturen leben; Restaurants, Friseursalons, Geschäfte, Gesundheitswesen (Apotheken, Ärzte) etc. speziell auf die Migranten abgestimmt. Insbesondere viele mit türkischem Migrationshintergrund wohnen hier. * Wohnung: 2-Zimmer Wohnung in einem Mehrfamilienhaus (3 Stockwerke): wohnen hier seit der Einreise 2006 * Befragte: 1. Stockwerk * Treppenhaus etwas heruntergekommen: Putz blättert ab * Wohnung schlicht eingerichtet, aber alles Notwendige vorhanden * Interviewraum: Wohnzimmer: Befragte am Schreibtisch; Interviewerin auf dem Sofa nahe dem Bürotisch; kein Couchtisch oder Esstisch. <i>Wo werden Gäste bewirtet?</i> * Viele „russische“ Elemente in der Wohnung * Raum für das Nachgespräch: Küche; Befragte findet die Küche zu klein 		
Ein- druck/Erscheinungsbild der/des Befragten (Kleidung, Auftreten ...):	<ul style="list-style-type: none"> * Gepflegte Person * Braune Haare; gefärbt? * Achtet auf ihr Äußeres; akkurat gezupfte Augenbrauen * Lilafarbener Hausanzug * Offene, gastfreundliche und nette Person * Gebildet * Herzlicher Empfang an der Eingangstür * Lascher Händedruck * Zuhause: Hausschuhe; auch für Interviewerin 		

Beschreibung (äußeres Erscheinungsbild) und Selbstwahrnehmung (Welche Gefühlsbeziehungen zu der/dem Befragten; von etwas irritiert; an etwas erinnert?) der Interviewerin:	<ul style="list-style-type: none"> * Kleidung: beiger Wollpulli, braune Cordhose, offene Haare; nicht extra „hübsch“ gemacht * Hauptgespräch nicht anstrengend empfunden * Irritation: Befragte hatte Phasen, bei denen sie gesprächiger und weniger gesprächiger war; konnte manchmal dem Blick der Interviewerin nicht standhalten. Schweigen war ihr unangenehm, blickte runter. * erinnert: keine Erinnerung * Gefühlsbeziehung: nette und lockere Atmosphäre, aber dennoch manchmal unangenehm bzw. unbeholfen
Handlungsverlauf beim Aussuchen des „gesünderen“ Produktes:	<ul style="list-style-type: none"> * Befragte entscheidet sich zunächst gegen ein Produkt (Mini Filinchen Kakao & Kokos) und erst nach dem Nachfragen seitens der Interviewerin für ein „gesundes“ Produkt * Befragte entscheidet sich schlussendlich für Filinchen Abendbrot, weil es trockener als die andern vier Produkte ist. * Wieso es das gesündere Produkt ist, erfährt die Interviewerin erst dann, als sie nachfragt.
Gesprächsverlauf (stockend/fließend ...), Sprache, Sprachform, Sprachmodus, Erzählform:	<ul style="list-style-type: none"> * Brauchte manchmal Anstoß zum Erzählen * Schweigen war unangenehm für Befragte * Geringe Lautstärke * Normale Sprechgeschwindigkeit * Teilweise vernetzte Erzählweise * Teilweise vollständige Sätze * Gesprächsverlauf nach dem eigentlichen Interview lockerer und fließender. Befragte taute mehr auf, erzählte von sich, ihrer Familie, das Leben und die Probleme in Russland und in Deutschland * Erzählform: weitgehendes Genre: Drama/Reportage; weitgehend linear, seltener sprunghaft
Situative Aspekte des Interviews: (soziale Umwelt, Ablenkung ...):	Keine Störungen
Inhalte des Gespräches vor dem Interview:	<ul style="list-style-type: none"> * Wann ist die Interviewerin nach Deutschland gekommen; * Wieso wird in der Familie der Interviewerin weniger Russisch gesprochen?
Inhalte des Gespräches nach dem Interview:	<ul style="list-style-type: none"> * Geldprobleme * Gesundheitliche Probleme * Ungerechtigkeit in Bezug auf die Anerkennung von Bildungsabschlüssen * Stolz auf die eigenen Kinder und deren bisherige erreichte Ziele
Wahrnehmungen über nonverbale Aspekte (Mimik, Gestik, Körperhaltung, Blickrichtung ...):	<ul style="list-style-type: none"> * Ruhig * Bedacht * Wenig Mimik * Keine Verschränkung der Arme * Blickkontakt häufig vorhanden, aber manchmal Blick nach unten
Schwerpunktsetzung des/der Befragten im Interview:	<ul style="list-style-type: none"> * Kein bestimmter Schwerpunkt * Wenig abgeschweift; tendenziell nur auf die Fragen geantwortet * Nachgespräch: Wichtig darüber zu erzählen, wie schwierig es

	in Russland und nach der Ankunft in Deutschland gewesen ist.
Spontane thematische Auffälligkeiten:	Keine Auffälligkeiten
Bereitschaft der/des Befragten, die Fragen zu beantworten:	Hohe Bereitschaft
Zuverlässigkeit der Angaben der/des Befragten:	Zuverlässig
Welche Fragen bereiteten dem Befragten Schwierigkeiten?	<ul style="list-style-type: none"> * Ernährung ist nicht wichtig, bzw. der Gesundheitsaspekt. * Preis ist das alleinige Auswahlkriterium bei der Lebensmittelwahl
Welche Fragen bereiteten dem Befragten Schwierigkeiten?	<ul style="list-style-type: none"> * Fragen zu den einzelnen Nährstoffen (insbesondere gesättigte FS) * Fragen zu der „Tönchen“-Kennzeichnung/erweiterten Kennzeichnung nach Vorbild der GDA-Kennzeichnung * Konnte nichts mit den Begriffen anfangen
Sonstiges/Eindrücke etc.	<ul style="list-style-type: none"> * Nicht damit gerechnet, dass das Interview so lange dauern wird; der Ausdruck „Oh mein Gott“ die ganze Zeit im Kopf herum geschworen. Wie werden die anderen Interviews ablaufen? * Mehr erfahren, als geplant gewesen ist * Aus welchem Grund hat sich die Befragte zum Interview eingelassen? * Nach dem Gespräch: In der Küche: Einladung auf Linsensuppe essen; Salat (Vinaigrette d. h. ein Rote-Beete Salat essen), Kaffee mit Milch (Milch wurde extra in der Mikrowelle aufgewärmt) und Pralinen. Explizit auf die Kaffeemaschine bzw. Kaffeefullautomat hingewiesen, den der Sohn zu Weihnachten geschenkt hat. Sohn bringt Pralinen (Lübecker Marzipan) mit, die sie sich nicht selbst leisten können. Eine große Frikadelle hat die Befragte extra im Kühlschrank für die Interviewerin aufbewahrt. Interviewerin muss ablehnen: Vegetarierin * Werde ich als Interviewerin diese einzigartige Gastfreundschaft bei den autochthonen Deutschen sehen und spüren?

Geldprobleme

- ★ „Wir gehen manchmal sogar zur Kieler Tafel, weil das Geld nicht ausreicht.“
- ★ „Mein Mann bekommt Rente aus Russland und in Deutschland Grundsicherung und ich bekomme auch etwas. Wir müssen sparen. Ich war schon in Russland so. Ich habe immer etwas zur Seite gelegt für schlechte Zeiten und das tue ich hier auch.“

Interesse an der Interviewerin

- ★ „Nelli, was ist Ökotrophologie?“
- ★ „Dich interessiert Ernährung. Mich hat immer Mathematik interessiert.“
- ★ „Nelli du hast einen schönen Namen. Nicht so wie meiner. Aber mein Name ist auch in Schweden üblich.“
- ★ Vegetarismus: „Nelli, du bist Vegetarierin? Aber wir Menschen sind doch keine Vegetarier. Das ist die Natur der Dinge.“
- ★ „Nelli, du sprichst nicht so viel Russisch wie wir.“ INTERVIEWERIN: „Wir sind 1991 nach Deutschland gekommen. Da war es nicht gern gesehen, dass man Russisch sprach.“ ...

BEFRAGTE: „Das ist hier so, wie in Russland: So wurden wir auch von den Russen behandelt.“ (*Unterdrückung der anderen Sprache bzw. andere Sprache sollte in der Öffentlichkeit nicht gesprochen werden*)

- ★ „Wie ist es bei deinen Eltern? Leben sie auch so schlicht wie wir? Kocht deine Mutter auch so einfach wie wir?“

Anerkennung als Deutsche

- ★ „Warum sind wir nicht Deutsche? Einmal hat ein junger Mann im Zug zu meiner Tochter gesagt, dass wir nicht richtige Deutsche sind.“
- ★ „Sie (die Deutschen) fragen doch immer nur, woher man kommt und nicht ob man Deutscher ist (z. B. beim Arzt).“
- ★ „Unsere Nachbarn unten beschwerten sich immer, wenn unser Enkel uns besuchen kommt. Letztens waren sie wieder da. Es war fünf Uhr nachmittags. Sie hatten kein Recht sich zu beschwerten. Es sind doch Kinder. Als die Nachbarn weg waren, habe ich geweint. So als wären wir keine Menschen. So behandeln sie uns.“

Aussagen zu Aussiedlern

- ★ „Warum wollen Aussiedler ein Haus haben. Eine Wohnung ist doch auch ok. Es reicht doch.“
- ★ „Aussiedler haben häufiger Diabetes, andere Erkrankungen als die Deutschen.“ (*Warum verwendet sie den Begriff „Deutsche“; ist sie nicht auch Deutsche? Also unterscheidet sie auch zwischen „Deutsche aus der ehemaligen Sowjetunion“ und den „autochthonen Deutschen“?*)

Lebensumstände/Leistungen

- ★ Hat viel Zeit; Rentnerin, langweilig Zuhause zu sitzen und nur „Hausfrau zu sein“
- ★ Befragte und ihr Mann gehen sich manchmal auf die Nerven; sitzen zu lange aufeinander
- ★ Mann hilft im Haushalt; sie kocht nur; kann nicht schwer heben nach dem Schlaganfall
- ★ Schlaganfall kam plötzlich und hat sie zurückgeworfen in der Planung bzw. in ihrer Beweglichkeit und ihren Lebensumständen
- ★ Bereitet sich auf Arzttermine immer vor: im Wörterbuch alle relevanten und notwendigen Worte nachschlagen
- ★ In der Apotheke: russischsprachige Ansprechpartnerin, aber auch deutschsprachige Ansprechpartnerin wird genutzt
- ★ Unterhält nur Kontakte zu Personen mit dem gleichen Migrationshintergrund
- ★ Wünscht sich Kontakt zu autochthonen Deutschen (früher bestand Kontakt zu einer autochthonen Deutschen (ältere Dame; aber diese ist bereits verstorben)
- ★ Weiß nicht, wie sie Kontakt zu autochthonen Deutschen knüpfen soll. Einmal wurde ihr angeboten, in die Kirche zu gehen bzw. sich einer kirchlichen Gruppe anzuschließen. Möchte sie aber nicht. „Kirche ist nicht so meins.“ Sportkurse als Kontaktadresse auch nicht möglich. Eingeschränkt aufgrund des Schlaganfalls. Sucht aber intensiv den Kontakt → Einladung an die Interviewerin: „Nelli komm doch vorbei!“
- ★ Gute Deutschkenntnisse: „Ich habe in Deutschland den Deutschtest B1 gemacht. (*Stolz auf ihre Leistung*). In Russland hat das Niveau A1 bei dem Sprachtest ausgereicht, um nach Deutschland zu kommen.“
- ★ Sehr zufrieden mit dem Gesundheitssystem in Deutschland. Ihr wurde eine teure Therapie bezahlt: „In Russland hätte mir keiner so etwas bezahlt. Aber hier in Deutschland bezahlen sie dir alles.“ Sie denkt, dass in Deutschland sehr gebildete Ärzte arbeiten, die immer laufen und in Bewegung sind, um einem zu helfen.
- ★ Ihr Vater kam nach dem 2. Weltkrieg aus Trudarmeja (Arbeitslager) → war krank, genau 9 Monate später wurde die Befragte geboren. Musste ihr ganzes Leben kämpfen, um gesund zu bleiben

- ★ In Russland: Fr. Reich musste im Winter aufs Internat, welches nur 8 Kilometer von Zuhause lag, gehen, weil es im Winter keine Verkehrsmittel gab, die sie befördern konnten. Im Sommer kein Internat
- ★ Der Ehemann stellte zunächst den Aufnahmeantrag auf seinen Namen; bestand nicht den Sprachtest und deswegen konnte die Familie nicht auf seinen Namen bzw. mit diesem Antrag ausreisen. Die Befragte stellte einen eigenen Antrag, schickte die Kinder zum Goethe-Institut und reiste zunächst nur mit den Kindern 2006 nach Deutschland, nachdem alle 3 den Sprachtest bestanden hatten. Holte nach 4 Monaten mit Hilfe des roten Kreuzes ihren Mann nach, aber nicht als Aussiedler, sondern Ausländer. Sagte: „Ich weiß heute selbst nicht, wie ich es hinbekommen habe. Ich konnte da ja noch nicht so gut Deutsch.“ Familie kam zunächst nach Friedland (heute einziges Aufnahmelager für (Spät-)Aussiedler in Deutschland) und dann nach Neumünster (Aufnahmeeinrichtung u. a. für (Spät-)Aussiedler). „Wir waren die einzige weiße Familie zwischen den Schwarzen.“
- ★ Stadtteil Gaarden gefällt der Befragten. Alles in der Nähe, Läden, Ärzte und die Innenstadt ist auch nicht weit; Mehrsprachige Apotheke

Bildung

- ★ Russland: Deutsche bekamen an der Universität immer eine Note schlechter, weil sie Deutsche waren
- ★ Legt Wert auf höhere Bildung: „Den Deutschen (autochthonen Deutschen) macht es nichts aus, dass ihre Kinder einen niedrigen Job machen. Zum Beispiel habe ich einen jungen Mann gesehen. Er sieht gut aus, aber arbeitet als Müllmann.“
- ★ „Meine Mutter hat immer gesagt: „Du musst immer klüger sein als deine Eltern.“ (Befragte ist strebsam, fleißig, lernte schnell Deutsch)
- ★ „Nelli, deine Schwestern könnten bestimmt auch schaffen auf eine Universität zu gehen.“ Es entsteht der Eindruck, dass nur „höhere Bildung“ was wert ist und eine Ausbildung nicht besonders hoch angesehen wird. (Die Schwestern der Interviewerin wollen aber nicht studieren, könnten es aber von ihrer Schulausbildung her.)

Familienverhältnisse:

- ★ Sohn ist 30 Jahre alt; Tochter ist älter: 33 Jahre
- ★ Sohn: noch nicht verheiratet, lebt in Hamburg und ist dort Bauingenieur (hat eine Stelle als Bauleiter bei einem Unternehmen in Hamburg einen Monat nach dem Integrationskurs in Kiel erhalten. Sein Studium wurde ihm komplett anerkannt. (Befragte ist stolz auf ihren Sohn)
- ★ Tochter: Pharmazeutin (in Russland studiert und 4 Jahre in diesem Job gearbeitet, aber nichts davon wurde in Deutschland anerkannt); musste von vorne beginnen. Studiert an der FH Kiel BWL (möchte nur Bachelor machen).
- ★ „Mein Enkel isst nicht viel. Meine Tochter hat ihn zu früh an Süßes gewöhnt.“
- ★ Enkel (Sohn der Tochter) ist 3 Jahre und 9 Monate alt. Er kann schon gut Russisch (wichtig, dass der Enkel auch Russisch kann)
- ★ Befragte und ihr Mann passen häufig auf den Enkel auf
- ★ Sowohl der Sohn, als auch die Tochter haben zum Lernen der deutschen Sprache im Goethe-Institut in Russland zum Bestehen des Deutschkurses Unterricht genommen.
- ★ Ehemann: kommt aus einer deutschen Familie. Hat in Russland nicht den Sprachkurs bestanden. Deswegen kam er nach Deutschland als Ausländer. Bekommt Rente aus Russland und in Deutschland Grundsicherung; Seine Deutschkenntnisse scheinen nicht gut zu sein (kurzes Telefonat der Interviewerin mit dem Ehemann)